Deutsche Monatsschrift

für Rußland

herausgegeben von

Alexander Eggers.

II. Jahrgang.

Reval, 1913.
Verlag der Deutschen Monatsschrift für Rußland.

Inhaltsverzeichnis.

Äckerle-Klau, Emsy: Carl Eitz und seine Schöpfung „Das Tonwort". (S. 270.)
A. H.: Gedichte. (S. 80.)
— — Ein Erinnerungsblatt. (S. 649.)
Andreas-Salomé, Lou: Lebende Dichtung. (S. 540.)
Baltische hauswirtschaftliche Frauen- und Lehrerinnenkurse. (S. 946.)
Behrsing, A.: Baltische Künstler in München. I. Rolf v. Hörschelmann. (S. 887.) II. Otto v. Kursell. (S. 973.)
— — Aus Turgenjews Jagdrevier. (S. 48.)
Benecke, Otto: Die Städteordnung in Polen vor dem Forum der gesetzgebenden Körperschaften. (S. 1059.)
v. Bodisco, A.: Über den ehemaligen Silberschatz der Nikolaikirche in Reval. (S. 69.)
— — Das Schloß Lohde in Estland. (S. 1083.)
Böttticher, Else: Berliner Theaterbrief. (S. 348.)
„ Mathilde: Baltische Landschaftsbilder (Gedichte). (S. 749.)
Bücherbesprechungen. Bang: Die Vaterlandslosen. (S. 94.) Bienemann: Aus vergangenen Tagen. (S. 569.) Th. v. Bodisco: Im Hause des alten Freiherrn. (S. 564.) Gregorovius: Wanderjahre in Italien. (S. 189.) Griebens Führer durch Petersburg. (S. 186.) Honold: Drachen und Luftballon. (S. 188.) Jahrbuch für bildende Kunst in den Ostseeprovinzen. (S. 567.) Külpe: Kinder der Liebe (S. 566.) Mereshkowski: Alexander der Erste (S. 950.) Neumann: Unser Dommuseum (S. 954.) Rothes: Russisches und Polnisches. (S. 571.) Schrenck: Richard Wagner als Dichter. (S. 91.) Seraphim: Aus 4 Jahrhunderten. (S. 187.) Üxküll: Dichtungen. (S. 762.)
Bücherei des deutschen Hauses. 6. Literaturgeschichte. (S. 468.)
v. Büxhoeveden, Mathilde: Das Märchen vom Sonntagskinde. (S. 1015.)
Cornies, Ph.: Die drei Temperamente (Gedicht). (S. 563.)
Dehio, Erhard: Das Problem der Verteuerung der Lebensführung. (S. 195.)
„ Prof. Georg: Victor Hehn. (S. 867.)
Diers, Marie: Neue Frauenbücher. (S. 82.)
v. Engelhardt, Roderich: Zur Psychologie der neuesten Kunstbewegung. (S. 790.)

Friesendorff, Ernst: Träumereien in Delphi. (S. 800.)
Der Fröbelverband und das Dorpater Deutsche Fröbel-Seminar. (S. 666.)
Gelderblom, Pastor E.: Direktor Arthur Brock. (S. 3.)
— — Hat Jesus gelebt? (S. 870.)
— — Grundsätzliches zum Apostolikumstreit? (S. 963).
v. Glasenapp, Gregor: Die indogermanische Urheimat und der Ursprung des russischen Nationalnamens (S. 240.)
— — Juan Soldado (Spanische Legende). (S. 929.)
Gottfried, Helene: Sollen unsere Kinder ein Taschengeld erhalten? (S. 87.)
Goetz, Bruno: Neue baltische Lyrik. (S. 166, 247.)
— — Über den Futurismus. (S. 313.)
— — Kunstbrief aus Deutschland. (S. 506.)
— — Richard Wagner. (S. 1131.)
Grevé, C.: Der Zoologische Garten in Riga. (S. 1110.)
— — Tiere und Aberglaube. (S. 653.)
Grosberg, Oskar: Das nördliche Eismeer und die wirtschaftliche Erschließung Sibiriens. (S. 983.)
v. Hahn, C.: G. J. Radde im Kaukasus (1863—1903). (S. 114.)
Hasselblatt, A.: „Kulturbestrebungen des estnischen Volkes". (S. 513, 601.)
v. Hoerner, H.: Das Auge in der Bouillon (Satire). (S. 176.)
Hörschelmann, Helene: Altbaltische Jugenderziehung. (S. 211.)
— — Neue Bücher. (S. 450, 854, 1032.)
— — Unsere Weihnachten. (S. 1117.)
Hunnius, Monika: Die Frau als Künstlerin. (S. 675.)
Janzen, J.: Warum? (Skizze.) (S. 369.)
Karaskewitsch, J.: Die Neuvermählte. (Novelle.) (S. 921.)
v. Keußler, Adolf: Manfred Kyber. (S. 402.)
— — Der Dichter Kurt Bertels. (S. 613.)
Klingenberg, Helene: Eduard Graf Keyserling. (S. 771, 899.)
Knauer, Prof. Fr.: Replik. (S. 1045.)
Kordes, J.: Eine Ehe. (Novelle.) (S. 363.)
— — Reiseeindrücke aus Turkestan. (S. 701, 911.)
— — Vom Moskauer Künstlerischen Theater. (S. 1076.)
Krüger, H. A.: Diakonus Kaufung. (Novelle.) (S. 33, 135.)
— — Hebbels und Ludwigs Künstlertum. (S. 308.)
Ein Kulturwerk der Deutschen in der Krim. (S. 183.)
Kyber, Manfred: Basilius Mummelpelz und Hieronymus Kragenpeter. (S. 442.)
— — Das Tagewerk vor Sonnenaufgang. (S. 948.)
Lezius, Prof. J.: Der Zug zur Stadt. (S. 60.)
— — Über Sexualpädagogik. (S. 687.)
Malmgren, Pastor A.: Nachtleben des menschlichen Geistes. (S. 830.)
Meißner, Karl: Das St. Petersburger Deutsche Botschaftspalais. (S. 758.)
Neumann, O.: Wladimir Sergejewitsch Solowjow. (S. 591.)
— — Dr. W.: Eduard v. Gebhardt. (S. 483.)
Oehquist, Dr. J.: Gerhart Hauptmanns Christusroman. (S. 752.)
v. d. Osten-Sacken, Dr. P.: Das Vaterunser der Bauern 1812. (S. 268.)
— — Die Zarenwahl des Jahres 1613. (S. 291.)
Pfizenmayer, E.: Das Mammut in der Entwicklungsgeschichte der Tierwelt und den Sagen der Menschheit. (S. 159.)

Praktische Frauenkurse. (S. 815.)
v. Radecki, Eva: Krippenreiter (Novelle). (S. 626, 734.)
v. Reyher, Piet: Neue Menschen. (S. 487.)
Rosenthal, H.: Replik. (S. 843.)
Sachs, Hildegard: Frauenberufe. 7. Kunstgewerbe. (S. 75.) 8. Die Künstlerin. (S. 79.) 9. Das Hochschulstudium. (S. 258.)
Saizew, B.: Der Tod (Novelle). (S. 233.)
Sartorius, B.: Mikos Hochzeit. (S. 459.)
— — Das Recht auf Sühne (Novelle). (S. 526.)
Schulz-Labischin, G.: Deutsche und Polen in Clara Viebigs Roman „Das schlafende Heer". (S. 714.)
v. Schrenck, Burchard: Eine Forderung der Solidarität. (S. 180.)
— — Dem Andenken George Armitsteads. (S. 221.)
Seeberg, Marie: Die Reform des höheren Mädchenschulwesens in Preußen. (S. 1011.)
Seraphim, Dr. E.: Aus altlivländischen Franziskanerklöstern. (S. 998.)
Skalberg, Elfriede: Gedichte. (S. 652.)
Sokolowski, Dr. E.: Das Nackte coram publico. (S. 1017.)
Stach, Pastor J.: Die Korporation „Teutonia" in Dorpat. (S. 260.)
— — Die Gefahren für das Deutschtum in den Kolonien Südrußlands. (S. 465.)
v. Stackelberg, Eduard: Aus der Theorie und Praxis des Versicherungswesens. (S. 387.)
v. Staël-Holstein, Lucie: Die Frau im haus- und landwirtschaftlichen Beruf. (S. 436.)
Stahl-Schroeder, Anna: Psychologie im Atelier. (S. 356, 429.)
— — Leben und Kunst. (S. 1089.)
Stanislawski, M. W.: Deutschland und Rußland. (S. 333. 416. 546.)
Stendell, W. K.: Die Kleinsten der Schöpfung. (S. 661.)
Stenzel, Pastor: Zur Entwicklungsgeschichte der Wolgakolonien. (S. 282, 372, 641, 911.)
v. Stern, Maurice: Aus meinen Lebenserinnerungen. (S. 15.)
— — Gedichte. (S. 368, 449.)
Stoll, F. E.: An der Geierwand. (S. 262.)
Thomson, Emil: Balten. (S. 148.)
— — Ziegelskoppel. (S. 551.)
— — In Revals Kasematten. (S. 916.)
Tornius, Dr. V.: Die moderne Bühne. (S. 99.)
— — Dichter, Kritik und Publikum. (S. 579.)
— — Hellerau. (S. 1107.)
Der Volksgesang in den schwäbischen Kolonien Transkaukasiens. (S. 559.)
Wachtsmuth, W.: Der Beruf des Lehrers. (S. 319.)
Worms, Karl: Alt-Riga. (S. 444.)
Zorn, J.: Aus der ehem. Herrenhuter-Kolonie Sarepta. (S. 1126.)

FR. WIEGAND'S

= Nafta- = maschinen „RUSS“

sind innerhalb **2** Jahren über **300** Stück mit ca. **6000** PS in Betrieb genommen

MASCHINENFABRIK
FR. WIEGAND



REVAL

1910	St. Petersburg	**goldene Staats-Medaille**
1910	Jekaterinoslaw	**grosse goldene Medaille**
1911	Reval	**goldene Medaille**
1912	Baku	**grosse goldene Staats-Medaille**
1912	Reval	**goldene Medaille**
1912	Rostow am Don	**grosse goldene Medaille**

Ausser diesen **15 erste Preise.**

Die „Deutsche Monatsschrift für Rußland“

erscheint am 1./14. jedes Monats in Heften von 6 Bogen (96 Seiten).

Bezugspreis mit Zustellung: jährlich 5 Rbl., halbjährlich $2^1/_2$ Rbl.; Einzelhefte 50 Kop. (unter Postnachnahme 65 Kop.) Für das Ausland: jährlich 12 Mark, halbjährlich 6 Mark; Einzelhefte 1 Mark (resp. 1 Mark 50 Pf.).

Preis für Anzeigen: 1 Seite — 20 Rbl. (60 Mark), $^1/_2$ Seite — 10 Rbl. (35 Mark), $^1/_4$ Seite — 6 Rbl. (18 Mark), $^1/_8$ Seite — 3 Rbl. (10 Mark); bei Anzeigen auf den Umschlagseiten und vor dem Text 20% Zuschlag.

Bestellungen auf Abonnements und Anzeigen nehmen entgegen: alle größeren Buchhandlungen oder der Herausgeber (Reval, Tatarenstraße 20); in letzterem Falle ist Einsendung des Betrages als Postanweisung oder in Briefmarken erforderlich.

Unverlangt eingesandten **Manuskripten** muß Rückporto beigefügt werden; nur bei Maschinenschrift wird die Prüfung gewährleistet.

Pädagogischer Anzeiger für Rußland

Herausgeber: Mag. **Alexander Eggers** — Reval.

Zentralorgan für das deutsche Schulwesen Russlands.

Ein wichtiger Ratgeber für alle deutschen Familien, die ihren Kindern eine häusliche Erziehung geben. Unentbehrlich für Hauslehrer und Erzieherinnen. Erscheint monatlich in Heften von mindestens 4 Bogen (64 Seiten). Abonnementspreis mit Zustellung: jährlich 4 Rbl., halbjährlich 2 Rbl.; Einzelhefte 35 Kop. Zu beziehen durch alle grösseren Buchhandlungen oder direkt vom Herausgeber (Reval, Tatarenstrasse 20); in letzterem Falle ist die Einsendung des Betrages als Postanweisung oder in Briefmarken erforderlich.



Deutsche Monatsschrift für Rußland.
Herausgegeben von **Alexander Eggers.**

№ 1. Reval, 20. Januar (2. Februar). **1913.**

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Direktor Arthur Brock.

Von Dr. Ernst Gelderblom. (St. Petersburg.)

Ein Kunstwerk — das Menschenleben. Jeder Tag im Leben ein Meißelhieb, ein Pinselstrich. Nicht alles gelingt. Manches ist höchstens Untermalung und wartet auf spätere Formgebung. Etliches muß als gänzlich verfehlt durch Reiferes ersetzt werden. Aber der innere Gestaltungstrieb soll auf ein Kunstwerk aus sein, mit Ernst und Mühe, mit Jauchzen und Tränen geschaffen, durchwaltet von dem heißen Wollen, nichts zu zerbrechen noch zu versehen und alle Kräfte restlos einzusetzen. Allerdings, nicht bewußte Geistesarbeit allein schafft daran; in höherem Maße, als wir denken, vielleicht gerade das geheimnisvolle Unbewußte im Menschenwesen, das uns müssen heißt, wo wir zu wollen vermeinen.

Ein Kunstwerk das Menschenleben? Wer ist denn der Künstler? Sind nicht der fremden Hände genug dabei am Werk? Hat nicht gar das Nichtich daran größeren Anteil, als das Ich? Schon die Seele des eben Geborenen ist kein weißes, unbeschriebenes Blatt. Die Vorzeit hat darauf ihre Runen verstreut, Eigenvolk und Geschlechter ihr Gepräge gedrückt und die Geschichte ihre Furchen gegraben. Wir tragen ja das Erbe langer Ahnenreihen in unserer Seele. Nun setzt die Erziehung ein, die geräuschlose Arbeit des „Milieus“;

all die berufenen und unberufenen Kräfte beginnen ihr Spiel mit dem Ich, das ernste, heitere, bunte, sinnlose Spiel.

Was bleibt nun vom Werk des Künstlers noch übrig? Schafft überhaupt der Mensch selbst an seinem Leben? Dürfen wir ihn als einen Faktor in die Leistungsberechnung all der mannigfachen Kräfte überhaupt noch einstellen? Es gibt Menschen, die das rund leugnen. Wenn sie recht behalten, so ist der Satz vom Lebenskunstwerk eine schöne Dichtertäuschung.

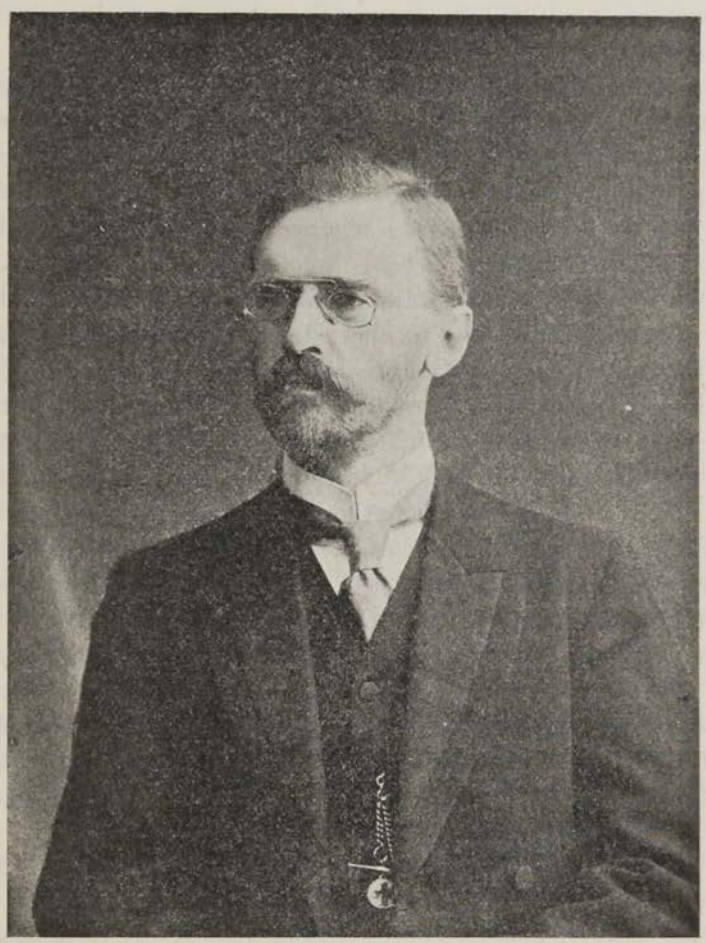
Aber nein! Es bäumt sich etwas in uns auf gegen diese mechanistische Betrachtungsweise. Im Naturgeschehen lassen wir sie uns gefallen, auf dem Gebiet des Personlebens weisen wir sie ab. Ist der Mensch nur die Erziehungsresultante einer bunten Summe von Einflüssen, so verschwindet sein Bestes in der Versenkung. Er verliert sein sittliches Ich, seine Verantwortlichkeit, seine Menschenwürde. Er sinkt auf die Tiefenlage der Tierwelt.

Aber die Erfahrung bestätigt es hundertfach: der heranreifende Mensch beginnt zu wählen unter den Einflüssen, die ihn umspülen. Diesem sperrt er sich ab, jenem schließt er sich auf. Charakterschwach nennen wir den, dem dieses Prüfen abgeht, der wetterfahnengleich zum Spielzeug jeden Luftzugs wird. Dies Prüfen- und Wählenlehren ist die ernste Angelegenheit zielbewußter, sittlicher Erziehung. Sie rechnet damit, daß der Mensch innerhalb gewisser Grenzen sein Leben selbst in die Hand nimmt und Lebenskünstler wird. Zu dem Ende werden als stählernes Balkenwerk die sittlichen Imperative aufgerichtet, Grundsätze verankert, Marschrouten festgelegt.

Wohl ist auch jetzt noch die Frage, wer stärker ist, die werdende Persönlichkeit oder die Wucht der einstürmenden Gestaltungskräfte. Aber über allem Werden, Wuchten und Wehen waltet der ewige Weltenmeister, dessen Schöpferkraft nicht ruht, und seine Liebe hört nimmer auf. Geheimnisvoller Einschlag ins Lebensgewebe! Nur selten trifft dein wundervolles Blinken ein Menschenauge! Von dir predigt man nicht von den Dächern! Dich preist man in der Stille, wenn das große Erleben über einen kommt wie der Föhn über Firnenschnee.

Lebensbilder sollte man erst nachzeichnen, wenn sie abgeschlossen sind. Der letzte Pinselstrich ist getan. Das Gemälde ist vollendet. Nun mögen die Beschauer eintreten. Die verehrliche Schriftleitung muß schon dafür einstehen, wenn's diesmal anders kommt. Hat sie mir doch die Bitte um ein Lebensbild meines Freundes Arthur Brock unabschlagbar nahegelegt. Es bleibt auch Mißliches genug bestehn. Einerseits fehlt der erwünschte historische Entfernungsabstand, der Überblick und Größenmaß gibt, und anderseits ist die Freundschaft selten ein objektiver Darsteller.

Arthur Brock wurde am 17. Juni 1867 in Dorpat geboren. Er entstammt väterlicherseits einer alten Kaufmannsfamilie, deren Glieder gelegentlich die Würde eines Bürgermeisters bekleideten oder als achtbare



Direktor Magiſter Arthur Brock.

Ratsherren über das öffentliche Wohl und Wehe mitwachen halfen. Aus Lübeck war sie in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts in die Ostseeprovinzen eingewandert. Es liefen ja zwischen den alten Hansastädten Deutschlands und der baltischen Küste Verbindungsfäden in Handel und Wandel die Fülle hin und her. Auch mütterlicherseits führt der Stammbaum B.' s in ein Land jenseits der westlichen Grenzpfähle. Vor hundert Jahren, als die Stürme der Freiheitsbewegung durch die deutschen Lande fuhren, wanderte der Ahnherr seiner Mutter aus dem Kanton Glarus in Rußland ein.

Eine merkwürdige Mischung von Volkstümern! Auf der einen Seite die „Waterkante" mit ihrem starken und selbstsichern, weitblickenden und tatkräftigen Geschlecht, das mit seinem Grundsatz „navigare necesse est, vivere non necesse" auf friedliche Welteroberung ausgeht und doch in dem „tu hus ist best" so tiefes, warmes Gemüt zeigt; auf der andern Seite das Bergland mit dem biedern, treuen Schweizervolk, das, ein wenig eckig und vielleicht ein wenig kleinlich, einem doch immer wieder durch seine aufrichtige Gradheit, durch den starken Heimatsinn und die leidenschaftliche Freiheitsliebe das Herz abgewinnt. Meer und Berge, beides Schauplätze, wo die Natur Feste der Schönheit und der erhabenen Größe feiert und dem Menschen schon früh das Herz füllt mit ihren Wundern und Schauern. . .

Als der Vater B.s, ein Mann mit juristischer Bildung und feinem Geist, im Jahre 1873 Direktor der Kommerzbank in Pleskau wurde, siedelte die Familie von Dorpat dahin über. Hier bezog der Knabe 1876 das Gymnasium, das damals, von dem energischen und tüchtigen Direktor O. Haase geleitet, eine schöne Blütezeit erreicht hatte. Treffliche Lehrkräfte standen dem eifrigen Schulmann zur Seite. Besonders der hervorragende Philolog Prochaska, der das Lateinische lehrte, gewann auf seinen strebsamen Schüler einen entscheidenden Einfluß. Er legte in dem Heranwachsenden den Grund für sein reges Interesse an der Antike. Demzufolge entschloß sich B., als er 1884 die Anstalt mit der goldenen Medaille beendete, sich dem Studium der alten Sprachen zu widmen.

Die baltische Alma mater, wo er bis 1889 klassische Philologie studierte, stand damals auf der Höhe. Männer wie der feingebildete, geistreiche Professor W. Hörschelmann, der treffliche Kenner der klassischen Literatur und Meister der philologischen Kritik, Prof. L. Mendelssohn, der seine Hörer unter Anwendung der strengsten Methode der Quellenforschung in die Geschichte und die Altertümer der klassischen Welt einführte, besonders aber der glänzende Forscher und Universitätslehrer von Gottes Gnaden, Prof. G. Loeschcke, der Meister der antiken Kunstgeschichte und Archäologie, waren damals die Zierden der philosophischen Fakultät. Der strengen philologischen Schule mit ihrer Akribie in grammatischer und kritischer Forschung angehörend, hatten diese Männer etwas Hinreißendes in ihrer

Kunst, die antike Welt vor den gefesselten Hörern aus dem Grabe erstehen zu lassen. Auch die Vorlesungen von Prof. Leo Meyer über vergleichende Sprachwissenschaft und die L. von Schroeders über Sanskrit interessierten den jungen Studenten in hohem Maße. Nicht wenig belebt aber wurde dieser wissenschaftliche Betrieb durch die engen Beziehungen zwischen Professoren und Studenten, die damals ausgiebig gepflegt wurden.

Unter den Kommilitonen trat der idealgesinnte H. von Holst, jetzt Gymnasialprofessor in Gütersloh, B. besonders nahe. Mit ihm zusammen gründete er den „Philologischen Verein", der, statutengemäß auf 10 Mitglieder beschränkt, durch gemeinsame Studien, Lektüre und Vorträge seine Mitglieder fördern und edle Geselligkeit pflegen wollte. Diesem warmen Kreis verdankt B. vielfältige Anregung und manche erquickliche Stunde.

Im Herbst 1889 siedelte B. für zwei Semester nach Bonn über. Hier fand er seinen alten Lehrer, Prof. Loeschcke, wieder, der im gleichen Jahr einem Ruf an die Rheinische Universität gefolgt war. Zu diesem seltenen Manne und seinem Haus trat B. nun in sehr nahe Beziehungen, von denen er nur mit tiefen Gefühlen des Dankes und der Verehrung redet. Andere große Gelehrte, wie der vorzügliche Latinist Fr. Bücheler und der verdiente Forscher auf dem Gebiet der griechischen Philosophie und der vergleichenden Religionsgeschichte, Prof. H. Usener, sowie die Professoren Nissen (Alte Geschichte) und Förster (romanische Philologie) waren hier seine Lehrer.

Unter Loeschckes Einfluß erwachte in B. mächtig das Interesse für die Kunst. Wie eine Wunderblüte entfaltete sich diese Welt von Herrlichkeit aus dem fleißigen Studium der versunkenen Antike vor den Augen ihres begeisterten Jüngers. Und von hier aus gewann er den Blick für das Kunstleben des christlichen Mittelalters und der Gegenwart. Ein Ausflug nach München mit seinen Kunstschätzen und nach Oberammergau mit seiner volkstümlichen Kunsttradition (1890) brachten dem neuerwachten Interesse reichliche Nahrung.

Auch in Bonn hatte sich B. einer Vereinigung angeschlossen. Es war der „Philologische Kreis", der seine Glieder zu selbständiger wissenschaftlicher Arbeit erziehen wollte, aber auch die Freuden der Freundschaft und der heiteren Geselligkeit nicht ungepflegt ließ. Besonders das Sommersemester 1890 lud zu Ausflügen und Wanderungen in das Siebengebirge und den ganzen Kranz lieblicher Ortschaften oberhalb der Rheinischen Universitätsstadt ein. Bis nach Bingen und Rüdesheim dehnten sich die Streifzüge. Gewürzt aber wurde Arbeit und Feier durch ein inniges Freundschaftsbündnis, das B. mit dem Philologen Ed. Norden (jetzt Professor in Berlin) geschlossen hatte.

Nachdem er noch ein Wintersemester in Berlin zugebracht, wo er neben seinen Fachstudien auch H. Treitschke, H. Grimm und Ad. Wagner hörte und in den zahlreichen Museen der Kunst nachging, kehrte er 1891

nach Dorpat zurück, um sich für sein Magisterexamen vorzubereiten. In Kiew promovierte er dann 1892 unter Prof. Joseph Lezius zum Magister der römischen Literatur und der lateinischen Sprache.

Da trat in seinem Leben ein Ereignis ein, das seiner ganzen Entwicklung eine entscheidende Wendung gab. Er wurde gebeten, am Treffnerschen Gymnasium in Dorpat stellvertretend einige Stunden zu übernehmen. Über dieser Arbeit blitzte ihm plötzlich in völliger Klahrheit sein Lebensideal auf. Mit geradezu überwältigender Macht stand die Erkenntnis in seiner Seele auf, daß nicht Wissenschaft und gelehrte Forschung, sondern die Arbeit an der Jugend sein Lebensberuf sei. Nun hatte er seine Welt gefunden. Nicht Bücher und Handschriften, nicht Bibliotheken und staubige Archive, sondern lebendige Menschen, werdende Menschen, Kinderseelen! Es war ihm in jenen Tagen, als wollte die Freude des Findens und Habens in ihm laut aufjubeln. Etwas Hinreißendes, ja, Berauschendes hatte für ihn die Arbeit an den Kindern. Und diese heilige Begeisterung für seinen edlen Beruf ist seither nicht wieder von ihm gewichen. Sie blieb bei aller Arbeit der klare Unterton, der in seiner Echtheit und Selbstverständlichkeit seinen Mitarbeitern wie seinen Schülern zur stillen Anspornung wurde. Tausenden von Menschen ist ihr Beruf etwas ihnen Zugewachsenes, Überkommenes, Aufgenötigtes, wahllos Ergriffenes. Verhältnismäßig wenige sehen hier einen klar vorgezeichneten, freigewählten Weg. Die aber ihrem Beruf jauchzend in die Arme fliegen, wie einem unerwartet großen, schönen Glück, das sind die Auserwählten.

Sechs Jahre arbeitete B. als Oberlehrer der alten Sprachen am Dorpater Privatgymnasium, der später sog. Zeddelmannschen Schule. Es war damals die Periode der Russifizierung. Wie bekannt, hat die baltische Schule nicht ohne große Erschütterungen des Lehrbetriebs und unter vielfältigen Schwierigkeiten diese Umwandlung vollzogen. Es war kein organisches Hineinwachsen in die neuen Formen. Alles politische Zwangsverfahren hat etwas Gewalttätiges im Stillleben des Schulbetriebs. Aber alle diese Unbilden und Stürme konnten B. die Freude an dem neuen Beruf nicht nachhaltig trüben. Das Glücksgefühl der vollen Befriedigung im neuen Berufsleben hielt stand. Ohne Zweifel trug dazu nicht wenig die charaktervolle Leitung des Schulorganismus durch den bedeutenden Pädagogen R. von Zeddelmann bei, unter dessen kundiger Führung B. seine pädagogischen Lehrjahre verlebte. Nachdem er die letzten zwei Jahre auch Privatdozent an der Universität gewesen, traf B. 1898 ein Ruf an das historisch-philologische Institut des Fürsten Besborodko in Njeshin, dem er nach langem Schwanken und unter schmerzlicher Trennung von Schule und Schülern Folge leistete.

In dieser neuen Umgebung, mitten in Kleinrußland und unter den eigentümlichen Verhältnissen dieser Anstalt und ihrem sehr ungleichmäßig

vorbereiteten und verschieden gearteten Schülerkontingent hat sich B., trotz der freundlichen Beziehungen zum humanen Direktor dieses Instituts, F. C. Gelbcke, und den neuen Mitarbeitern nicht recht einzuleben vermocht. Erst außerordentlicher, später ordentlicher „Professor der römischen Literatur und Gelehrter Sekretär des Instituts", blieb er in seiner Arbeit im Grunde doch unbefriedigt. Ein paar gelehrte Abhandlungen schrieb er in dieser Zeit: „Über den VI. Gesang der Aeneis Vergils" und „Über die Religion des Dichters Lucrez". Aber der Forscher in ihm konnte dem Pädagogen den Rang nicht streitig machen. Die Sehnsucht nach der erquickenden Arbeit des Schulmeisters ließ ihn nicht mehr los.

Ein paar Mal sah es so aus, als sollte er in seine geliebte pädagogische Tätigkeit zurückkehren. Ein Ruf auf den Direktorposten des neu zu begründenden Stadtgymnasiums in Goldingen wurde gegenstandlos, weil dieser Anstalt im letzten Augenblick die ministerielle Genehmigung versagt wurde. Verhandlungen betreffs der Leitung der Schulen zu St. Petri in Petersburg zerschlugen sich. Da traf ihn im Sommer 1901 die Berufung zum Direktor der Schule der Reformierten Gemeinden in Petersburg.

Vor mir liegt die Korrespondenz, die ich damals als Kurator der Schule in dieser Angelegenheit zu führen hatte. Direktor Gelbcke schrieb über B. . . . . „Umfassende, solide Bildung, feiner Takt, feste Grundsätze bei ruhiger, sanfter, aber entschiedener Betätigung derselben und eine entschiedene Liebe zu pädagogischer Wirksamkeit, das sind, abgesehen von seinen gründlichen Kenntnissen in seinem Spezialfach, die Eigenschaften, die ihn zu einem vorzüglichen Direktor machen würden Aber diese Eigenschaften machen ihn auch uns teuer. . . ." Sehr charakteristisch aber war die Art, wie B. sich zu dem an ihn ergangenen Ruf stellte. Es war damals wieder einmal eine staatliche Schulreform in Aussicht, die eine Vermehrung der Realschulen auf Kosten des klassischen Gymnasiums anstrebte. Da schreibt nun B.: . . „Wird der Schulrat der Reformierten Schule willens und imstande sein, sein klassisches Gymnasium zu halten? . . . Weit entfernt, die humanistische Bildung für die allein berechtigte zu halten, bin ich vielmehr überzeugt, daß gerade in Rußland eine Vermehrung der Realschulen, die natürlich mit einer radikalen Reform Hand in Hand gehen müßte, unbedingt notwendig ist. Allein, daß ich nicht der Leiter eines Lehrinstituts sein möchte und könnte, in dem der Humanismus keine Heimstätte hat, in dem ich mit meinen Jungens nicht Homer und Plato und Horaz lesen könnte und sozusagen als Lehrer keine Verwendung fände, das werden Sie gewiß verstehen. . ."

Im August 1901 siedelte B. mit seiner Familie — er hatte in Dorpat geheiratet — nach Petersburg über. Hier fand er wirklich ein Tätigkeitsfeld, wie er es sich gewünscht hatte. Vor kurzem war die Schule in die schönen

Räume des von der deutschreformierten Gemeinde neuerbauten Schulhauses eingezogen. Nun begann eine hohe Blütezeit dieses altehrwürdigen Lehrinstituts. Wohl hatten tüchtige Direktoren, wie Dr. Ernst Schulze (1872—88) und Mag. Richard Lange (1888—1901) an seiner Leitung gestanden. Aber erst im neuen Gebäude begann die Schule sich zu entfalten. Die Schülerzahl, die in den letzten Jahrzehnten zwischen 350 und 400 hin- und hergeschwankt, hatte sich 1901 auf 420 gehoben. Von da an stieg sie in stetigem, schnellen Wachstum von Jahr zu Jahr. Immer mehr Räume des Kirchenhauses wurden von der Schule beansprucht. Im Augenblick kann das ganze Haus die über 700 gestiegene Schülerschar kaum fassen, und für die vor einem Jahr gegründete reformierte Mädchenschule mußten in einem fremden Hause Mietsräume beschafft werden. So ist ein Neubau der Schulen auf einem inzwischen erworbenen großen Grundstück bereits in Angriff genommen.

Dies ungewöhnliche Wachstum stellte natürlich dem Leiter ungewöhnliche Aufgaben. Aber dieser erwies sich als ein umsichtiger, ausgezeichneter Organisator. Er ließ sich ebensowenig von der Entwicklung der Dinge überraschen wie von den steigenden Fluten treiben. Mit klarem Blick sah er Möglichkeiten auftauchen und sich zu Notwendigkeiten und Wirklichkeiten verdichten. Waren sie da, so fanden sie ihn gerüstet. Was vorher durch seine Unbestimmtheit besorgt zu machen geeignet war, gewann bestimmte Zahlenumrisse und feste Maßverhältnisse. Und es gab vielerlei zu berechnen und zu bedenken. Zweimal wurde in den zehn Jahren das Schulgeld, zweimal der Gehalt der Lehrer erhöht. Die Bestimmungen der Pensionskasse mußten mit den neuen Normen der Gehaltsbezüge in Einklang gebracht, neue Kassen eingerichtet, neue Fonds gegründet werden. Eine besondere Sorge war die Einrichtung einer Schulküche, die in der großen Zwischenpause den Schülern gegen ein Billiges ein warmes, gutes Frühstück darbot und bald mehrere Hunderte von Knaben zu beköstigen hatte. So war die Balancesumme der Jahresrechnung nur der Knabenschule von ca. 55,000 auf über 160,000 Rbl. gestiegen. Und wenn über diesem drängenden Wachstum der Leiter des Ganzen nach dem Grundsatz: „praetor minima non curat" manche Details seinen Hilfskräften überlassen konnte, so ging ihm doch bei dem Blick aufs Ganze die Kontrolle des Einzelnen, bei der Sorge für das Kleine die Übersicht über das Ganze nicht verloren. Es ist wohl ein väterliches Erbteil, diese Gabe der schnellen Erfassung und Organisation werdender Dinge, die den Schulrat mehr als einmal in Erstaunen versetzte. Freilich hatte es B. verstanden, sich bei seinem Schulrat schnell das vollste Vertrauen zu erwerben, so daß all diese wichtigen Beratungen und Beschlüsse bei gemeinsamer Vertiefung in die Bedürfnisse der wachsenden Anstalt in völliger wohltuender Harmonie vollzogen wurden.

Aber das alles sind zuletzt doch nur äußerliche Dinge, Voraussetzungen und Bedingnisse für das eigentliche Schulleben. Auch die Einführung des Ordinariats (1901), das vom laufenden Jahr ab in allen staatlichen Schulen gefordert wird, gehört vielleicht zu den organisatorischen Neueinrichtungen. Erst vor der Klasse und im Verkehr mit der Jugend wird offenbar, was in einem Schulmeister drinsteckt. Hier fühlt man ihm den Puls. Hier hört man das Pochen seines warmen Herzens.

Was an dem Pädagogen B. immer wieder anzieht, ist dies, daß er in seinen Schülern Menschen sieht, werdende Menschen. Wer ohne tiefe Ehrfurcht vor dem Geheimnis des inneren Wachstums eines Menschen stehen kann, wer nichts ahnt von dem halbunbewußten Sichstrecken einer Menschenseele nach den Formen und Werten ihrer Zukunft, dem bleibt der Eintritt in das Heiligtum der Erzieherkunst verwehrt. Nichts ist B. so verhaßt, als der bloß äußerliche Drill. Ich glaube ihn recht zu verstehen, wenn ich aus der Scheu vor dieser didaktischen Geschmacklosigkeit seine Abgeneigtheit herleite, sich als Schulmeister auf bestimmte Formen der Methode festnageln zu lassen. „Grau, teurer Freund, ist alle Theorie." Mit einer ungeheuren Leichtigkeit jeder begründeten Forderung des erzieherischen Einzelfalls nachgebend und sich dem Eigenbedürfnis des Zöglings anpassend, vermeidet der Schulmann auch für spätere Jahre die Nachteile, die festgewordene, routinierte Gewohnheiten im Erziehergeschäft mit sich bringen. So entgeht er der Gefahr der Pedanterie und hält sich den Blick frei für neue, fremde oder eigene Beobachtungen und Erfahrungen.

Mit dieser Auffassung des Erzieherberufs hängt es zusammen, daß die Liebe und Verehrung der Schüler für ihren Direktor gerade in den reiferen Jahren stark zunimmt. Sie fühlen sich in ihrem Werden von ihm verstanden. Sie werden von ihm ernst genommen und sind sicher, keinem überlegenen, spöttischen Lächeln zu begegnen. Deshalb kommen sie gern mit ihren eigenen Gedanken, Sorgen, ja mit ihren sittlichen Kämpfen zu ihm. So wird der Lehrer der Seelsorger seiner Jungens. Gibt es Höheres im Schulleben, als dies freigeschenkte Vertrauen, dem Lehrer als schöner Lohn dargebracht für seine Ehrfurcht vor dem stillen Werden einer Kindesseele?

Freilich, die Voraussetzung für solches Verhältnis ist die absolute Aufrichtigkeit beider Teile. Die persönliche Wahrhaftigkeit war eine der Hauptforderungen, mit denen B. bei seiner Amtsübernahme vor seine Schüler trat. Und gerade in den schweren Jahren, als der Sturm der Revolution die schmutzigen Wogen der Straßenunruhen bis in den Frieden der Schule hineinpeitschte, hat dies Verständnis für die Jugend und ihre Erziehung zur Wahrhaftigkeit gute Früchte gezeitigt. Man lese den Schulbericht für 1905/6 (p. 49—58): Keine Beschönigung, kein Vertuschen noch Verschweigen der Vorgänge. Klar und wahr wird das Bild der Wirklichkeit entrollt. Wie aber die Seele des Jugendfreundes in jenen Tagen ge-

litten, mit der Jugend gelitten, wissen wenige. Es zittert etwas davon in den schönen Worten nach, mit denen er unter der Überschrift „Für unsere Schüler" jenen Bericht beginnt*).

Bei solchem Verständnis für die Jugend müssen die zahlreichen Schüleransprachen, die bei allerlei Anlässen einzelne Altersgruppen oder die ganze Schar in der Aula versammeln, zu wirksamen Mitteln erzieherischer Beeinflussung werden. Noch mehr natürlich die Aussprache unter vier Augen. Überaus wertvoll ist dabei die Fühlungnahme mit Haus und Familie des Zöglings. B. hat auf das organische Zusammengehen von Schule und Haus immer das größte Gewicht gelegt. Dem dienen die ordentlichen Sprechstunden der Lehrer, Ordinarien und vor allem des Direktors. Diese vielleicht schwerste, jedenfalls zeitraubendste Arbeit ist einer der geheimen Angelpunkte des ganzen Schullebens. Die ruhige, freundlich eingehende und verständnisvolle Art des Verkehrs mit den Eltern ist eine nicht hoch genug anzuschlagende Eigenschaft eines Direktors. Sie schafft nicht wenig mit an dem Geiste, der die Schule durchweht, und an der Liebe der Gesellschaft,

---

*) Sie mögen in einer Fußnote Platz finden:

1. Deine Schule ist dein Eigentum: liebe sie, wie dein Heim. Hab' deine Kameraden gern, wie Brüder, und achte die Lehrer, wie deine Eltern.

2. Deine Schule ist ein kleiner Staat: sei ein guter Bürger in diesem deinem Staate, damit du ein rechter Mann für dein großes Vaterland werdest.

3. Liebe die Wahrheit, liebe sie mehr, als das Ansehen bei Lehrern und Kameraden. Hasse die Lüge und wehre ihr den Eintritt in dein reines Herz. Sei nicht, wie die Sklaven, die keinen Mut zur Wahrheit finden.

4. Lerne treue Pflichterfüllung; mit ehernem Klang töne das Wort „Pflicht" an dein Ohr. Lerne im Kleinen treu sein, damit du es dereinst im Großen sein kannst; lerne äußere Ordnung, die dir hilft zur inneren Tüchtigkeit.

5. Lerne arbeiten. Alle wahre Arbeit ist heilig, Arbeit ist Leben.

6. Sei deinen Mitschülern ein guter Kamerad, zuverlässig und treu, aber laß keinen Kameraden, der dich zum Schlechten verführen will, über dich Herrschaft gewinnen.

7. Sei großherzig und edel. Mißbrauche deine Stärke nicht gegen den Schwachen und sei nicht hochmütig gegen den Geringeren, der weniger begabt ist, als du. Erst das Leben wird erweisen, wer von euch mehr wert ist.

8. Werde nicht verzagt oder trotzig, wenn du für ein Vergehen hast Strafe erleiden müssen: fang frisch wieder an, und du kannst rasch alle Spuren des Vergangenen tilgen. Laß dich nicht vom Mißtrauen anstecken und glaube nicht Böses von deinen Lehrern, weil sie dir Unbequemes zumuten.

9. Sieh zu, daß du auch in allerlei Jugendspiel tüchtig werdest und frisch und fröhlich bleibest durch die ganze Jugendzeit. Liebe die Natur mit allen ihren Geschöpfen, liebe das Schöne, das von den großen Künstlern geschaffen wurde, denn in beiden, in der Natur und in der Kunst, ist des allmächtigen und allgütigen Gottes Odem.

10. Strebe danach, dir Schätze des Wissens zu gewinnen und ein wahrhaft gebildeter Mensch zu werden. Allein unsäglich wichtiger ist es, daß du in heißem Ringen mit dir selbst strebest, ein wahrhaft guter Mensch zu werden.

von der sie getragen wird. Hier sind auch die von B. eingeführten Schülerabende zu erwähnen, mit deren Einrichtung er gleich im ersten Jahre begann. Es sind Familienabende, bei denen die Schüler selbst die Veranstalter, Wirte und Wächter über Ordnung und gute Sitte sind: treffliche Gelegenheiten für die Berührung von Schule und Haus bei zwangloſem Zusammensein. Deklamatoriſche und turneriſche, muſikaliſche und dramatiſche Darbietungen — bis zur Aufführung ganzer deutſcher, ruſſiſcher, franzöſiſcher Stücke wagt man ſich heran — ſchmücken ſolche Abende, zu denen Schulräume und Säle ein Feſtgewand anlegen.

So iſt das eigentlich Erzieheriſche überall auf den erſten Plan geſtellt. Zugunſten ihrer erzieheriſchen Aufgabe ſollen die Lehrer möglichſt entlaſtet werden. Strebeziel iſt, daß ſie nicht mehr als 4 Stunden täglich geben, aber in dieſen Stunden alle ihre Kräfte zur Entlaſtung des Schülers einſetzen. „Größtmöglichſte Leiſtung bei geringſtem Kraftaufwand", dies Naturgeſetz ſoll auch beim Schüler gelten. Hier ſpringt die große Bedeutung des Lehrmittels in die Augen. Die Anſchaulichkeit des Unterrichts ſucht B. in jeder Weiſe zu ſtützen. Das Kartenmaterial, die geographiſchen, hiſtoriſchen, kultur- und kunſtgeſchichtlichen Anſchauungsbilder, die mathematiſchen Maßſtäbe, Modelle, Figuren, die phyſikaliſchen Inſtrumente — wie iſt die Schule reich geworden an ſolchen Schätzen! Es beſchleicht einen der Wunſch, wieder einmal jung zu ſein. Auch die antike Welt ſteht in plaſtiſcher, realer Wirklichkeit vor dem Zögling. Während vor wenig Jahrzehnten noch die Lektüre der alten Klaſſiker geiſtloſerweiſe in den Dienſt von Formenlehre und Grammatik, des Skriptums und des Aufſatzes gezwungen wurde, will ſie nun eine unvergeßliche Blütenepoche der Menſchheit vergegenwärtigen, um Bauſteine und Kräfte für die künftige Weltbetrachtung und Lebenshaltung des Zöglings bereitzuſtellen. Auch die Einführung des ſog. „Frankfurter Lehrplans" (1906) will der tieferen Erfaſſung des antiken Geiſtes die Wege ebnen. Dabei beſchränkt ſich der perſönliche Unterricht des Direktors nicht auf die alten Sprachen allein. Auch in die alte Geſchichte, die deutſche Literatur, die philoſophiſchen Propädeutik und die Kunſt führt er ſeine Schüler, beſonders die Abiturienten, ein.

Eine willkommene Bereicherung erfuhr nämlich das Schulleben durch die Beſtrebungen der Kunſterziehung. Im Jahresbericht für 1902/3 hatte der Direktor die Grundlinien und Grenzen für die Arbeit der Mittelſchule auf dieſem Gebiet feſtgelegt. Eifrig iſt ſeither auf dieſem neuen Felde gearbeitet worden. Die Schulräume verfügen über einen ſorgfältig ausgewählten Schmuck an Skulpturen und Bildern, die v. Z. z. Z. ausgewechſelt werden. Ein ganzer Schatz wohlgeordneter, feiner Diapoſitive führt in verdunkelter Klaſſe die Schüler in die Welt des Schönen ein und lehrt ſie das künſtleriſche Sehen. Vertretungsſtunden werden gern für die Kunſterziehung ausgenutzt.

Wenn ausgeprägte Persönlichkeiten einem größeren Gesamtwesen in kurzer Wirksamkeitszeit ihre Eigenart aufzudrücken vermögen, so beobachtet man meist die Begleiterscheinung, daß der einzelne Mitarbeiter sein Persönliches hinter der von oben beliebten Gleichfärbung oder gar Farblosigkeit verbirgt: eine zuletzt unerwünschte Bindung von Kräften, die dem Ganzen zugute kommen sollten. In seinem stets wachsenden Kreis von Mitarbeitern, den er nach sorgfältiger Prüfung mit sicherem Blick sich auswählt, hat sich B. von vornherein so zu stellen gewußt, daß seine Leitung nichts Drückendes, sondern eher etwas Beflügelndes gewann. Jeder Individualität auch unter den Lehrern wird möglichst freier Spielraum gewährt, damit das Mannigfaltige der Kräfte dem Ganzen zugute komme. Der feine Takt und das urbane Wesen, die sich gleichbleibende Liebenswürdigkeit und das weitgehende Verständnis für Eigenständigkeit im Personleben machen B. zu einem vortrefflichen Vorgesetzten. Er hat sein Lehrerkollegium zu einem Lehrkörper umzuschaffen gewußt, dessen Arbeit von einem starken, einmütigen und schaffensfrohen Geiste getragen wird. Die Schule und ihre Förderung, die Kinder und ihr Wohl und Wehe stehen im Mittelpunkte des Interesses, der Beratungen, der didaktischen Mühewaltung. Zur Zusammenschweißung der verschiedenartigen Elemente haben die geselligen Lehrerabende nicht wenig beigetragen, bei denen man nach einem vorausgegangenen Vortrag an schlichter Tafel in der Aula sich vereinigt. Gern nimmt der Schulrat an solchen Abenden teil, an denen manch schönes und launiges Wort die frohe Stimmung steigert.

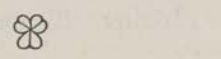
Es kann nicht überraschen, daß die Tätigkeit B-s auch höheren Orts nicht unbeachtet blieb. Mehr als einmal wurde er zur Mitarbeit in Kommissionen des Lehrbezirks herangezogen, und bei Kongressen und Beratungen in Schulfragen begegnet sein Urteil einer hohen Wertschätzung. In der deutschen Gesellschaft der Residenz aber hat sich B. schnell eine geachtete Stellung erworben, die besonders in der Wahl zum Präsidenten des deutschen Bildungs- und Hilfsvereins zum Ausdruck kam. Als solcher hat er u. a. am 150-sten Geburtstage Schillers eine eindrucksvolle, vorzügliche Festrede gehalten*).

Es gibt Gemälde, bei denen eine einzige Farbenstimmung so vorherrscht, daß sich alle anderen Töne diesem einen Akkord unterordnen. Man denke an das Tiefbraun bei Rembrandt, an das leuchtende Rot bei Makart, das Blaugrau bei Kampmann u. s. f. Bei geschlossenen Persönlichkeiten kann man bisweilen etwas Ähnliches beobachten. Eine einzige Eigenschaft gibt die Gesamtstimmung, gewissermaßen die Tonart an. Wenn ich bei meinem Freund B. den Versuch wagen darf, die Grundfarbe seines Wesens zu bestimmen, so möchte ich sein an die stoische Schule erinnerndes, klassisches

*) Abgedruckt im Schulbericht für 1909/10.

Gleichmaß nennen. Bei aller Begeisterungsfähigkeit für seinen heiligen Beruf, für alles Gute, Wahre, Schöne ist sein ganzes Wesen von einer geradezu bewunderungswürdigen Maßhaltung. Ist es allmählich erworbene Selbstbeherrschung, ist es ursprüngliche, schöne Naturanlage — ich weiß es nicht. Jedenfalls habe ich den Mann nie leidenschaftlich erregt oder aus seinem ruhigen Gleichgewicht gebracht gesehen. In der Rede lieber mit Positiven als mit Superlativen arbeitend, mit kühlem Kopf und olympischer Ruhe die Dinge betrachtend, seine Gedanken fassend und seine Worte wählend, weiß er auch in schwieriger Lage bei offener Kursnahme sein Steuer in sicherer, entschlossener Hand zu halten. Dabei versteht er es, mit seiner ungewöhnlichen und intensiven Arbeitskraft verständig und haushälterisch umzugehen, auch in dieser Beziehung mit seinen körperlichen Kräften maßhaltend.

So zieht etwas wohltuend Harmonisches durch sein Wesen, das auf dem Hintergrunde eines entschlossenen Optimismus entschiedener Lebensbejahung huldigt. „Es ist eine Lust zu leben!“ ist eins seiner Lieblingsworte. In politischer wie in religiöser Beziehung ist er von blindem Chauvinismus ebensoweit entfernt, wie von kalter, blasierter Gleichgültigkeit, auch hier das klassische Maß suchend. Hinter allem Geschehen sieht er eine höhere, alles lenkende Macht: „Ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt!“ Es ist nicht zufällig, daß er für Goethe als Mensch eine so grenzenlose Verehrung hegt. Der Nerv seines Wesens aber bleibt sein Erzieherberuf. Vielleicht hat er unbewußt sein eigenes Ideal gezeichnet, als er in seiner Schillerrede das schöne Wort schrieb: „Es gibt Menschen, die alles veredeln, was in ihren Bereich gelangt; wenn wir mit ihnen sind, so erkennen wir deutlich unsre Fehler und Schwächen; allein wir werden nicht mutlos, sondern fühlen, daß wir gehoben werden und geläutert. Uns erfaßt sehnsuchtsvolle Lust, es ihnen gleichzutun, sie im Edelmut zu erreichen. Selten sind diese Auserwählten; es sind die geborenen Erzieher. Sie glauben an das Edle in uns, sie sehn vor allem die besten Eigenschaften, nicht weil sie urteilslos sind, sondern weil man ja doch von dem Guten ausgehn muß, um es zu entfalten. Dann wird schon das Unkraut von selbst erstickt werden. Das ist die wahre Pädagogik.“



Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Aus meinen Lebenserinnerungen.

Von Maurice Reinhold von Stern. (Ottensheim in Österreich.)

I.

Wenn ich auf freundliche Veranlassung des Herausgebers dieser Zeitschrift hier das Wort über mich selbst ergreife, so kann dies, schon aus Rücksicht für den mir zu Gebote stehenden Raum, aber auch in Anbetracht

der außerordentlichen Fülle, Vielgestaltigkeit und Kompliziertheit des Stoffes nicht zu dem Zwecke geschehen, ein zusammenhängendes, organisches und erschöpfendes oder überhaupt ein Bild meines persönlichen Lebens zu entwickeln. Dazu würde es eines umfangreichen Buches bedürfen.

Ich werde also darauf verzichten müssen, dem geneigten Leserkreise der „Deutschen Monatsschrift für Rußland" zu erzählen, wo ich zur Welt kam; wie ich mich durch die Schulen und aus ihnen heraus schlug; wie ich meiner militärischen Dienstpflicht im 116-ten Infanterie-Regiment in Riga und zugleich meinem Drange nach äußerem Lebensgenuß genügte; wie ich in die Welt hinaus zog, nach Deutschland, England, Nordamerika, Frankreich, der Schweiz und Österreich-Ungarn; wie ich in der neuen Welt als Farmarbeiter in Staten-Island, in Eisen- Silber- und Kohlenminen, als Dockarbeiter am Hudson, als „Porter" bei „Nichol the Tailor" an der Bovery in New-York, als „Clerk" im der Spielwarenfabrik von Althof, Bergmann und Comp. ebenda, als Setzer und Drucker, als Zeitungsgründer und -Herausgeber im Staate New Jersey, als „Barkeeper" im berühmten „Wiener Kaffé" am Brodway, als Zeitungsberichterstatter und Gott weiß als was noch mein Brot verdiente. Wie ich mehrmals die Atlantik durchquerte; wie ich in London und Paris zigeunerte, wochen- und monatelang in den Museen in Paris umherzog und verweilte. Wie ich in Basel schriftstellerte, in Zürich die Hochschule besuchte, aber auch als Zeitungsredakteur, als Verlags- und Sortimentsbuchhändler und Begründer einer literarisch-kritischen Zeitschrift tätig war und Schiffbruch litt. Wie ich mich in Österreich mit Landwirtschaft, Gartenbau und Obstkultur beschäftigte. Wie aus dem ruhelosen Zigeuner ein solider Ehemann und Familienvater wurde. Und alldergleichen mehr. . .

Ich kann nicht einmal den Versuch wagen, an dieser Stelle nur Auszüge aus dem bunten Diorama meines Lebens zu veröffentlichen. Es würde viel zu umfangreich und auch allzu persönlich werden. Einem späteren Zeitpunkt und einem anderen Publikationsmittel muß das vorbehalten bleiben. Wer sich für Einzelheiten meines vielbewegten Lebens jetzt schon interessieren sollte, der sei auf meine amerikanischen Skizzen und auf meinen autobiographischen Roman „Walter Wendrich" hingewiesen, dessen zweiter Teil in Vorarbeit ist.

Für die Leser der „Deutschen Monatsschrift für Rußland" möchte ich mich darauf beschränken, aus der verwirrenden Fülle des Subjektiven ein Objektives herauszuheben, nämlich meine Begegnungen mit hervorragenden und berühmten Männern und meine Beziehungen zu ihnen, und zwar will ich diesmal von meinen Eindrücken während eines längern Aufenthalts in der Schweiz plaudern.

In Zürich bin ich zahlreichen hervorragenden Männern persönlich nahe getreten. So habe ich u. a. Johannes Scherr noch persönlich

gekannt und bei ihm ein Kolleg über „Jesuiten und Freimaurer" gehört. Ich höre noch, wie der grobkörnige, immer ein wenig polternde Mann die Worte ins Auditorium hinaus donnerte: „Der granitne Fels, auf dem die katholische Kirche erbaut ist, ist die menschliche Dommheit und Bedürftigkeit." Bei Dodel-Port hörte ich Botanik und mikroskopierte ich. Bei August Forel, mit dem ich als Hochtempler der Loge „Helvetia" des Gut-Templerordens auch sonst persönlich viel verkehrte, belegte ich Vorlesungen über abnorme Schlafzustände, bei Justus Gaule über Physiologie der Ernährung und Zeugung, beim Anatomen v. Meyer (in Zürich zur Unterscheidung vom Historiker Meyer v. Knonau „Knochenmeier" genannt!) Anatomie und Osteologie, bei Richard Avenarius Psychologie, Erkenntnistheorie und Logik, bei Kym Geschichte der Philosophie. Letzteren beiden trat ich auch persönlich durch die philosophische Gesellschaft und durch das philosophische Seminar näher. Kym verdanke ich hauptsächlich den nachdrücklichen Hinweis auf die Aristotelische Metaphysik und auf die Platonisch-Hegel'sche Dialektik. Mit Avenarius habe ich mich leider in der Folge überworfen, da er mir die Ablehnung seiner „Kritik der reinen Erfahrung" (vide „Baltische Monatsschrift") niemals hat verzeihen können. Und doch konnte ich in bester Überzeugung nicht anders.

Seinen Namen muß ich hier aber doch in Dankbarkeit nennen; denn als ich von der Universität Zürich wegen meines rücksichtslosen Eintretens für die Unantastbarkeit des Frauenstudiums und wegen meiner bezüglichen Angriffe gegen den Pathologen Eichhorst dicht vor Absolvierung meines Doktorexamens das Consilium abeundi erhielt, welches gegen Herkommen und Gebrauch vom Senat verewigt wurde, da war es unter anderen auch Avenarius, der energisch für mich eintrat. Das Consilium abeundi wurde zwar nach Jahren aufgehoben, als ich mich aber dann wieder immatrikulieren ließ und mich zur Doktorprüfung anmeldete, mußte ich zu meiner Betrübnis erfahren, daß durch Fakultätsbeschluß inzwischen mein Nebenfach, die Botanik (ein Fach der zweiten Sektion der philosophischen Fakultät), als solches gestrichen worden war. In meinen vorgerückten Jahren mich noch auf ein neues Nebenfach zu werfen, fühlte ich mich, schon der mangelnden Geldmittel wegen, unfähig. So bin ich um den Doktortitel gekommen. Da meine Dissertation „Die Platonisch-Hegel'sche Dialektik, ein historisch-kritischer Vergleich", fertig vorliegt, so hätte ich mich zwar später an einer anderen Hochschule um den Doktortitel bewerben können, wozu ich auch vielfach ermuntert worden bin. Aber mein Ehrgeiz drängte nun nach anderer Seite hin. Mein seither erstrittenes Dichtertum ist mir für alle Titel der Welt nicht feil!

In Zürich habe ich des ferneren mit Gerhard und Karl Hauptmann, John Henry Mackay, Karl Henckell, Hermann Bahr, Hermann Friedrichs, Hermann Stegemann, Viktor Hardung, Emanuel von Bodman, Otto Erich

Hartleben, Heinrich Ernst Kromer, Frank Wedekind und Oskar Panizza verkehrt. Einfluß hat von diesen kein einziger auf mich gehabt, wenn ich auch mit manchen von ihnen sehr gern verkehrt habe.

Anders steht es mit Gottfried Keller und Conrad Ferdinand Meyer, die ich beide persönlich gekannt habe und die nicht ohne nachhaltigen Einfluß auf mich geblieben sind, letzterer namentlich in der Lyrik nach der formalen Seite hin.

Es war an einem sonnigen Herbsttage des Jahres 1888, als ich meinen ersten Besuch bei Gottfried Keller machte. Der junge Wein troff von allen Hügeln, und weinig schwamm der Oktoberduft durch das Land. In den Gärten am Zeltweg blühten schon die Astern; schwere Fuhrwerke mit blumengeschmückten Tonnen rumpelten vom See her durch die Straßen.

Keller öffnete mir selbst vorsichtig die Tür. Er trug einen alten grauen Schlafrock und Hausschuhe und war gegürtet wie ein Kapuziner. Glücklicherweise schien er gut aufgelegt. Schweigend geleitete er mich in das angrenzende kleine Empfangszimmer und hieß mich auf einem Divan links in der Ecke Platz nehmen. Vor mir stand ein kleiner Tisch mit Büchern und Photographien. An diesem Tisch mir gegenüber nahm Keller Platz. Er sah recht leidend und gealtert aus, wie er so in gebeugter Haltung dasaß, die Hände über dem Leib gefaltet und mich über die funkelnden Brillengläser hinweg aus seinen prächtigen, klugen Augen streng und erwartungsvoll anblickend.

Mir wurde etwas unheimlich zu Mute, denn es war eigentlich etwas recht Albernes, was mich zu Keller führte. Ich hatte in meinem Freiheitsdurst einen „Ulrich-Hutten-Bund" ins Leben zu rufen angefangen, — Gott habe ihn selig! er ist nun auch schon längst verflossen, oder vielmehr er hat eigentlich gar nie existiert; denn über einige sogenannte Vorstandssitzungen im „Saffran", in denen die Zukunft Europas voraus beraten wurde, ist er nie hinausgekommen. Der Präsident, Henckell, verabsentierte sich plötzlich nach Italien, und unter uns anderen griff eine Ernüchterung Platz, welche die fröhliche Verwirklichung unserer Ideale nicht zustande kommen ließ.

Ich weiß nicht, wieso wir die Verwogenheit hatten, zu diesem Jugendbündnis sozialistischer Färbung die beiden bemooften Häupter Gottfried Keller und Conrad Ferdinand Meyer einzuladen. Der letztere lehnte in seiner verbindlichen Weise natürlich ab, wenn ich mich recht erinnere, nicht ohne einige freundliche und ermunternde Worte, die vermutlich mehr dem Andenken Huttens als unserer Wenigkeit galten. — Gottfried Keller wollte ich nun persönlich harangieren. Das war der eigentliche Zweck meines Besuches. Er machte es mir aber durchaus nicht leicht, damit herauszurücken. Er fixierte mich über seine Brillengläser hinweg und sagte nichts. Ich wußte auch nicht wie anfangen. Die große, schöne Freiheitsrede, die ich im Geiste für diese Gelegenheit zurecht gelegt hatte, war wie weggeblasen. Da war guter Rat teuer.

Endlich sprach Gottfried Keller die klassischen Worte: „Was wollen Sie denn eigentlich?“ Darauf begann ich schüchtern, aber allmählich erwarmend, Ziele und Zwecke des Hutten-Bundes auseinanderzusetzen, um schließlich in mancherlei Windungen und Wendungen seine, Gottfried Kellers, freundliche Teilnahme zu erbitten. Darauf Keller: „Ja, der Hutten war ein wackerer Kerl, vor dem ich auch Respekt habe; aber was wollt Ihr denn eigentlich von mir? Der Henckell hat mich auch schon brieflich angesprochen. Wollt Ihr mich alten Kerl inquirieren? Herz und Nieren prüfen?“

Was ich darauf erwiderte, ist nebensächlich; man kann sich denken, daß ich sachte abwiegelte. Ich erinnere mich, daß ich dabei unversehens das schöne Wort „voll und ganz,“ das damals gerade herrlich im Schwange war, gebrauchte. Aber kaum war dieses Wort dem Gehege der Zähne entflohen, so fing Keller höhnisch und doch zugleich gemütlich zu lachen an. „Voll und ganz! Hm! Hm! Da sieht man, was Ihr für Patrone seid. Phrase, nichts als Phrase! „Voll und ganz“ ist das charakterloseste Wort, das es gibt, trotz seiner „Fülle“ — nebulos wie Eure ganze Hutten-Unternehmung.“

Darin mußte ich ihm Recht geben, und ich glaube, ich tat es mit gutem Humor. (Das Wort „voll und ganz“ hasse ich seit jener Zeit). Dagegen habe ich meine Anschauungen mit Hörnern und Zähnen verteidigt, als wir bald darauf die soziale Frage zu behandeln begannen.

Keller sagte: „Ihr gemahnt mich an leichtsinnige Knechte, die mit brennender Zigarre auf dem Futterboden spazieren gehen.“ Darauf eine nicht mißzuverstehende Handbewegung.

Nun legte ich mich aber tüchtig ins Zeug und verteidigte meinen rechten Glauben mit Wärme uud Überzeugung. Je heftiger ich wurde, desto wohlwollender blickte Keller. Ich habe heute die Empfindung, daß er es überhaupt gerne sah, wenn ein Mensch aus sich selbst heraustrat. Dieses Aussichselbstheraustreten mag ihm als eine Bürgschaft für die Wahrhaftigkeit und Selbstlosigkeit gegolten haben. Ich werde da wohl manches große Wort gelassen ausgesprochen haben. Kurz und gut, ich ließ deutlich merken, daß ich unseren Kampf für eine natürliche Reaktion gegen das gesellschaftliche Unrecht hielt, für eine redliche Aufwallung des Herzens gegen alle sophistischen Scheingründe des Verstandes u. s. w. Plötzlich schlug sich Keller mit der rechten Faust auf das Herz, daß es nur so krachte, und seine Augen funkelten zornig, als er die Worte ausstieß: „Wissen Sie, ich bin auch kein Schuft!“

Ich erschrak, da ich mir nicht bewußt war, diesen Zornesausbruch veranlaßt zu haben. Heute verstehe ich Keller ganz wohl. Er war aufgebracht darüber, daß ich mich im Gegensatz zu ihm als Verteidiger des unterdrückten Rechts aufspielte. Den ethischen Kern der sozialen Bewegung hat Keller nie verkannt.

Er hatte ein warmes Herz für alles Volk.

In meiner Erwiderung deutete ich an, daß Keller den Kontakt mit unserer Zeit in gewissem Sinne verloren habe; auch erinnerte ich unklugerweise an das Jahr 1848. Da hätte man aber den alten Herrn sehen sollen. Er wurde mit einemmale beredt, wie ein Literatur-Professor, und setzte mir mit den gewähltesten Worten auseinander, wie man die 48-er Bewegung, die eine bürgerlich-politische Affäre gewesen sei, nicht mit den sozialen Umsturzbestrebungen unserer Zeit vergleichen dürfe: „Bei Euch ist man ja nicht sicher, daß einem das Haus über dem Kopf angezündet wird!" Darauf erwiderte ich kurz, sachlich stelle sich die soziale Bewegung, obwohl sie natürlich auch mit der 48-er Kampagne organisch zusammenhänge, allerdings anders dar. Freie Jagd und freies Fischrecht beschäftigen uns heute nicht mehr. Aber subjektiv sei alle Opposition gegen die bestehende Ordnung, sofern sie nur ehrlich ist, eine Empörung des Herzens gegen vermeintliches oder wirkliches Unrecht. Auch ließ ich die Bemerkung fallen, daß Keller selbst jene Glut in uns erzeugt habe, die er heute tadle.

Keller antwortete darauf nicht absolut ablehnend. Etwa so: „Es ist etwas daran, was Sie sagen. Ich erkenne die Kritiklosigkeit meiner Jugend an und schäme mich ihrer nicht. Will ich doch meine Jugendgedichte nächstens neu herausgeben! Aber was ist das für eine Berufung! Seid doch Männer und folgt mir nicht nach!! Müssen denn alle immer die nämlichen Dummheiten machen? Wo bleibt da der Fortschritt? Was Sie da vom Herzen sagen, das hat etwas. Das Herz ist immer ein roter Demokrat, aber der Verstand ein hablicher, guter Patrizier, der die Dinge genau und auf den Grund betrachtet. Es ist wohl gut so, daß beiderlei vorhanden ist. Aber siegen wird nicht das „überlegene Recht," sondern die erhabene Klugheit, die das höchste Recht ist. Das höchste Recht ist die Macht der Persönlichkeit. Ich mag nichts hören von Eueren Staatszuchthäusern."

Die Zeit verstrich und wir kamen auf „Martin Salander" zu sprechen. Ich tadelte den ironisierenden Schluß in der Entwickelung Salanders. „Ja, wer sagt Ihnen, daß das der Schluß ist? Es kommt noch etwas hintendrein. Ich schreibe an einem zweiten Teil. Übrigens, was die Ironisierung betrifft, man legt viel zu viel hinein. Warum sollen nicht auch alte Knaben in guten Treuen eine Dummheit machen, ohne alle Tendenz?"

Es folgte ein gleichgültiges Gespräch, das sich tout doucement im Sande des Konventionellen verlief. Ich merkte, daß Keller ungeduldig wurde und empfahl mich. —

Für mich war diese Begegnung sehr lehrreich. Seit jenem Tage habe ich es mir abgewöhnt, in jedem Andersdenkenden einen schlechten Menschen zu erblicken.

Im Juli des Jahres 1891 lernte ich Conrad Ferdinand Meyer persönlich kennen. Es war in der Zeit, als er an seiner „Angela Borgia"

arbeitete. Nicht kollegialische Neugier war es, sondern eine geschäftliche Angelegenheit, was mich damals zu ihm nach Kilchberg führte. Ich hatte von einem illustrierten Journal den Auftrag erhalten, den Dichter um sein Porträt und um einige lyrische Original-Beiträge zu ersuchen. Auch wollte ich ihn, ebenfalls im Auftrage eines Verlagshauses, darum bitten, einen Prolog für die Festschrift zur Eröffnung des neuen Theaters in Zürich zu schreiben. Von alledem erlangte ich nur eine kleine Kollektion Photographien, von denen eine, ein überaus charakteristisches Profilbild, nur wenig verbreitet, gleichwohl aber meines Erachtens das beste aller überhaupt vorhandenen Bilder des Dichters ist. Meine Bitte um Original-Beiträge wurde rund abgeschlagen. Den verlangten Prolog habe ich schließlich, schlecht und recht, selber schreiben müssen.

Wer nach Kilchberg will, der benutzt am besten die Eisenbahn nach Bendlikon. Also tat auch ich, nachdem ich mich zuvor brieflich angemeldet hatte. Da Meyer damals gerade stark mit dem Abschluß seiner Novelle „Angela Borgia" beschäftigt war, die er allerdings erst im August auf seinem Schlosse Steinegg bei Frauenfeld vollendet hat, so war der Zeitpunkt, ihn zu besuchen, eigentlich schlecht gewählt. Ich traf es aber insofern glücklich, als er an diesem Tage zufälligerweise gerade nicht arbeiten konnte, da seine Schwester, der er zu diktieren pflegte, verreist war, ich glaube wegen eines Krankheitsfalles in der Familie.

Es war ein etwas trüber, schwüler Julitag. Ein Gewitter schien in der Luft zu liegen. Als ich in Bendlikon eintraf, es mochte nachmittags zwischen 3 und 4 Uhr sein, da regnete es leise. Ich kehrte zuerst im „Löwen" zu Bendlikon ein, um mich von dort aus nochmals anmelden zu lassen. Während der kurzen Abwesenheit des Dieners saß ich am offenen Fenster des Gasthofes und schaute auf den regenverschleierten See und die im wogenden Nebel zuweilen auftauchenden Schneeberge. Leiser Regen rauschte auf die breiten Blätter der Platanen, und es überkam mich in dieser Atmosphäre schwer lastender Schwüle ein dumpfes Gefühl der Beklemmung. Auch war ich wegen der bevorstehenden Zusammenkunft mit unserem großen zeitgenössischen Dichter aufgeregt, obwohl ich schon seit geraumer Zeit brieflich mit ihm verkehrt hatte.

Bald kehrte der Diener von dem vielleicht 10 Minuten entfernten Kilchberg mit der Mitteilung zurück, daß der Herr Doktor mich erwarte. In der Begleitung des Mannes, da ich den Weg nicht kannte, trat ich die Wanderung an. Zwischen Weinbergen auf beiden Seiten schlängelt sich der Weg von Bendlikon ziemlich steil nach Kilchberg hinauf. Da es trotz des sanften Regens sehr schwül war, so mußte ich mehrmals verschnaufen, um mir den Schweiß von der Stirn zu wischen. Als ich oben angekommen war, verzogen sich gerade die Regenwolken, der See tauchte in tiefer Bläue aus dem Schleier hervor und die Sonne blickte freundlich auf das Dorf

und die Weinberge. Wie Tautropfen funkelte es an allen Blättern. Das war Kilchberg, Meyers geliebtes Kilchberg, das er in seinem Gedicht „Requiem“ also besingt:

„Bei der Abendsonne Wandern,
Wann ein Dorf den Strahl verlor,
Klagt sein Dunkeln es den andern
Mit vertrauten Tönen vor.
Noch ein Glöcklein hat geschwiegen
Auf der Höhe bis zuletzt.
Nun beginnt es sich zu wiegen,
Horch, mein Kilchberg läutet jetzt!“

Und wirklich begann auch in diesem Moment ein Glöcklein zu tönen. Es wurde mir ganz feierlich zumute, wie ich vor der sonnig schimmernden, überall von Weinbergen und Gärten umgebenen Villa stand. Da sah ich auch das Tulpenbeet, von dem mir Meyer früher einmal eine drollige Geschichte geschrieben hatte.

Es war am Tage der Arbeiter-Maifeier im Jahre 1891 gewesen. Ich hatte über die Störungen geklagt, mit denen der Poet zu kämpfen hat, und mag dabei wohl etwas lamentiert haben. Meyer antwortete: „Übrigens, gestört wird jedermann, nur nicht immer so lustig, wie ich am 1. Mai von meinem Gärtner, einem braven, aber etwas einfältigen Burschen, der vor mich trat mit einem Rausch und der Erklärung, er lege bis auf weiteres auch die Arbeit nieder, die darin besteht, mit einem Hydranten ein Tulpenbeet (wie das Böcklin'sche im „Künstlergütli“) zu begießen. Ich verfiel in ein solches bon-rire, daß es den Menschen (selbst in seinem Zustand) in Erstaunen setzte.“

An diese kleine drollige Geschichte mußte ich bei Betrachtung des Tulpenbeetes denken und wurde mit einem Male ganz wohlgelaunt.

Das Meyer'sche Wohnhaus in Kilchberg ist ein artiges, ziemlich großes, villenartiges Gebäude, drei Stock hoch, mit sieben Fenstern an der Längsseite und zwei in der Breite. Ein mächtiger Pappelbaum überragt das Haus in der Nähe des Einganges, der sich nicht an der Straßenseite befindet, sondern unter einer Art Vordach an der rechten Breitseite des Hauses betreten wird.

Ich läutete, trat ein und wurde von einer Dienerin eine Treppe hinauf und durch einen Gang bis an die Tür zum Empfangszimmer geleitet. Ich nehme an, daß es ein Empfangssalon war, weil nichts darin auf das Arbeitszimmer des Dichters schließen ließ. Das Mädchen klopfte an die Tür, und ein helles „Herein!“ tönte mir entgegen. Als ich öffnete, sah ich Conrad Ferdinand Meyer, der augenscheinlich auf einem Lehnstuhl gesessen hatte, hastig aufstehen und mir mit energischer Handbewegung und schnellen Schritten entgegengehen.

„Seien Sie mir willkommen! Aber was machen Sie für gewaltige Umstände, fast als wären Sie zu einem König zu Gast geladen?"

Diese Worte wurden mit einem Tone gewinnendster Liebenswürdigkeit gesprochen. Mein erster persönlicher Eindruck also war: das ist ein Mann von kolossaler Energie und zugleich bezaubernder Liebenswürdigkeit und Anmut des Wesens. In der Tat hatte Conrad Ferdinand Meyer nicht etwa nur die Manieren eines Patriziers, der er seiner Abkunft nach war, sondern die eines geborenen Souveräns, als den man ihn im gewissen Sinne, z. B. in bezug auf die formale Herrschaft, ja auch betrachten kann.

Alle Bilder und Photographien von Meyer sind in ihrem Ausdrucke grundfalsch, d. h. einseitig. Fast auf allen Bildern kommt nur der Ausdruck strotzenden Humors, großer Herzensgüte und vergeistigter Klugheit zur Geltung. In Wirklichkeit gewährte aber sein Äußeres beim ersten Anblick ganz den nämlichen Eindruck, wie seine Kunst, nämlich den Eindruck gebändigter Leidenschaft! Conrad Ferdinand Meyer war zwar von gedrungenem, mächtigem Körperbau und sehr stark; aber es gilt von ihm, was er in einem schönen Gedichte im Vergleich mit der Veltlinertraube von sich sagt:

„Mein unbändiges Geblüte,
Strotzend von der Scholle Kraft,
Trunken von des Himmels Güte,
Sprengte schier der Hülse Haft!"

Das heißt: in diesem kolossalen Leibe wohnte ein Geist, so feurig wie das brütende Schweigen eines heißen Sommertages, so glutvoll wie die „Purpurne Veltlinertraube", „kochend in der Sonne Schein", und stark, so stark wie der Tod.

Meyer war ganz in einen einfarbigen, schlichten, grauen Hausanzug gekleidet; der Rock war bis unter das Kinn, in Art des Jägerkostüms, zugeknöpft. Unwillkürlich stellte ich mir den Mann sofort als Nimrod vor, die Flinte auf dem Rücken, eine beutebeladene Jagdtasche an der Seite, in einen sonnenhellen Herbsttag hinauswandernd. Während er mich wohl, wegen meiner Schüchternheit, unfähig zu jeder Wahrnehmung wähnte, arbeitete meine Phantasie blitzschnell, und es entging mir nicht der kleinste Zug seines Wesens, nicht die geringste seiner Bewegungen.

Am meisten fesselte mich das Auge des Mannes, das eine helle, graugrüne Färbung hatte, etwa wie ein Bergsee nach einem Regenguß, wenn die Sonne wieder scheint. Dabei wurde das Auge unter den blitzenden Brillengläsern ganz leicht „verworfen", wie man bei uns zu Hause sagt, wenn man einen leisen Anflug des Schielens bezeichnen will. Die Wirkung war eigentümlich und merkwürdigerweise anmutend. Aber in Momenten der Erregung mochte dieses Auge in furchtbarer Leidenschaft entflammen.

Ich habe aus der persönlichen Begegnung mit dem Dichter ganz entschieden die Überzeugung gewonnen, daß das heutige Urteil über seine künst-

lerische Eigenart absolut nicht erschöpfend ist. Allerdings glaube ich, daß auch er sein Können noch lange nicht erschöpft hatte, als ihn die heimtückische Krankheit ereilte. (Zuletzt arbeitete der Dichter an der Gestalt des wundersamen Kaisers Friedrich II., des Hohenstaufen; nachdem sich die Gestalten der „Angela" von ihm entfernt, litt es ihn nicht lange untätig.)

Wenn ich geglaubt hatte, ich könnte bald zur Erledigung der Geschäfte schreiten, so hatte ich mich gründlich geirrt. Denn wir befanden uns bald mitten im Gespräch über Ariosts „Rasenden Roland", dessen Kühnheit und Bilderpracht Meyer nicht genug rühmen konnte. Allerdings, ein Dichter, der die Interjektionen der Leidenschaft mit Felsblöcken interpunktiert, ist kühn. Meyer selbst hat etwas von dieser Kühnheit. Er spielt mit den kolossalsten Lasten, als wären es Federbälle, er tändelt lachend an Abgründen vorbei und stellt das Tiefste und Grausigste mit einer solchen Eleganz und Leichtigkeit dar, daß man glauben sollte, das Gesetz der Schwere existiere für ihn nicht.

Wie ich schon früher einmal mitteilte, macht Meyer auch gar kein Hehl daraus, daß Ariost auf ihn eingewirkt habe. Während unserer Unterhaltung zitierte er bisweilen Stellen aus Ariost in einer Weise, die seinem Gedächtnis und seiner Übersetzungskunst in gleichem Maße Ehre machte. Ich mußte alle meine Aufmerksamkeit aufbieten, um folgen zu können.

Ich weiß nicht, auf welche Weise wir dann auf Tolstoi und auf das Prophetische in der Kunst zu sprechen kamen. Bei aller Anerkennung des großen Dichters der früheren Epoche äußerte sich Meyer abfällig über seine prophetischen Anwandlungen, aber durchaus mit tiefem Verständnis für den Zusammenhang und völkerpsychologischen Hintergrund.

„Ich frage mich", so sagte er u. a., „wie sich der Moralist (oder hübscher, der Apostel) mit dem Poeten vertragen kann. Bei Tolstoi hat sich die Mischung als unglücklich bewiesen. Unmöglich ist übrigens, in großem Stil à la Shelley, die Verschmelzung nicht. Auf der anderen Seite scheint es mir vor dem gesunden Menschenverstand — trotz der Solidarität des Menschengeschlechtes und des guten Beispieles — denn doch ein bischen hart, daß — wegen der vielen Süffel — Freunde kein Geburtsfest mehr mit einer Flasche Rheinwein (und wäre es nur wegen der Blume!) sollten feiern dürfen und daß wir, weil Sodom und Gomorrha hier und dort vorhanden sind, die Welt (vide Kreutzersonate) am besten aussterben ließen." —

Viel war auch zwischen uns von der modernen Literaturströmung die Rede. Meyer bemerkte u. a.: „Es ist wahr, Ihr „Jungen" macht eine etwas unverschämte Reklame. An dieser Reklame der Jungen sind aber zum Teil die Alten schuld, weil sie auch gar nicht ein bischen rücken wollen." Auch sprach er sich namentlich über einige der Jungen, von einer meiner eigenen Publikationen ausgehend, recht anerkennend aus. „Ohne Scherz",

sagte er, „auch bei einigen anderen der Neuen, z. B. Liliencron, Hart, Henckell, auch Friedrichs, ist viel Schönes, daran auch wir Alten, wenn wir unbefangen sind, unsere Freude haben können. — Der Begabteste von Euch Jungen ist wohl Liliencron."

Sehr viel Spaß bereitete es mir, Meyer von den Kritikern mit vollkommenem Ernst und ohne daß er auch nur eine Miene verzog, nur als von den „Kompetenten" reden zu hören. Die „Kompetenten": das ist wirklich keine üble Idee! —

Ich lenkte das Gespräch unmerklich auf seine eigene Arbeit und namentlich auf die Wahl seiner Stoffe. „Ich wähle", so bemerkte Meyer, „mit Vorliebe meine Stoffe aus der Geschichte. Nicht nur, weil sich nach Goethe der Dichter in der Wahl seines Stoffes erweist, sondern weil die Behandlung des modernen Lebens in Weise der Naturalisten meinem Gefühle widerstrebt. Man kann auch in die historischen Stoffe die ganze Fülle und Wärme des modernen Lebens hauchen, und so erscheinen die ewigen Gestalten des für alle Zeiten gemeinsamen Menschlichen in der historischen Gewandung nur um so lebendiger. Man kommt dem Leben aller Zeiten am besten auf den Grund, wenn man es mit Pietät behandelt, und dem rohen Zerren an den Schleiern des Tages ziehe ich die Luftperspektive historischer Betrachtung vor."

Wir kamen auf „Angela Borgia" zu sprechen, die damals, wie schon bemerkt, noch nicht fertig war. Meyer sagte jedoch mit einem Tone unnachahmlicher, naiver Genugtuung, die ich ihm prächtig nachfühlen kann: „Ich bin jetzt ruhig, Angela ist gesichert; es kann mich nichts mehr von der Beendigung dieser Gestalt trennen." Auf meine Frage, was er denn eigentlich mit diesen Borgias wolle, antwortete er: „Erstens kitzelt es mich, den Herren Historikern wieder einmal einen Stoff aus den Händen zu nehmen, den nur ein Dichter begreifen kann; zweitens beschäftigt mich darin das abgrundtiefe Problem des Gewissens. In Angela ist das Gewissen als eine immanente Form des menschlichen Bewußtseins liebenswürdig verkörpert; Lukrezia glänzt durch die naive Abwesenheit jeder Spur einer solchen Bewußtseinsform, als ein reiner Typus des dem Moralischen entgegengesetzten Menschentums, aber der Liebenswürdigkeit gleichwohl nicht entbehrend. Die historisch in das Übermenschliche gerückten Linien sollen auf das Maß des Menschlichen reduziert werden. Was sich daraus lernen läßt, ist vielleicht die größere Toleranz gegenüber den unabänderlichen Eigenarten der Gattungen und der Einzelnen. Vielleicht? — Übrigens liegt mir nichts ferner als das Moralisieren."

Auf meine Frage, wie er das Problem des Gewissens denn löse, antwortete Meyer zum ersten Male etwas kurz: „Ich löse überhaupt keine Probleme, sondern stelle nur dar und beschreibe, was ist. Die Lösung liegt, wenn irgendwo, jedenfalls in dem Grad reiner Lebensfreude, welche eine

Tat zurück- und eine Gesinnung zuläßt. Ob sich aus dieser Unterscheidung irgendwelche bestimmten Gesetze abstrahieren lassen, das lasse ich als Künstler gänzlich dahingestellt sein."

In diesem Moment rief uns die Herrin von Kilchberg, die ich bei diesem Anlaß kennen lernte, zum Kaffee. Während wir den duftenden arabischen Trank mit frischem Kuchen genossen, zog mich die Hausfrau in der liebenswürdigsten Weise in das Gespräch, welches sich um Tagesereignisse, literarische Persönlichkeiten u. dgl. drehte. Das Speisezimmer, sehr dunkel gehalten und mit Bildern guter Meister geschmückt, machte einen überaus behaglichen Eindruck. Ein Fensterflügel war geöffnet und man konnte auf den Rasen des Gartens hinausblicken, der im Abendsonnenschein hell und heiter erglänzte. Drunten lag der See, da es sich inzwischen aufgeklärt hatte, in ungetrübter Bläue, und die Schneefelder der Alpen leuchteten feierlich zu uns herüber.

„Nie prahlt' ich mit der Heimat noch
Und liebe sie von Herzen doch,
In meinem Wesen und Gedicht,
Allüberall ist Firnelicht,
Das große stille Leuchten."

An diese Verse aus Meyers Gedichten mußte ich in diesem Augenblicke denken. Ja, es ist wahr, Meyers künstlerische Natur gemahnt an die Schönheit der Alpenwelt: Großes, stilles Leuchten, das ist sein innerstes Wesen, das ist der unvergängliche Schmuck seiner Kunst. Zum ersten Male sah ich den Dichter in diesem Moment scharf im Profil, und es fiel mir plötzlich auf, daß er dem Altmeister Goethe, wie ihn uns die Bilder aus der letzten Zeit seines Lebens darstellen, überraschend ähnlich sah. Aber nur im Profil und im Zustande vollkommener Ruhe, am meisten wahrscheinlich im Schlaf. Lenbach's berühmtes Meyer-Porträt bestätigt meine Wahrnehmung, obwohl es kein Profilbild ist. Sobald er lebhaft sprach und einem dabei voll ins Antlitz schaute, so tauchten wie durch Zauber ganze Schwärme neuer Gestalten des Lebens auf, eine neue Art Humor, eine neue Ruhe, eine noch nicht dagewesene spielende Sicherheit, Züge, von denen im siegenden Antlitz des großen Olympiers von Weimar noch nichts zu lesen ist, und die diesem Antlitz doch wieder in unbeschreiblicher Weise ähnlich sind. —

Es nahte für mich die Zeit, Abschied zu nehmen. Die Tafel wurde aufgehoben, und Meyer geleitete mich wieder hinauf in das Empfangszimmer, in dem wir zuerst zusammengetroffen waren. Das Geschäftliche wurde in drei Worten abgetan und ich fand dabei von neuem Gelegenheit, den edlen Anstand des Kilchbergers zu bewundern. Es wurde mir dabei vollends klar, daß Grobheit und Formlosigkeit kein notwendiges Requisit der Größe sind, obwohl sie rätselhafterweise häufig mit wirklicher Größe gepaart erscheinen. Oder sollte das doch vielleicht nicht die wirkliche Größe sein?

Manches wurde noch gesprochen, worüber ich aus Gründen des Taktes schweigen muß; kein Wort aber ging aus dem Munde Meyers, das nicht Zeugnis ablegte von einer edlen, wohlwollenden Gesinnung und ritterlicher Größe des Urteils. Es war mir, als befände ich mich in einer anderen Welt.

Als ich Abschied nahm und mich der Dichter bis auf die Straße geleitete und mir plötzlich, als ich schon gehen wollte, wie in einer unwillkürlichen Regung verschwenderischer Herzlichkeit, nochmals beide Hände reichte, da fühlte ich, daß ich das hohe Glück genossen hatte, einen halben Tag im Banne wirklicher menschlicher Größe zu atmen. Diese erste Begegnung mit Conrad Ferdinand Meyer wird mir unvergeßlich bleiben.

„Angela Borgia" sollte Meyers letztes Werk sein. Der gewaltigen Konzentration sollte kein neuer Aufschwung, sondern eine Reaktion folgen, von der er sich nicht wieder erholte. Gern lasse ich auf der nun folgenden dunklen Lücke im Leben Meyers, die nur noch mit dem Dunkel des Grabes vertauscht werden sollte, den Schleier des Schweigens ruhen.

Die zum siebzigsten Geburtstag (12. Oktober 1895) Conrad Ferdinand Meyers von mir gewidmeten Verse, die ich hier folgen lasse, bewogen den verehrten Dichter nach langem, durch seine Krankheit veranlaßten Schweigen zu meiner großen Freude dazu, mir wieder ein direktes kleines Lebenszeichen zu geben. —

An Conrad Ferdinand Meyer.

Zum siebzigsten Geburtstag.

(12. Oktober 1895).

In blauen Bergen ist der Föhn erwacht
Und treibt sein Spiel mit Blumen und mit Schleiern.
Der Fall zerstäubt und plätschert hell und lacht
Und rauscht und rauscht und schäumt und will nicht feiern.
Der Föhn hat Flügel. Über Eis und Schnee
Trägt er das Echo. — Wo die Pappeln stehen,
Im stillen Hause hoch am blauen See,
Da hört ein Herz ihn durch das Herbstlaub wehen.
Die Pappeln rauschen und es spricht der Föhn:
„Vom Berge komm ich und ich bring' ein Grüßen:
Vom Wasserfall das goldene Getön,
Und Alpenblumen, Blumen Dir zu Füßen.
Fühlst Du den Schneehauch schon an Deiner Stirn?
Hörst Du die süßen Herdenglocken läuten?
Horch, Conrad Ferdinand, Dich grüßt der Firn,
Und Feier, Feier will sein Glanz bedeuten!

Du Geist voll Sturm und Licht, ich bring' Dir Dank!
Von Heimweh atmen rings der Heimat Berge
Nach Deiner Klarheit. — Gelt, Du bist nicht krank
Und fern noch bleibt Dir Henckells düst'rer Ferge?!
Der Genius ist Gesundheit höh'rer Welt.
Du alpseeklares Auge, laß noch spiegeln
In Dir das Dasein, das Dir wohlgefällt
Und das nur schmachtet, Dir sich zu entsiegeln!
Aus blauen Bergen floh ich her zu Dir,
Du Geist der Schweiz, Dir Huldigung zu bringen.
Ich atme Dir entgegen ihre Zier
Und neig' vor Dir die nächtig-schweren Schwingen.
Der Kleinheit müde, die mich dort verscheucht,
Du weißt, im Tal, ruh' ich an Deiner Größe.
Ich brauf' durch Wolken regenschwer und feucht
Und Schönheit staunt mich an in ihrer Blöße. . ."
So sprach der Föhn. Was aber sage ich?
Was bleibt nach solchem Sprecher mir zu sagen?
Ich wünsch' Dir Licht, von dem der Schatten wich,
Und eine Fülle noch von sonnigen Tagen.
Die Frucht ist reif. Der Herbst ist schön und spät.
Ein Sonnensturm wird uns die Welt erhellen.
Der Windstrom, der von Deinem Geiste weht,
Der wird noch tausend Sehnsuchtssegel schwellen.

Noch eines anderen, Conrad Ferdinand Meyer von mir gewidmeten Gedichtes möchte ich an dieser Stelle gedenken, da es mir die Erinnerung an das sonnige Kilchberg und an die Gestalt des großen Dichters lebendig wachruft.

An Conrad Ferdinand Meyer.

Vom Kilchberg blickst Du heiter ins Gefilde;
Es blaut der See; fern starrt der Alpen Kranz.
Humor und Stolz, viel Macht, gepaart mit Milde —
Auf Deiner Seele ruht der Heimat Glanz!
Der Glanz der See'n, der Berge stolze Stille —
Besänft'gend und erschütternd wirkt Dein Lied,
Weil Deiner Anmut ein gewalt'ger Wille
Die starken Grenzen wahrer Schönheit zieht.
Wohl mag die Zeit Dir ew'gen Lorbeer winden.
Gar selt'ne Blumen birgt Dein voller Kranz;
Denn meisterlich verstehst Du zu verbinden
Mit deutscher Tiefe welsche Eleganz.

Seit seiner Krankheit hatte ich nur indirekt, d. h. durch Vermittlung seiner Gattin oder von Drittpersonen, spärlich Kunde von ihm erhalten. Es brütete ein beängstigendes Schweigen über Kilchberg. Die Nachrichten lauteten zwar nicht ungünstig: es gehe dem Patienten ordentlich, er enthalte sich noch immer des Lesens und dergleichen. Aber aus den lakonischen Mitteilungen war doch das eine deutlich ersichtlich, daß die Außenwelt noch immer von Conrad Ferdinand Meyer abgeschlossen bleiben mußte, und daß er an Literatursachen nicht mehr den früheren lebhaften Anteil nahm. Daß seine eigene dichterische Arbeit unter solchen Umständen auch noch immer nicht wieder aufgenommen werden konnte, durfte man wohl ohne weiteres annehmen.

Im Laufe des Jahres 1895 trat in Conrad Ferdinand Meyers Verhalten der Außenwelt gegenüber eine kleine, aber doch sehr merkliche Änderung ein. Er fing wieder an auf Zusendungen literarischen Inhalts direkt zu reagieren. So erhielt ich im Laufe dieses Jahres einige, allerdings nichtssagende Karten mit seinen Schriftzügen.

Mit seinen Schriftzügen? Allerdings, aber doch auch wieder nicht mit seinen Schriftzügen. Seine Handschrift schien in merkwürdiger, ganz eigentümlicher Weise verändert. Meyers Handschrift zeichnete sich bekanntlich durch große Originalität aus. Kühne, kräftige Phantasie und Erfindungsgabe verratende Schriftzüge, die aber in der Mittellinie in auffallender Weise unterbrochen erschienen, so ungefähr, als wären sie von kräftiger Hand mit dem Griffel auf eine Schiefertafel geschrieben und dann auf der Mittellinie mit dem nassen Finger ausgelöscht. Oben und unten erschienen die Buchstaben — es handelt sich hier besonders um die zugleich über und unter die Linie fallenden Buchstaben — wohl ausgebildet, in der Mitte aber, da, wo sie durch die Linie geschnitten werden, sahen sie so aus, als wenn die Verbindung herausgefallen oder fortgeblasen, gewissermaßen hinweggehaucht sei. Dadurch gewann die Meyer'sche Handschrift ihren seltsam unruhigen und nervösen, aber auch ihren genialen Charakter.

Und nun diese Karten in der letzten Zeit. Es war seine Schrift, und es war sie wieder nicht. Die Verbindungen erschienen mit einemmal gleichsam pedantisch wiederhergestellt, gewissermaßen so, als sei es dem Schreiber nicht mehr möglich gewesen, in der bisherigen, unterbrochenen Weise zu schreiben. Die Schrift war dadurch lesbarer geworden, das ist richtig, aber sie hatte an Charakter, an Originalität verloren. Es war im Verhältnis zur früheren Schrift eine gezwungene, konventionelle, ängstliche Schrift, der man es anmerkte, daß sich der Schreiber ihrem Schwunge nicht mehr recht anzuvertrauen wagte.

Diese Betrachtungen erheben natürlich keinen Anspruch auf graphologische Bedeutung. Immerhin könnten sie einem Graphologen zu denken geben. Mich selbst interessierte das Phänomen psychologisch, ohne daß ich

irgendwelche Schlußfolgerungen daran geknüpft hätte, die ja in jedem Falle unvorsichtig gewesen wären.

Am 27. September 1895 erhielt ich aus Anlaß des oben erwähnten Geburtstagsgedichtes eine etwas längere Zuschrift von Meyer. Er dankte freundlich für die Verse, pränumerierte auf mein (mittlerweile eingegangenes) „Literarisches Bulletin", während literarische Zeitschriften bis dahin von ihm fern gehalten worden waren, und bemerkte zum Schlusse, daß er das Blatt schon früher abonniert gehabt haben würde, wenn er nicht so viel anderes hätte lesen müssen, womit er „kaum fertig werde"!

Das erschien mir nun ein sehr erfreuliches Symptom der Besserung zu sein. Conrad Ferdinand Meyer las wieder, er las sogar viel und er bestätigte dies selbst. Er beschäftigte sich wieder mit Literatur und schrieb Briefe.

Und der Charakter der Handschrift in diesem letzten Brief? Er erschien wieder verändert, aber ganz entschieden im Sinne einer allmählichen Annäherung an den ursprünglichen Typus mit all seinen charakteristischen Merkmalen. Ich war so sanguinisch, dies für den überzeugendsten Beweis der Besserung zu halten, und knüpfte daran alle möglichen schönen Hoffnungen.

Es ist bekannt, daß die Hoffnungen zu Schanden wurden. Meyer sollte sich nicht wieder erholen.

Zum Schlusse geziemt es sich wohl auch, dem großen und guten Menschen den schuldigen Tribut der Dankbarkeit zu zollen. Frei von kleiner Eitelkeit und Ruhmsucht, ist Meyers lautere Seele nie von niederen Dämonen gefangen genommen worden. Auch die Kunst ist ihm nicht ein Übermenschliches, sondern nur ein rosengekränztes Tor zum Menschlichen gewesen. Seine Kenntnis des Lebens, die manchen anderen zum Spötter gemacht hätte, hat nur seinen fröhlichen Glauben an die Menschlichkeit gefestigt. Er blieb unverändert freundlich, wohlwollend, nachsichtig und hilfsbereit. Der Gemeinheit gegenüber ohne Zorn, wich er immer nur wie beschämt für die anderen aus ihrem Wege und sprach ein gutes Wort, um sie zu vergessen und vergessen zu machen.

An diese Erinnerungen möchte ich hier gern einige wohl beglaubigte Keller- und Meyer-Anekdoten reihen, die ich in Zürich zusammengelesen habe.

Als die erste Novelle Conrad Ferdinand Meyers in der „Deutschen Rundschau" erschien, erhielt der Dichter zu seiner großen Befriedigung ein schmeichelhaftes Schreiben Rodenbergs. Dieses Schreiben tauchte bald darauf mit der betreffenden Nummer der Rundschau im Schaufenster der Buchhandlung Meyer und Zeller in Zürich auf. Gottfried Keller befand sich damals (eines schönen Abends) gerade auf einer kleinen Bierreise und passierte, sehr aufgeräumt aus einem Lokal in der Schoffelgasse kommend, das hell erleuchtete Schaufenster der genannten Buchhandlung. Einer seiner Kumpane bemerkte das huldvolle Schreiben Rodenbergs und machte Keller mit den Worten darauf aufmerksam:

„Lueged Si au, Herr Staatsschryber, das interessant Briefli im Schaufeister det!" Keller blickte das corpus delicti über seine blanken Brillengläser hinweg gedankenvoll an und bemerkte: „Das sieht der alten Putzmamsell ganz ähnlich!" Und gemütlich lachend setzte er seine Bierreise fort. —

Um diese kleine, gut verbürgte Geschichte vollkommen würdigen zu können, muß man sich vergegenwärtigen, daß wegen der (nicht nur idealen) Konkurrenz der beiden Dichter um die Rundschau eine gewisse Gereiztheit zwischen ihnen bestand. Meyer hat mir selbst folgende Geschichte erzählt. Eines Abends machte er Keller in dessen Wohnung einen Besuch. Sofort merkte er, daß das Barometer auf „Sturm" stand. Nach einigen gleichgültigen Phrasen platzte Keller plötzlich mit den Worten heraus: „Und Sie können machen, was Sie wollen, die Rundschau zahlt Ihnen doch nicht so hohe Honorare wie mir!" Darauf peinliches Schweigen. Meyer hatte Keller schon längst um irgend eine Broschüre gebeten. Um sich zu rächen, da er vermutete, daß Keller sie werde suchen müssen, kam er auf diese Broschüre zu sprechen. Richtig begann Keller zu suchen, was er, da er nicht die beste Wohnung hatte, sehr ungern tat. Mit der Lampe in der Hand, keuchend, schwitzend und schimpfend, durchsuchte er das Büchergestell. Endlich, nachdem er sich, auf den Knien herumrutschend, bis in den Staub gebückt hatte, fand er die Broschüre und händigte sie Meyer mit einigen landesüblichen Flüchen ein.

Daß Gottfried Keller Conrad Ferdinand Meyers Geistesarbeit zu schätzen wußte, mag folgende Anekdote bestätigen.

Eines Tages besuchte ihn Otto Brahm in seiner Wohnung im sogenannten Thalegg am Zeltweg. Keller saß im Visitenzimmer auf seinem Stühlchen und blätterte gerade in einem Buch.

„Was lesen Sie denn da, Herr Staatsschreiber?" fragte Brahm, nachdem die ersten Höflichkeiten gewechselt worden waren.

„Ich lese nicht", antwortete Keller, „ich „„schneugge"" nur darin. Wissen Sie, ich habe es wie die Weiber, wenn eine ein neues Kleid trägt. Da wird es besichtigt und befühlt, was wohl der Meter kostet und was es für ein Stoff ist."

„Was ist's denn für ein Buch?" fragte Brahm. „Conrad Ferdinand Meyers „„Versuchung des Pescara"", antwortete Keller.

„Und was ist's denn für ein Stoff?"

„Goldbrokat!" war Kellers Antwort.

Wenn Keller seinerseits Meyer gerecht wurde, so sprach dieser über jenen auch nur im Tone wirklicher Wertschätznng, ja sogar mit einer gewissen Nuance der Unterordnung, in die sich ein Anflug von Humor mischte*).

*) Als Meyer einmal einen Brief an Keller mit Ausdrücken allzugroßer Devotion schloß, zeichnete letzterer sein Antwortschreiben sarkastischerweise „mit Ehrfurcht".

Beide waren sich ihres großen Wertes, aber auch ihrer unabänderlichen Verschiedenheit als Menschen und Künstler, bewußt. Das Formlose im Wesen Kellers mißfiel dem kavaliermäßigen Meyer, Keller aber ärgerte sich über die höfischen Formen Meyers. Beide betrachteten sich mit einem gewissen grimmigen Behagen, das sich aus Hochachtung, Spott und vielleicht auch etwas Eifersucht zusammengesetzte.

Das kühle Verhältnis der beiden Dichter zu einander beruhte im tiefsten Grunde auf den großen Unterschieden ihres künstlerischen und menschlichen Wesens. Keller entstammte dem Bauernstande, woraus sich seine Derbheit, sein demokratischer Sinn und seine Abneigung gegen alle aristokratischen Formen erklärt. Meyer war Patrizier und in seinem ganzen Wesen durch und durch Aristokrat. Da konnten die beiden persönlich wohl nicht gut zusammenstimmen.

Das Mißverhältnis hatte aber auch Gründe, die in den Charakteren wurzelten. Keller war selbstbewußt, aber frei von aller Eitelkeit, was man von Meyer vielleicht nicht so unbedingt sagen kann, in dessen ganzes Wesen viel von dem übermäßig gesteigerten Kraftgefühl und der theatralischen Pose seiner Renaissance-Helden übergegangen war.

Zu den von Hermann Friedrichs zitierten Äußerungen Freytags kann man sich nicht kritisch genug verhalten. Freytags kühle Objektivität mag sich gegen die blühende Fülle Kellerscher Subjektivität gesträubt haben. Es ist zwar richtig, daß es Keller bisweilen an weiser Zurückhaltung und Haushaltung mit seinen Mitteln fehlt, aber er findet sein Maß doch an der Realität der Dinge, die er mit spielerischem Behagen etwas pedantisch vor sich ausbreitet. Meyer hat mehr den Blick für die großen Wirkungen, die er effektvoll zu drapieren versteht. Er verrät sich hierin als verborgener Dramatiker, zu dem er sich auch zusammengerafft hätte, wenn ihm nicht die Schatten der Nacht in die Werkstatt gefallen wären. Ich weiß aus seinem eigenen Munde, daß er nach Beendigung seiner „Angela Borgia" sich mit dem Plan eines Hohenstaufen-Dramas getragen hat (Friedrich II.), Keller als der geborene Epiker war aller theatralischen Pose feind. Sein nachgelassenes Stück „Therese", das von Bächtold kritiklos aus Licht gezerrt wurde, ist denn auch ein kleines dramatisches Monstrum.

Wenn Freytag von „roher Sinnlichkeit" bei Keller gesprochen hat, was nur aus einer momentanen Verstimmung zu erklären ist, so kann er dabei bloß an „Romeo und Julia auf dem Dorfe" gedacht haben, dieser Meister-Novelle Kellers. Aber gerade hier kann nicht von roher, sondern nur von warmer und gesunder Sinnlichkeit, von der ästhetischen Sinnlichkeit die Rede sein, die auf den ursprünglichen Sinn des griechischen Wortes zurückgeht und überdies durch die zartesten Schleier poetischen Duftes verklärt und gedämpft ist.

Der Streit über die Frage der wechselseitigen Bedeutung der beiden großen Dichter ist ein so müßiger, wie derjenige über Schiller und Goethe. Freuen wir uns abermals, daß wir zwei solche Kerle haben und lassen wir das Nörgeln. —

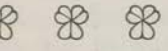
Gottfried Keller machte nachmittags gewöhnlich einen Spaziergang, Zeltweg, Kämistraße, Utokai und retour. Meist trank er auf dem Rückweg im alten Pfauenlokal ein Viertel roten Landwein.

Eines Tages setzten sich dort zwei junge Volksschullehrer an seinen Tisch. Der eine von ihnen begann sogleich ein Gespräch mit Keller und ließ es an Schmeicheleien nicht fehlen. Herr Staatsschreiber vorne und Herr Staatsschreiber hinten! Dito natürlich der große Dichter!

Das mochte Keller gereizt haben, denn er platzte mit Grobheiten heraus, die selbst aus seinem Munde nicht häufig zu hören waren. Dabei mußte er zuletzt recht massiv und knotig geworden sein, was den Schmeichler indessen nicht anfocht.

Schließlich riß dem andern der Geduldsfaden. Er wandte sich zu Keller und sagte: „Schämen Sie sich Ihrer Aufführung! Wenn einer ein berühmter Mann und großer Dichter sein will, so hat er umsomehr Veranlassung, sich wenigstens elementar anständig zu benehmen."

Kellers Augen leuchteten auf. Er erhob sich, faßte den aufrichtigen Sprecher an beiden Schultern, streichelte ihn und sprach: „So ist's recht, mein Sohn. Du gefällst mir! Aber der andere, das ist ein . . . . . hund." Tableau!



Nachdruck verboten.

Diakonus Kaufung.

Erinnerungen an einen Freund von Herm. Anders Krüger. (Hannover).

Im Girdeiner Pädagogium herrschte allgemeine freudige Erregung. Morgen abend sollte endlich die große Antigoneaufführung stattfinden, deren Vorbereitungen seit Wochen unsere Neugier beschäftigt, unsere Gemüter in Spannung versetzt hatten.

Schon früh morgens bei unserem selbstbereiteten Frühstück — bei dem zwar laut Hausordnung nicht gesprochen werden durfte — sprachen wir von nichts anderem als von der Antigone. Und spät abends, wenn die Schlafsaalwache verschwunden war, ward abermals das sonst wohl beobachtete Hausgesetz „von der nächtlichen Ruhe im Schlafsaal" freventlich übertreten — noch immer sprachen wir leise von der Antigone.

Und wenn die Primaner von ihrem Rechte, später ins Bett zu gehen, in diesen bewegten Tagen der Proben öfter Gebrauch machten als sonst und, obwohl sie bestallte Hüter der Hausordnung sein sollten, ebenfalls noch schwatzten, dann lauschten wir in unseren Betten wie die Spitzmäuse, ob sie auch wirklich nichts verrieten. Aber sie hielten dicht, diese Oligarchen des Pädagogiums. Selbst in der gewaltigen Turnhalle, in der die Bühne auf-

geschlagen ward, hatten sie längst gegen unsere Neugier die wohlbekannten roten Festvorhänge vor die Fenster gehängt und tückischerweise fest zugezogen.

Aber wir Obersekundaner waren verschlagen. Bald liefen wir „aus Versehn" hinein, bald suchten wir ein längst verlorenes Turnliederbuch; kurz, wir bekamen mit List und rastloser Geduld doch einiges zu sehen.

Da lagen z. B. auf langen Tafeln endlose Bogen starken, grauen Papiers, an denen der kunstsinnige Direktor selbst, bewaffnet mit einem gewaltig breiten Pinsel, der bald in schwarze, bald in weiße Farbe getaucht ward, eifrigst hinauf- oder hinablief. Das war sein Patentverfahren für die Säulenmalerei der Soffitten und Kulissen. Davon hatten wir schon gehört — vor fünf Jahren hatte sich unser praktischer Omnipotens auch schon so geistreich zu helfen gewußt.

Des Meisters rechte Hand war unser Flitzschmann, der beste Zeichner der Prima, der entwarf mit kundiger Hand die kühnen Triglyphenfiguren und den stolzen Parthenonfries des Bühnentempels, das hatten wir auch bald heraus. Nur die Rollenverteilung kannten wir immer noch nicht, denn die Proben waren zu unserem Leidwesen abends, während wir Arbeitszeit hatten.

Zwar hatte ich mich einmal im Dunkeln hinaus zur beleuchteten Turnhalle geschlichen, hatte auch den Direktor mit schöner Geste als waltenden Dramaturgen erspäht; aber die Darsteller auf der Bühne zu erkennen, war mir trotz aller Halsverrenkungen unmöglich. Ohne dem die Runde machenden Mitdirektor in die Hände zu fallen, war ich glücklich wieder auf unserer Stube angelangt, aber man bewunderte hier nur meine Frechheit, nicht meine Forschungsresultate.

Je weniger wir also wußten, um so mehr vermuteten wir: Kreon würde sicherlich vom Vorturner Persan gespielt werden, weil er auf dem Musikzimmer laut gelernt hatte. Die holde Ismene würde wahrscheinlich vom blonden Rex gegeben werden, denn der hatte sich seit vorgestern seinen kleinen Schnurrbart abrasieren lassen. Und endlich die Titelrolle, die konnte eigentlich niemand anders spielen als unser vielbewunderter Kaufung, das lag klar auf der Hand.

Freilich schon vor fünf Jahren — eine Antigoneaufführung gab es nämlich nur jedes Lustrum einmal — sollte man sich in den Vermutungen geirrt haben. Aber diesmal war es schlechthin undenkbar, sich zu irren. Keiner der Primaner konnte besser dazu passen, die berühmte Ehrenrolle der Antigone zu spielen, als eben Kaufung, der Strahlende, der ewig Siegreiche, um dessen edle Griechengestalt — griechisch bis zum Profil — sich schon ein ganzer Kranz von Mythen unter uns gebildet hatte.

Erstlich war Kaufung der beste Sprecher. Hatte er doch eben erst wieder beim Regimentsfest des Schwesterinstituts, des Progymnasiums, eine Rede gehalten — eine Rede, die uns beinahe noch schöner, noch formvollendeter dünkte als die unseres gewißlich redegewandten Direktors, der ja allenthalben als ein berühmter Redner galt. Das prachtvolle, metallene Organ eines Kaufung hatte er vollends nicht.

Und dann war Kaufung ein wirklicher Dichter! Seine Poesien — wir kannten sie freilich nicht — sollten die besten im Pädagogium sein. Das wollte schon etwas heißen, denn wieviel Verse wurden bei uns verbrochen!

Übrigens einen Vers hatten wir einmal gefunden — natürlich auf dem Schlafsaal neben seinem Bett —, einen für uns herrlichen Vers, den der Göttliche wahrscheinlich — wie so oft heimlich-nächtlich — im Dämmerlicht

der grünen Nachtlampe auf seinem Kopfkissen niedergeschrieben hatte. Wir kannten ihn auswendig:

Was in uns waltet, in uns webt,
Was wir besessen, wir verloren,
Was irgend unsre Brust durchdrungen —
Im Bilde zeigt es uns belebt
Das Lied des Dichters, sturmgeboren,
Doch mild in Harmonie verklungen.

Das war Gedankendichtung — tief, schwungvoll und kühn — keine der so landläufigen Liebes- oder Stimmungsseufzerlein, wie wir gewöhnlichen Sterblichen sie drechselten.

Dabei hatte es Kaufung nach unserer Ansicht gar nicht einmal nötig, Verse zu machen, denn Aufsehen erregte er schon genugsam durch seine blendende Schönheit, seine reiche Begabung, durch sein Geigenspiel und endlich durch seine herrliche Tenorstimme, mit der er in den Hauskonzerten die geladenen Damen, besonders die jüngeren, bis zu Tränen rühren konnte. Dafür liefen sie ihm alle nach, das wußten wir Sekundaner ganz genau, während Kaufung höchst vornehm nur einer nachlief, nämlich seiner angebeteten Dora, die bei uns schon darum für das schönste Mädchen von Girdein galt.

Wenn wir das alles in Betracht zogen, so erschien es nicht mehr als billig, ja geradezu denknotwendig, daß Kaufung auch bei dieser wichtigen Gelegenheit die erste Rolle, die Antigone, spielen mußte.

Und in der Tat, wir hatten recht: Kaufung spielte die Antigone, und — beim Zeus nebst allen Olympiern — wie spielte er sie!

Nicht nur nach abermals fünf Jahren — so dünkte uns — nein, noch nach Jahrzehnten würde man davon sprechen. In unseren durchaus kritischen Sekundaneraugen war seine Antigone ein vollendetes, unerreichbares Meisterwerk. Auch unser ewig krittelnder Direktor, der bei uns dafür berüchtigt war, daß er anfangs immer lobend ermunterte, um nachher ganz decrescendo zum ärgerlichen Tadel herabzusinken, tat diesmal gar nicht dergleichen, sondern war einfach still.

Ja, nach dem großen Abgang im dritten Akt soll er ihm hinter den Kulissen — so erzählte die Pädagogiumsfama — ganz verstohlen einen Kuß gegeben haben. Doch Kaufung hatte auch zum Küssen schön gespielt. Das sagten nicht nur wir, das sagten vor allem die Girdeiner Damen, die mit ihrem Beifall nicht geizten.

Mir ist es, als wäre es gestern gewesen, und ich sehe ihn noch jetzt im Geiste, wie er als Antigone, die unbeugsame Hüterin des höheren göttlichen Rechtes, vor Kreon stand, den übrigens gerade der blonde Rex spielte, während der athletische Persan unglaublicherweise die liebliche Ismene gab. Da war Kaufung ganz unser vergötterter Grieche, stolz und schön, das klassisch edle Profil umrahmt von rabenschwarzen Locken, auf denen ein schlichter Goldreif funkelte, bleich und selbst ergriffen bis in das Mark seiner künstlerisch empfindenden und künstlerisch gestaltenden Seele, wirklich vom Kopf bis zu Fuß eine edle Griechengestalt. Und dann seine Stimme! Wie helle Osterglocken klang sein weicher Tenor von der Bühne herab, zu dem ehrwürdigen Thebanerchor ins Atrium hinab. Nicht mit einem einzigen Blicke schaute er ins Publikum, so ganz war er bei seiner Sache; die ruhige Hoheit eines Gottbegnadeten, eines Auserwählten strahlte von seiner Stirn. Nichts konnte ihn irremachen. Selbst der maßlose Beifall am Ende der

Tragödie vermochte ihn nicht zu bewegen, vor der Rampe zu erscheinen, wie die anderen Darsteller.

Damals ahnten auch wir etwas von dem vornehmen Stolze des echten Künstlers, den auch die Bühne nicht zum Komödianten machen kann.

* * *

Wenige Wochen darauf verloren wir unseren Kaufung. Er hatte als Erster das Maturitätsexamen bestanden und wollte, wie es bei uns hieß, Musik und Literaturgeschichte studieren.

Wir hielten das bei einem Kaufung für durchaus möglich, zwei so verschiedene und schwer vereinbare Gebiete zu beherrschen, und waren doppelt enttäuscht, als er schließlich keines von beiden wählte, sondern, wie die meisten unter uns, Theologie zu studieren begann. Daß dieser Entschluß Kaufungs ein Ergebnis eines heißen inneren Kampfes, daß er ein Opfer war, das Herzblut gekostet hatte, davon hatten wir damals keine Ahnung.

Kaufung stammte aus einer armen Familie, und unglückliche häusliche Verhältnisse hatten schon früh hart und schwer auf ihm gelastet. Sein Vater, ein einfacher Schullehrer, hatte in ziemlich vorgerückten Jahren eine junge, bildschöne Sängerin geheiratet, wie und warum, habe ich nie recht erfahren können. Es soll eine sehr anmutige, etwas romantische Liebesgeschichte gewesen sein.

Das süße Liebesglück, das wie ein berauschender Frühling über den einfachen Kantorhagestolz gekommen war und ihn unter anderem plötzlich zum erfolgreichen Komponisten machte, dauerte leider nicht lange. Schon nach zwei Jahren starb die Sängerin im Wochenbett, nachdem sie einem Zwillingspärchen, einem Knaben, Fritz, und einem Mädchen, Gertrud, das Leben gegeben hatte. Der alte Kaufung war damals nahe am Verzweifeln. Nur um der Kinder willen raffte er sich auf aus seinem namenlosen Schmerz, und um der Kinder willen entschloß er sich auch zu einer zweiten Ehe, dem verhängnisvollsten Schritt seines Lebens.

Hatte über der ersten Ehe der helle Stern warmer Liebe geleuchtet, so stand über der zweiten das ungünstige Gestirn kalter Vernunft. Kantor Kaufung hatte eben nur eine Mutter für seine Kinder, eine Leiterin für sein Hauswesen gesucht, sein Herz hatte er diesmal nicht um Rat gefragt. Ellen Roth, die zweite Frau des Kantors Kaufung, galt für eine vorzügliche Hausfrau, sorgte auch wirklich aufs beste für ihren bald grämlichen Mann, in dem der Künstler ebenso plötzlich erstarb, wie er ehedem geboren worden war. Auch der armen Stiefkinder nahm sich Frau Ellen wacker an, bis sie nach einigen Jahren selbst noch Kinder bekam. Von da an ward sie für die Kinder der Sängerin mehr und mehr zur typischen Stiefmutter.

Fritz mußte früh aus dem Hause, er kam nach Girdein und sollte später Theologe werden. Die Tochter ward trotz ihrer zarten Gesundheit zur Lehrerin bestimmt. Für beide Berufe gab es in der Brüdergemeine Stipendien, also fuhren Kaufungs, die ihr angehörten, am billigsten. Und das entschied bei Frau Ellen.

In den beiden Geschwistern, die sich ungeachtet der frühen Trennung nur immer fester zusammenschlossen, rollte jedoch das Künstlerblut ihrer verstorbenen Mutter. Schüchtern gestanden sie sich's selbst in ihren Briefen, daß sie am liebsten zur Bühne oder aufs Konservatorium gehen möchten.

Und auch der alternde Vater dachte im stillen manchmal an eine künstlerische Laufbahn seiner begabten beiden Erstgeborenen, aber Frau Ellen wußte ihm dergleichen kostspielige Wünsche bald gründlich auszureden. Sparsam galt es zu sein, so predigte sie dem Alten immer von neuem, denn das Leben und auch die anderen Kinder kosteten Geld, und das war rar im Hause Kaufung, vollends seit der Kantor wegen Kränklichkeit sein Schulamt hatte niederlegen müssen. Der Ruf seiner früheren Kompositionen verschaffte ihm zwar noch einmal eine leidlich bezahlte Stelle als Organist, doch auch damit währte es nicht lange; zur Kunst, auch zur armseligsten, gehört ein bißchen Sonne, und die schien dem alten Kaufung nicht mehr zu leuchten, seit er Frau Ellen geheiratet hatte. Er hatte schnell wieder verzichten gelernt auf die alten Ideale, aber das gleiche von seinen Kindern Fritz und Gertrud zu verlangen, erschien ihm unrecht, zumal deren mütterliches Erbteil zu einem einfachen Musikstudium vielleicht ausgereicht hätte.

Frau Ellen brauchte es jedoch viel nötiger zu ihrer Wirtschaft, ihrer Garderobe, für ihres Mannes Lebensversicherung und schließlich auch im geheimen für ihre eigenen Kinder, so daß es ungefähr aufgebraucht war, als Fritz und Gertrud endlich mündig wurden.

Daß unter solchen Umständen die Brüder-Unitätsstipendien die einzige Aussicht boten, ihnen überhaupt eine höhere Bildung zu ermöglichen, sahen die Zwillinge selbst ein. Und so willigte Fritz zuletzt blutenden Herzens darein, Theologie zu studieren, vollends als ihn sein alter Vater in flehenden Briefen bat, seiner Kindesliebe doch dieses Opfer zu bringen.

Von der herrnhutisch bigotten Verwandtschaft und Bekanntschaft fand auch sonst niemand etwas Bedenkliches bei einem solchen Entschluß. Die zunächst wohl fehlende Überzeugung würde sich mit den Jahren schon einstellen. Dafür sorge schon die Umgebung und die liebe Gewohnheit. So meinte man weise allenthalben.

Nur unser menschenfreundlicher Direktor setzte damals alle Hebel in Bewegung, um Fritz Kaufung eine seinen künstlerischen Neigungen entsprechende Laufbahn zu ermöglichen. Aber es war vergeblich, obwohl er seinem Schützling schließlich sein eigenes bißchen Vermögen zur Verfügung stellte. Kaufung lehnte es ab, da er wußte, daß er es niemals würde zurückzahlen können.

Gertrud Kaufung war glücklicher als ihr Bruder. Sie entging dem bitteren Lose, Lehrerin gegen ihre Neigung werden zu müssen. Ihren Eltern hatte sie die Rettung freilich nicht zu danken, sondern eher ihren auffallenden körperlichen und geistigen Vorzügen, die sie früh zu der vergötterten Frau eines jungen Auslandkaufmanns machten. Nur allzubald teilte jedoch die Unglückliche das Los ihrer armen Mutter; schon mit vierundzwanzig Jahren starb sie im ersten Wochenbett in Mexiko.

Alles dies habe ich erst viele Jahre später erfahren. Wir Sekundaner im Girdeiner Pädagogium wußten weder etwas von den herben Familienverhältnissen unseres Lieblings noch von den schweren Kämpfen, die er gerade in seiner Muluszeit, die sonst dem angehenden Studiosen die heitersten und sorglosesten Tage bringt, durchzumachen hatte.

Ich entsinne mich nur, daß uns die Abschiedsrede im actus valedictorius, die natürlich Kaufung übertragen worden war, ganz ungewöhnlich tief ergriff, und daß auch viele der anwesenden Damen dabei leise schluchzten. Kaufung redete über das Thema „Das Tragische im Untergange des Max Piccolomini“

und redete recht zu Herzen gehend von dem Opfer der Pflicht, das um so höher zu werten wäre, je bedeutender die Persönlichkeit des Opfernden sei. Gegen das Ende zu schweifte er immer mehr von seinem Thema ab und schien uns fast aus persönlicher Erfahrung zu sprechen. Wir hörten jedenfalls mit Erstaunen, daß auch ihm, dem geübten Redner, zuletzt die Stimme vor innerer Erregung zu stocken und zu zittern begann; ja, wir sahen schließlich unter großer Bewegung, daß auch der sonst unbewegliche Direktor sich heftig die Augen wischen mußte, als sei ihm etwas hineingeflogen.

Am nächsten Morgen kam dann der feierliche Abschied, und dabei ereignete sich noch etwas Denkwürdiges und Ergreifendes.

Nach einer humanen Bestimmung bekamen diejenigen, die sich für die dornenvolle und opferreiche Laufbahn eines Brüdergemeinetheologen entschieden hatten, ein kleines Reisestipendium für eine Fußwanderung, die meist über das Riesengebirge nach dem theologischen Seminar Gotteshaag führte. Das ganze Pädagogium, Lehrer und Direktor an der Spitze, pflegte diesen Wanderern eine gute Wegstunde das Geleite zu geben, um sich dann auf einer quam ob rem Tränenhügel benamsten Anhöhe feierlich von den Scheidenden durch den Gesang des Mendelssohnschen Komitats „Nun zu guterletzt, geben wir euch jetzt" zu verabschieden.

Diesmal pilgerte alles in recht gedrückter Stimmung hinaus, denn gerade diese letzte Oberprimanerschar war sehr beliebt gewesen. Manchem von uns ward auch das Auge feucht, als er dem schönen Kaufung, dem wackeren Rex, dem hünenhaften Persan zum Scheiden die Hand drückte. Unserem braven Direktor erging es wohl ähnlich, denn seine kurze Abschiedsrede klang weicher und liebevoller denn sonst. Dann schüttelte auch er den Muli die Hand, zuletzt seinem Kaufung. Lange und bewegt sah er ihm dabei ins Antlitz. Dann drückte er ihn vor unser aller Augen stürmisch an seine Brust und küßte ihn, wie damals bei der Antigone, auf Stirn und Wangen, indem er sagte: „Gott erhalte dich, Fritz, so wie du bist, und helfe dir, dich durchzuringen."

Diese Szene machte damals einen tiefen Eindruck auf uns alle, obwohl wir den innersten Zusammenhang nicht begriffen. Als superkluge Obersekundaner, die wir überall das Gras wachsen hörten, deuteten wir uns sofort das alles höchst romantisch nach unserer Weise. Wahrscheinlich hatte Kaufung vor dem Aktus für immer von seiner angebeteten Dora Abschied nehmen müssen, denn daß er sie nun nicht heiraten konnte, da er wirklich Theologe werden wollte, das stand uns außer allem Zweifel. Dora war ja schon achtzehn Jahre alt — als Theologe der Brüderunität*) bekam Kaufung vor zehn, zwölf Jahren keine Heiratserlaubnis, also — ein Abschied auf ewig, so kalkulierten wir, war dem heroischen Entschluß vorangegangen.

Als dann die schöne Dora zwei Jahre darauf wirklich einen häßlichen Amtsrichter namens Hammer heiratete, war es uns völlig ausgemacht, daß wir mit unserer Vermutung recht gehabt hatten. „Des Hammers greuliche Ungestalt", so hatten wir den Ärmsten getauft, und die treulose Dora grüßten wir daraufhin als Vertreter der sittlichen Weltordnung nur noch oberflächlich oder gar mit verhohlener Verachtung.

* * *

*) Diese sind Stipendiaten und müssen sich auf viele Jahre hinaus zum Lehrer- und Vikardienst verpflichten.

Zwei Jahre lang hörte ich nichts von Fritz Kaufung, bis ich dann selbst Mulus ward und in dasselbe theologische Seminar nach Gotteshaag kam.

Dort wohnten wir jungen Gottesgelahrten in einem großen Konvikt zusammen, zu je drei und vier auf den Stuben verteilt, und führten ein ganz gemütliches, wenn auch nicht immer sehr gottseliges Leben. Jugend will einmal austoben, und niemand hatte etwas dagegen, wenn wir in diesen kurzen Studentenjahren unser bißchen Freiheit und unser Leben genossen, soweit es das kärgliche Stipendium und Vaters noch kärglicherer Wechsel, den übrigens nur die wenigsten von uns hatten, erlaubte.

Große Sprünge konnte keiner von uns machen, und keinen drückte diese Gebundenheit, nur Kaufung schien sich schwer darein finden zu wollen. Oft ging er wie gedrückt umher und galt bald für einen „Einspänner". Und doch war er von Natur nichts weniger als ein Kopfhänger; ja, wenn der „Raptus" — so nannten wir seine Stimmungsanfälle — über ihn kam, war er der Tollsten einer, und die unglaublichsten Geschichten werden von ihm erzählt.

Nur allzu schnell folgte dann der Rückschlag, der sich nur bisweilen in grimmigen Humor auflöste. In solcher Laune dichtete und komponierte er dann wohl eines jener wilden Studentenlieder, die zum Teil noch heute in Gotteshaag unvergessen sind.

Nur eines für viele mag seine Stelle hier finden: „Zechers Herzeleid".

Hab' einst 'nen Beutel Geld gehabt,
Längst ist der Beutel leer.
Drum spül' ich all mein Leid hinab
Und trinke nur noch mehr.
Prosit, ihr falschen Taler!
Wie habt ihr fortgemußt!
Die Welt ist schlecht und treulos,
Ich hab' es wohl gewußt.

Hab' einst ein Mädel lieb gehabt,
Und nun ist alles aus.
Drum spül' ich all mein Leid hinab
Und leb' in Saus und Braus.
Prosit, du falsche Dirne,
Einst meine Lieb' und Lust!
Die Welt ist schlecht und treulos,
Ich hab' es wohl gewußt.

Hab' einst auch einen Freund gehabt,
Der ließ mich schnöd' im Stich.
Drum spül' ich all mein Leid hinab
Und trink' allein für mich.
Prosit, du falscher Bruder!
Was kränkt mich dein Verlust?
Die Welt ist schlecht und treulos,
Ich hab' es wohl gewußt.

Weiß Gott, was alles ich gehabt,
Und jetzt! Was hab' ich noch?
Drum spül' ich all mein Leid hinab
Und trinke, trinke doch!
Prosit, ihr falschen Sterne
In meiner eignen Brust!
Die Welt ist falsch und treulos,
Ich hab' es wohl gewußt.

Aber nicht immer gelang es Kaufung, seine Schwermut, seine innerliche Enttäuschung durch Poesie zu paralysieren.

Es trieb ihn auch sehr oft, seinen Ingrimm an seiner Umgebung, an uns, seinen Kommilitonen, auszulassen.

Stoß erzeugt Gegenstoß, und im studentischen Verkehr ist Nachsicht ein ziemlich unbekannter Begriff. Man hielt sich an Kaufungs schwachen Seiten schadlos, und je bitterer er ward, um so mehr setzte er sich dem Spotte derer aus, denen er sich am meisten überlegen glaubte. So kam es, daß gerade er, der seinen Gaben nach der bedeutendste Geist unseres studentischen Lebens hätte werden können, vielen unter uns wie eine Art von studentischem Clown erschien. Daher auch sein Spitzname „Nulpe".

Anstatt gute Miene zum bösen Spiel zu machen, spielte er sich immer fester in eine Art theatralischer Welt- und Menschenverachtung hinein, die ihn auch in den Augen des Harmlosesten lächerlich machen mußte. So erklärte er eines Tages, er könne nicht mehr mit uns im Konvikt wohnen.

Da ihm nun seine äußerst beschränkten Mittel nicht erlaubten, sich eine Sonderwohnung zu mieten, so kam er auf die tolle Idee, sich in einer unserer romantischen Gartenlauben häuslich einzurichten. Dort saß er oft die ganze Nacht hindurch beim Schein einer alten kleinen Rüböllampe gleich dem „Phantasus" des Arno Holz und dichtete, „bis die Sterne sanken zu des Ozeanes blauer Flut", wie es in einem seiner Trinklieder hieß. Gegen Morgen — wenn es gar zu kühl ward — schlich er sich bisweilen doch noch leise zum Konviktsschlafsaal hinauf, um hier zum Schrecken unserer Aufwartefrauen bis hoch in den Morgen hinein zu schlafen.

Uns ärgerte die Eremitenexistenz Kaufungs zwar durchaus nicht, aber daß sie unseren Übermut herausforderte, wird niemand wundern. Und so beschlossen wir eines Abends, als Kaufung wieder bei der allgemeinen Kneipe fehlte, einen Überfall auf Kaufungs Gartenhaus zu unternehmen, so etwa im Stil eines Haberfeldtreibens. Die Sache ward auch mit allem Hokuspokus ausgeführt und dem armen Einsiedler in der Tat übel mitgespielt.

Am nächsten Morgen tat vielen unter uns der gepeinigte Dichter leid, wir wollten ihn versöhnen, aber es war gar nicht nötig.

Unberechenbar, wie Kaufung eben war, lachte er unsere Entschuldigungen kurzweg aus und meinte trocken: die famose Tortur habe ihn vorm Scheiterhaufen bewahrt. Wir sahen ihn groß an und gratulierten ihm zu dem neugewonnenen Gleichmut.

Er lachte uns aus mit den Worten: „Glaubt ihr Kerle wirklich, ich hätte den Witz von heute nacht nicht kapiert? Wartet nur — werd' euch schon zeigen, was 'ne Harke ist."

Und richtig, zu unserer größten Überraschung erschien er bald nach seiner Exekution im vollen Wichs auf der Kneipe und spielte nun wieder so den tollen Studenten, daß namentlich uns Füchsen die Augen übergingen vor Hochachtung.

Für mehrere Wochen war infolgedessen gut Wetter bei Kaufung. Ja, er ging in diesen übermütigen Tagen mehr denn je aus sich heraus, und so ward es auch mir damals möglich, ihm persönlich näher zu kommen. Wir machten weite Spaziergänge zusammen und entwickelten uns gegenseitig unsere Weltanschauungen wie zwei hartgesottene Peripatetiker.

Unter vier Augen schien Kaufung ein völlig anderer zu sein als vor der Öffentlichkeit; etwas Weiches, ja Rührendes lag dann oft in seiner Art, sich zu geben, und durch all seine persönlichen Mitteilungen und Geständnisse

klang der verhaltene Ton jener tiefen Schwermut, wie er Menschen eigen ist, die nicht mit sich zufrieden sind und sich doch nicht ändern können.

Sobald Kaufung sich dagegen im größeren Kreise bewegte, kam ein gleichsam dämonischer Zug zum Exaltierten, Grotesken über ihn. Derselbe Mensch, der mir als tiefstes Geheimnis anvertraute, daß er Doras schmählichen Treubruch nie verwinden würde, renommierte an öffentlicher Kneiptafel mit seinen galanten Beziehungen zu allerlei Schönen in und außer dem Städtchen.

Die Folge davon war natürlich, daß ihm bald ein neuer Streich gespielt wurde, den er unerwarteterweise — das Unklügste, was er tun konnte — gewaltig übelnahm.

Ein paar geübte Reiter von uns vermummten sich als Reiterinnen und lockten Kaufung durch ein anonymes Billetdoux zu einem Rendezvous, das für Kaufung, der nichts weniger als sicher zu Pferde saß, etwas unsanft endete.

Vergeblich hüllte sich der Geprellte in Schweigen: in der Bierzeitung ward sein verfehltes galantes Abenteuer derartig vor aller Ohren enthüllt und ausgemalt, daß der beschämte Galantuomo, schäumend vor Wut, erst den Verfasser zur Rechenschaft zu ziehen suchte und — da ihm dies nicht gestattet wurde — grollend die Kneipe verließ.

Kaum hatte er auf dem Schlafsaal Vergessenheit in Morpheus' Armen gefunden, als auch ein paar ausgelassene Kommilitonen hinaufdrangen, das Bett mit dem Schlafenden darin vorsichtig aufhoben, hinab in den Garten trugen und hier auf vier mächtige Bierfässer setzten.

Sobald Kaufung erwacht und kunstvoll zum Bette hinausgeturnt war, überkam ihn auch das drückende Bewußtsein, sich abends zuvor recht blamiert zu haben. Anstatt sich jedoch wie früher mit gutem Humor darüber hinwegzusetzen, schämte und grämte er sich und kam zu dem unseligen Entschluß, Gotteshaag schleunigst zu verlassen.

Bei verschiedenen benachbarten Gutsbesitzern bot er sich als Hauslehrer an, allein ohne Erfolg. Dann ging er zu einigen reichen Bauern, ebenfalls vergeblich.

Als nach einigen Tagen seine Mittel zu Ende gingen, trat er in der nächsten Kreisstadt bei einem Winkeladvokaten als Schreiber ein und fristete hier so lange ein kümmerliches Dasein, bis einer unserer Professoren, der das Herz auf dem rechten Fleck hatte, ihn nach Gotteshaag zurückholte und ihn mit freundlicher Überredung auch wieder dazu bewog, seine Studien trotz all dem Vorgefallenen in unserem Konvikt wieder aufzunehmen und zu vollenden.

Ohne einige Verhandlungen ging es nicht ab, und dabei zeigte Kaufung mir gegenüber ein besonderes Vertrauen, worauf ich damals nicht wenig stolz war. Er ließ mich zu sich rufen und bat mich, den Konflikt zwischen ihm und den betreffenden Kommilitonen beizulegen. Das geschah ohne große Schwierigkeiten, da im Grunde keiner von ihnen Kaufung hatte verletzen wollen. So kam alles schnell wieder ins Geleise.

Das einzige Unangenehme an der ganzen Geschichte war, daß die geistliche Oberbehörde Notiz von den Vorgängen nahm und Kaufung von da an ein gewisses Mißtrauen entgegenbrachte, obwohl er bald darauf ein glänzendes Examen machte.

Die letzten Monate, die wir im Konvikt mit Kaufung verbrachten, sind uns allen wohl in lieber Erinnerung geblieben. Es war, als ob das letzte Gewitter die Luft nun für immer gereinigt habe.

Man merkte Kaufung geradezu an, daß er uns Böses mit Gutem vergelten wollte. Trotz seiner Examenarbeiten übernahm er freiwillig die Leitung unserer Bierzeitung, die niemals mehr florierte als unter seiner genialen Leitung. Da war er ganz in seinem Element. Auch verschiedene mit Musik ganz reizend arrangierte Biermimiken führte er mit uns Füchsen auf, und zur letzten Fastnacht dichtete und komponierte er uns eine lustige Posse mit Gesang.

Und dann kam der Abschied, ein unvergeßlicher Moment.

Bleich und schweigsam nahm er an der offiziellen Feier, die ihn tief zu ergreifen schien, teil, bat dann ernst und gemessen um Silentium für einen Solokantus, setzte sich ans Klavier und spielte zum ersten- und letztenmal unter prachtvoller, bei jedem Verse variierender Begleitung sein Abschiedslied „Omnia ex", das noch heute in unseren Kreisen unvergessen ist:

Weh', wie die Semester rollen,
Dichtes Moos umrankt mein Haupt,
Burschentraum, wie bald zerronnen,
Burschenfreiheit, bald geraubt.
All das Glück vergang'ner Zeiten
Soll ich jetzt zu Grab geleiten.
Alles, alles, alles aus!

Musenstadt, du alte stolze,
Ahnst du meinen Scheidegruß?
All ihr wohlbekannten Straßen,
Wißt ihr, daß ich wandern muß?
All das Lachen,
All das Schwärmen,
All das übermüt'ge Lärmen,
Alles, alles, alles aus!

Nur von ferne werd' ich lauschen
Burschenliedern sturmverweht.
Wie ein Schlachtroß werd' ich stöhnen,
Das nun zahm im Karren geht.
All das Jauchzen,
All das Singen,
All das heimlich Ständchen bringen,
Alles, alles, alles aus!

Stolze Maid mit dunklen Locken,
Mit dem heißen Spanierblick,
Lebe wohl, du wilde Dirne,
Denke oft an mich zurück.
All das zarte Gunstgewinnen,
All das feurig kühne Minnen,
Alles, alles, alles aus!

Frohe, freie Kneipgelage,
Eure Zahl ist längst gezählt,
Dumpf soll ich am Biertisch brüten,
Wenn der alte Durst mich quält.
All das Kneipen sonder Blechen,
All das weltvergess'ne Zechen,
Alles, alles, alles aus!

Bald füll' ich zum letztenmale
Meinen Schoppen bis zum Rand,
Leer' ihn bis zum letzten Grunde,
Werf' ihn klirrend an die Wand.
Und dann schlägt die schlimme Stunde
Abschied aus der Brüder Runde —
Alles, alles, alles aus!

Omnia ex! schon hör' ich's dröhnen,
Seh' die Mienen bleich und stumm,
Seh' die freien Musensöhne
Zieh'n ins Philisterium.
Hohes, sturmgebornes Streben,
Lichtes, goldnes Burschenleben,
Omnia, omnia, omnia ex!

Ich habe während des ganzen feierlichen Vorganges an Theodor Körner denken müssen, so ernst, so mit ganzer Seele mochte ehedem der junge Freiheitsheld, der tapfere Freiheitsschwärmer, seinen Schwanengesang vor dem Treffen von Gadebusch gesungen haben.

Nach dem Gesang des Liedes schritt Kaufung langsam an seinen Platz zurück, während noch immer ein ehernes Schweigen der Ergriffenheit an unserer Tafelrunde herrschte.

Dann erhob er wirklich seinen Schoppen, schaute ihn wehmütig noch einmal an, trank in einem Zuge ihn aus, wie er im Liede gesungen hatte, und warf ihn dann als Erster klirrend an die gegenüberliegende Wand. Die anderen Scheidenden folgten altem Herkommen gemäß seinem Beispiel, verblieben jedoch noch ruhig einige Zeit in unserem Kreise, während Kaufung sich sofort mit stummem Händedruck von uns verabschiedete.

Es war ihm wohl gar zu weh ums Herz.

Ich begleitete ihn hinab zum Wagen und reichte ihm noch einmal die Hand. Wir sahen uns fest in die Augen und sagten beide: „Auf Wiedersehen!" da wir fühlten, daß wir uns nicht gefunden hatten, um uns so schnell wieder zu verlieren.

Als ich in das Refektorium — so hieß unser Kneipsaal — zurückkehrte, stellte einer der Füchse die Behauptung auf, Kaufung wäre eigentlich einer der feinsten Kerle, wenn er auch bisweilen etwas meschugge gewesen sei. Der Präside ließ den naseweisen Fuchs sofort spinnen, weil er noch nicht wisse, daß jeder feine Kerl auch ein bißchen meschugge sein müsse. Die schon zusammengeschmolzene Korona lachte ein wenig gezwungen, gleich als fühlte jeder einzelne in diesem Augenblick, daß in diesem hingeworfenen Witzwort eine tragische Wahrheit liege.

* * *

Kaufung und ich begannen zu korrespondieren. Er war in eine Erziehungsanstalt nach Hessen gekommen und zunächst mit großem Feuereifer an seine neue Arbeit gegangen.

Seine Briefe flossen über von allerlei pädagogischen Beobachtungen und einem gesunden Idealismus, wie man ihn bei der oft mühseligen Erziehungsarbeit wohl recht gut brauchen kann. Mit seinen neuen Kollegen schien er im ganzen gut auszukommen, auch viel mit ihnen zu musizieren. Dagegen konnte er sich mit seinem Direktor, einem „engherzigen Banausen", wie er ihn gelegentlich charakterisierte, weniger gut vertragen.

Inwieweit die Schuld an Kaufung lag, vermag ich nicht zu beurteilen, da ich ja immer nur die eine Partei hörte. Aus späteren persönlichen Erfahrungen zu schließen, wird wohl schon damals ein gewisser Hochmut, ja vielleicht gar Mangel an Subordinationsgefühl der Fehler meines Freundes gewesen sein.

Schon damals tauchte jedenfalls in Kaufung der Gedanke auf, nach Mexiko zu seinem Schwager zu gehen und ganz Kaufmann zu werden; ja,

er nahm sogar schon Unterricht in der Buchführung, Stenographie und Schreibmaschine.

Von seinen künstlerischen Plänen ließ er merkwürdigerweise gar nichts mehr verlauten, er schien sie begraben zu haben.

Da eines Tages — nach auffallend langer Pause — erhalte ich ein Bändchen Gedichte, überschrieben „Burschenlieder von einem geplagten Schulmeister" mit Huttens Motto: „Ich hab's gewagt!" Vorn darin eine poetische Widmung Kaufungs.

Ich war höchlichst erstaunt und schaute neugierig den Inhalt durch. Es waren meist mir bekannte Stücke, alte Girdeiner Liebeslieder an Dora, viele Studentenlieder aus unserer Bierzeitung — dann aber — ein letzter Teil „Protestlieder eines Bakelschwingers" — darin standen viel böse Dinge, persönliche Invektiven auf Direktor und Behörden, einige Pasquills.

Kopfschüttelnd, ja betrübt machte ich das Büchlein wieder zu — o weh, das mußte Kaufung seine Stellung kosten!

Und richtig schon nach vierzehn Tagen kam folgender Brief:

Lieber Julius!

Hurra — ich bin ein freier Mann, ich habe die Fesseln gesprengt und kann mein Haupt wieder mit Ehren hoch und stolz tragen. Eben hat man mich vor die Wahl gestellt, zu deprezieren und die Lieder einstampfen zu lassen oder zu gehen. Ich zog das letztere mit Schmunzeln vor, denn nun bin ich herausgeschmissen, förmlich herausgeschmissen wegen einer Sache, die zwar, zugegeben, kein Heldenstück meinerseits, aber auch nicht gerade ehrenrührig ist. Das ist für mich von Wichtigkeit, da ich der Behörde, die mich gehen heißt, keine Stipendien zurückzuzahlen verpflichtet bin. Wenn ich ein reicher Kerl wäre, würde ich zwar gar nicht Schulmeister geworden sein, aber ihnen auch gern großmütig ihre Silberlinge in den Tempel werfen, ohne mich allerdings nachher aus Verzweiflung aufzuhängen. So als armer Teufel freue ich mich, aller Verpflichtungen los und ledig zu sein, und Du, alter Knabe, wirst das verstehen und billigen, mögen auch noch so viele Philister nun über mich herfallen oder bedenklich mit den alten Köpfen wackeln. Was nun wird, weiß ich noch nicht genau. Aber ich denke, ich werde nach Mexiko gehen. Ich erwarte täglich Nachricht von meinem Schwager, der mir hoffentlich das Reisegeld beilegen wird. Sonst gehe ich nach England als Lehrer, wozu ich auch gar nicht übel Lust habe. Im Notfall werde ich Journalist. Du weißt ja, wie leicht mir das Schreiben wird. Bis dahin Gott befohlen, altes Haus. Willst Du nicht mitkommen? Wozu willst Du auch erst in die deutsche, noch dazu die pietistische Schulmeistermisere? Dir gefielen meine Bakelschwingerverse nicht, hm, mir eigentlich auch nicht. Aber, Kerl, steck nur erst mal in meiner Haut und dann rede! Dir würde wohl auch die Galle überlaufen. Na — warte nur ab, kommt schon noch, stehst ja auch schon im Examen. Mit kräftigem Schluck

Dein Fritz Kaufung.

Nach diesem Brief, den ich mit vielen, vielleicht etwas allzu philiströsen, aber gutgemeinten Ratschlägen zur Vorsicht beantwortete, hörte ich von meinem Freunde längere Zeit nichts wieder. Ich machte mein Examen und kam als Lehrer in eine württembergische Knabenerziehungsanstalt der Brüdergemeine; aber wer beschreibt mein Erstaunen, als mir bei meiner

Ankunft unter den dortigen neuen Kollegen mein alter, vielgeliebter Kaufung entgegentritt, allerdings mit etwas verlegener Miene.

„Ich denke, du bist längst in Mexiko," sagte ich, sobald wir allein waren.

Kaufung schwieg, als schäme er sich vor mir; endlich begann er zu erzählen: „Sieh mal, mein lieber Junge, du wirst mich gewiß auslachen, und immer nur zu, ich hab's ja auch nicht besser verdient. Ich war vielleicht ein Esel, daß ich geblieben bin und depreziert, auch die fatalen Lieder eingezogen habe, was übrigens der geringste Schaden ist, denn sie taugten wirklich nicht viel."

„Oho," unterbrach ich ihn, „die Studentenlieder und auch einige der Doralieder waren sogar sehr fein. Im übrigen halte ich — für meine Person — dein Einlenken viel eher für einen großartigen Akt der Selbstüberwindung als für eine Eselei."

„Na — warte mal erst ab," fiel wieder Kaufung ein, „Selbstüberwindung ist wohl eigentlich nicht ganz der richtige Ausdruck, denn andere haben mich weit mehr überwunden als ich mich selbst."

„Du, dann nehme ich allerdings meine Zustimmung zurück, dann — nimm mir meine Offenheit nicht übel — dann glaube ich sogar, daß der Teufel mit Beelzebub ausgetrieben ist. Denn wenn man so eine Paulusmetamorphose nicht mit völliger Überzeugung vollziehen kann, dann soll man doch lieber ein ganzer Saulus bleiben."

„Hast gut reden, lieber Junge. Aber sieh mal: es hat alles auch seine Gründe, verdammt stichhaltige Gründe sogar. Erstens — du siehst ja meinen Trauerflor — ist meine Schwester Gertrud plötzlich gestorben. Das hat mich mächtig zusammengerissen —"

Ich drückte ihm stumm die Hand, denn ich wußte, wie er an dieser Schwester, die bisher gleichsam sein guter Engel gewesen war, gehangen hatte.

Kaufung wurde mit einem Male weich, so weich, wie ich ihn, den trotzigen Stürmer, überhaupt noch nie gesehen hatte.

„Julius," sagte er mit leiser Stimme zu mir, als vertraue er mir ein schlimmes Geheimnis an, „schau, ich habe selbst eigentlich keinen rechten Respekt vor mir, seit ich so feige gekniffen habe; und ich kann auch den anderen Kollegen, die natürlich den gefallenen Engel in mir sehen wollen, kaum mehr fest ins Auge blicken — aber ich habe, Gott weiß es, nicht anders gekonnt. Gerade Gertrud hatte mir kurz vor ihrem Ende noch in einem so herzbeweglichen Briefe von einem Hinüberkommen nach Mexiko dringend abgeraten und mir dazu geschrieben, daß sie mein ganzes Vorgehen gegen meine Vorgesetzten durchaus nicht billigen könnte, vollends nicht meine Absicht, auf eine solche raffinierte Weise, so schrieb sie wörtlich, mich um Rückzahlung der Stipendien zu drücken. Das könnte ich nur durch ein offenes pater peccavi wieder gutmachen, das sei ihr einziger Rat und ihr sehnlichster Wunsch. Auch Rudolf, ihr Mann, sei dieser Ansicht. Der gute Kerl schickte mir übrigens sofort zweihundert Dollar zum Zurückkaufen der verdammten Verse. Nun kam ich nach Hause. Mein Alter, ich hab' ihn dir ja oft geschildert, ein armer vergrämter Greis, der jetzt nur noch in stetem Gedenken an meine verstorbene Mutter dahinbrütet, bat mich fast auf den Knien, ich solle ihm doch diese entsetzliche Schande ersparen, er könne sich in der Gemeine nicht mehr sehen lassen. Mein Gott, als ob nicht viel größere Lumpereien jeden Tag vorkämen, ohne daß ein Hahn danach kräht! Aber weißt du, Vater ist Vater, und mag mein Alter auch manches an mir ver-

fehlt haben, lieb hab' ich ihn schließlich doch — aber, wozu jetzt sentimental werden? Na, und meine ehrenwerte Stiefmutter behandelte mich überhaupt wie einen Verbrecher, nannte mich den Schandfleck der Familie, warnte meine kleinen Geschwister vor mir und — ah ekelhaft — wozu darüber noch reden! Der plötzliche Tod meiner Schwester schlug dann dem Faß den Boden aus. Ich war ja schon weich, windelweich — und endlich der Schmerz um diese einzig geliebte Freundin und Schwester, deren letzter Wunsch mir nun erst recht heilig war — Mensch — kannst du jetzt verstehen, daß ich zum Renegaten wurde und die großgünstige Behörde und den höhnisch grinsenden Direx geradezu anbettelte, mir die Sklavenketten wieder um Glieder und Nacken zu schmieden? Und — pfui Teufel — was hab' ich noch winseln müssen, ehe diese Heiligen mir ihre Gnade wieder leuchten ließen. Die Lieder mußte ich einstampfen lassen — va bene —, sie haben's am ersten verdient; aber dann — haben sie meinen armen Alten mit einem Schandbrief voll frommer Heuchelphrasen gepeinigt, mir auf der Seele herumgekniet und mich schließlich nebst einem entsprechenden Uriasbrief zur Probe, wie einen Strafversetzten, an den hiesigen Direktor gewiesen. Ah — ausspeien hätte ich vor mir selber mögen, als ich damals hier wie ein scheuer, verprügelter Pudel einzog. All' diese lieben Mitchristen und Brüder beäugten mich wie einen interessanten Raubmörder, selbst in der Kirche rückten einige von diesen gottseligen Philistern leise von mir ab, als ob ich unrein wäre nach dem Gesetze Moses vierzig Tage lang. Ja, einer der großen Ältesten — der Kerl hat sich im Dienst des Reiches Gottes bei einem Gehalte von zweitausendvierhundert Mark binnen dreißig Jahren sechzigtausend Mark zusammengebetet — erklärte an offener Gasthofstafel, wenn ich noch einmal am Bürgerstammtisch erschiene, betrete er niemals wieder den Gasthof. Ein älterer Kollege — du wirst ihn bald kennen lernen, er spielt gern bei uns Neuen den Rekrutenunteroffizier — erzählte mir das natürlich brühwarm. Und mit anscheinend tiefbetrübtem Gesicht meinte er dann scheinheilig: es wäre vielleicht besser, ich miede doch zunächst etwas den Gasthof, um Skandal mit der Bürgerschaft zu vermeiden. O, und dabei leuchtete dem Kerl die höhnische Schadenfreude nur so aus dem Gesicht. Und ich — was meinst du — was ich tat? Ich hätte ihn ohrfeigen sollen — ja — wohl — ich Feigling — ich dankte ihm noch für seine kollegiale Aufmerksamkeit. Pfui Teufel, was bin ich für ein Wurm geworden! Der einzig anständige Kerl war damals unser Direktor — ohne den wäre ich doch vielleicht schon wieder davongelaufen. Aber der, du kannst dir gratulieren — das ist ein Mann à la bonheur, so ein ehrlicher, braver Morave von altem Schrot und Korn wie der Christian David. Er nahm mich hier auf wie einen lieben Sohn, lud mich gleich zum Abendessen bei seiner reizenden Frau und meinte nur: „Also, lieber Kaufung, was hinter uns liegt, existiert natürlich für uns zwei nicht mehr; ich bin kein Moralapostel und habe auch mein Päckchen Fehler zu tragen. Ich will mir Mühe geben, Ihnen ein guter Freund und offener Berater zu sein, und Sie machen mir die Freude, ein so tüchtiger Lehrer zu sein, wie Sie es nach allem, was ich hörte, bisher gewesen sein sollen. Nicht wahr?" Und dann gab er mir die Hand — aus war der Schmaus! Aber — Mensch — ich sage dir, für den Mann könnte ich mich wie die Makkabäerjünglinge lebendig rösten lassen. Und jederzeit hat er zu mir gehalten. Zum Beispiel als ich ihm die Geschichte von dem famosen Ältesten erzählte — was tat er?

Stante pede ging er in die nächste Ältestenratssitzung und brachte die ganze Sache in einer Weise zur Sprache, daß mein Oberfreund und Stammtischbruder es vorzog, am nächsten Morgen für fünf Wochen auf Besuch zu verreisen. Morgen soll er wiederkommen. Unterdessen bin ich aber schon warm geworden am Bürgerstammtisch. So, da hast du meine Beichte, lieber, alter Junge, offen, ohne jede Schonung! Wenn's dich nun noch nach Steinen gelüstet, so bitte, wirf zu! Ich werde stillhalten, denn ich habe jetzt so viele auf meinen Rücken niederprasseln gehört, daß ich's fast schon gewohnt bin."

Daß ich daraufhin nur tief bewegt geschwiegen habe, wird wohl jeder verstehen können. Ja, ich habe nach Kräften versucht, meinen bedauernswerten Freund von nun an gegen seine ewigen Selbstvorwürfe in Schutz zu nehmen, mit denen er immer und immer wieder sich selber das Leben schwer zu machen suchte.

Aber dennoch sprach ich mir schon damals oft genug aus: er hätte ohne Zweifel klüger getan, wenn er nach jenem ersten Zwischenfall nicht wieder umgekehrt wäre, denn die alte gesunde Kraft kehrte seitdem nicht mehr zurück, er war und blieb innerlich gebrochen, weil er seine Selbstachtung verloren hatte.

Wohl fand er seinen Lebensmut, ja seinen Übermut bisweilen wieder, so bei unseren musikalischen Teeabenden. Aber dann kam es zuweilen vor, daß er plötzlich zusammenschrak und verstummte oder gar zynisch frivol gegen sich selbst wurde, als sei ein böser Geist über ihn gekommen.

Seinen Beruf erfüllte er jedoch stets mit großer Pflichttreue, er gab sich in selbstlosester Weise für die Knaben her, und der Direktor konnte nur das allerbeste über ihn an die Behörde berichten. Höchstens mit einigen älteren Kollegen, so namentlich mit dem schon erwähnten Rekrutenunteroffizier, gab es mitunter Unzuträglichkeiten, aber bei Kaufungs steter Gereiztheit und der Lieblosigkeit jenes Herrn war das wirklich kein Wunder.

Wir beide dagegen kamen prächtig miteinander aus und verlebten manche herrliche Stunde, so namentlich, wenn wir zusammen durch die lieblich idyllischen Gefilde der schwäbischen Landschaft schweiften. Auch der Muse ward wieder gehuldigt, ja Kaufung begann sogar eine Oper zu dichten und zu komponieren. Leider ward sie nie fertig, so oft er auch mit aller Energie sich daran machte. Wirkliche, dauernde Ruhe, innerer Friede wollten eben nicht mehr in die Brust meines Freundes einziehen.

Immer und immer wieder nagte der Selbstvorwurf, ein Schwächling zu sein, an seiner Seele, und trotz aller Berufstreue, die mit der Zeit geradezu einen fieberhaften Zug erhielt, fand er in seinem Beruf keine völlige Befriedigung.

Der stolze Künstler in ihm revoltierte bisweilen gar zu gewaltig gegen den demütigen Schulmeister, und dann war freilich sehr schwer mit ihm auszukommen. Nicht nur mir, sondern sogar dem von ihm vergötterten Direktor trat er dann rücksichtslos schroff gegenüber, was dieser gewiegte Menschenkenner freilich vornehm zu übersehen pflegte.

Kaufung tat es hinterher auch regelmäßig von Herzen leid, und dann suchte er seinen Fehler mit rührender Aufmerksamkeit wieder gutzumachen.

Immer verhängnisvoller wirkten endlich die häuslichen Verhältnisse auf ihn ein. Sein Vater bat, ja beschwor ihn zu jeder Ferienzeit, ihn doch ja zu besuchen, und Kaufung tat es natürlich auch. Aber jedesmal kam er

nervöser, aufgeregter zurück, als er gegangen war; von Erholung, deren er so sehr bedurft hätte, konnte unter diesen Umständen keine Rede sein, und mit Bekümmernis blickte ich darum in die Zukunft, als ich mich nach einem Jahr entschließen mußte, die Anstalt zu verlassen, um mein Freiwilligenjahr abzudienen.

Kurz vor meiner Abreise ging ich noch einmal zu unserem Direktor, zu dem auch ich das unbegrenzteste Vertrauen hatte, denn er war ein Mann wie unser Pädagogiumsdirektor (der übrigens gerade damals, sehr zugunsten Kaufungs, in die Oberbehörde versetzt worden war), ein seltener, einzigartiger Mensch, ein ganzer Christ und ein ganzer Mann. In liebenswürdigster Weise versprach er alles, was in seinen Kräften stehe, für meinen Freund zu tun, und er hat sein Wort treulich gehalten. Er ruhte nicht eher, bis Kaufung ein Supernumerat erhielt, d. h. eine Vorzugsstellung als erster Lehrer ohne Aufsicht. Auf diese Weise konnte sich Kaufung etwas mehr schonen und erholte sich zusehends von seiner Nervosität.

In dieser Zeit begann er auch dann und wann zu predigen, zunächst zum großen Entsetzen einiger beschränkter Kirchgänger, die ihm den früheren Apostaten nicht vergessen konnten, bald jedoch zur allgemeinen Erbauung der Gemeinde, denn Kaufung war, wenn auch kein hervorragender Theologe, so doch ein glänzender Redner.

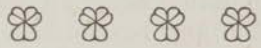
Infolgedessen ward er, ungefähr ein Jahr nach meinem Weggang, als Vikar in eine andere Gemeine versetzt und vorher, wie üblich, zu einem Diakonus der Brüderkirche geweiht.

Damit schien alles einer befriedigenden Lösung entgegengehen zu sollen, und meine bösen Ahnungen schienen ungerechtfertigt zu bleiben.

Leider sah ich den wackeren Freund lange Jahre nicht wieder, da ich von neuem die Universität bezog.

* * *

(Schluß folgt).



Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Aus Turgenjews Jagdrevier.

Bilder und Eindrücke aus dem Kalugaschen Gouvernement.

Von Arthur Behrsing (Reval).

Im Süden des Kalugaschen Gouvernements — hart an der Grenze des Orlowschen — prallen Wald und Steppe, diese großen Gegensätze der Natur, zum erstenmal aufeinander. Unbeschreiblich ist der Eindruck, den der Reisende bei dem jähen Landschaftswechsel erhält. Tagelang ist man durch dichtesten Wald gefahren, mit eingeengtem Blick, das Ohr umrauscht von der schwermütigen Musik Jahrhunderte alter Eichen, und plötzlich liegt vor einem die unendliche Steppe, baum- und strauch-, geheimnislos, — ein Feldermeer, umkrächzt von den schwarzen Möven dieser Zone, den Dohlen und Saatkrähen! Unwillkürlich läßt man die Pferde auf der hier 30 Faden

breiten Fahrstraße halten und gönnt dem Blick, der sich an der Enge der heimatlichen Verhältnisse wund gestoßen hat, das ungehinderte Hingleiten nach allen Himmelsrichtungen, die beseligende Empfindung: in dieser Endlosigkeit könntest Du ausruhen! Das ist das Gebiet, das einst das stolze Franzosenheer in die tödliche Umklammerung seiner Riesenarme nahm; das ist das Gebiet, das jetzt nicht nur das große Rußland ernährt, sondern von seinem Reichtum auch noch anderen Staaten abgeben kann.

* * *

Hier, wo sich Wald und Steppe die Hand reichen, ist das Jagdrevier Turgenjews — ein Dorado für Jäger überhaupt. Wenn der Frühling seine tausend Schleusen öffnet und der Auerhahn am gurgelnden Gewässer die Wassertropfen seines Gesanges aus brünstiger Kehle perlen läßt, lehnt man im Waldrayon in dunkler Nacht an einer verschlafenen Kiefer und wartet, bis der ganze Strom seiner Liebesleidenschaft, ihn selbst betäubend, in gewaltigem Zischen seinem Schnabel entsprudelt. Über die entzückenden Leuchtkäfer im feuchten Moose hinweg nähert man sich nun dem Patriarchen des Wipfelreiches um die drei obligaten Schritte. Oder man steht in wachsender Abenddämmerung am Rande des lichtgrünen Birkenwaldes und wartet auf den langschnabeligen Laubfrosch der Lüfte, die Waldschnepfe. Ist die Balz und mit ihr der Frühling zu Ende, eilt man auf die Steppe hinaus und jagt Scharen von Feldhühnern und Enten auf. Im Herbst und Winter kehrt man in den nahen Wald zurück und läßt auf der mit Straucheichen bewachsenen Wiese die Dackel los, deren lustiges Gekläff bald das Nahen eines zu Tode erschreckten Hasen meldet. Nicht weit von hier spaziert im Espenwalde der Elch, und bald nach Weihnachten meldet der Buschwächter im Tannenwalde — drei eingekreiste Bären. Jetzt heißt's in alle Himmelsrichtungen schreiben und Jäger suchen! Welch' ein Anblick für ein Jägerherz, wenn sich aus dem fadenhohen Schnee eine fauchende und schnuppernde schwarze Schnauze hebt und zwei Tatzen abwechselnd den Weg durch das Dickicht bahnen! Will man aber auch den Winter in der Steppe verbringen, nun, dann sattelt man seinen Kabardiner*), nimmt die Windhunde mit und verfolgt auf endloser Fläche den flinken Wolf. Das ist der Schauplatz der Novellen aus dem „Tagebuch eines Jägers".

* * *

Aber man ist nicht immer Jäger, man legt zuweilen die Flinte fort. Namentlich nötigt einen hierzu die Farbenpracht des Herbstes in diesen Wäldern. Man wähle einen Tag mit Gewitterhimmel auf der einen, Sonne

*) Das aus dem Kaukasus stammende Kabardinerpferd hat als Paßgänger den ruhigsten Gang von der Welt.

auf der anderen Seite und ſtreife dann durch dieſe Wälder im Kalugaſchen Gouvernement! Ich weiß nur noch etwas, das mit gleicher Intenſität in Bezug auf künſtleriſch abgetönte Farbenharmonien auf mich eingewirkt hätte, — das iſt das Meer in der Krim, vom Schloß in Alupka aus geſehn! Man ſteht inmitten einer nie gemähten Waldwieſe mit Maßliebchen und Glockenblumen, faſt verſinkend im Graſe, und unter dem blaugrauen Baldachin des Himmels kramt der Wald ſeine ſonnenbeſtrahlten Juwelen aus: das Gold der Birken, den Purpur der Ebereſchen, den Topas und Rubin der Eſpen und dazwiſchen immer wieder den Smaragd der immergrünen Kiefern und Fichten oder länger grünenden Eichen und Schwarzerlen! Aber auch die Steppe iſt ſchön: wenn der Herbſtwind die werſteweiten gelben Kornfelder wellt und die Wolken über die violett ſchimmernde fette ſchwarze Erde huſchen, oder wenn an den grünbewachſenen Abhängen der Erdſpalten Hunderte von Rindern hangen, in der Ferne nur als weiße und rote Punkte ſichtbar, oder wenn der Blick auf menſchliche Anſiedelungen fällt, die wie Schwalbenneſter an den ſteilen Abhängen kleben. In dem Epilog zum „Tagebuch eines Jägers" — „Wald und Steppe" — hat Turgenjew dieſe Naturantitheſe und die wechſelnde, durch Natur und Jahreszeit beeinflußte Stimmung dieſes Rayons meiſterhaft feſtgehalten. Einen Veteranen unter den Bäumen der Bärenſchlupfwinkel führt uns Prof. Héroux in prächtiger Zeichnung vor*).

* * *

Die Natur formt Ausſehen und Charakter des Menſchen. Sie wirkt ein auf ſeine Art, Häuſer zu bauen, ſich zu kleiden und zu denken. Das iſt dem ſcharf beobachtenden Auge Turgenjews nicht entgangen. In ſeiner erſten Novelle aus dem mehrfach angeführten „Tagebuch" — „Chor und Kalinitſch" ſchildert er den Gegenſatz zwiſchen einem Wald- und Steppenbauer. Chor iſt der Wald-, Kalinitſch der Steppenbauer. Die Steppe mit ihrer Unendlichkeit entwickelt den Hang zur Träumerei und Trägheit; der Wald mit ſeiner würzigeren Luft und den größeren Anforderungen an die Energie des Menſchen erzieht zum Realismus und zur Aktivität. Die Steppe nährt ihren Mann kärglicher als der Wald, das Stroh der Steppe kann ſich mit der ſtolzen Eiche nicht meſſen. In der Steppe ſteht man in intimerem Verhältnis zur Natur, im Walde zu den Menſchen. So ſind denn auch

*) Prof. Héroux, der bekannte Leipziger Graphiker, bereiſte im vorigen Jahr Rußland, wobei ſein Weg ihn auch durch das „Jagdrevier Turgenjews" führte. Seine künſtleriſche Ausbeute hat er in der intereſſanten Mappe: „Reiſebilder aus Rußland" niedergelegt, die für den Preis von 50 Mark vom Künſtler ſelbſt (Leipzig, Johannisallee 11) zu beziehen iſt. Dieſes, ſowie die folgenden Bilder ſind mit liebenswürdiger Erlaubnis des Künſtlers für die Zwecke des obigen Aufſatzes reproduziert worden. Die Redaktion.



die beiden Bauern geschildert. Kalinitsch ist der Träumer, der Naturfreund und -kenner, der Phlegmatiker; Chor — der Sparer, Erwerber und Neuerer, ein „Sokrates", ein „Peter der Große". In diesen beiden Typen finden wir Aktivität und Passivität, die zwei Seelen, die jede russische Brust zerfleischen, wieder. Das prächtige Blatt von Prof. Héroux, das dank der Liebenswürdigkeit des Künstlers und des Herausgebers diesem Aufsatz beigegeben werden konnte, bringt die beiden Typen noch einmal, und zwar nicht nur mit der Treue des sicher und flott nachzeichnenden Malers, sondern zugleich des tiefer grabenden Volkspsychologen. Mutet uns das Blatt nicht an wie eine Illustration zur Turgenjewschen Novelle?

* * *

Chor ist keine vom Dichter erfundene Figur. Seine Nachkommen leben eben noch und zwar in einem Dorf, das sie nach ihrem Vorfahren Chorewka genannt haben. Es steht an der Grenze von Wald und Steppe. Die Enkel des bäurischen „Peter des Großen" sind den Maximen ihres Urgroßvaters treu geblieben und erfreuen sich großen Wohlstandes. Nachstehende kleine Geschichte, die in meiner Gegenwart passierte, möge es erhärten. In der Sitzungsstube einer Gemeindeverwaltung sind „Waldtorge." Parzellen des Kronswaldes werden zum Verkauf ausgeboten. Die niedrige Stube ist durch eine Barriere in zwei Teile geteilt. Vor der Barriere sitzen der Kronsförster und seine Gehilfen, umstanden von einer Corona der Großkaufleute oder „Millionäre". Hinter der Barriere stehen die Bauern oder „Hundertäre". Eine Parzelle im Taxationswert von etwa 3000 Rbl. wird zum Verkauf ausgeboten.

Wer bietet mehr? fragt der Förster.

Ein Millionär: 3100 Rbl.

Ein Bauer: 1 Rbl. mehr!

Hierauf der M.: 3200 Rbl.

Der B.: 1 Rbl. mehr!

Der M.: 3300 Rbl.

Der B.: 1 Rbl. mehr! u. s. fort, bis der M. bei 4001 Rbl. sich zum erstenmal mit berechtigter Nervosität nach seinem ihn hartnäckig um einen Rbl. überbietenden Rivalen umsieht. Und wer ist es? Der Bauer Chor aus dem Dorfe Chorewka. Bei 4801 Rbl. streicht der M. die Segel. Man sieht, der Apfel fällt nicht weit vom Stamme, und Aktivität ist erblich.

* * *

Ob ein Kalinitsch gelebt hat, weiß man nicht. Jedenfalls fehlt von ihm jede Spur. Sein Name ist in Vergessenheit geraten. Das ist das Los aller Kalinitsch's, und ihrer sind in Rußland mehr, als der Chors. Das Höchste, was sie erreichen können, ist ein Verharren auf demselben



Fleck, das Gewöhnlichste ist Rückentwicklung. Wohin? Zum Faß des Diogenes. Es gibt Bauern, die tatsächlich nichts mehr besitzen, als was sie auf dem Leibe haben und — ihre Teemaschine. Alles andere — die letzte Ernte, Axt, Schaufel, Halbpelz — liegt beim reichen Kaufmann im Dorf auf dem Boden und schimmelt als „Leihkassenobjekt", mit unmenschlichen Prozenten belegt. Das Versetzen der Teemaschine ist die offizielle Bankerotterklärung, und es beginnt das Betteln, das allmählich unheildrohende Dimensionen annimmt. Armenhäuser auf dem Lande gibt es nicht, und so stößt man denn auf Schritt und Tritt auf neue Typen dieser unglücklichen Existenzen, die sich euphemistisch „погорѣльцы" nennen. Noch eine Stufe tiefer, und wir sind bei der Spezies „юродивый" angelangt, was soviel wie „Blöder" heißt. Wehe dem Geisteskranken, bei dem sich Stadien von vorübergehender Tobsucht einstellen! Er wird gebunden und geprügelt und schlimmer als ein Tier behandelt. Eine Irrenanstalt gibt es nur in der 70—80 Werst entfernten Kreisstadt, und wer soll in der Arbeitszeit den „vom Teufel Besessenen" dahin führen! Es wäre ihm besser, wenn er nie geboren wäre. Erträglicher geht es den gutartigen Blöden. Sie gelten als Pfleglinge und Lieblinge Gottes und nähren sich von den Brocken, die man ihnen bereitwillig gibt. In jedem Dorf sieht man diese Bedauernswerten — die Männer oft in einem alten Beamtenrock mit ehemals blank gewesenen Knöpfen, die Weiber in einer Bluse aus Seidenfetzen. Es liegt im russischen Volk eine Zähigkeit im Ertragen von Leiden körperlicher und seelischer Art, die an die Zeiten des ersten christlichen Märtyrertums erinnert. Wer hierfür einen Beweis in künstlerischer Form sucht, der lese Turgenjews ergreifende Novelle: „Lebende Reliquie" aus dem „Tagebuch."

* * *

Kalinitsch hat noch andere Feinde außer der ihm eigenen Trägheit und Indolenz. Im letzten Grunde ist es die Natur selbst. Ein Hagelschlag kann sein ganzes Jahreseinkommen — das Hanffeld hinter seiner Hütte — vernichten. Oder der Blitz schlägt in das äußerste Haus im Dorfe ein und das Feuer rast durch das ganze 200 Häuser zählende Dorf und verschlingt auf dem Wege auch seine Hütte. Versichert war er nicht, weder gegen Hagel, noch gegen Feuer, und nun steht er da und ringt die Hände. Wie konnte das Unglück geschehen? Er hatte doch genau wie alle anderen einen funkenfangenden gußeisernen — Breitopf auf den Schornstein seines Hauses gestellt!

* * *

Aber schließlich beruht doch alles Leben auf dem Fortschritt! Auch Kalinitsch soll geholfen werden. Wie? — das ist die Frage seit 50 Jahren, und wird es wohl noch für die nächsten 100 bleiben. Der kleine Kalinitsch geht in die Schule. Seht, wie stolz er dahinschreitet, das Lesebuch unter

dem Arm, hier einem Schwein einen Rippenstoß versetzend, da vor einem fauchenden Gänserich scheu ausweichend. Schließlich ist er in der Klasse. Ist sie auch nur etwa 8 Quadratfaden groß und erreicht er von der Bank aus die Decke und muß er zugleich mit 100 anderen bei nur einer Lehrerin vor ewigen, nie geöffneten Doppelfenstern lernen, er ist doch gern in der Schule, denn die Schule ist auch in ihrer ärgsten Verzerrung eine schöne und heilige Sache, und die Lehrerin ist so gut, so seelengut. Aber was soll man dazu sagen, daß es im Kalugaschen Gouvernement — also im Herzen Rußlands — Dörfer gibt, die überhaupt keine Schule haben, wo also noch im Jahre 1913 Kinder ohne jegliche Schulbildung aufwachsen! Ich bin selbst durch solch ein Dorf gefahren, und es mochten wohl 50—60 Kinder gewesen sein, die da hinter meinem Wagen einherliefen und ihr ewiges „дядя, гостинчикъ!“ herausschrillten. Wahrlich, das Herz krampfte sich in mir zusammen, als ich erfuhr, daß die nächste Schule 6 Werst entfernt sei und daß das für die Kinder zu weit sei. Drei oder vier von ihnen sollen aber doch den weiten — und schlechten! — Weg nicht scheuen und die Schule besuchen! Kleiner Kalinitsch, wird es anders sein, wenn du groß bist?

* * *

Seit ein paar Jahren hat sich die Semstwo der Sache des Volkswohles energischer angenommen. Bessere Schulen, höhere Gagen — eine Dorflehrerin erhielt bisher bei ihrer immensen Arbeit 15 Rbl. monatlich! — bessere Krankenhäuser, Inspektion der Schulen durch Ärzte, bessere Wege — lauter solche Dinge sind in Angriff genommen, und wo man den Hebel ansetzt, merkt man, daß es die höchste Zeit war. Auch private Initiative regt sich. So hat hier ein junger energischer Balte, obzwar er als Kronsbeamter bei seinen Vorgesetzten auf mehr Hemmnis als Förderung rechnen kann, einen landwirtschaftlichen Verein gegründet, wie sie neuerdings von Krone und Semstwo eingeführt werden. Diese Vereine sorgen für moderne Pflüge, Mäh- und Dreschmaschinen, klären die Bauern über bessere Methoden des Landbaus auf, halten Zuchttiere und haben oft einen landwirtschaftlich vorgebildeten Beirat. Der Initiative des Balten verdankt die Gegend ferner einen Konsumverein mit eigenem Verkaufsladen als Gegengewicht gegen die Raubwirtschaft der Dorfkaufleute, eine Sparkasse, einen Nüchternheitsverein mit Vorlesungen, Lichtbildern, Theateraufführungen und einer Bibliothek, — und das alles im Bärenschlupfwinkel, 40 Werst von der nächsten Kreisstadt und Eisenbahnstation entfernt! Die Frau steht dem tätigen Mann treu zur Seite und hat ihrerseits die Weberei im Dorf zu großer Blüte gebracht. Es ist erstaunlich, was hier unter sachkundiger Leitung geleistet wird: außer Tischtüchern, Servietten, Laken und Handtüchern russische Hemde mit bunten Mustern, Teppiche, Dielenläufer, ja, sogar die feinsten Salon- und Verandagardinen! Woran fehlt es also?



Versammlung der Landwirte d. 30/4-11-3 Trosne
(Tagesordnung: gemeinsame Beschaffung einer Dreschmaschine)

An Initiative! Chor hatte sie selber, dem Kalinitsch muß man sie geben. Eine meisterhafte Illustration zu dem beginnenden heiligen Werk der Volksaufklärung finden wir auf dem 3. hier beigegebenen Blatt von Prof. Héroux. Dieses Blatt, das zugleich eminente Porträtähnlichkeit aufweist, stellt eine Sitzung des schon erwähnten Landwirtschaftlichen Vereins in der Dorfschule dar. Ist es nicht der zeichnerische Widerhall zu Schönherr's Worten: „O weh uns Bauern; haben schwere Köpf; können uns nix setzen und deuten; tappen allweg im Nebel und finden kein' Weg . . ."?

* * *

Der Hauptarbeiter im Steppengebiet ist aber die Frau. Sie geht hinter dem Pfluge her, sie sät und erntet und scharrt das Geld zusammen, wo und wie es angeht, während das jüngste Kind unter der Aufsicht des ein paar Jahre älteren verbleibt und unter dem Treppendach in einem Brottrog vehement hin- und hergeschaukelt wird. Der Mann liegt entweder auf dem Ofen oder steht vor dem Schalter der Monopolbude, die neben der Kirche und Schule das stattlichste Gebäude im Dorf ist, und trinkt, oder er ist im besten Falle in Moskau und — verdient auch.

* * *

Ein besonderer Abschnitt möge den Haustieren gewidmet sein. In einer Gegend, wo das Kind ohne Schule aufwachsen darf und der Mensch nur als Arbeiter auf Beachtung und erträgliche Behandlung Anspruch erheben kann — weh ihm, wenn er krank wird! — kann das Vieh nur schlecht wegkommen. Das Pferd muß, ohne Hafer zu erhalten, ziehn, solange es ziehen kann. Nicht besser ergeht es den anderen Haustieren. Infolgedessen hat sich bei den Tieren eine Lebenszähigkeit, ein Selbsterhaltungstrieb und nicht selten eine Klugheit ausgebildet, die bewunderungswürdig sind. Es kommt nicht selten vor, daß ein einziger Hüter die 300 und mehr Köpfe zählende Herde eines Dorfes hütet, und keins von allen Tieren geht ihm verloren. Abends beginnen sie auf den Flötenruf des Hüters hin den Heimmarsch, und jede Kuh findet selbst ihre Straße und ihr Haus. Genau so ist es mit den Schafen, Schweinen, Enten, Gänsen und Truthähnen. Diese Tiere verirren und verlaufen sich nicht. Auch versteht nur ein einheimisches Pferd die hiesigen Brücken mit den fußbreiten Löchern selbst im Trab zu passieren, ohne sich ein Bein zu brechen.

* * *

Es müßte nun noch einiges über die Sanitätsverhältnisse, die tausend Nebenärzte, die Originale unter den Gutsbesitzern auf den einsamen Gutshöfen und vieles andere gesagt werden, ich fürchte aber, es werden der traurigen Bilder zu viele. Und da wir uns außerdem auf ein Jagdterrain

begeben haben und die Sonne eben so verführerisch schön durch mein Fenster hereinscheint, so seien diese Bilder und Eindrücke mit einer erheiternden Jagdgeschichte abgeschlossen.

Es war im Februar, und der Schnee stand haushoch. Nur auf Schneeschuhen konnte man sich hinauswagen. Da meldete der Buschwächter einen Bären. In größter Eile — denn das Tier hatte schon einmal seine Schlafstelle gewechselt — wurden die Jäger zusammengetrommelt. Es waren ihrer, meine Wenigkeit mitgerechnet, acht. Bei gelindem Frost und vollständiger Windstille machten sich alle auf den Weg: die Jäger, die 40 Treiber und der Einkreiser. Die Schützenlinie war ungefähr $1\frac{1}{2}$ Werst lang, so daß die Zwischenräume zwischen den einzelnen Schützen sehr groß waren und zu beiden Seiten Treiber mit Flinten postiert werden mußten, die das Tier, falls es auf sie loskommen sollte, mit einem blinden Schuß zu den Schützen zu scheuchen hatten. Natürlich wurden zu diesem Ehrenamt nur die Tapfersten gewählt. Die Wahl fiel u. a. auch auf den weit und breit als Helden bekannten Buschwächter Pawel, als dieser — allen unerwartet — protestierte.

„Na hör' mal, Pawel, du fürchtest dich doch nicht am Ende?" — „Das nicht, aber — meine Flinte schießt nicht!"

„Was fehlt denn deiner Flinte?"

— „Sie, sie — — ist verhext!"

Wir hatten Mühe, nicht auszuplatzen, als Pawel, hierzu aufgefordert, zu erzählen anfing: „Es war noch im Herbst und gegen Abend. Da ging ich mit der Flinte, wie ich es allabendlich tue, durch mein Revier. Wie ich so in der Dämmerung durch den Wald gehe, höre ich einen Hieb mit der Axt. Aha! denk ich: ein Walddieb! Ich also schnell dahin. Wie ich hinkomme, ist niemand da. Nun, denk ich, wirst dich verhört haben. Bald darauf hör ich noch einen Hieb, diesmal schon viel näher und viel deutlicher. Ich eile dorthin. Wieder ist niemand da. Nun, denk ich, das geht nicht mit rechten Dingen zu. Ich also auf die Schneise hinaus. Wie ich auf die Schneise hinauskomme, — lachen Sie nicht, meine Herren! — steht da dreißig, vierzig Schritt von mir entfernt ein Hund, so rot wie Feuer. Wart', denk ich, dem wirst du eins auf den Pelz brennen! Ich nehme ihn aufs Korn und schieße. Wie sich der Pulverdampf verzogen hat, ist vom Hunde keine Spur mehr zu sehen. Seitdem schießt meine Flinte nicht mehr; das kommt daher, daß der Hund der Teufel selber war, und weil ich auf ihn geschossen habe, hat er zur Strafe dafür meine Flinte verhext!"

„Weißt du was, Pawel", sagte einer der Schützen, der mit dem einfachen Volk viel zu tun gehabt hatte und sich auf die Kunst, mit ihm umzugehen, viel einbildete, „deine Flinte wird schlecht geladen gewesen sein oder du wirst feuchtes Pulver genommen und ein leeres Zündhütchen draufgesetzt haben."

Pawel schwieg.

„Ist deine Flinte geladen?“ fragte der Schütze wieder.

— „Zu Befehl, Herr!“

„Nun, dann gib sie her, wir laden sie dir gleich hier um.“

Pawel reichte seine Flinte mit deutlich zur Schau getragenem Mißtrauen hinüber. Sie wurde in Gegenwart aller Schützen und Treiber geprüft, für gut befunden, mit frischem Pulver geladen und einem funkelnagelneuen Zündhütchen versehen.

„So, Pawel“, sagte der Schütze, „hier hast du deine Flinte wieder! Sei überzeugt, daß sie jetzt ihre Pflicht tun wird!“

Wir nahmen unsere Plätze ein, und bis die Treiber aufgestellt wurden, hatten wir Zeit genug, die lächerliche Geschichte zu vergessen.

Nach der Jagd — der Bär war leider durch zwei zu Tode erschreckte Treiber durchgeschlüpft — erfuhren wir folgendes: das riesengroße Tier war tatsächlich auf Pawel losgekommen. Pawel hatte angebackt, und die Flinte — war nicht losgegangen. Darauf hatte er sie umgedreht und dem Bären mit dem Kolben und einem kräftigen: „Господи укрѣпи“ einen so derben Schlag auf den Kopf versetzt, daß er hingetorkelt war und im Fallen eine junge Birke umgebrochen hatte. Von dort war dann das Tier zu den anderen Scheuchern gerannt, die im kritischen Moment die Courage verloren, „руки по швамъ“ gemacht und den Bär unbehelligt passieren lassen hatten. Wir begaben uns an den Schauplatz der Handlung, sahen die in Stücke gebrochene Birke, sahen Pawels ewig gleiches, steinernes Gesicht und — lachten nicht.

Als der Schnee weggegangen war, und im feuchten Moose wieder die Glühwürmchen funkelten, ging ich eines Abends zeitig auf die Auerhahnbalz.

Mein Weg führte mich an Pawels Hütte vorbei. Er stand am Zaun und reparierte die vom Winter angerichteten Verwüstungen an seinem Gartenzaun.

„Kommst du mit, Pawel?“ rief ich scherzend über den Zaun hinüber, nachdem wir einander gegrüßt hatten.

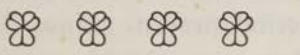
— „Gern, Herr!“

Ich blieb stehen. „Aber deine Flinte schießt doch nicht!“ sagte ich.

— „Doch, Herr!“

„Seit wann?“

— „Seit mir eine kluge Frau im Dorf geraten hat, sie mit gekochtem Quellwasser zu waschen. Das tat ich, und seitdem schießt sie wieder!“



Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Der Zug zur Stadt.

Von Prof. Joseph Lezius (Reval).

Unsere Zeit rühmt sich, eine Zeit des Fortschrittes zu sein. Ist das richtig? Wir lassen dabei die Frage unbeantwortet, was eigentlich Fortschritt ist, denn darüber können die Ansichten sehr auseinander gehen, sondern halten uns zunächst an eine Erscheinung, die uns besonders in die Augen fällt. Wenn wir manche unserer Städte betrachten, so gewahren wir ein starkes und rasches äußeres Wachstum. Im Inneren der Städte werden alte Häuser abgebrochen und durch neue, größere und stattlichere ersetzt, Gärten und geräumige Höfe verschwinden und werden bebaut, am Rande entstehen neue Straßen, die sich ebenfalls mit Häusern bedecken, und ein rauchender Fabrikschlot reiht sich neben den anderen. Alle diese Häuser, die jährlich in jeder mittleren oder größeren Stadt zu Hunderten, ja Tausenden neu entstehen, füllen sich mit Menschen. Alle diese Menschen gehen ihrem Gewerbe nach und bilden in dem besonderen Geschäftsteile, den jede Stadt hat, ein buntes, dichtes Gewimmel, das bis in die Nacht hinein ruhelos hin- und herwogt. Was bei uns geschieht, findet auch in anderen Ländern statt. Als ich noch die Schule besuchte, hatte Reval 30000, Riga 100000, Berlin 700000 Einwohner; dagegen leben jetzt nach 40 Jahren in Reval über 100000 Menschen, in Riga gegen 400000, in Berlin, das mit seinen Vororten, einstmals bescheidenen Dörfern, längst zusammengewachsen ist, etwa $3^1/_2$ Millionen. Moskau, das damals 400000 Einwhner zählte, hat ihrer jetzt etwa 2 Millionen, London ist von 3 auf 7 Millionen gestiegen, und so geht es durch ganz Europa, ja durch die ganze Welt. Überall wachsen die Städte mit unheimlicher Geschwindigkeit. Ist das ein Fortschritt?

Wir sind geneigt, die Frage zu bejahen. Denn wenn Wachstum überhaupt ein Fortschritt ist — und so pflegen wir doch die Sache anzusehen — muß das Wachsen der Städte ebenso beurteilt werden. In dieser Anschauung werden wir noch bestärkt, wenn wir das äußere Bild der Städte näher betrachten. Allenthalben macht sich das Bestreben geltend, für die Bequemlichkeit und Annehmlichkeit, für die Gesundheit und das Bildungsbedürfnis der Einwohner Sorge zu tragen. Wir gewahren dies Bestreben in allen etwas größeren Städten Rußlands und noch mehr in anderen Ländern, wo sich die Städte in äußeren Wohlfahrtseinrichtungen geradezu zu überbieten suchen. Straßen, die früher gewöhnliches oder gar kein Pflaster hatten, bekommen einen Belag, der bisweilen glatt und eben wie Parkett ist, die Beleuchtung der Straßen wird immer reicher und strahlender. Als ich noch ein Kind war, gab es in den Vorstadtstraßen meiner Vaterstadt Dorpat überhaupt keine Beleuchtung, sondern wer abends ausging, nahm seine Laterne mit

sich und suchte beim Scheine eines bescheidenen Talglichtes zum Ziele zu gelangen. In den besseren Stadtteilen vermittelten die seltenen kleinen Petroleumlampen auch nur ein sehr kümmerliches und trübes Licht. Die Zeiten sind längst vorüber. Jede etwas größere Stadt hat ihr eigenes Gaswerk, und in vielen erstrahlen die Straßen sogar abends tageshell in elektrischer Beleuchtung. Die Häuser werden vielfach schöner, manchmal auch bequemer Eine Stadt nach der anderen legt sich eine Kanalisation an, in den Straßen gibt es Dampf- und elektrische Bahnen, Vergnügungslokale entstehen in Menge, Schulpaläste und Volkshäuser, gute und noch mehr schlechte Theater, Singspielhallen, Kinematographen, Wirtshäuser, in Rußland auch die so beliebten Monopolbuden, und überall geht es hoch her. Man kann herrlich und in Freuden leben, und wenn äußere Bequemlichkeit und Annehmlichkeit ein Fortschritt gegenüber der Unbequemlichkeit sind, haben wir ein Recht zu behaupten, daß unsere Städte mächtig fortschreiten.

Aber jedes Ding hat zwei Seiten. Wo Licht ist, gibt es auch Schatten. Um ein wirklich gerechtes Urteil abzugeben, müssen wir beide gegen einander abwägen, und wenn der Schatten vielleicht am Ende überwiegt, werden wir genötigt sein, unser erstes Urteil abzuändern und den Vertretern eines einseitigen Fortschrittes weniger schnell Recht zu geben. Denn ein Schritt vorwärts, nicht an der richtigen Stelle gemacht, kann mich leicht nicht vorwärts bringen, sondern rückwärts, indem er mich vom Ziele abbringt, wenn ich nicht gar dabei unvermutet einen Abgrund hinabstürze. Wir fragen zunächst: Wo kommen alle die Menschen her, die sich jetzt in den Städten zusammendrängen? und dann: Was wird aus diesen Menschen? Werden sie in den Städten wirklich alle glücklicher und besser, werden sie zufriedener? Denn der Mensch lebt nicht vom Brot allein, und noch weniger davon, daß er auf Asphaltpflaster einhergeht, sich von elektrischem Lichte bescheinen läßt und sich in den mächtigen Schaufenstern großstädtischer Läden allerlei nützliche und noch häufiger unnütze Dinge ansieht, die er sich nur in den seltensten Fällen kaufen kann.

Wo kommen die Menschen her? Sie kommen vom Lande, zum Teil auch von den kleineren Städten. Wir gewahren in den meisten Ländern Europas eine allmähliche, natürliche Zunahme der Bevölkerung, die durch den Überschuß der Geburten über die Zahl der Todesfälle entsteht. Aber das Wachstum der Städte ist in den letzten 40 Jahren so reißend vorwärts gegangen, daß es das natürliche Wachsen der Bevölkerung bei weitem übersteigt. Es findet also nur eine große Verschiebung statt, indem die Menschen zu Tausenden und Hunderttausenden in die großen Städte ziehen und den Platz hinter sich leer zurücklassen. Am fühlbarsten muß diese Erscheinung dort werden, wo die Geburtenzahl gering ist, und daher nur ein unbedeutendes natürliches Wachstum der Bevölkerung stattfindet. Das sind z. B. Frankreich und unsere Ostseeprovinzen. In beiden Ländern werden auf je 1000 Menschen

nur etwa 20 Kinder jährlich geboren, während annähernd die gleiche Zahl von Menschen jährlich stirbt. Ein Steigen der Bevölkerungszahl ist also nur durch Zuwanderung aus anderen Ländern oder Gebieten zu erwarten. Um uns die Bedeutung dieser Zahlen klar zu machen, möchte ich entgegenhalten, daß bei uns noch vor etwa 30 Jahren durchschnittlich 35 Kinder jährlich auf jedes Tausend geboren wurden, und daß im Deutschen Reiche die Zahl noch jetzt 31 beträgt, obgleich sie auch schon gesunken ist, denn vor 40 Jahren waren es noch volle 40. Wir können mit großer Wahrscheinlichkeit annehmen, daß die Zahl der Geburten in unserer Heimat noch weiter zurückgehen wird. Damit eröffnen sich für uns ganz merkwürdige Aussichten. Wenn wir fragen, was für eine Bevölkerung unsere Heimat nach 100 Jahren haben wird, so ist es schwer, darauf eine Antwort zu geben. Es werden hier Reste von alteingesessenen Deutschen, von Esten und Letten vorhanden sein; aber neben ihnen wird ein buntes Gemisch frisch eingewanderter Elemente im Lande wohnen, wohl überwiegend Lithauer und Russen, von denen wir ja im Süden und Osten umgeben sind. Behalten wir immer im Gedächtnis, daß wenn 2 Ehepaare zusammen 7 Kinder haben, also das eine 3 und das andere 4, daß dann die Bevölkerung nicht wächst, sondern sich gleichbleibt; denn viele Menschen treten überhaupt nicht in die Ehe, und andere werden vom Tode ereilt, bevor sie ins heiratsfähige Alter treten. Erst wenn jedes Ehepaar mindestens 5 Kinder aufzieht, kann von einer ernsthaften natürlichen Vermehrung der Bevölkerung die Rede sein. In unserer Heimat steht es in dieser Hinsicht sehr schlecht, und wer sein angestammtes Volkstum liebt, kann nur mit Sorgen in die Zukunft blicken. Doch dies nur beiläufig; wir kehren zu unserem Thema zurück.

Die Bevölkerung jedes Landes im Ganzen genommen vermehrt sich langsam oder gar nicht, dagegen füllen sich die Städte mit Menschen. Das Land gibt seine Bewohner an die Städte ab und verödet allmählich. Was von dem flachen Lande gilt, gilt aber vielfach auch von den kleinen Städten. Sie wachsen oft ebensowenig wie das Land und zeigen bisweilen ein Sinken der Einwohnerzahl. Der Zug geht eben in die großen Städte oder in die Orte, wo aus verschiedenen Gründen die Möglichkeit schnellen und leichten Verdienstes winkt oder zu winken scheint. Jeder Mensch, der vom Lande oder aus einem kleinen abgelegenen Landstädtchen in die große Stadt zieht, räumt damit den Platz, den er bisher eingenommen hatte, und der Ersatzmann ist nicht in jedem Falle ohne weiteres da. Können wir schon von einer beginnenden Verödung des flachen Landes sprechen? Ganz gewiß! Nehmen wir z. B. ein größeres Land, das ich aus eigener Anschauung gut kenne: das Deutsche Reich. Auf seinem Flächenraume wohnten vor 42 Jahren, im großen Kriegsjahre 1870—71, etwa 40 Millionen Menschen; jetzt sind es 65 Millionen; aber dieser Zuwachs ist ausschließlich den Städten zu gute gekommen, und auf dem flachen Lande wohnen jetzt sogar weniger

Menschen als vor einem Menschenalter. Was ist die Folge? Obgleich die Dichtigkeit der Bevölkerung, nach dem allgemeinen Durchschnitt gerechnet, sehr groß ist, obgleich sie mehr als 6000 Menschen für die Quadratmeile beträgt, fehlt es auf dem Lande an Menschen: es fehlt an Armen, um den Acker zu bebauen. — Jeder Landwirt gerät in die größte Verlegenheit, sobald die Zeit herankommt, wo die Felder bestellt werden müssen, und jeder sucht sich zu helfen, so gut er kann. Die Gutsbesitzer können die Arbeit noch einigermaßen bewältigen, indem sie sich mit großen Kosten Arbeiter aus Russisch-Polen, Westrußland und Galizien kommen lassen, die den Sommer und Herbst über für hohen Lohn auf den Gütern arbeiten und für den Winter in ihre Heimat zurückkehren. Überall sieht man auf den Gütern nicht nur Ostdeutschlands, sondern auch im Westen Deutschlands diese fremden Arbeiter, die sich inmitten der rein deutschen Umgebung eigentümlich genug ausnehmen. Weit schlimmer ist die Lage der Bauern, der Besitzer von Bauerhöfen. Ihnen fehlen die Mittel, sich Arbeiter kommen zu lassen, auch könnten sie ihnen gar nicht die Lebensbedingungen bieten, wie sie ein Großbetrieb gewähren kann: sie sind daher nur auf sich selbst angewiesen. Auf die Hilfe der Söhne können sie sich in den seltensten Fällen verlassen; denn die gehen meistens gleich nach der Konfirmation in die nächste größere Stadt, wohin sie von den städtischen Freuden gelockt werden; wer das nicht gleich tut, wird spätestens nach abgeleisteter Militärpflicht dem Lande untreu, sobald er den bunten Rock getragen und die Reize des städtischen Lebens kennen gelernt hat. Die Töchter folgen bald genug ihrem Beispiele, und die Folgen zeigen sich in einem Bilde, das jedem auffällt, der deutsche Dörfer durchwandert: es fehlen fast ganz die jungen Burschen und Mädchen, die sonst den Dörfern ihr Gepräge gaben, und von denen es in manchem Volksliede klingt. Man sieht nur Ehepaare mit kleineren Kindern oder ältere Ehepaare allein, deren Kinder alle schon fortgezogen sind. Daher muß der Bauer mit seiner Frau oft genug, selbst wenn er für wohlhabend gilt, unsäglich schwer arbeiten, um der Pflicht seinem Besitze gegenüber zu genügen, und obgleich sich die Leute durch gemeinsame Anschaffung von Maschinen nach dem Muster der Großgrundbesitzer tunlichst zu helfen suchen, ist es doch dahingekommen, daß die Ackerfläche in manchen Teilen Deutschlands jetzt geringer ist, als sie früher war. Manches ehemalige Feld ist zur Wiese geworden, und an vielen Stellen steht jetzt Kiefernwald, wo früher bereits lange Zeit der Pflug gegangen war.

Steht es bei uns etwa anders? Ich glaube, daß wir mit vollen Segeln derselben Entwickelung zusteuern. Die Klage auf dem Lande ist allgemein, daß es an Menschen fehle. Ich habe es von manchem Gutsbesitzer gehört, daß Feld- und Waldarbeiter auch für den höchsten Lohn nicht zu haben sind. Man mag ihnen Bedingungen stellen, wie sie keine städtische Fabrik ihren Arbeitern gewährt: es hilft nichts, die Stadt lockt sie, und sie

leben des Glaubens, daß die städtischen Freuden ihnen gleichzeitig einen vollen Beutel und ein leichtes Leben verbürgen. Daher treten bei uns auf dem Lande vielfach schon dieselben Erscheinungen wie im Deutschen Reiche ein. Die Gutsbesitzer lassen sich Arbeiter aus anderen Gouvernements kommen und nehmen, was zu haben ist. Man sieht in Livland und Kurland auf den Gütern Russen und Lithauer, neuerdings vielfach auch Deutsche aus Südrußland, denen zu Hause das wirtschaftliche Fortkommen immer schwerer gemacht worden ist, und ich weiß von manchem Gute in estnischer und lettischer Umgebung, auf dem man kein estnisches oder lettisches Wort mehr hört. Die Esten oder Letten, die da früher gewohnt haben, sind alle in die Stadt gezogen oder in irgend ein fernes erträumtes gelobtes Land ausgewandert. Ähnliche Bilder bieten die bäuerlichen Besitzungen: überall die entsetzliche Leutenot! Ich bin in diesem August durch einen Teil Livlands gefahren und habe mit eigenen Augen gesehen, wie üppig stehende Flachsfelder schon dunkelbraun aussahen, also verdorben waren, oder wie auf überreifen Roggen- und Haferfeldern das Korn ausrieselte, — alles weil der Bauer mit seiner Frau die massenhafte Erntearbeit nicht rechtzeitig bewältigen konnte, andere Arbeitskräfte aber für kein Geld zu haben waren. Bei diesem Notstande schweigt sogar der nationale Hader, und mancher lettische Hofbauer im südlichen Livland hat sich schon an die nächsten deutschen Gutsbesitzer mit der Bitte gewandt, ihm doch auch deutsche Arbeiter zu verschaffen, da lettische Arbeiter nicht zu haben seien oder so unverschämte Bedingungen stellten, daß bei deren Erfüllung der Knecht zum Herrn und Gebieter, und der Besitzer zu dessen Knecht werde. Auch bei uns ist die Ackerfläche an manchen Stellen kleiner geworden, denn ganz kann die Menschenkraft doch nicht durch Maschinen ersetzt werden.

So wird das Land menschenleer, und in den Städten ballen sich die Massen zusammen. Was wird nun aus ihnen in den Städten? Finden sie alle das erträumte Glück? Werden sie gar bessere und tüchtigere Menschen? Die rauhe Wirklichkeit sieht leider anders aus, als sie sich im rosigen Lichte des Zukunftraumes darstellte. Gewiß, manchem glückt es. Bei Fleiß und Sparsamkeit und unter Ausnutzung der in der Stadt reichlich gebotenen Arbeitsmöglichkeit, kommt er wirtschaftlich vorwärts und rückt in die Reihen des kleineren städtischen Bürgertums auf. Mancher erreicht dasselbe unter Aufopferung seines guten Namens auf Wegen, die das Licht des Tages zu scheuen haben; aber weit größer ist die Zahl derjenigen, die auf der untersten Stufe der gesellschaftlichen Leiter bleiben. Sie finden Arbeit, aber nicht lohnendere als auf dem Lande, stehen sich bei den hohen städtischen Preisen materiell sogar schlechter als auf dem Lande; aber sie bleiben in der Stadt. Oft genug sind sie arbeitslos, werden arbeitsscheu und geraten auf die Bahn des Verbrechens. Und selbst wenn sie dauernden Verdienst etwa in einer Fabrik finden, so befriedigt sie die Arbeit nicht.

Man muß das Getriebe in einer großen Fabrik selbst gesehen haben, um diese Unzufriedenheit begreiflich zu finden. Wenn ein Mensch das Jahr über vom Morgen bis zum Abend nur dieselben mechanischen Griffe zu tun hat, so wird er selbst zur Maschine, zu einem winzigen toten Rade in dem großen Getriebe und kann zu keiner Schaffensfreude gelangen. Er schafft nie etwas Ganzes, sondern immer nur einen Teil und zwar immer denselben. Da ist sogar Garbenschneiden interessanter, von der Mannigfaltigkeit der Arbeit in der Landwirtschaft oder im Handwerke ganz zu geschweigen. Da wechseln Pflügen und Eggen, Säen und Mähen, Dreschen und Hecheln mit einander ab, und wenn ich einen Stiefel oder Tisch mache, so mache ich etwas Ganzes und freue mich an seinem allmählichen Entstehen. Diese Freude entgeht den meisten Fabrikarbeitern. Das stimmt sie unzufrieden und macht sie doppelt geneigt, auf die Stimme gewissenloser Hetzer zu hören, die in Wort und Schrift die Unzufriedenheit schüren, um schließlich alle menschliche Ordnung umzustürzen. Die Zusammenballung von Menschenmassen in den Städten, von Massen, die nach äußerem Glanze verlangen und seiner doch nicht teilhaftig werden, die mit ihrem unharmonischen Leben unzufrieden sind und in ihrer inneren Haltlosigkeit jedem dreisten Schreier urteilslos nachlaufen, wird allmählich zu einer allgemeinen Gefahr, und dies ist die dunkle Kehrseite, die oft genug nicht beachtet wird, wenn das Lob des gewaltigen Fortschrittes der Städte in allen Tonarten erklingt. Dem Lande werden alle Arbeitskräfte entzogen, die Landwirtschaft, also das Gewerbe, auf dem schließlich alles ruht, die im Verein mit Forstwissenschaft und Viehzucht für die Ernährung des ganzen Volkes sorgt und die Stoffe schafft, aus denen in den Städten Handelsartikel entstehen, die Landwirtschaft gerät in schwere Bedrängnis, und in den Städten häufen sich Massen an, die meist unzufrieden sind, die oft genug der Arbeitslosigkeit anheimfallen und, statt aufzusteigen, nur hinabsinken und, wie erwiesen ist, nur zu bald ohne Hinterlassung von Nachkommenschaft schließlich absterben. Aber neue Menschen treten an ihre Stelle, es gibt ein ewiges Fluten und Wogen, aber nur nach einer Richtung hin. Die Städte werden vom Lande aus gespeist und verbrauchen rasch die Menschenkräfte, die das Land hervorbringt.

Was soll nun angesichts dieser Erscheinung der Staatsmann tun? Die Antwort hierauf würde so lang ausfallen, daß ich sie hier nicht geben kann. Ich begnüge mich mit einigen kurzen Bemerkungen. Jeder Mensch gehört durch seine Geburt oder seine Lebensstellung einem bestimmten Stande, einer bestimmten Gesellschaftsschicht an. Er soll in diesem Stande wurzeln und in ihm seinen Halt finden; aber er muß mit gleicher Liebe auch alle übrigen Stände umfassen und immer dessen eingedenk sein, daß erst alle Stände zusammen das Volk bilden. Denn ein Volk ist keine gleichförmige Masse, sondern ein gegliederter Organismus, und wer sein Volkstum liebt, muß auch alle die Teile lieben, aus denen es besteht. Ebenso muß ein Staats-

mann die gleiche Fürsorge für das ganze Gebiet bekunden, dem seine Arbeit gehört: zum ganzen Gebiet gehören aber nicht nur die Städte, sondern auch das flache Land. Dessen Interessen und die seiner Bevölkerung müssen ihm ebenso am Herzen liegen wie die Interessen der Städte und Städter. In manchem Staate ist gegen die Regierung der Vorwurf erhoben worden, daß sie in den letzten Jahrzehnten vor den Städten das Land vernachlässigt habe, und einsichtige Vertreter der Regierung, wie z. B. der kluge preußische Finanzminister Miquel, selbst ein Städter, haben die Berechtigung dieses Vorwurfes öffentlich anerkannt. Es liegt auch auf der Hand, daß eine so ungesunde Verschiebung der Bevölkerung nicht hätte eintreten können, wenn sie nicht durch die Gesetzgebung direkt oder indirekt befördert worden wäre. Gewiß gehören Stadt und Land zusammen. Gewiß ist zuzugeben, daß von der Stadt vieles ausgeht, was dem Lande zu gute kommt, daß die zweckentsprechende Gestaltung von Handel und Gewerbe in der Stadt auch dem Landwirt es möglich macht, seine Erzeugnisse vorteilhaft abzusetzen, von den Schulanstalten zu geschweigen, deren Arbeit dem ganzen Volke nützt. Aber wenn wir die Frage stellen: „Was ist wichtiger für das Ganze, die Stadt oder das Land?“ so können wir nur antworten: „das Land.“ Diese Wahrheit müssen wir anerkennen. Ein Beispiel macht das klar.

Nach der Verfassung des Deutschen Reiches, wie sie im Jahre 1871, für Norddeutschland schon 1867, erlassen wurde, sollte auf etwa 100,000 Einwohner je ein Abgeordneter kommen. Dementsprechend wurde damals die Zahl der Abgeordneten von Berlin auf 6 festgesetzt. Da sich nun inzwischen die Verteilung der Bevölkerung völlig verschoben hat und Berlin mehr Einwohner zählt als ganz Pommern oder Ostpreußen, verlangen die Sozialdemokraten und die sogenannten Freisinnigen, indem sie sich auf den Buchstaben der Verfassung berufen, daß die Zahl der Berliner Abgeordneten auf das 5- oder 6 fache erhöht werde. Die Regierung und die konservative Partei sind aber mit vollem Rechte dagegen und weisen darauf hin, daß Berlin im Vergleich mit Pommern und Preußen nur ein drittel von der Soldatenanzahl stelle, die man nach der Einwohnerzahl erwarten könne. So erschreckend groß ist die Zahl der Untauglichen unter der Bevölkerung der Riesenstadt! Man kann dem noch hinzufügen, daß aus Pommern oder Preußen wohl eine Stadt wie Berlin hervorgehen kann, niemals aber umgekehrt aus Berlin ein Pommern oder Preußen. Sollte Berlin eines Tages vom Erdboden verschwinden, so kann es wieder entstehen, indem eine neue städtische Ansiedelung auf derselben Stelle durch Zuwanderung vom Lande kräftig emporblühen kann. Wenn aber Pommern und Preußen plötzlich vom Erdboden verschlungen werden, so ist das eine bleibende Einbuße, und Berlin ist nicht im stande, von sich aus diese zwei Provinzen neu zu schaffen. Dasselbe gilt von uns. Estland kann wohl ein Reval hervorbringen, nicht aber Reval ein Estland; Riga konnte seine

jetzige gewaltige Größe dank Livland, Kurland und den angrenzenden Teilen Lithauens erreichen; aber für sich allein wäre es bedeutungslos. Die Stadt allein ist ohnmächtig und kann überhaupt nicht bestehen, wenn sie nicht vom Lande gespeist wird; dagegen kann das Land sich immer, wenn das Bedürfnis vorliegt, neue städtische Mittelpunkte schaffen, und es kann nötigenfalls ganz ohne Städte auskommen. Ich glaube, daß sich aus diesen einfachen Erwägungen auch die Richtlinien ergeben, in denen sich eine gerechte innere Gesetzgebung zu bewegen hat.

Fragen wir zuletzt: „Was treibt die Menschen in die Stadt?" „Warum wollen sie nicht mehr auf dem Lande bleiben?" Ich muß mich bei der Beantwortung dieser schwierigen Frage kurz fassen.

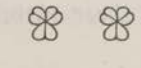
Die Gründe sind sehr mannigfaltig; doch halte ich für die wichtigsten zwei, die die Schuld tragen: 1) die Volksschule und 2) die allgemeine Wehrpflicht. Es liegen noch andere Gründe vor, doch will ich sie heute unberücksichtigt lassen. Die Volksschule ist gewiß schuld. Jedes Ding hat seine zwei Seiten, und auch die Volksschule hat ihre dunkele Kehrseite. Seit der Zeit der sogenannten Aufklärung im 18. Jahrhundert leiden wir entschieden an einer großen Überschätzung des Wertes der schulmäßigen Bildung. Man scheint noch vielfach zu meinen, daß, je größer die Summe der erworbenen Schulkenntnisse sei, die Menschen desto tüchtiger zur Arbeit und geradezu sittlich wertvollere Persönlichkeiten werden. Die Erfahrung spricht durchaus dagegen. Durch die Schulbildung allein wird ein Bauerjunge noch lange nicht ein fleißigerer Arbeiter; er kann sogar, wenn sie ihm in falscher Form vermittelt wird, leicht dazu kommen, sich über seine bisherige Umgebung zu überheben. Ich glaube, daß das oft geschieht. Die städtisch gebildeten oder wenigstens von der städtischen Kultur beleckten Schullehrer sind nur allzugeneigt, den Jungen das Leben in der Stadt mit seinen Freuden in hellem Lichte erscheinen zu lassen, während das Land mit seiner Arbeit als etwas niedriges, rückständiges, menschenunwürdiges dargestellt wird. Wird dann gar die Schulzeit noch über Gebühr ausgedehnt, so will solch ein „gebildeter" junger Mann nicht mehr den Acker pflügen, sondern strebt nach der Stadt, um dort als Inhaber einer Bierbude sein Glück zu versuchen.

Eine schlechte Presse trägt dazu bei, den Leuten das Leben auf dem Lande zu verleiden, indem es in den düstersten Farben geradezu als eine Sklaverei geschildert wird. Der Knecht auf dem Lande ist nach dieser Auffassung ein Sklave, das viel ödere Leben eines städtischen Fabrikarbeiters dagegen offenbar ein Paradies.

Auch die allgemeine Wehrpflicht trägt ganz bestimmt dazu bei, die Menschen dem Lande zu entfremden. Jährlich werden viele Tausende von jungen Männern dadurch dem Lande und dem Familienleben entzogen, weit fort in die Städte geführt und lernen dort in ihrer freien Zeit die Freuden des Stadtlebens gerade in ihrer niedrigsten und sittlich bedenklichsten Form

kennen. Nur zu viele lassen sich blenden und kehren nicht mehr aufs Land zurück, und selbst wenn sie es zunächst tun, zieht es sie doch wieder dahin, wo sie so „lustig" gelebt haben.

Was soll aber nun werden? Wohin wird die ganze Entwicklung führen? Wir müssen uns dessen getrösten, daß schließlich Gott die Welt regiert. Das Sprichwort sagt: „Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen." Dasselbe wird auch von unseren Städten gelten. Stellen wir uns etwa vor, welches Aussehen unsere baltische Heimat haben würde, wenn die bisherige Entwicklung ins Ungemessene fortginge. Wir würden eine Anzahl Städte haben, in denen fast die ganze Bevölkerung zusammengedrängt ist, während das Land ringsherum fast menschenleer wäre und zum großen Teile nicht mehr bebaut würde. Stellen wir uns weiter vor, daß auch sonst auf der Erde derselbe Zustand erreicht wäre, so bedarf es keines Beweises dafür, daß wir damit beim Unsinn angelangt sind. Denn die Städte allein können ohne das Land nicht existieren, weil sie kein Brot hätten, um es zu essen, und keine Stoffe, um sich zu kleiden. Eine fortschrittsfreudige Wissenschaft verkündet uns freilich, daß wir bald imstande sein würden, uns unsere Nahrungsmittel mit Hilfe der Chemie auch ohne Ackerbau herzustellen; doch wird es wohl noch sehr lange dauern, bis wir so weit sein werden. Bis dahin könnte der Krach längst eingetreten sein. Aber es wird zu ihm nicht kommen. In manchen Teilen Europas sieht es jetzt schon so aus, als ob das Land an die Stadt bereits alle Kräfte abgegeben habe und erschöpft sei. Dazu muß es auch anderswo kommen, und dann tritt der Augenblick ein, wo das Wachstum der großen Städte zum Stillstand kommt. Da aber die großen Städte alle auf beständiges rasches Wachstum berechnet sind, da z. B. Tausende von Maurern, Zimmerleuten, Dachdeckern und Malern nur für die jährlich entstehenden Neubauten da sind, so kann man sich leicht vorstellen, welch eine Krisis eintreten muß, wenn eine große Stadt aufhört zu wachsen, weil sie nicht mehr wachsen kann. Die Krisis würde alles in Mitleidenschaft ziehen, sie würde auf die Ladeninhaber und deren Umsatz, auf den Wert der Wohnungen und Häuser zurückwirken. Riesige Kapitalien würden verloren gehen; aber das Ergebnis würde ein Zurückfluten von der Stadt zum Lande sein, und wenn auch viele der Rückkehrenden fürs Land nicht mehr brauchbar sein und unter den Verlust gerechnet werden sollten, so wird doch für lange Zeit der ungesunde Zug zur Stadt aufhören, und die zur Besinnung gekommenen Menschen werden einsehen, daß es nicht das Ideal ist, mit einem Kopf voll halbverdauten Schulwissens bei möglichst wenig Arbeit möglichst schnell reich zu werden, sondern daß wir dort arbeiten sollen, wo wir hingestellt sind. Dann können wir auch dem Ziele näherkommen, das eine richtige Sozialpolitik anzustreben hat: dem richtigen Ausgleich zwischen Stadt und Land.



Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Über den ehemaligen Silberschatz der Nikolai-Kirche Revals.

Von A. v. Bodisco (Reval).

In dem Revaler Stadtarchiv haben sich eine ganze Anzahl von Urkunden und Rechnungsbüchern erhalten, die über das Kirchenvermögen, sofern es in silbernen Geräten bestand, sichere Nachrichten geben.

Diese interessanten Kirchenbücher stammen aus dem 15. und 16. Jahrhundert, enthalten aber nicht nach heutigem Gebrauche die Daten über Geburten und Todesfälle der Gemeindeglieder, sondern es figurieren in ihnen lediglich die von der Hand des Kirchenvorstehers aufgezeichneten Einnahmen und Ausgaben der Kirche. Diese Einnahmen entstanden ursprünglich aus Zahlungen, die von den Angehörigen eines verstorbenen Familiengliedes für dessen Begräbnisplatz in der Kirche erhoben wurden. Anfänglich wurden diese Gelder für die Grabstätten speziell mit dem Namen des Verstorbenen gebucht, jedoch werden mit dem Jahre 1505 nur die Einnahmen bei den Bestattungen verschrieben. Die ältesten derartigen Aufzeichnungen hat der Kirchenvormund Ewert Smit im Jahre 1465 gemacht und sie sind von seinem Amtsnachfolger Johann Rothgers in den Jahren 1488—1520 fortgesetzt worden. Im Jahre 1602 wird Jost Dunte zum Kirchenvormund ernannt und das von ihm geführte Kirchenbuch hat sich unter dem Namen „der Kirche Denkelbuch" erhalten. Jost Dunte ist im Jahre 1615 gestorben und sein gleichnamiger Sohn und Nachfolger hat vom Jahre 1622—1631 die Arbeit des Vaters fortgesetzt. Im 16. Jahrhundert haben auch Schenkungen und letztwillige Verfügungen das Vermögen der Kirche vermehrt, die als juridische Person auch Immobilienbesitz erwarb und durch Universal-Succession in das Gesamtvermögen Verstorbener eingetreten ist. In den Jahren 1465—1488 sind von den Einnahmen der Kirche nur die Ausgaben für die Monstranz des Hans Ryssenberg bestritten worden. Der Revaler Goldschmiedemeister Hans Ryssenberg hat die Monstranz wahrscheinlich auf Initiative des Kirchenvormundes Ewert Smit gearbeitet und im Jahre 1474 beendet. Dieser schöne Schmuckgegenstand der Kirche hat interessante Schicksale gehabt und sich bis heute erhalten. Die künstlerische Schönheit dieser Monstranz sichert ihr einen ehrenvollen Platz in der Geschichte des mittelalterlichen Kunstgewerbes. Unter einer Monstranz ist ein tragbares Gefäß zu verstehen, welches aus den Bedürfnissen und Gebräuchen des katholischen Gottesdienstes entsprungen ist, und den Zweck hat, die sichtbaren Zeichen religiöser Verehrung, nämlich die Hostie oder die Reliquien in äußerlich glänzender Fassung zu repräsentieren. Seit dem Beginn des 16. Jahrhunderts wurden in Livland „nach löblicher geistlicher Gewohnheit" die Fronleichnams-

Prozessionen mit großer Feierlichkeit begangen und dabei bildeten die Monstranzen, in ihrer Aufgabe dekorativ zu wirken und das religiöse Gefühl der Andächtigen zu erheben, den sichtbaren Mittelpunkt der populären Feier. Anfänglich wurden die Reliquien in der Monstranz in einem in ihr befindlichen Glasgefäß gezeigt. In späterer Zeit erhielt die Monstranz die Form eines turmartigen Sakraments-Häuschens, das sich seiner Struktur nach dem gothischen Stile anschließt. Der breite Fuß der Monstranz bildet gewöhnlich ein Sechseck in völliger Analogie der gleichzeitig gearbeiteten Abendmahlskelche. Dieser breite Fuß verengt sich zu einem schlanken Schaft, in dessen Mitte sich ein Knauf zum Tragen und Anfassen befindet. Der zur Aufnahme der Hostie bestimmte Raum erhält durch kleine Säulen eine würdige Fassung und ruht auf einem zierlich gearbeiteten Schaft. Die Monstranz wurde meist von einem Baldachin gekrönt, in dessen Mitte sich gewöhnlich eine, mit einem Kreuz dekorierte, turmartige Erhöhung befand. Das Gewicht der Monstranz des Hans Ryssenberg beträgt 20 Pfund 64 Solotnik und sie hat eine Höhe von 3 Fuß 8 Zoll, gerechnet vom Fuß bis zur Spitze. An der Basis befinden sich zwei starke Ösen, um an dem Gefäß zwei Tragriemen anbringen zu können. Der Hauptteil der Monstranz besteht aus drei Stockwerken. Das unterste enthält den Schrein für die Glasglocke zur Aufnahme der Hostie; im zweiten Stockwerk prangt die sonnengekrönte Maria, und im dritten befindet sich ein Ritter ohne Helmzier mit einer Lanze in der Rechten und einem Reiterschild in der Linken. Die Spitze des Turmes wird von einem Kreuze dekoriert, dessen erste Seite die Gestalt Christi darstellt, während die andere Seite die Figur der Maria schmückt. In den Nischen des untern Stockwerks der sonst gut erhaltenen Monstranz fehlt eine von den dort befindlichen Apostelfiguren. Entsprechend seiner Entstehungszeit, am Ausgang des 15. Jahrhunderts, weist das Kunstwerk spätgothischen Stil auf. Am Fuße der Monstranz figurieren in niederdeutscher Sprache und gothischer Schrift das Jahr ihrer Entstehung 1474 und der Name Hans Ryssenbergs, des Künstlers, der sie hergestellt hat. Die Gesamtkosten der Monstranz beziffern sich auf 761 Mark rigisch, was sich nach heutigem Gelde dem Werte nach nur approximativ bestimmen läßt. Professor Haußmann kommt auf dem Wege einer Umrechnung dieser Wertangabe zu dem Resultat, den Betrag 5000 deutsche Reichsmark oder 2300 Rbl. gleichzusetzen. Nach Fertigstellung der Monstranz mußte zu ihrer obligatorischen Weihe durch den Bischof geschritten werden, um sie als gottesdienstlichen Gegenstand dem Gebrauch der Kirche übergeben zu können. Da zu Ostern 1477 der Bischof von Reval gestorben und hier interimistisch eine Sedisvakanz eingetreten war, so wurde derjenige Teil der Monstranz, der die geweihte Hostie bergen sollte, zum Bischof Johannes II. Bertkow nach Dorpat geschickt, durch dessen formelle Weihe die Monstranz Kirchengerät wurde.

Auch über die anderen Silbergeräte der Kirche liegen in dem Rothger'schen Kirchenbuche Nachrichten vor, die aber weniger eingehend sind, als die auf die Ryssenbergsche Monstranz bezüglichen. Der Kirchenvorsteher Johann Rothgers war Kaufmann und seit 1493 auch Ratsherr. Als eifriger Katholik der alten Zeit interessierte er sich auch für die Entfaltung äußeren Glanzes bei den kirchlichen Prozessionen und Gottesdiensten und suchte das Kirchenvermögen zu vermehren. Er hat auch ein Verzeichnis von kostbaren Gefäßen und kirchlichen Gewändern hinterlassen, das in den Jahren 1491—1495 entstanden sein muß. Die sich vergrößernden Einkünfte der Kirche betrugen bis zum Jahre 1470 im jährlichen Durchschnitt 300 Mark rigisch und waren zu Ende desselben Jahrhunderts noch um 100 Mark jährlich gestiegen. Zur Bestreitung größerer Ausgaben wurden auch außerordentliche Kollekten vorgenommen. So erfolgte im J. 1489 zum Ausbau einer Orgel in der Nikolaikirche eine Sammlung, die sich auf beide Gemeinden der Nikolai- und Olaikirche erstreckte. Eine neue Kapelle mit zwei Altären wurde um dieselbe Zeit in der Nikolaikirche aufgebaut und von dem Bischof Simom von der Borch eingeweiht. Die Genossenschaft der Knochenhauer spendete zu einem dieser neuen Altäre einen Kelch, einen silbernen Becher und noch anderes Silbergerät. Nach dem Tode wohlhabender Frauen fiel deren aus Edelmetall bestehendes Geschmeide nicht selten der Kirche testamentarisch zu, die z. B. im J. 1488 ein derartiges Schmuckstück erhielt. In demselben Jahr hinterläßt die Frau eines wohlhabenden Ratsherrn Krowel der Kirche ihr Haubengeschmeide und im J. 1492 eine goldene Krone, die auf 3 Mark rigisch geschätzt wird. Im Jahre 1490 erhält die Kirche von Andreas Becker eine silberne Schale. Um dieselbe Zeit werden der Kirche mehrere vergoldete Kelche zum Geschenk gemacht. Die Kirche sah sich veranlaßt, einen Teil dieser geschenkten Silbersachen zu verkaufen oder zu vertauschen, um sie praktisch nützlich zu verwerten. Auch wurde das vorhandene Silbergerät zu kirchlichem Schmuck umgearbeitet; so sind ein Kelch und eine Patene, die 1501 der Kirche geschenkt wurden, und zwei andere zerbrochene Kelche bei der Anfertigung eines Marienbildes für die Kirche umgeschmolzen und verarbeitet worden. Die Herstellung von Gewändern für die Geistlichen, für die Heiligen-Statuen und die Altäre veranlaßte bedeutende Ausgaben. Der Schutzpatron der Kirche, Sankt Nikolaus, und die Heilige Jungfrau erfreuten sich naturgemäß besonderer Verehrung. Das erste Stück an neu hinzukommendem Silberschmuck der Kirche, welches uns auch von Rothgers genannt und beschrieben wird, ist ein silbernes Marienbild. Das Rohmaterial dazu haben die Frauen und Jungfrauen der Stadt gespendet. Das Bild ist vergoldet gewesen und im J. 1563 in Reval von dem Meister Jakob Luban hergestellt worden und nach seinen Gewichtsangaben von bedeutender Größe gewesen. Etwas später als das Marienbild, ist dem Schutzheiligen, Sankt Nikolaus, ein Bild errichtet worden, doch sind die Modelle für beide Bilder

gleichzeitig im J. 1562 geschnitzt worden. Das zweite Bild ist aber nicht in Reval, sondern in Holland ausgeführt worden, wo es in Antwerpen ein unbekannter Meister hergestellt hat. Als Bezahlung des Bildes diente eine Ladung Pelzwerk, die aus Reval über Lübeck nach Holland verfrachtet wurde. Im Jahre 1509 wurde in Lübeck von dem Meister Andres Sotefleſch eine neue Monstranz für die Nikolaikirche gearbeitet, die kleiner gewesen ist, als die des Hans Ryssenberg. Im Dezember 1509 fiel nach dem Tode der Witwe Karstine von der Heydesche durch ihr Vermächtnis eine Summe von 212 Mark. rig. der Nikolaikirche zu und mit diesem Gelde sind die Kosten der zweiten, reichvergoldeten Monstranz bestritten worden. Im J. 1504 erhielt der undeutsche Prediger Johann von der Kirche ein, wahrscheinlich aus silbernem Tischgerät bestehendes Geschenk, offenbar als Entgelt für seine Verdienste um die Pflege der im Jahre 1502 während der Pestepidemie leidenden Gemeindeglieder.

Silbernes Tischgerät ist in jener Zeit auch bei vornehmen Leuten selten in Verwendung gekommen. Damals haben auch silberne Löffel zu dem Schatz der Nikolaikirche gehört und sind auf Wunsch zum Gebrauch ausgeliehen worden. Silberne Gabeln waren viel seltener und tauchen zuerst, nur mit 2 Zinken versehen, am Ende des 13. Jahrhunderts an der königlichen Tafel in England auf.

Im Jahre 1519 schenkte Hans Bouwer der Kirche einen großen siebenarmigen Leuchter, der bis heute existiert und über welchen Neumann*) sagt: „Den Hauptstab bildet eine von Ringen umfaßte Säule, von der sich gleich die 6 Nebenarme abzweigen, die unterhalb des Lichthalters wieder durch ein horizontales Band verbunden sind. Den Mittelstab krönt eine doppelseitige Madonna mit dem Kinde in einer Strahlensonne, die den siebenten Leuchter trägt.“ Ungefähr in derselben Zeit wurde auch verschiedener, in der Kirche schon vorhandener Schmuck umgearbeitet, um deren äußeren Glanz zu erhöhen. Im Jahre 1518 wurde eine in der Kirche befindliche Uhr, in welcher ein laufendes Werk mit Figuren angebracht war, gemäß einer vorliegenden Rechnung für 85 Mark einer gründlichen Reparatur unterworfen.

Die Einführung der Reformation übte auch auf das Vermögen der Nikolaikirche bedeutsamen Einfluß aus. Am 31. Mai 1524 wurde ein Teil des Klosterschatzes in Reval einfach auf das Rathaus übergeführt, und auch mit Recht schien das Vermögen der katholischen Kirchen gefährdet, da es auch aus weltlichen Motiven verlockend erschien, nach den silbernen nnd goldenen Sachen in den Kirchen die begierige Hand auszustrecken, um so mehr, als diese Objekte nach der neuen Lehre keine gottesdienstliche Aufgabe

*) Dr. E. von Nottbeck und Dr. W. Neumann: Geschichte und Kunstdenkmäler der Stadt Reval. — Fr. Kluge's Verlag, Reval 1904.

mehr zu erfüllen hatten. Nur einige silberne Gegenstände, wie Kelche und Patenen, konnten auch bei dem protestantischen Gottesdienste zur Verwendung kommen. Für das kirchliche Silbergerät wurde es verhängnisvoll, daß es wider Erwarten in Reval gerade zum ersten Bildersturm kam. Zwar ist das Kirchenbuch der Nikolaikirche, das aus dem Jahre 1524 stammt, verloren gegangen, allein wir erfahren zufolge einer späteren Nachricht, daß ein großer Teil des Kirchenschatzes vor den Angriffen der Menge gerettet worden ist, weil der Kirchenvorsteher alle Geräte in einer Kammer einschloß und die Schlösser mit Blei zugießen ließ. Die Plünderung der Kirche unterblieb, da es dem Rat gelang, durch strenge Befehle die Bewegung zu unterdrücken. Durch einen Befehl des Rats d. d. 15. September 1524 wurden alle geschnitzten und gemalten Bilder aus den Kirchen verbannt, und diese Vorschrift ist offenbar die Veranlassung gewesen, daß manche äußere Zierde der Nikolaikirche verloren ging. Am 20. April 1526 wurde das Kirchenvermögen der Nikolaikirche auf Grund besonderer Verzeichnisse protokollarisch verschrieben und einem neuen Kirchenvorsteher übergeben. Bei dieser Gelegenheit erfahren wir, daß keine der katholischen Kirchen in den baltischen Provinzen einen so reichen Silberschmuck ihr eigen genannt hat, weil das Gesamtgewicht des kirchlichen Silberschmucks fast 300 Mark oder 150 Pfund nach heutigem Gewicht betrug. Aus dieser Angabe ergibt sich, daß der Kirchenschmuck der nichtgeplünderten Nikolaikirche in der Kirche geblieben ist; die kirchlichen Gewänder aus katholischer Zeit sind offenbar veräußert worden.

Aus dem Jahre 1551 berichtet uns der Kirchenvorsteher Werner Dudinck, daß noch zwei Monstranzen, die silbernen Maria- und Nikolaus-Bilder, ein silbernes Kreuz, zwei Kelche, zwei Patenen und ein Antependium mit vergoldeten Buckeln vorhanden waren. Das Antependium war ein Teppich oder eine Tafel aus Holz mit Verzierungen, welche vor den Altartisch gelegt wurde. Allein auch in der, im Jahre 1551 genannten Gestalt ist der Kirchenschatz nicht erhalten geblieben. Die Überfälle größerer Heeresmassen, die aus dem Osten vordrangen und Schießwaffen hatten, mußten abgewehrt werden und zu diesem Zweck wurden Söldnerheere angeworben, da die alten Heere der Ritter ihren Dienst versagten. Diese Söldner mußten bezahlt werden und stellten bedeutende Geldforderungen an das Land, dessen Wehrkraft im Laufe von fünf Friedensdezennien ohnehin gesunken war. Schmuck und Silbergerät wanderten nun in die Münze. Im Jahre 1560 wird uns im „Renteboek" der Kirche mitgeteilt, welche Silbergeräte zur Befriedigung der Söldner der Kirche entnommen wurden. Der Revaler Rat sah in dieser Handlungsweise keine Verschleuderung von Kirchenvermögen, sondern glaubte sich, als Patron der Kirche, zu einer temporären Anleihe bei derselben berechtigt. Nur die beiden Monstranzen blieben als Pfandobjekte für erteilte Darlehen erhalten. Aus dem „Renteboek" des Werner Dudinck ergibt sich, daß die Kirche größere Kapitalien

darlehnsweise verliehen hatte, die im Jahre 1565 auf 11,700 Mark beziffert werden, deren Zinsen aber infolge der Kriege und mannigfacher finanziellen Schwierigkeiten häufig ausblieben. Infolge Niedergangs des Handels hörten naturgemäß die Schenkungen an die Kirche auf. Auch der Unterhalt der Prediger, der aus den Landgütern bestritten wurde, mußte nach deren Verwüstung aus anderen Quellen fließen. Aus diesem Grunde wurde im Jahre 1576 die Monstranz des Andres Sotefleſch nach ihrem Silberwerte verkauft, ebenso ging ein Kelch käuflich an die Heiligengeist-Kirche in Reval über. Im Jahre 1576 wurde nur noch die Monstranz des Hans Ryſſenberg im gewölbten Steinschrank der Sakristei aufbewahrt.

Am 29. September 1710 kapitulierte die Stadt Reval nach dem Nordischen Kriege und erhielt von dem General Felix Bauer, dem Vertreter Peters d. Gr., in der Kapitulation die Zusicherung, daß die Stadtkirchen von ihren Zieraten, Glocken und Orgeln, an deren Eigentum und Einkünften nichts verlieren sollten. Diese Kapitulation bedurfte der Kaiserlichen Bestätigung, die zu erlangen für die Stadt von hohem Werte war. Im J. 1710 starben 4 Bürgermeister, von denen 2 die Kapitulation unterschrieben hatten, und 15 Ratsherren an der Pest. Johann Lanting, der des Russischen mächtig war, wurde 1710 zum Bürgermeister gewählt und als Mandatar der Stadt nach Petersburg gesandt, um beim Kaiser selbst die Bestätigung der Privilegien zu erwirken. Dieser beauftragte den Fürsten Menschikoff in seinem Namen mit der Stadt Reval zu verhandeln. Am 16. Februar 1711 wurde in Reval beschlossen, daß der Rat der Stadt dem Fürsten entgegenfahren solle und er und sein Gefolge nach dem Einzuge auf dem Rathause bewirtet werden sollten. Stadt und Land wollten bezüglich ihrer Privilegien zusammengehen und dem Fürsten ein Memorial übergeben, in welchem ihre Wünsche und Beschwerden enthalten wären. Johann Lanting hatte in Petersburg selbst mit dem Kaiser verhandelt und dessen Wohlwollen erworben. Im Rathause erschien Lanting mit dem ihm verliehenen Bildnis des Kaisers, das er als Dekoration auf der Brust trug. Er riet, Menschikoff nicht mit Beschwerden zu behelligen, sondern behufs sicherer Erlangung der Kaiserlichen Bestätigung durch Darbringung eines Ehrengeschenks für die Stadt zu gewinnen. Die Bürgerschaft wollte die erhoffte Bestätigung mit der Übergabe des Geschenks zusammenfallen lassen, an welches ihm erteilte Mandat Lanting sich nicht strikt gehalten hat. Die Monstranz des Hans Ryſſenberg wurde auf Beschluß des Rates als Ehrengeschenk für Menschikoff ausersehen und sollte letzterem mit einer Bittschrift der Stadt von Lanting übergeben werden. Am 23. Februar 1711 traf Fürst Menschikoff mit seinem Gefolge in Reval ein und wurde von Lanting begrüßt, worauf dem Fürsten zu Ehren am andern Tage auf dem Rathause ein Festessen stattfand. Während dieses Festes forderte Menschikoff, als Bevollmächtigter des Kaisers, die Vertreter der Stadt auf, ihm deren Schlüssel

freiwillig zu übergeben, widrigenfalls er sich genötigt sehen werde, sie abholen zu lassen. Da der Rat diese Forderung nicht von sich aus entscheiden konnte, wurden die Vertreter der Bürgerschaft zu einer sofortigen Beratung versammelt, deren Resultat der Beschluß war, die Schlüssel der Stadt Menschikoff zu übergeben. Dieser Beschluß gelangte sofort zur Ausführung und Menschikoff sicherte der schwer geprüften Stadt, da jede Opposition unmöglich war, die Gnade des Kaisers zu, auf dessen Befehl offenbar die Schlüssel verlangt worden waren. Die Bürgerschaft wünschte nun dem Fürsten das beabsichtigte Ehrengeschenk erst bei seiner nächsten Wiederkehr und wirklichen Privilegien-Bestätigung zu überreichen. Der Bürgermeister Lanting machte jedoch den Vorschlag, ihn zu beauftragen, selbst mit der Monstranz nach Narva zu reisen und sogleich dieses Ehrengeschenk Menschikoff zu übergeben, und es gelang dem einflußreichen Manne, mit seinem Vorschlage durchzudringen: er übergab in Narva dem Fürsten die Monstranz.

Menschikoff ist noch mehrfach im Jahre 1711 in Reval gewesen, aber erst am 13. März 1712 erfolgte die General-Konfirmation der Privilegien durch den Kaiser, so daß das Geschenk seinen Zweck wohl erfüllt hat. Der Wert der Monstranz sollte zwar der Kirche vom Rate ersetzt werden, allein der Druck der herrschenden Not hat den Rat außerstande gesetzt, diese Verpflichtung zu erfüllen. Menschikoff hat offenbar die Monstranz der Kunstkammer in Petersburg, einem vom Kaiser begründeten Museum, übergeben. Aus diesem ist sie in jüngster Zeit in die Kaiserliche Eremitage in Petersburg gelangt; der Nikolai-Kirche ist sie für immer verloren gegangen, ebenso wie das andere Silbergerät, welches unter dem Druck schwerer Verhängnisse aus dem Vermögen der Kirche entschwunden ist. Nur ein im Jahre 1495 der Kirche geschenkter Kelch hat sich bis heute erhalten.

❀ ❀ ❀ ❀

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Frauenberufe.

Von Hildegard Sachs (Berlin).

7*).

Kunstgewerbe und verwandte Gebiete. — Kunst. Kunstgewerbliche Handwerkszweige.

Das vorige Kapitel handelte von den Aussichten der Frauen im Handwerk im engeren Sinn. Jetzt soll die deutsche Frauenarbeit in denjenigen

*) Fortsetzung einer Artikelserie im ersten Jahrgang der „Deutschen Monatsschrift“: 1. Die sozialen Berufe. 2. Die Krankenpflegerin. 3. Die kaufmännischen Berufe. 4. Der hauswirtschaftliche Beruf. 5. Der Lehrberuf. 6. Das Handwerk.

Handwerkszweigen geschildert werden, die den Übergang zum Kunstgewerbe bilden: Buchbinderei, Photographen- und Juweliergewerbe. Ist für die erstgenannte Gruppe manuelle Geschicklichkeit notwendig und guter Geschmack sehr wünschenswert, so ist für die zweite Gruppe neben Handgeschicklichkeit eine durchgebildete künstlerische Begabung Haupterfordernis.

Das Buchbinderhandwerk kann natürlich, wie jedes andere Handwerk, in der Werkstatt eines Meisters erlernt werden. Außerdem bietet für weibliche Buchbinder das Lette-Haus, (Berlin W., Victoria-Luiseplatz 6) eine nicht genug anzuempfehlende Ausbildung in seiner, von einem weiblichen Meister geleiteten Lehrwerkstätte für Buchbinderei. Während der 3-jährigen Lehrzeit (mit 8-stündiger Arbeitszeit) wird der Bucheinband vom einfachen bis zum kunstvoll ausgeführten gelehrt, sowie Fachzeichnen- und Entwerfen, Titeldruck, Handvergoldung und Marmorieren für Einband- und Vorsatzpapiere. Am Schlusse der Lehrzeit wird die Gesellenprüfung vor der Handwerkskammer abgelegt, welche die Berechtigung gibt, später die Meisterprüfung zu machen. Ausländerinnen werden in der Buchbinderei-Werkstätte des Lette-Hauses nur als sog. Fachschülerinnen aufgenommen, deren Ausbildung sich von der eben beschriebenen, unentgeltlichen, insofern unterscheidet, als die Schülerinnen 250 M. jährl. (Ausländerinnen außerdem 25% Zuschlag) zu zahlen haben und ihre Arbeiten nicht für den Verein, sondern für sich selbst anfertigen. Das vorgeschriebene Material (Stoff, Leder etc.) ist in der Werkstätte zu kaufen. — Die Anfangsgehälter für Gehilfinnen betragen 60—100 M. monatlich. In gesundheitlicher Beziehung hat sich der Beruf für kräftige Mädchen als unbedenklich erwiesen. Die Anstellungaussichten sind gut; gründlich ausgebildete Kräfte finden leicht Stellungen als Abteilungsleiterinnen in Großbuchbindereien und Buchbinderei-Werkstätten.

Noch höhere Ansprüche an zeichnerische Begabung und künstlerische Phantasie sowie an gute Augen als das Buchbindergewerbe stellt die Goldschmiedekunst oder das Juweliergewerbe. (Beide Ausdrücke bezeichnen denselben Beruf; der letztgenannte Name ist erst in neuerer Zeit aufgekommen und bringt die Verwendung der vielfach angebrachten Edelsteine zum Ausdruck, während ersterer an die mittelalterliche Blütezeit des Kunsthandwerks erinnert, da der Hauptwert in der künstlerischen Bearbeitung des Metalls lag).

Obgleich der Beruf der Goldschmiedin aussichtsreich und für Frauen sehr geeignet ist, haben erst verhältnismäßig wenige Frauen die Gesellenprüfung abgelegt. Diese hatten (bei 3—4 jähriger Lehrzeit) ihrem Meister etwa 200 M. jährlich zu zahlen. Die meisten der auf dem Gebiet der Goldschmiedekunst tätigen Frauen wählten einen anderen Weg: sie machten eine allgemeine künstlerische Ausbildung auf einer Kunstgewerbeschule durch und spezialisierten sich dann in kurzer Lehrzeit bei einem Goldschmied. Wen

von vornherein die Neigung speziell zur Goldschmiedekunst hinweist, sollte jedoch den ersten Weg wählen, da bei dem zweiten die eigentliche Fachbildung leicht zu kurz kommt. Es ist aber andererseits zu beachten, daß eine ausschließlich praktische Ausbildung in der Werkstatt nicht genügt; sie muß vielmehr durch den Besuch einer Juwelierfachschule ergänzt werden, weil nur dort die Fähigkeit, eigene Entwürfe herzustellen, systematisch ausgebildet werden kann. In Hanau, Schwäbisch-Gmünd, Düsseldorf und Pforzheim bestehen Akademien, die besondere Klassen für Goldschmiede-, Ziselier- und Graviertechnik haben. — Da die Herstellung von größeren Gegenständen wie Pokale, Tafelaufsätze u. s. w. größere Körperkraft erfordert, wird das Hauptaugenmerk der in diesem Gewerbe tätigen Frauen auf das Anfertigen von Schmucksachen zu richten sein.

Wie beispielsweise für das Buchgewerbe, so bestehen auch für das photographische Gewerbe zwei Möglichkeiten der Ausbildung: entweder der Lehrling tritt, — meist unentgeltlich, — in ein photographisches Geschäft ein, (3-jährige Lehrzeit), oder er besucht eine Lehranstalt. In beiden Fällen empfiehlt sich äußerste Vorsicht in der Wahl der Lehrstätte. Wird die Ausbildung in einem photographischen Geschäftsbetrieb bevorzugt, so ist zu beachten, daß kleinere Ateliers kaum jemals über genügend gutes Lehrmaterial verfügen. Die eigentliche Sicherheit für die Gründlichkeit der Ausbildung liegt natürlich, wie bei jedem gewerblichen Beruf, in der Persönlichkeit des Lehrmeisters, über dessen fachliche und pädagogische Fähigkeiten eingehende Erkundigungen einzuziehen sind. Was die Ausbildung in Lehranstalten anbetrifft, so muß besonders vor solchen mit kurzfristigen Kursen gewarnt werden.

Unter den photographischen Lehranstalten steht wieder die des Lette-Hauses in Berlin, Victoria-Luise-Platz, an erster Stelle. Diese erste und bedeutendste deutsche Ausbildungsanstalt für Mädchen für hauswirtschaftliche, kaufmännische und gewerbliche Berufe, — (Präsident Lette gründete sie im Jahre 1865 unter dem Namen „Verein zur Förderung der Erwerbstätigkeit des weiblichen Geschlechts") — wurde durch die Regierung veranlaßt, der photographischen Abteilung eine Klasse für männliche Schüler anzugliedern; ihrer Leistungsfähigkeit könnte wohl kein besseres Zeugnis ausstellt werden.

Während die Lehrzeit in einem photographischen Betrieb 3 Jahre betragen muß, (sonst erfolgt nicht die Zulassung zur Gehilfenprüfung), ist das Lette-Haus sowie die „Lehr- und Versuchsanstalt für Photographie, Lichtdruck und Gravüre" in München, Martin-Greifstr. 11, berechtigt, in 2 Jahren zur Gehilfenprüfung vorzubereiten. In der Photograpischen Lehranstalt des Lette-Hauses kann nicht nur eine Ausbildung in Bildnisphotographie erworben werden, sondern auch in allen anderen Zweigen der photographischen Praxis. Das Ziel des Unterrichts ist, wie der Prospekt sagt, „daß die abgehenden Schülerinnen befähigt werden, eine Berufsstellung

als Gehilfen in photographischen Ateliers und Reproduktionsanstalten, als photographisch-wissenschaftliche Hilfskräfte an Krankenhäusern, Universitätskliniken und medizinisch-wissenschaftlichen Instituten, als Leiter des metallographischen Laboratoriums von Hüttenwerken, als Gehilfen und Betriebsleiter in photomechanischen Anstalten anzunehmen."

Für die wissenschaftliche Photographie ist, ganz im Gegensatz zur sogenannten Fachphotographie, die Ablegung der Gehilfenprüfung von geringer Bedeutung; die Ausbildung nimmt im Lette-Haus noch $^1/_2$ Jahr länger in Anspruch. Das Honorar für den somit $2^1/_2$-jährigen Kursus ist auf 550 M. festgesetzt, während es für den 2-jährigen nur 440 M. beträgt. In der bereits erwähnten, auch sehr empfehlenswerten Münchener Lehranstalt beträgt das Honorar halbjährlich 60 M. und 5 M. monatlich Requisitenbeiträge.

Die „Lehr- und Versuchanstalt für Photographie, Lichtdruck und Gravüre" verlangt keine über die Volksschule hinausgehende Schulbildung; für die Aufnahme in die wissenschaftlich-medizinische Abteilung und die Abteilung für Metallographie des Lette-Hauses hingegen ist der erfolgreiche Besuch einer höheren Töchterschule Voraussetzung.

Was die Gehilfengehälter in Ateliers für Bildnisphotographie anbetrifft, so dürften sie mit 60—150 M. monatlich die üblichen Sätze umfassen; die Reproduktionsretoucheurin, die über größeres zeichnerisches Können verfügen muß, beginnt in der Regel mit einem etwas höheren Anfangsgehalt. Der Gehalt der wissenschaftlichen Photographin beläuft sich etwa auf 100—150 M. Zur Selbständigmachung gehört ein Kapital von ungefähr 1—3000 M.

Auf kunstgewerblichem Gebiet im engeren Sinn eröffnen sich den Frauen vielerlei Möglichkeiten; sie sind als Muster- und Modenzeichnerinnen tätig, als Kunsttöpferinnen, Glas-, Porzellan-, Email-Malerinnen, ferner in allen Zweigen angewandter Graphik usw. Auf die Allgemeinausbildung, auf Grund derer sich die Sondertechniken verhältnismäßig leicht aneignen lassen, müssen mindestens 3—4 Jahre gerechnet werden. Begabte und künstlerisch durchgebildete Musterzeichnerinnen (für Tapeten, Buchschmuck, Stickereien 2c.) verdienen, wenn sie fest angestellt sind, etwa 100—200 M. monatlich. Etwas höher pflegen die Gehälter der in größeren Konfektionsgeschäften angestellten Katalogzeichnerinnen zu sein, doch hängt im Einzelfall natürlich viel von den künstlerischen Fähigkeiten ab; so hat wohl gelegentlich eine im Fabrik-Atelier angestellte Musterzeichnerin ein höheres Gehalt als eine Katalogzeichnerin, doch ist dies, wie gesagt, nicht die Regel.

Der Bedarf an wissenschaftlichen Zeichnerinnen geht in dem Maß zurück, als die wissenschaftliche Photographie Verwendung findet.

Die umfassendste Organisation, der viele Einzelvereine angeschlossen sind, ist der „Bund deutscher und österreichischer Künstlerinnenvereine", München, Barerstr. 21. Von den zahlreichen, in fast allen größeren Städten bestehenden Kunstgewerbeschulen seien folgende erwähnt:

Berlin, Prinz Albrechtstr. 8. Unterricht 24—90 M. jhrl.
„ Andreasstr. 1/2. Ausb. für Keramik. Unt. 60 M. halbjhrl.
Breslau, Kaiserin-Augustaplatz 3. Unt. 80 M. jhrl.
Leipzig, Wächterstr. 11. Kgl. Akademie für graphische Künste und Buchgewerbe. Unt. 30—70 M. halbjhrl.
Zittau, Höhere Webeschule. Unterr. 50 M. halbjhrl.
München, Richard Wagnerstr. 10. Unterr. 30 M. jhrl., Eintrittsgebühr 10 M.

8.

Die Künstlerin.

Gar nicht genug Vorsicht und Besonnenheit kann denjenigen ans Herz gelegt werden, die ihre Neigung auf die Künstlerlaufbahn weist. Die Überflutung mit mittelmäßigen und minderwertigen Kräften zu einer Zeit, da der verhältnismäßig hohe Stand künstlerischer Kultur gerade auf diesem Gebiet nur das Beste anzuerkennen neigt, ist eine traurige Erscheinung. Wie viele bittere Enttäuschungen könnten verhütet werden, wenn sich nur hervorragend Begabte der Kunst zuwenden würden und nicht so häufig ein verhängnisvoller Zug zum Romantischen, Phantastischen die eigentliche Triebfeder wäre! — jener Zug, der besonders oft bei der Bühnenlaufbahn seine unheilvolle Wirkung zeigt.

Selbst bei größter Begabung muß in allen Zweigen der Kunst damit gerechnet werden, daß die Einnahmen noch längere Zeit nach vollendeter Ausbildung ausbleiben können. Über die Erwerbsaussichten kann Allgemeines nicht gesagt werden, da sie zu stark von der Persönlichkeit abhängen. In jedem Fall ist jahrelanges Studium die unerläßliche Vorbedingung für praktische Erfolge.

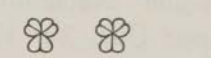
Für jedes junge Mädchen, das sich in Deutschland in der Schauspielkunst ausbilden will, ist es ratsam, sich zuvor mit der „Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger", (Berlin SW 68, Charlottenstraße 85) in Verbindung zu setzen, die Rat und zuverlässige Auskunft in allen einschlägigen Fragen erteilt.

Die Ausbildung der Musikerin, — zur konzertierenden Künstlerin oder Musiklehrerin, — ist noch in hohem Grade dem freien Ermessen der Einzelnen anheimgestellt. Sie vollzieht sich teils durch Privatlehrer, teils auf Konservatorien. Königliche Konservatorien bestehen, — neben zahlreichen, nicht durchweg zu empfehlenden Privat-Instituten, — in Berlin-Charlottenburg, Fasanenstr. 1; Karlsruhe, Sophienstr. 35; Leipzig, Grassisstraße; München, im Kgl. Odeon; Stuttgart, Langestr. 51 und in Würzburg. Die Ergebnisse einer kürzlich veranstalteten Enquête über die soziale Lage der Musiklehrerinnen gibt Veranlassung, alle, die, ohne materiellen Rückhalt, damit rechnen müssen, durch ihr Einkommen den vollständigen

Lebensunterhalt zu bestreiten, vor diesem Beruf zu warnen, als dessen hervorstechendste Eigenschaft die Bearbeiterin wirtschaftliche Unsicherheit bezeichnet. (Von 411 Lehrerinnen waren über die Hälfte, nämlich 222, nicht imstande, von ihrem Berufseinkommen allein zu leben.) Besonders ungeeignet zur Niederlassung sind infolge des Überangebots die Großstädte. Die „Auskunftsstelle für musikstudierende Frauen", Berlin W 57, Pallasstr. 12, erteilt Musikstudierenden Auskunft über Ausbildungsgelegenheiten, Studienverhältnisse und Wohnungen in allen Städten Deutschlands. (Schriftlichen Anfragen sind 30 Pfg. in Marken beizufügen.)

Über die Laufbahn der Malerin und der Bildhauerin in Deutschland ist Spezielles nicht zu sagen. Das Studium dauert etwa 5—6 Jahre. Aussicht auf wirtschaftliche Selbständigkeit haben nur hervorragend Begabte. Gute Ausbildungsanstalten sind u. a. die „Zeichen- und Malschule des Vereins der Künstlerinnen und Kunstfreundinnen" in Berlin, Potsdamerstr. 39 (Unterr. 18—72 M. viertelj.), und die „Kgl. Kunst-Akademie" in Königsberg i/Pr. (Unterr. 48 M. jährl. und 9 M. Eintrittsgeld.)

(Weitere Artikel folgen.)



Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Gedichte.

Von A. H. (Dorpat).

Schwermut.

Ich lag und sann. — Und wie die Tage rannen,
Da sah ich viele Spinnen, die da spannen
An grauen Fäden emsig hin und her,
Und Regentropfen hingen dran so schwer.

Viel graue Fäden spann ich wie die Spinnen
In ew'gem Grübeln und verlor'nem Sinnen.
Nicht Anfang und nicht Ende find ich mehr;
Und Tränentropfen hängen dran so schwer.

Ich lag und sann. — Und wie die Zeit verronnen,
Hab tief und tiefer ich mich eingesponnen;
Wie Spinngewebe fein, doch dicht und schwer.
Durch graue Schleier dringt kein Lichtstrahl mehr.

Ruhestatt.

Abseits von meinem Alltag liegt ein Haus,
Wo ich beim Eintritt eine Tote grüße.
Vom Staub der Straße, von des Weges Müh'
Ruh ich dort aus die müden Händ' und Füße.

Ich trete ein mit schwerem bangem Sinn,
Mit Augen, die die Sonne nicht mehr sehen,
Hier weiß ich, daß es noch ein Lächeln gibt
Und daß im Garten viele Blumen stehen.

Und alle Lasten leg ich nieder hier.
Ich beichte Sorgen, Sünde, Schuld und Fehle. —
Schließt diese Liebe, schließt dies Haus sich mir,
Dann geht am Weg verloren meine Seele.

Genesung.

Mir träumt', ich stünde an der dunklen Pforte
Vor jenem stillen unbekannten Land.
Um Einlaß baten meine müden Worte,
Um Einlaß flehend hob ich meine Hand.

Emporgeklommen war ich steile Pfade,
Empor aus einem engen armen Tal.
Ich wollte nichts als Frieden nur und Gnade
Und niederlegen meiner Bürde Qual. —

Doch als ich stand an jenen ew'gen Grenzen,
Hab ich noch einmal mich zurückgewandt,
Und vor mir lag im Abendsonnenglänzen
Das enge Tal, der armen Menschen Land.

Ich sah hinab und sah so viel zum Lieben,
So viel Gedanken, die noch ungedacht;
Mein ganzes Leben ungelebt geblieben,
Und meine Arbeit war noch nicht vollbracht.

Noch ungesprochen blieben meine Worte.
Sie linderten kein Leid und keine Qual.
— — — — — — — — — —
Mir träumt', ich stünde an der dunklen Pforte
Und wandte mich und ging zurück ins Tal.

Alte Briefe.

Wenn des Tages laute Stimmen schweigen,
Wenn die stillen Schatten niedersteigen,
Tief im Dunkeln find ich wohl den Mut
Aufzuwecken, was begraben ruht.

Blatt um Blatt, von deiner Hand beschrieben,
Blasse Schrift ist mir von dir geblieben.
Ach, von deinem Lächeln, deinem Blick
Blieb ein Hauch auf jedem Blatt zurück.

Verse, Blumen aus der Jugend Tagen,
Liebesworte dann und ernstes Fragen;
Dann die Schuld, — des Lebens bittre Not.
Und den letzten Gruß, — den schloß der Tod.

Meine Lampe losch. — Da nahst du leise;
Hand in Hand wir gehn in alter Weise. —

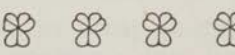
Schauernd dann im kalten Morgenrot
Fühl ich, daß du lange, lange tot.

Neid.

Über der blumigen Wiese zwei Falter schweben;
Duft und Luft, Glanz und Tanz ist ihr Leben.
Über die schwankenden Blüten tragen sie weiße Schwingen,
Höher und höher empor zu deinem Lichte sie dringen.
Hoch im Glanze dort oben einet sich selig ihr Sehnen. —
Und ich stehe und schaue mit heißen, brennenden Tränen.

Über die steinigen Straßen sind zwei Menschen geschritten,
Haben alles Leid des Menschenlebens gelitten.
Aus dem Staube des Weges keine Flügel sie heben.
Nimmer empor zu Licht und Klarheit sie schweben,
Nimmer in Schönheit verkläret wird ihre Sehnsucht sich einen.
Und ich stehe und schaue mit Augen, die brennen vom Weinen:

Über der blumigen Wiese zwei Falter schweben . . . . . .



Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Neue Frauenbücher.

Von Marie Diers (Charlottenburg).

1.

Wenn sich die Kunst vom Leben abzweigt, so gewinnt sie nicht an Höhe, sondern zerflattert in einer haltlosen Schwäche, an der das blutlose Ästhetentum unsrer Tage grade jetzt haltlos krankt. Die sog. „Kunst für Feinschmecker" ist meistens nichts als ein ästhetischer Reiz, der oft durch seine abgeschliffene, auch zarte und klingende Form momentan den kultivierten und blasierten Geschmack angenehm streichelt, der aber, wenn man die losen und durchsichtigen Hüllen abzieht, rettungslos mit ihnen verfliegen muß. Denn darunter ist nicht der starke Kern unerschöpflicher Dichterkraft, die, unbekümmert um Sensation, ja sogar um Äußerlichkeiten der Formgebung immer wieder aus sich heraus sprudelt und webt, sondern nur eine vage Sehnsucht, ein oft krampfhaftes Verlangen, etwas „Besonderes" zu schaffen.

Daher das bekannte Wichtigtun der Ästheten. Jedes kleine Erlebnis, das der starke Künstler gleichmütig in seinem reißenden Strom mitbrausen läßt, wird analysiert, von allen Seiten betrachtet und aufgebauscht. Das Zerfasern jedes Eindrucks, jeder Regung soll eine künstlerische Feinheit sein und ist nur der Mangel an tiefer Lebensfähigkeit. Durch Auseinanderzerren der kleinen und kleinsten Erlebnisse muß der Mangel an großen verdeckt werden.

Zwischen dieser verblaßten und verflüchtigten Form der Kunst und jener handgreiflichen Ausübung, die, statt sich wie jene vom Leben zu ent-

fernen, sich an seine Geschehnisse klammert, um dem großen Publikum zu gefallen, die die Ereignisse häuft, oder eine Moral, eine löbliche Tendenz in Romangewänder kleidet — zwischen diesen beiden Feldern braust der geheimnisvolle Strom, dessen Gesetze, dessen Ursprung und Zweck niemand finden kann, weil er nicht vom Menschenverstand umschlossen wird. Der Feinschmecker steht oft zagend und bangend am Ufer, weil die Strömung zu stark ist für seine Nerven, aber des Volkes Herz und Sinne sind noch immer mitgerissen worden, grade weil in der rechten Kunst noch jene ursprüngliche Naivität mitlebt, die an das wirkliche Leben anklingt, ohne künstliche Hochschraubung und ohne angestrengtes Suchen nach Fühlung damit.

Es geht uns selber ja oft merkwürdig mit den Büchern. Wir legen hochgelobte und gepriesene gelangweilt fort, und dann trifft uns aus irgend einem halbdunklen Winkel, sozusagen aus einem Versteck heraus, aus irgend einem Buch, das sich ohne Prätension, ja zuweilen in fast ungeschickter Form gibt, ein seltsam voller, starker Ton, der uns aufhorchen und nachgehen läßt. Gewiß, der Reiz der ästhetischen Form ist oft sehr groß. Echt aber ist nur, was auch bleiben würde, wenn man sich die Form zerbrochen und abgezogen denkt, was lebensfähig ist, auch ohne das Schellengeklingel reizender Worte.

* * *

Ein reines Ästhetenbuch ist: Pierrot im Schnee von Henriette Riemann (Verlag Reiß, Berlin). Es wird von der Kritik viel gelobt, aber die Kritik ist selber, weil sie unproduktiv ist, ihrem Wesen nach meist ästhetisch, abgesehen von der Tendenzkritik, die ein Kunstwerk lobt oder tadelt, je nachdem der Inhalt ihrem politischen, religiösen oder antireligiösen Standpunkt entspricht oder nicht. Pierrot im Schnee hat seine eignen, feinen Reize und ist von einem merkbaren Talent geschaffen, das sich nur noch allzudeutlich an Heinrich Mann, das Vorbild vieler Ästheten, anlehnt. Bezeichnend dafür ist gleich auf der ersten Seite der in seiner gesuchten Form typische Satz: Irgendwo in weißer Luft lebte eine Sonne unter undurchsichtigen Schleiern. — Die Vorgänge des Buches sind willkürlich und sprunghaft. Pierrot heißt der Held, ein junger deutscher Bauer, weil sein Vater aus italienischer Abkunft in einer Fastnachtslaune den Namen erfand. Im Schnee, d. h. in der Einsamkeit und Herzenskälte, bleibt er stecken. Schon dies zeugt mehr von Grübeln auf Absonderlichkeiten als von einer unwillkürlich sich auslebenden Dichterkraft. Manche Dinge, z. B. die Art, wie eine Komtesse sich in den Helden verliebt (er ist wirklich ein „Held", der von Verfassers Gnaden alle überragt, alle bezaubert), und wie sie dies jäh zu erkennen gibt, ist fast absurd. Willkürlichkeiten in der Darstellung entspringen immer einer künstlerischen Schwäche oder einer Anfängerschaft, darüber täuscht auch der feinste Pinsel nicht fort. Die Menschen in dem

Buch sprechen und handeln, nicht wie wirkliche Menschen in ihrer Lage dies tun würden, sie sind Gedankenprodukte. Ob die Verfasserin die Erwartungen berechtigt, die dieses Buch immerhin weckt, ließe sich erst beurteilen, wenn sie ohne Hilfe von Absonderlichkeiten und Formspielereien in schlichter Vornehmheit die Kraft zeigen wollte, die in ihr steckt.

Die Schlichtheit, die diesem Buche durchaus mangelt, besitzt ein anderes, das in demselben Verlag erschienen und von Amerika herübergekommen ist: Die Bekenntnisse einer glücklichen Frau von M. v. Borst Durch diesen letzteren Umstand erregt es bei uns viel Interesse, da Amerika bisher auf dem Kampfplatz der schöngeistigen Literatur kaum vertreten war. Das Buch behandelt in Ichform das Eheleben eines ehemaligen armen Tipfräuleins, das von einem unruhigen, naiv selbstsüchtigen und (wieder einmal) über alle Begriffe hochbegabten und alle Mitmenschen überragenden Abenteurer geheiratet wird. Vorbedingung, um sich für dies dicke Buch bis zum Schluß zu interessieren, ist, daß man die Begeisterung für den Helden mitmacht und alle seine, sehr wichtig kolportierten Aussprüche ebenfalls wichtig nimmt, sonst wird es, trotz der abwechslungsvollen Begebnisse, die uns echt amerikanische Zustände vorführen, etwas langweilig. Denn die Hauptidee dieses Buches: wie sich die Frau in den Mann findet, alle seine Schwankungen und Rücksichtslosigkeiten erträgt, und wie der Mann sich auch allmählich zu ihr findet — ist für anspruchsvolle Leser etwas dünn. Auch ist es nicht ohne Peinlichkeit, dies lang ausgesponnene weibliche Sklaventum mit anzusehn. Aber außer dem Titel, der etwas mit dem ganz abweichenden Inhalt kokettiert, ist das Buch ohne falschen Schein, ruhig, nüchtern und klar, von guter Psychologie geleitet. Nicht schlecht, aber auch nicht groß. Mehr eine brave Arbeit, als ein Kunstwerk.

Wenn es ein Sympton des Ästhetentums ist, mehr mit den Nerven und der Intelligenz, als mit einer inneren Leidenschaftlichkeit zu arbeiten, so gehört Hans von Kahlenberg sicher nicht zu den Ästheten. Es ist Wurf und Temperament in ihren Büchern, wenn sich dies auch fast nur im Sexuellen äußert. Wir haben in der Vergangenheit Werke von Bedeutung und Kraft durch diese Künstlerin gehabt. Die Familie Barchwitz vor allem, mit ihrer schonungslosen Realistik, die freilich bis zum Widerwärtigen ging, soll ihr unvergessen bleiben. Die neueren Bücher sind matter. Schon „der liebe Gott" zeigt eine aufdringliche Tendenz, die in „Sünde" auch hervortritt. Ein Mädchen wird beschrieben, das sich einem Mann hingibt, nur um eine Art von wissenschaftlichem Experiment anzustellen, das dann einen Naturburschen liebt, einen korrekten Aristokraten heiratet und ihn verläßt, als der Naturbursche den ersten Mann (ihr Versuchsobjekt) in Eifersucht getötet hat, und sie sich nun zu dem Zusammenhange bekennt. Sie geht dann zu dem Mörder, nach seiner Strafzeit, und arbeitet mit ihm, bis seine Unraft ihn forttreibt. — Es sind interessante Beobachtungen in dem Buch,

prinzipielle Erörterungen voller Schlagkraft, die anregen und fesseln. Aber es ist zuviel Theorie und zuviel Beschäftigung mit der sexuellen Seite.

Kräftiger gehalten ist der Roman: Wir höheren Töchter von Ada Menz (Vita. Berlin-Charlottbg.) Die künstlerische Behandlung ist eine auffallend ungleiche. Sie enthält technische Mängel, die beinah nach Anfängerschaft aussehen, auch stören bisweilen zu wohlgesagte Reden. Aber die Darstellungskraft läßt dies alles vergessen. — Zwei junge Mädchen aus besten Häusern stehen im Vordergrund, die eine zart, ängstlich schwankend, von kühlem und unsichrem Empfinden, die andre eine starke, rücksichtslose Natur, die das Leben genießt, ohne der Opfer zu achten, die ihrer Schönheit fallen, mit scharfem, hellem Verstand, nüchtern bis zum Cynismus und doch niemals ordinär, nicht einmal umsympathisch. Ein schneidiges Geschöpf mit einem sieghaften Realismus, gegen den die idealistische Sehnsucht und Schwärmerei der andern stark ins Unrecht gesetzt wird. Der wehmütige, gleichsam achselzuckende Schluß ist ein Meisterstück.

Dies Buch ist seltsamerweise als Mahnbuch für Eltern empfohlen. Ich weiß nicht, welche Methode darin gezeigt werden sollte. Die Verfasserin setzt eine (meist sehr stark übertriebene) Sinnlichkeit schon bei den Backfischen voraus, der auch die weitherzigste Erziehung nicht beikommen könnte. Ich halte auch grade die Tendenz, wenn denn eine da sein soll, für das Schwächste in dem Buch. Es wären Erörterungen damit angesponnen, die sich im Prinzip garnicht erledigen lassen, weil hier Menschliches gegen Menschliches steht. Es kommt dabei auch zuviel Individuelles in Frage. Manche Erziehungsform, die des einen Mädchens Art zerbrechen würde, fördert die andre. Daß aber verständnisvolle Eltern besser sind als verständnislose, das klar zu machen, erfordert nicht den Aufwand eines ganzen Buches.

Wenn es aber (und vielleicht sogar gegen die Absicht der Verf.) kein Tendenzbuch ist, so ist es doch etwas, das in künstlerischem Sinne höher steht: ein mit kühlsichrem, objektivem Blick erfaßtes und mit ungewöhnlichem Talent wiedergegebenes Zeitbild der modernen Mädchen-Generation.

Jetzt soll ein Buch erwähnt werden, das aus der Verborgenheit, aus äußerlicher Unscheinbarkeit heraus durch seine persönliche Eigenart uns trifft und anruft. Ein ehemaliges Bauernkind hat es geschrieben, und ein durch des Lebens Hemmnisse schwer belastetes Gemüt öffnet sich uns darin. Auf der Schattenseite des Lebens, Jugendgeschichte einer Autodidaktin, von Auguste Bender. (Verlag Sommermeyer, Baden-Baden.) Diese eigentümlich begabte und so schwer gebundene Verfasserin ist in unserm Buchenwald keine Fremde. Schon an anderer Stelle durfte ich einmal vor Jahren ihr Buch: Der Kampf ums höhere Dasein, ferner eine lebensvolle Darstellung aus dem 30-j. Kriege: die Reiterkäthe, lobend einführen. Ich brauche hier nichts von dem damals Gesagten einzuschränken. Die Schilderungen ihrer Heimat- und Lebensverhältnisse, so grau und anklagend sie

bisweilen sind, gemahnen uns an die Holzschnitte alter Meister. Es ist ein Ernst und eine Treue darin, den Geschehnissen gegenüber, die das Buch zu einem Kulturdokument machen und das Fehlen einer webenden Phantasie kaum vermissen lassen. Die Gestalten stehen scharf umrissen vor uns, und wir sehen die Verfasserin selbst, als armes Kind unter ihnen, mit frühzeitigem Lebensernst und dem unter den bäuerlichen Verhältnissen so schlecht angebrachten Erkenntnis- und Lerntrieb beladen. — Das Buch verdient Verbreitung, grade unter den Gebildeten, denn es gibt eine Erweiterung des Gesichtskreises und ist dabei von einer naturgemäßen Sachkenntnis und Zuverlässigkeit, wie sie literarisch, inbetr. des Volkslebens, nicht oft geboten wird.

Eines hohen Interesses wert sind die Aufzeichnungen der Prinzessin Luise v. Preußen, Fürstin Anton Radziwill (45 Jahre aus meinem Leben. 1770—1815. Herausgegeben v. Fürstin Radziwill, geb. v. Castellane. Verlag Westermann. Braunschweig). Die Prinzessin ist eine Tochter des Prinzen Ferdinand, des Bruders Friedrichs des Großen, und eine Schwester des genialen, feurigen, vielverkannten Prinzen Louis Ferdinand, der 1806 bei Saalfeld fiel. Die bedeutungsvollen Zeiten des preußischen Volkes ziehen in vornehm schlichten Aufzeichnungen an uns vorüber. In die Kinderjahre der kleinen Prinzessin fallen die letzten Blitzlichter aus dem Leben des größten Königs. Dann kommt die seichte, sittlich laxe Zeit des Hoflebens unter Friedrich Wilhelm II, die Berührung mit seinen verschiedenen Gattinnen und Freundinnen — und dann zieht am Horizont die schwere Zeit der Not herauf. Eine der ergreifendsten Gestalten ist und bleibt der über alles geliebte Bruder, Louis Ferdinand, in seiner überschäumenden Jugendlust, die ihn zu Übertretungen und Verfehlungen gegen eine verständnislose, engherzige Zucht fortreizt, mit seinem tiefen, stolzen, weichen Gemüt, seiner heißen Vaterlandsliebe und seinem frühen, unsäglich traurigen Tod — am traurigsten dadurch, das er an des Vaterlandes Ehre und Größe verzweifelnd sterben mußte. Eine unmittelbare, grenzenlose Verehrung für Preußens herrliche Königin leuchtet aus den Zeilen — und kaum bewußt, ohne Absicht, mit feiner, edler Hand streicht die Verf. auslöschend über die dunklen Schmähungen und Verdächtigungen hin, die französische Politik und — leider auch! — elende Klatschsucht im eignen Lande auf das holdeste und zarteste Bild zu werfen suchte, das je einem Volk zur Verehrung geschenkt worden ist. — Napoleons Charakter, sein Parvenütum, das ihn bei allem Genie nie verließ, tritt in kleinen persönlichen Bildern hervor. Wie er z. B. einmal, als es sich bei Preußens König um Leben und Tod seines Landes handelt, ihn bei einer Unterredung von oben bis unten mustert, seine grauen Beinkleider ins Auge faßt und die dreist-alberne Frage an ihn stellt: „Sie müssen diese Knöpfe alle Tage zuknöpfen? fangen Sie dabei von oben oder von unten an?“ oder wie er sich von der eignen Mutter, aber nur, wenn er

zufrieden mit ihr war, die — Hand küssen ließ! — Dann kommen die aufregenden Ereignisse der Freiheitskriege; mit der Schlacht bei Waterloo, an der ihre beiden Söhne teilnehmen, schließt das Buch. — In einer Nachschrift wird erzählt, wie dies edle Leben in großem Kummer zu Ende geht. Die beiden Söhne sterben jung, der Mann, ein vornehmer Charakter und ein hochbegabter Komponist, fällt, erschöpft von den Enttäuschungen, die seinem polnischen Vaterland gelten, einer Grippe zum Opfer, i. J. 1833. Ein Jahr später begräbt sie ihre einzige Tochter und folgt ihren Lieben schon 1836 im Tode.

Ein farbenfrohes Talent, dem aber noch die psychologische Vertiefung fehlt, ist Hanna Brandenfels. In dem Kuckucksei (Verlag Bong, Berlin), wird erzählt, wie die hysterische Laune einer kinderlosen Baronin ein Zigeunerkind als Sohn annimmt, es nachher aber gelangweilt und von andern Empfindungen bewegt, wieder beiseite schiebt. In dieser Anlage sowohl, wie in der zwiespältigen und unklaren Stellung des jungen Istvan ist ein reiches Feld für psychologische Einzelheiten geboten, das nicht genug ausgenutzt ist. Verschiedene romanhafte Zutaten, wie die rätselhafte Abkunft des Findlings, die Liebesepisode u. a. könnte zugunsten einer feineren Durcharbeitung fehlen. Die Darstellung an sich ist so voll volkstümlich prächtigen Humors, einzelne Szenen, besonders des ländlichen Gutsbetriebes, bleiben so lebendig im Gedächtnis haften, daß man der Verf. nur raten kann, ihr schönes Talent ernstlich zu kultivieren und es nicht verflachen zu lassen.



Sollen unsere Kinder ein Taschengeld erhalten?

Von Helene Gottfried. (Riga).*)

Meine Damen und Herren!

Ich möchte mir nicht anmaßen, diese Frage vor Ihnen erschöpfend zu behandeln, sondern will nur versuchen, sie nach verschiedenen Seiten zu beleuchten, um dadurch eine Klärung und Entscheidung zu erleichtern. — Es sind ernste Bedenken, die manche Eltern davon abhalten, ihren Kindern ein Taschengeld zu geben. Sie fürchten ein Fördern der Genußsucht und Begehrlichkeit, wo, wie hier in der Großstadt, so viel Verlockendes für den Gaumen und die Augen an den Schaufenstern ausgebreitet liegt. Sie fürchten leichtsinnige Verschwendungssucht und prahlerisches Großtun, wo

*) Beantwortung einer Anfrage, die an den „Pädagogischen Kreis" in Riga gerichtet war. — Unter Benutzung einiger Artikel aus den Encyklopädien von Schmidt und Rein.

der junge Mensch Geld in Händen hat, das er nicht mit eigner Mühe und Arbeit erworben. Andrerseits liegt bei einigen mehr vorsichtigen Naturen wieder die Gefahr vor, daß sie engherzig ihr Geld zusammenhalten, ja geradezu zum Geiz neigen.

Und diese Befürchtungen sind es, die in dem Gewähren eines Taschengeldes eine sittliche Gefahr für das Kind sehen. Man muß diese Bedenken durchaus gelten lassen; aber ich möchte ihnen zunächst den allgemeinen Satz entgegenstellen: der mögliche Mißbrauch eines Dinges hebt seinen Gebrauch nicht auf.

Das Geld ist nun einmal das Mittel, durch das uns alle irdischen Güter zugänglich werden, ja noch mehr: durch das uns alle Bildung ermöglicht wird. Es ist also eine der Hauptgrundlagen zu einer gesicherten Existenz. Wieviel Lebensglück gerät durch eine schlechte Verwaltung des Geldes in Gefahr oder geht gar daran zu Grunde! Sollte es da nicht die Pflicht der Erzieher sein, dem werdenden Menschen die Anleitung zu geben, wie er diesen wichtigen Faktor einzuschätzen und anzuwenden hat?

Von diesem Gesichtspunkt aus scheint es mir durchaus gerechtfertigt, daß wir unsern Kindern ein Taschengeld geben; und wir Erzieher werden jetzt vor die Frage gestellt: Wie lehren wir unsre Kinder richtig mit Geld umzugehen?

Es gälte zunächst zu bestimmen, von welchem Alter an ein Taschengeld gegeben werden solle und dann die Wege anzugeben, wie man den sittlichen Gefahren, die mit dem Besitz eines Taschengeldes verbunden sein dürften, ausweichen könne.

Was das Alter anbetrifft, so meine ich, sollte man einem Kinde vor dem 10. oder 12. Jahre (das wird eben individuell verschieden sein müssen) — kein regelrechtes Taschengeld geben. Kleine, gelegentliche Geldgeschenke werden im jüngeren Alter von der Mutter bewahrt und womöglich angeschrieben. Bei jedem Angreifen der Summe, wobei die Mutter sich jedoch das Recht vorbehält, etwas zu verwehren, wird dem Kinde der Rest genannt. Auch schon auf dieser Altersstufe kann man es dazu anleiten, zugunsten eines späteren, bessern Zweckes auf die Erfüllung eines augenblicklichen Wunsches zu verzichten; sei es auch nur, sich selbst z. B. den Ankauf eines Luftballons zu versagen, um der kleinen Schwester nächstens einen zum Geburtstag schenken zu können.

Wird das Kind in seinen Wünschen und Liebhabereien individueller, also vom 10. oder 12. Jahre an, so dürfte man ihm schon ein kleines, regelmäßiges Taschengeld — etwa 40—50 Kop. monatlich — gewähren. Manchem könnte das Alter vielleicht zu jung erscheinen; dagegen möchte ich einwenden, daß es mir richtig scheint, früher zu beginnen, weil ein Kind sich dann noch nicht so selbständig fühlt, sondern noch das starke Verlangen nach Aussprache und Beratung hat, also leichter zu beeinflussen ist. Damit aber

der junge Mensch zum richtigen Einteilen und Verwalten angeleitet werden kann, darf das Taschengeld nicht nur der Erfüllung seiner persönlichen Wünsche und Liebhabereien dienen, sondern es soll daneben eine feste Bestimmung zur Anschaffung nützlicher Dinge haben; wie z. B. von kleinen Schulutensilien, oder bei Mädchen von einigen Toilettensachen. Wenn man sich die Dinge vom eignen Gelde kaufen muß, lernt man ihren Wert ganz anders schätzen und geht mit ihnen viel achtsamer um. Gummi und Bleifedern halten z. B. viel länger vor, und die Haarbänder werden nicht so oft verloren. Und welch eine Befriedigung erwächst dem Kinde, wenn es sich etwas erübrigt hat, und sich selbst, aber auch andern eine Extra-Freude bereiten kann. Wie wertvoll ist es, früh schon die Freude am Geben zu erleben! Beim richtigen Verwalten des Taschengeldes ist ein genaues Anschreiben der Einnahmen und Ausgaben und ein Vorweisen der Abrechnung durchaus notwendig, nur darf von seiten des Erziehers die Kritik keine zu strenge sein, damit das Bewußtsein der freien Verfügung und eignen Verantwortlichkeit nicht verloren gehe. Solche Posten, wie z. B. für Schokolade oder dazwischen auch „vergessen" oder einfach: „verplämpert" dürfen auch vorkommen, damit nichts bemäntelt wird, sondern alles wahr und ehrlich zugeht. Es muß dem Takt des Erziehers überlassen bleiben, wie weit er in jedem einzelnen Fall sein Urteil geltend machen darf. Mitunter sollte auch in den Ausgaben ein Mißgriff zugelassen werden, damit der junge Mensch durch eigne Erfahrung zur Einsicht komme.

Abrechnungen sind langweilig, man schiebt sie gern auf. Da erweist es sich als ganz praktisch, das neue Taschengeld nicht eher zu geben, bevor das vorige am Ende des Monats abgerechnet ist. Kommt das junge Menschenkind mit seinem Gelde einmal in die Enge, dann ist an der Hand der angeschriebenen Ausgaben die Möglichkeit geboten, mit ihm zu prüfen, an welchem Posten der Fehler begangen ist, und so wird eine richtige Abwägung der Dinge inbezug auf ihre Wichtigkeit oder Dringlichkeit angebahnt. Sehr zu warnen ist vor dem Borgen. Auch das Vorausnehmenwollen des Taschengeldes ist unzulässig. Darauf kommt es gerade an, daß man sein Geld so einteilen lernt, daß es innerhalb der festgesetzten Zeit für das Notwendige ausreicht. Im Haushalten liegt aber die Kunst, und Schuldenmachen ist verwerflich, weil es Mangel an Überlegung und Charakter zeigt.

Also man darf *nur dann* einen Ausnahme-Zuschuß zum Taschengelde gewähren, wo eine außergewöhnliche Ausgabe nötig ist. Immer Geld bei sich zu tragen, ist wegen der Versuchung, die darin liegt, zu untersagen. Der Gedanke des Sparens sollte allmählich auch einsetzen; dazu muß das Taschengeld allerdings so bemessen werden, daß es bei richtiger Einteilung noch kleine Reste ergeben kann. Damit das Ansammeln von Geld aber nicht Geiz erzeugt, sollte immer nur zu einem *bestimmten Zweck* gespart werden. Das Kind wird außerdem eher willig werden, sich im Augen-

blick etwas zu versagen, wenn es die Aussicht hat, sich dadurch einen größern, wichtigeren Wunsch in der Zukunft erfüllen zu können: sei es z. B. ein schönes Buch, ein photographischer Apparat oder ein Ausflug u. dergl. Hat der junge Mensch die Erfahrung erst einmal erlebt: diese Freude hat mir mein Sparen gebracht, — so übt er auch ein andermal gegenüber einer Lustanwandlung Selbstbeherrschung, um sich dadurch etwas Schöneres, Wertvolleres zu erwerben. Ich glaube, es ist damit ein Stück Charakterfestigkeit erreicht, was ihm fürs spätere Leben bleibt, und es wird das Verständnis dafür angebahnt, wie man überhaupt für die Zukunft, sei es zu Fortbildungszwecken oder für schwere Zeiten vorsorgen könne.

Tritt bei der Anwendung des Taschengeldes mehr Überlegung, Selbstbeherrschung und Gewissenhaftigkeit zu Tage, so ist der Zeitpunkt gekommen, wo man die Summe erhöhen kann; besonders da, wo bestimmte Liebhabereien vorliegen, die schon den Keim der spätern Berufswahl in sich tragen. Ich denke an die Vorliebe für Zeichnen, Malen, Musik, oder bei Knaben insbesondre für chemische Experimente, Maschinenkonstruktionen u. dergl., ebenfalls auch an Sport. Wieviel praktische Erfahrungen können dabei erworben werden: die Kenntnis und Wertschätzung des Materials, das Ausprobieren, wo man besser und billiger kauft, usw. Wenn auch reichlichere Ausgaben für diese Zwecke ganz berechtigt sind, so wird der einsichtsvolle Erzieher daneben immer betonen, daß jeder für die Anwendung seines Geldes verantwortlich ist; daß die notwendigen und nützlichen Dinge im Vordergrunde stehen und nicht durch Ausgaben für Sport und andre Liebhabereien geschädigt werden dürfen; ebenfalls, daß man immer etwas übrig haben müsse, um andre zu erfreuen oder ihnen helfen zu können.

Wenn das Anschreiben der Ausgaben auch auf dieser Altersstufe stets gefordert wird, so hat jedoch die Kontrolle immer geringer zu werden; man gewähre immer mehr Freiheit und Vertrauen.

Ich meine, bei einer solchen Anleitung, das Taschengeld zu gebrauchen, dürften die oben angeführten sittlichen Gefahren nicht zu befürchten sein.

Unsre Kinder lernen dagegen den Wert der Dinge an sich und ihre Wertschätzung gegen einander kennen. Durch vernünftige Überlegung und sich etwas Versagen wird der Begehrlichkeit, Genußsucht und Verschwendung gesteuert; und durch gewissenhaftes Anschreiben wird Genauigkeit und Ordnung in Geldsachen gelernt. Die Freude am Geben vom Eignen läßt es nicht zu Engherzigkeit und Geiz kommen. Enthaltsamkeit und Sparsamkeit bewahren dem jungen Menschen einen bescheidnen, genügsamen Sinn, das Gegenteil von Übersättigung und Blasiertheit, und mit Dankbarkeit wird sein Gemüt den erlaubten Freuden und Genüssen des Lebens offen sein. Allerdings hat diese Stellung zum Gelde einen bestimmten Geist des Hauses zur Voraussetzung; es darf das Materielle dort nicht in den Vor-

dergrund treten, sondern das Geld, sowie aller Besitz müssen im Dienste sittlicher Aufgaben stehen.

Wenn ich zum Schluß etwas über den Rahmen meines Themas greifen darf, so möchte ich noch darauf hinweisen, daß es von großem Wert ist, wenn der Sohn, ehe er die Universität bezieht, die Tochter vor dem Verlassen des Elternhauses, einen Einblick in die Finanzwirtschaft, des Hauses bekommen, namentlich wo es sich um knappe Mittel handelt. Das schließt ihnen am deutlichsten das Verständnis für eine richtige Einteilung und Verwendung der Geldmittel auf und gibt ihnen einen festen Anhaltspunkt, von dem aus sie ihr eignes Leben leichter auf eine sichre Grundlage stellen können.

❀ ❀ ❀ ❀

Bücherbesprechungen.

Erich von Schrenck: „Richard Wagner als Dichter", (München 1913, C. H. Beckſche Verlagsbuchhandlung.)

Es ist eine hochinteressante Frage, deren tiefgründige Erörterung und Beantwortung den Inhalt des soeben erschienenen Büchleins von Erich von Schrenck ausmacht: Richard Wagner als Dichter! — Ist Wagner ein Dichter? — in dieser Form wurde die Frage noch vor einigen Jahren einer größeren Anzahl von deutschen Dichtern vorgelegt und fast von allen rundweg und entschieden verneint. Nur E. v. Wildenbruch hatte den Mut, Wagner für den größten deutschen Dramatiker zu erklären, er selbst zweifellos ein sehr urteilsfähiger deutscher Dichter und Dramatiker. Wie ist aber solch ungeheurer Widerstreit der Meinungen nur überhaupt möglich? Dieselben Leute, die gewiß nichts dagegen haben, Schmidt-Phiseldeck oder Müller von der Werra als Dichter anzuerkennen; ja jedermann, der irgendwelche Bände mit Gedichten, Dramen, Erzählungen u. s. w. u. s. w. veröffentlicht hat, mag der Name noch so obskur, das Werk noch so belanglos sein, in der Literaturgeschichte als „Dichter" bezeichnet zu sehen — dieselben Leute weigern sich auf das bestimmteste, R. Wagner den Namen eines Dichters zuzugestehen. Und auf der andern Seite die leidenschaftlichen Verehrer Wagners, an ihrer Spitze Männer wie H. v. Wolzogen und H. St. Chamberlain, stehen nicht an, Wagner für einen der größten Dichter aller Zeiten zu erklären. Ja, Chamberlain meint, daß wir uns das jämmerlichste Armutszeugnis ausstellen, wenn wir die genannte Frage überhaupt für zulässig halten. Haben wir hier Verblendung, Wahnsinn vor uns? oder auf der andern Seite Bosheit, Beschränktheit, völlige Unfähigkeit des Urteils?

Dieser zunächst fast unbegreiflich erscheinende Gegensatz der Ansichten erklärt sich einzig und allein durch die unerhörte Neuartigkeit der Erschei-

nung Wagners und seines Kunstwerks, des Dramas von Bayreuth. Um mit solch einer ganz neuartigen Erscheinung sich abzufinden und über ihre Bedeutung sich klar zu werden, dazu braucht die Menschheit nun einmal Zeit, — Zeit und Ruhe der Besinnung. Und es ist natürlich, ja notwendig, daß solche Klärung im Kampf widerstreitender Meinungen gewonnen wird. Je energischer dieser Widerstreit, um so interessanter das Problem.

Schrenck hat gewiß recht, wenn er die Zeit für gekommen hält, wo zwischen enthusiastischer Verhimmelung und verständnisloser Herabsetzung Wagners eine ruhige, gerecht und kritisch abwägende Beurteilung eintreten und sich geltend machen sollte. Er hat recht damit, — wenn auch der parteiische Enthusiasmus, der hier ein köstlichstes Gut der deutschen Nation gegen schnöde Verkennung verteidigt, stets seine Berechtigung behalten wird. Die ruhige, gerechte und dabei tiefschürfende Behandlung, die E. v. Schrenck der obenerwähnten Frage in seinem Buche hat zuteil werden lassen, kann nur als mustergültig bezeichnet werden und wird gewiß klärend und fördernd wirken. Auch wer nicht in allen Einzelheiten zustimmt, wird dem Scharfsinn wie der Objektivität des Verfassers Gerechtigkeit widerfahren lassen müssen. Voll echter Begeisterung, voll Verständnis für die Größe Wagners und seines Dramas, bemüht er sich doch redlich und nicht ohne Erfolg, festzustellen, inwieweit auch die gegnerischen Stimmen ihre relative Berechtigung haben dürften.

Allem voran sei eines hervorgehoben: daß Wagner ein Dichter, ein großer, ja einer der größten Dichter Deutschlands ist, darüber besteht für E. v. Schrenck kein Zweifel. Er sucht nur des näheren festzustellen, worin diese Dichtergröße besteht, was sie geschaffen und uns geschenkt hat. Da bietet sich vor allem gleich die herrliche Reihe dramatischer Gestalten, von Senta und dem Holländer an bis zu Parsifal hin, die Wagner geschaffen und die sich für alle Zeiten unauslöschlich tief in das Bewußtsein nicht nur der Deutschen, sondern aller gebildeten Völker eingegraben haben. Es ist unzweifelhaft, daß in dieser Beziehung Wagner den Vergleich nicht bloß mit Schiller und Goethe, sondern auch mit Shakespeare nicht zu scheuen braucht. Ist die Art seiner Charakteristik, wie die seiner Dramen überhaupt, von derjenigen Shakespeares auch durchaus verschieden, so steht sie ihr doch ebenbürtig zur Seite. Daß Schrenck auf diesen Punkt das Hauptgewicht legt, geht schon aus der mir durch mündliche Mitteilung bekannten Tatsache hervor, daß er sein Buch ursprünglich — nicht übel — „Wagner, der Menschenbildner“ betiteln wollte.

Doch nicht weniger groß und bewunderungswürdig als die Zeichnung der Charaktere ist bei Wagner der Aufbau seiner Dramen, die Führung der Handlung von Anfang bis zu Ende, die Kraft, mit der er Zuschauer und Zuhörer unwiderstehlich packt und in seinem Bann erhält, der Tiefsinn

und die wunderbare Größe der Ideen, welche den Kern dieser Dramen bilden. Es dürfte in der Tat wohl bald zu einer Lächerlichkeit, ja zu einer Unbegreiflichkeit werden, daß man dem Schöpfer des eindruckvollsten Dramas der Gegenwart den Namen eines Dichters hat absprechen wollen.

Doch nun kommen wir zu dem heikelsten Punkte — zur Sprache Wagners. Um diese vor allem tobt der Kampf. Sie ist es, welche die Gegner zu verhöhnen und herabzusetzen suchen, ihr verweigert der deutsche Dichterwald die Anerkennung, während ein Wolzogen sich nicht scheut, sie mit der Sprache Goethes zu vergleichen.

Hier stellt nun Schrenck vor allem dieses fest, daß die Sprache Wagners, wie sein Kunstwerk überhaupt, nie ausreichend und gerecht beurteilt werden könne, wenn man sie losgelöst von der Musik betrachtet. Er verweist dabei mit Recht auf die „Sänger" früherer Jahrhunderte, die Dichter und Tonschöpfer in einer Person waren. Wagner hat nie daran gedacht, bloß literarische „Lesedramen" zu schaffen. Will man indessen trotzdem, anatomisch zergliedernd, eine Loslösung vornehmen, dann findet Schrenck allerdings, daß die Enthusiasten zu weit gehen, die Gegner in manchem Punkte recht behalten. Es ist zu weit gegangen, wenn man Wagner nun auch zum großen Sprachschöpfer und Sprachbildner, einem Goethe vergleichbar, zu stempeln sucht. Dem hält eine ruhige Betrachtung nicht stand. Kein Zweifel, daß Wagner, und gerade in seinen späteren Dramen, dem Angriff manche Schwächen und Blößen darbietet. Die einfachere, schlichtere Poesie der älteren Stücke — Holländer, Tannhäuser, Lohengrin — hat dem gegenüber unleugbare Vorzüge. Diese kritischen Feststellungen aber ändern nichts an der unverrückbaren Tatsache, daß Wagner ein großer Dramatiker und damit auch ein großer Dichter, ja einer der größten Dichter ist. Man darf diesen Begriff nur nicht so eng wie gewöhnlich fassen, muß den Maßstab der Buchdramen als unzureichend fallen lassen.

Ein besonders wertvolles Kapitel ist meines Erachtens das zweite: Wagner der Romantiker. Hier wird in wirklich tiefgehender, feinsinniger Untersuchung der Begriff des Romantischen näher bestimmt und sodann Wagner als der große romantische Dramatiker erwiesen.

An die Hauptfrage des Buches reihen sich noch eine Anzahl von Einzelfragen: Lohengrin und Elsa, Tannhäuser — Tristan — Anfortas, Wotan und Siegfried, Hans Sachs und Walther von Stolzing als Dichter, Parsifal der Knabe und Erlöser, werden in besonderen Kapiteln behandelt. Es ist mir unmöglich, den Inhalt derselben auch nur anzudeuten. Sie ergänzen das in den ersten allgemeinen Kapiteln Dargelegte in mannigfaltiger Weise. Überall zeigt sich der gleiche, sorgfältig vordringende, ehrlich suchende, gerecht abwägende, feinsinnig urteilende Geist, der das ganze Buch auszeichnet. Mancher originelle Gedanke, manche bedeutsame Anregung wird hier in schlichter, unaufdringlicher Weise geboten.

Ich stehe nicht an, das Buch von E. von Schrenck den wertvollsten Werken der Wagner-Literatur hinzuzurechnen. Es ist mehr als die meisten andern dazu angetan, die bestehenden Gegensätze auszugleichen und eine gerechte Würdigung des großen Dramatikers Richard Wagner auch in jene Kreise hineinzutragen, die sich bisher ihm gegenüber noch zurückhaltend oder gar ablehnend verhielten. Reiche Belehrung und Anregung wird jedermann daraus empfangen. Wien. Prof. L. von Schroeder.

* * *

Hermann Bang: „Die Vaterlandslosen" (S. Fischer, Verlag, Berlin).

Das ist ein Roman, der uns Deutsche in Rußland besonders interessieren dürfte. Kurz vor seinem Tode hat Bang uns dieses Buch geschenkt. Man liest es, und fühlt immer wieder mit tiefer Wehmut: „Ein unvollendet Lied sang er ins Grab, das schönste Lied nahm er mit sich hinab."

Nicht ohne eine große innere Bereicherung legt man dieses letzte Bangsche Werk aus der Hand. Es liegt eine gewinnende Bescheidenheit, eine große Schlichtheit in diesem Buche. Es sind vor allem die Tatsachen selbst, die zu uns reden. Der Roman ist wunderbar intim, fein und voll inneren Lebens. Immer wieder bewundert man Bangs bedeutendes Können, nur durch ein paar Worte, nur durch die Wiedergabe einiger äußerlicher Merkmale uns den inneren Menschen aufzuschließen. Bang beschreibt selten; er gestaltet vor allem. Und dann ist es das Schweigen, das in Bangs Werk so stark redet, an den schönsten Stellen seines Romans reden die Menschen am wenigsten: doch irgend eine Handbewegung, ein Zucken der Augen, ein Atemholen, oder ein abgebrochenes, nur hingehauchtes Wort erschließt uns schon die Seele des Menschen.

Und wenn wir dann in diese Seelen hineinschauen, so ist es meist eine große Traurigkeit und Schwermut, die wir finden, und in den besten Seelen gewahren wir ganz, ganz tief auf dem Grunde auch etwas wie einen erdenfernen Glanz. . .

Kurz vor seinem Tode hat Bang an diesem Buche geschrieben. Ich las es, und unvergeßliche Erinnerungen an Bang tauchten vor mir auf. Noch im vorigen Winter weilte er bei uns in Rußland. Er war nach Moskau gekommen, um aus seinen Werken vorzutragen; damals stand er am Vorabende seiner großen Reise um die Welt, von der er nicht mehr als Lebender heimkehren sollte. Am Tage vor seiner Abreise äußerte Bang den Wunsch, „noch einmal" den Kreml zu sehen. Wir fuhren hin. Ein klarer blauer Winterabend sank nieder auf die weiße Stadt zu unseren Füßen und die verschneiten hundertjährigen Kirchen und Klöster des Kreml. Bang schritt lange schweigend dahin, das schöne abendliche Bild genießend, und allmählich entspann sich, wohl durch die milde Trauer des Abend-

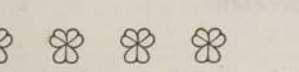
werdens angeregt, ein für mich unvergeßliches Gespräch — über Menschen, die kein Vaterland haben. Von seiner Kindheit sprach Bang, von Kopenhagen, Prag, Paris, von seiner Heimatlosigkeit und seinen vielen Reisen durch die Welt. Und ich erzählte ihm unter anderem auch von den Deutschen in Rußland, und den deutschen Balten. . .

Bangs letzter Roman schildert nun, wie gesagt, Menschen, die kein Vaterland haben. Dieses Werk ist wohl das zarteste und tiefste und gewiß das persönlichste, das Bang uns hinterlassen hat. Ein Werk, das ganz aus seinem Leben gegriffen ist, ureigen ohne Kunstfertigkeit und Schriftstellerei. Ein großes Bekenntnis, das uns in ein ruheloses, leidvolles, von Mitgefühl durchglühtes und vor allem in ein vaterlandsloses Leben hineinblicken läßt. In der Hauptperson des Romans, dem Grafen Juan Ujhazy hat Bang sich selbst geschildert. Juans Mutter ist eine Dänin, sein Vater ein Ungar. Das Kind wächst auf einer Donauinsel bei Orsowa auf, „die fremd und abgeschlossen zwischen verschiedenen Ländern daliegt". Es herrscht ein Durcheinander von Sprachen und Leuten, die sich nicht verstehen können. Da sind die dänische Kinderfrau, der ungarische Kutscher, der rumänische Koch, die serbische Magd, das französische Fräulein, der griechische Hauslehrer und endlich die ruthenischen Bauern. Alles wirkt auf die Kinderseele ein, und es ist so viel Verschiedenes, daß sie keinen inneren Halt gewinnen kann. Die Trauer des Einsamen umfängt schon das Kind. Als Knabe kommt Juan nach Paris. Wieder neue Eindrücke; die Entwurzelung der Seele greift immer mehr um sich. Nur einen festen Halt besitzt der Knabe: das ist die Musik. Ihr schmiegt er sich an die Brust. Mit der Zeit wird er ein gefeierter Violinvirtuose. Aber was sehen wir? Heimatlos rast er durch die Welt, von Konzert zu Konzert, von Land zu Land, umblendet von Gold und Rubin, aber ohne Ruhe, immer wieder ruhelos.

Und eine Sehnsucht taucht in Juan auf, erst zag, allmählich aber immer brennender werdend — irgendwo innere Ruhe zu finden, eine Heimat, ach irgendwo eine Heimat!

Und siehe: einen Augenblick lang scheint es, als würde Juan endlich in einem dänischen Grenzort eine Heimat finden, ja sogar Liebe. Er lernt Gerda Johannsen kennen, ein liebes, melancholisches, sehnsüchtiges dänisches Mädchen. Noch liegt die Welt und das Leben himmelblau vor den Augen Gerdas, Juan kennt es aber schon bis zum Überdruß. Er gibt ein Konzert, verbringt sodann die Stunden im Hause bei Johannsen — und der Abschied wird ihm zur Notwendigkeit. Er will fort, er muß fort. Wohl selten ist das lieblich-schöne Erwachen und das schnelle Verwelken einer Liebe so unsagbar sanft, zart und innig geschildert worden, wie in Bangs letztem Buch.

Moskau. Johannes Kordes.



Buchhandlung J. Deubner,

Furkassow Pereulok No. 3—5. **Moskau.** Gegründet 1842.

Spezialsortiment für In- und Ausländische Literatur.

Reichhaltiges Lager von wissenschaftlichen Werken, besonders aus dem Gebiete der **Philologie, Medizin, Technik und klass. Altertumswissenschaft.**

Vorzügliche Auswahl in **Geschenkwerken** und **Jugendschriften,** sowie Romanen bester Autoren in deutscher, englischer und französischer Sprache.

Entgegennahme von Abonnements auf sämtliche Zeitschriften des In- und Auslandes, ohne Preisaufschlag.

Alle einlaufenden Bestellungen werden sorgfältig und pünktlich erledigt, nicht auf Lager Befindliches wird auf schnellstem Wege besorgt.

Kataloge und handschriftliche Literaturnachweise über alle gewünschten Gebiete werden kostenlos versandt.

Ein neues Werk

von großer nationaler Bedeutung!

So lautet das Urteil der im Auslande bekanntesten Hamburger Tageszeitung über unsere Auslandszeitschrift. In jedem Jahre berichtet unser Blatt aus weit über 100 Ländern der Erde alles das, was für den deutschen Kaufmann von Interesse ist. Der Bezugspreis ist 1 Mark für das Vierteljahr.

Der deutsche Kaufmann im Auslande, : : Hamburg 36. : : Hollstenwall 6.

Dieser Nummer liegt ein Prospekt über den Roman des baltischen Dichters Dr. Valerian Tornius „Der goldene Christus" bei, den wir der Beachtung unserer Leser empfehlen.

Buchdruckerei Aug. Mickwitz, Reval. — Verantwortl. Redakteur: **Hans J. Eggers.**

FR. WIEGAND'S

= Nafta- = maschinen „RUSS“

sind innerhalb **2** Jahren über **300** Stück mit ca. **6000** PS in Betrieb genommen

MASCHINENFABRIK
FR. WIEGAND



REVAL

1910	St. Petersburg	**goldene Staats-Medaille**
1910	Jekaterinoslaw	**grosse goldene Medaille**
1911	Reval	**goldene Medaille**
1912	Baku	**grosse goldene Staats-Medaille**
1912	Reval	**goldene Medaille**
1912	Rostow am Don	**grosse goldene Medaille**

Ausser diesen **15 erste Preise.**

Die „Deutsche Monatsschrift für Rußland“

erscheint am 1./14. jedes Monats in Heften von 6 Bogen (96 Seiten).

Bezugspreis mit Zustellung: jährlich 5 Rbl., halbjährlich 2½ Rbl.; Einzelhefte 50 Kop. (unter Postnachnahme 65 Kop.) Für das Ausland: jährlich 12 Mark, halbjährlich 6 Mark; Einzelhefte 1 Mark (resp. 1 Mark 50 Pf.).

Preis für Anzeigen: 1 Seite — 20 Rbl. (60 Mark), ½ Seite — 10 Rbl. (35 Mark), ¼ Seite — 6 Rbl. (18 Mark), ⅛ Seite — 3 Rbl. (10 Mark); bei Anzeigen auf den Umschlagseiten und vor dem Text 20% Zuschlag.

Bestellungen auf Abonnements und Anzeigen nehmen entgegen: alle größeren Buchhandlungen oder der Herausgeber (Reval, Tatarenstraße 20); in letzterem Falle ist Einsendung des Betrages als Postanweisung oder in Briefmarken erforderlich.

Unverlangt eingesandten **Manuskripten** muß Rückporto beigefügt werden; nur bei Maschinenschrift wird die Prüfung gewährleistet.

Pädagogischer Anzeiger für Rußland

Herausgeber: Mag. **Alexander Eggers** — Reval.

Zentralorgan für das deutsche Schulwesen Russlands.

Ein wichtiger Ratgeber für alle deutschen Familien, die ihren Kindern eine häusliche Erziehung geben. Unentbehrlich für Hauslehrer und Erzieherinnen. Erscheint monatlich in Heften von mindestens 4 Bogen (64 Seiten). Abonnementspreis mit Zustellung: jährlich 4 Rbl., halbjährlich 2 Rbl.; Einzelhefte 35 Kop. Zu beziehen durch alle grösseren Buchhandlungen oder direkt vom Herausgeber (Reval, Tatarenstrasse 20); in letzterem Falle ist die Einsendung des Betrages als Postanweisung oder in Briefmarken erforderlich.



Deutsche Monatsschrift für Rußland.

Herausgegeben von Alexander Eggers.

№ 2. Reval, 1. (14.) Februar. 1913.

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Die moderne Bühne*)

Von Dr. Valerian Tornius (Leipzig).

Die Bühne ist die anschauliche Ausdrucksform des Dramas, und vieles, was als charakteristische Eigenart des Dramas auftritt, erhält seine lebendige Wirkung erst durch die Darstellung. Obwohl von einer Selbständigkeit des Dramas ohne Bühne eher die Rede sein kann, als umgekehrt von einer Selbständigkeit der Bühne ohne Drama, so bleibt doch das Drama ohne die theatralische Wiedergabe kein vollwertiges Kunstwerk. Erst im Schein der Rampe offenbart sich sein innerstes Leben, verlebendigen sich die in ihm gezeichneten Menschen. Drama und Bühne gehören darum zueinander wie Geist und Körper. Eines existiert durch das andere und in ihrem Zusammenwirken offenbaren sie erst Kraft und Leben.

Die Geschichte des Dramas und der Bühne gehen immer parallel. Jede Richtung des Dramas schafft sich auch ihre entsprechende theatralische Darstellung, vor allem ihre Schauspielkunst. Die rhetorischen Dramen eines Corneille und Racine bedurften keiner tiefgründigen Menschendarsteller; sie

*) Fortsetzung des Aufsatzes „Das moderne deutsche Drama" in No. 7 des vorigen Jahrgangs dieser Zeitschrift.

brauchten gute Sprecher und darum zeitigten sie Schauspieler, die nichts mehr als gut deklamieren konnten. Umgekehrt die mimischen Interpreten der Sturm- und Drangdramatik! Diese vernachlässigten völlig die Sprache und suchten wiederum in möglichst realistischen Gebärden ihre Kunst zum Ausdruck zu bringen. Bezeichnend sind dafür die Regieanweisungen des jungen Schiller in seinen ersten Stücken. Er verlangt darin oft schier Unmögliches. So steht für Karl Moor die Vorschrift „schäumend auf die Erde stampfend", für Fiesko „viehisch um sich hauend", „mit frechem Zahnblöken gen Himmel" u. a. Die Schauspieler jener Zeit suchten aber solche Anweisungen naturgetreu zu befolgen und überboten einer den andern an krasser naturalistischer Ausdrucksweise. Und ebenso wie Goethe, als er dem Weimarer Theater vorstand, in der schönen Wahrheit das Ideal der Kunst, im engeren Sinne das Ideal der dramatischen Dichtung erblickte, so zog er eine Schauspielkunst groß, die diesem Schönheitsideal entsprach. Und so hat auch das moderne Drama einer Schauspielkunst zur Entstehung verholfen, die völlig seinen Menschendarstellungsforderungen entspricht. Es hängt also die Geschichte des modernen Dramas unmittelbar mit der Geschichte der zeitgenössischen Bühne zusammen.

Aber doch möchte ich die letzten Jahrzehnte als eine wahrhaft große Zeit für die Bühne bezeichnen. Das scheint anfangs paradox in Hinblick auf das Resultat, in das mein Aufsatz über das moderne Drama ausmündete. Denn nach allem, was ich über das zeitgenössische deutsche Drama geschrieben habe, blieb der Eindruck bestehen, daß unser Zeitalter in der dramatischen Kunst gar nicht den Charakter monumentaler Größe hat, daß wohl einige gute Keime in ihr schlummern, aber ihre wirklich bestehenden Merkmale doch meistens nur bei ausländischen Größen wie Ibsen, Tolstoi, Maeterlinck erborgt sind. Woher also dieser Widerspruch? — Er liegt in dem Wesen der Bühne begründet. Denn die Bühne einer bestimmten Epoche ist nicht allein Interpret des jeweiligen zeitgenössischen Dramas, sondern sie hat vor allem auch mit dem Dramenmaterial vergangener Zeitalter zu rechnen und muß dieses auf Grund neu gewonnener Gesichtspunkte neu zu beleben suchen. Und gerade auf diesem Gebiete hat die gegenwärtige deutsche Bühne Hervorragendes geleistet. Mit Recht verdient sie den Ruhm, eine gewaltige Renaissance des klassischen Dramas geschaffen zu haben. Ich erinnere dabei nur an die Leistungen der „Meininger", ferner an die musterhaften Rheinischen Goethefestspiele; vor allem aber sei bemerkt die grandiose Shakespeareinterpretation des Deutschen Theaters unter Max Reinhardts Leitung, die dem englischen Dichterheros viele von ihm abtrünnige Scharen abermals zugeführt hat; und nicht vergessen wollen wir das letzte, die Welt in Erstaunen setzende Ereignis: desselben genialen Regisseurs phänomenale Oedipuswiedererweckung. Das alles sind Leistungen von bedeutender Tragweite, denen sich eine ganze Anzahl beachtenswerter Versuche in anderen Städten

des Reichs, auch Bestrebungen, unter neuen, teils fremden Voraussetzungen die Klassiker wieder zu beleben, wirksam zur Seite stellen. Und die Fülle dessen, was hier in den letzten Jahrzehnten geboten wurde, die Ideen, die man hier und dort realisiert hat, sie geben, wie gesagt, die Veranlassung, den jüngst verflossenen Zeitraum als eine wahrhaft große Epoche der Bühnengeschichte zu bezeichnen.

Die „Meininger" sind natürlich für die moderne Bühne noch wichtiger gewesen, als für das moderne Drama. Denn vor allem bedeuteten ja die „Meininger" eine Reform der Bühne. Ich erwähnte schon, daß Goethe in Anlehnung an die französische Schauspielkunst in Weimar eine besondere Schule erstehen ließ, die vor allem darauf bedacht sein mußte, schön und klangvoll zu sprechen, eine Schule, wie sie etwa heute noch in Ernst von Possart fortlebt. Die Anhängerschaft dieser Weimarischen Schule war groß, aber wie immer bei einem Epigonentum, so geschah es auch hier, sie verfiel ins Extrem, d. h. sie verunstaltete das von Goethe maßvoll und sinnreich gezüchtete Pathos zu einem hohlen Sprechgesang. Einsichtsvolle Bühnenleiter, wie Laube in Wien und Immermann in Düsseldorf, haben natürlich heftig gegen dieses Epigonentum polemisiert und an ihren Kunststätten ein nach ihren Intentionen schaffendes Schauspielertum herangebildet. Aber in der Provinz und in den Residenzstädten wucherte das Weimarer Epigonentum ungehemmt weiter. Da war es wie eine Erlösung, als die „Meininger" eine natürliche Sprechweise aufbrachten, als sie zeigten, daß Schillersche Verse nicht mit rollendem und grollendem Pathos, wie man es heute noch in Schmierentheatern hören kann, gesprochen werden sollen, sondern daß vor allem der tiefe innere Gehalt dieser Verse zum Ausdruck gebracht werden muß. — Ein zweites Moment, das überraschte, war das gänzliche Fehlen des Virtuosentums. Niemand drängte sich bei der Aufführung zu gunsten seiner Rolle hervor; niemand versuchte den andern zu übertönen; jeder lebte nur in der Rolle, die er gerade spielte. Und das dritte Moment schließlich, das ganz besonders auffiel, — das war das wundervolle Ensemblespiel, das war die Inszenierung, die Regie, die in den Händen des Herzogs lag, das war schließlich die bis dahin ungewohnte historische Echtheit der Kostüme, Dekorationen und Requisiten.

Der Regisseur ist bei den „Meiningern" zum erstenmal voll zu seinem Rechte gekommen. Und damit wird auch am deutlichsten der Anbruch einer neuen Epoche der Bühnenkunst gekennzeichnet. Nicht, daß die „Meininger" den Regisseur erst geschaffen haben, nein, dieser existierte schon lange vor ihnen — der Hamburger Theaterdirektor Ludwig Schröder, der Shakespeare den Deutschen entdeckt hat, und Goethe hatten sich bereits als glänzende Regisseure erwiesen — aber bei den „Meiningern" tritt der Regisseur als ein bewußtes Prinzip auf, als derjenige, der die Intentionen des Dichters auf persönliche Weise auffaßt und den Stempel seiner Persönlichkeit dem

Stück aufdrückt. So weit sind Schröder und Goethe, auch ihre Nachfolger, nie gegangen. Ihnen galt das Wort und die Anweisung des Dichters als heilig und unumstößlich. Der Herzog von Meiningen revoltierte gegen diese Anschauung. Und er bewies es mit seinen Aufführungen, daß dieses Prinzip ebenfalls seine Berechtigung habe. Und so ist seit den Tagen der „Meininger" der Regisseur ein Machtfaktor, ja der größte Machtfaktor des Theaters geworden. In seiner monarchischen Gewalt steht es, die Worte des Dichters so zu deuten und zu kneten, das Szenenbild nach seiner Phantasie so auszumalen, daß schließlich die Dichtung nur das Gerüst bleibt, um welches der Regisseur das farbenprächtige Laubgewinde seiner Erfindungskunst rankt. Bei keinem anderen ist dieses Prinzip zu höherer Entfaltung gelangt, als bei Max Reinhardt. Es hat darum eine gute Berechtigung, wenn man Reinhardts Schule ein gesteigertes Meiningertum nennt.

Von den „Meiningern" bis zu Reinhardt führt eine Kette, die jedoch nicht direkt, sondern auf Umwegen zu ihm gelangt. Dieser Umweg wird gekennzeichnet durch die Etappe des Naturalismus, der vor allem natürlich einer Pflegestätte bedurfte, an der er sich voll ausleben konnte. —

Ibsen konnte von den üblichen deutschen Schillerdarstellern nicht gespielt werden. Um seine Dramen darzustellen, bedurfte es einer fein pointierten Schauspielkunst, die für jede seelische Regung eine passende Miene und Gebärde fand, die überhaupt in ihrer Ausdrucksweise eine nervöse Beweglichkeit zeigte. Kurzum es waren Schauspieler notwendig, die auch das, was der Dichter zwischen den Zeilen sagte, zu lesen und auszudrücken verstanden. Eine solche Schauspielkunst hatten die Italiener hervorragend ausgebildet. Der große Rossi, Salvini, die Ristori und schließlich die Duse entpuppten sich als solche Nervenkünstler, die bis in die geheimsten Tiefen der Seele drangen. So ist auch die Duse die phänomenalste Ibsendarstellerin geworden, und an ihrem Vorbild haben sich die jüngeren deutschen Kräfte geschult. An dem von L'Arronge am 29. September 1883 begründeten „Deutschen Theater", in dem Reinhardt jetzt schaltet und waltet, sammelten sich die verheißungsvollsten Talente der achtziger Jahre. Agnes Sorma, Teresina Geßner, Otto Sommersdorff und namentlich Josef Kainz haben sich dort die ersten Lorbeeren ihres Weltruhms erworben. Gerade Kainz besaß alles das, was einen Schauspielkünstler im Sinne der Italiener auszeichnet: eine biegsame, schmale, katzenhaft geschmeidige Gestalt, eine Sprache von wundersamem Wohlklang und erstaunlicher Modulationsfähigkeit, einen seltenen Intellekt, der einen gewissen angeborenen Mangel von Gefühl überzeugend zu verdecken wußte, und eine erstaunliche Vielseitigkeit in der Wahl seiner Rollen. In Kainzens Kunst verkörperte sich am idealsten der moderne Zeitcharakter: das Überwiegen des Intellekts über das Gefühl und die Unruhe der modernen Generation.

Große Virtuosen und einzelne geniale Künstler sind aus dem deutschen Theater der achtziger Jahre hervorgegangen, aber doch noch nicht die Schauspieler, welche für Ibsen, Hauptmann und überhaupt die Naturalisten die richtige überzeugende Interpretation fanden. Der Boden wurde erst gewonnen, als auf Anregung Maximilian Hardens und Theodor Wolffs von Paul Schlenther und Otto Brahm der Verein „Freie Bühne" im Jahre 1889 mit der Absicht begründet wurde, Ibsen und dem Naturalismus eine Heimstätte zu bereiten. Die Veranstaltungen des Vereins wurden eingeleitet mit der Aufführung der „Gespenster", denen dann Hauptmanns „Vor Sonnenaufgang", Tolstois „Macht der Finsternis", Strindbergs „Vater" und andere Werke der neuen Richtung folgten. Der große Erfolg bewirkte, daß allenthalben in den größeren Städten Deutschlands Vereine mit dem gleichen Ziel begründet wurden, um das neue Drama zu fördern. Die Hof- und Stadttheater verschlossen sich natürlich solchen revolutionären Schöpfungen; es währte eine geraume Zeit, bis diese Literatur überhaupt ein Publikum fand. Heutzutage ist jener reaktionäre Standpunkt längst überwunden, und selbst diejenigen Bühnen, welche sich am hartnäckigsten gegen den Naturalismus sträubten, haben sich den Werken Hauptmanns und vor allem denjenigen Ibsens nicht länger verschließen können. Aber die führende Rolle in dem Kampfe um den Naturalismus hat doch das „Deutsche Theater" in Berlin gespielt, und zwar von dem Zeitpunkt an, als Otto Brahm an L'Arronges Stelle 1894 die Direktion dieser Bühne übernahm. Was Brahm am „Deutschen Theater" und später am „Lessingtheater" schuf, das bleibt tief in den Annalen der Theatergeschichte eingegraben. Wenn auch auf dem Gebiet des naturalistischen Dramas Brahm und seinem Ensemble nur ein kurzer Erfolg beschieden war, so liegt doch die Bedeutung dieser Bühne in ihrer hervorragenden Interpretation Ibsenscher Werke offenkundig zutage. Durch ihre mustergültigen Darstellungen ist es der Bühne Brahms gelungen, Ibsen zu einer idealen Popularität in Deutschland zu verhelfen.

Für das letzte Jahrzehnt des verflossenen Jahrhunderts ist Brahm die Säule gewesen, auf die sich die Hoffnung der jungen deutschen Dichtergeneration stützte. Diese Dichter gingen aber, wie ich in dem Aufsatz über das moderne deutsche Drama ausführte, auf ganz anderen Pfaden als der Naturalismus und Ibsen. Und diese Richtung wollte Brahm nicht verstehen. Es mußte ein anderer kommen, der tieferen Anteil an dem Sehnen der Neuromantik nahm, und dieser andere war ebenfalls ein Brahmschüler, und zwar einer seiner begabtesten, ein Ibsendarsteller von echtem Schrot und Korn, der für absonderliche Gestalten wie Peter Mortensgard, Foldal, Engstrand einen überzeugenden Ausdruck fand; es war der jetzige Direktor des „Deutschen Theaters" — Max Reinhardt.

Um die Jahrhundertwende war von Wolzogen in Anlehnung an die Pariser Künstlerkabaretts das Überbrettl begründet worden, d. h. eine Bühne

für intime Kunst, wie sie in Chansons, Tänzen, Gedichten, mimischen Szenen lebt und webt. Es hat sich bald gezeigt, daß Deutschland nicht der geeignete Boden für eine solche Kleinkunst war, und das Überbrettl ist bald wieder von der Bildfläche verschwunden, um einem roheren, an das Varieté erinnernden Artistentum das Feld zu überlassen. Aus einem zwanglosen Beisammensein geistreicher Dichter und Schauspieler erstand ein anderes Überbrettl, das den Namen „Schall und Rauch" erhielt und den Keim zum heutigen „Kleinen Theater" pflanzte, ein Unternehmen, das deswegen einen längeren Bestand hatte, weil es eben ohne jedes Programm zwanglos ins Leben gerufen wurde. Schließlich gab man aber die Intimität dieser Abende auf, zu denen sich eine ganze Schar neugieriger Zuschauer drängte, und machte die Veranstaltungen öffentlich. Da wurden neben Kabarettliedern, Kulturkarikaturen, Tanzgrotesken, Traumdichtungen, Parodien und Serenissimusscherzen auch ernste intime kleine Dramen geboten — und die Seele dieses literarischen Tohuwabohu war Max Reinhardt. Es erschienen an diesen Abenden Gäste, Schauspieler, für die in Berlin keine Verwendung war, — Gertrud Eysoldt, Rosa Bertens, Emanuel Reicher wurden auf diese Weise entdeckt, — trugen ihre Sachen vor, und man kam schließlich auf den Gedanken, daß sich aus diesen und einigen anderen Kräften doch recht gut ein respektables Ensemble zusammenstellen ließe. Glücksumstände halfen, Gertrud Eysoldt und Emanuel Reicher faszinierten durch ihre Leistungen, die Schall- und Rauchstimmung schwand — man begründete eine feststehende Bühne. Es traf sich günstig, daß die Eysoldt in den Hauptrollen ins Treffen geschickt wurde. So siegte sie in der anfangs verbotenen „Salome" von Wilde, so siegte sie als Lulu in Wedekinds „Erdgeist". Und dann kam, schon im ersten Jahre, der größte Triumph des „Kleinen Theaters" — die Aufführung von Gorkis „Nachtasyl". Sie war eine glänzende Leistung naturalistischer Schauspielkunst, aber sie war auch die letzte. Reinhardt begann auf anderen Pfaden zu wandeln. Vor allem öffnete er schon am „Kleinen Theater" einem neuen, so fremd dem Naturalismus gegenüberstehenden Dramatiker — Maurice Maeterlinck — die Tore. Der Raum dieser Bühne genügte nicht mehr, er nahm das „Neue Theater" hinzu, und hier begann er schon seine packenden Inszenierungen Shakespearescher Werke; hier kamen schon die deutschen Romantiker Hofmannsthal und Beer-Hofmann zu Worte. Reinhardt konnte gerade noch das Jubiläum der 500. Aufführung des „Nachtasyls" feiern, dann gab er diese Bühne ab und übernahm seine jetzige Wirkungsstätte. Das geschah im Herbst 1905.

Es ist nicht leicht zusammenzufassen, was Reinhardt alles in diesen letzten Jahren im „Deutschen Theater" geleistet hat. Das Programm war außerordentlich reichhaltig. Er hat sich nicht nur als ein kraftvoller neuer Interpret Shakespeares erwiesen, er hat auch für das deutsche klassische Drama von Schiller bis zu Hebbel einen neuen Bühnenausdruck geschaffen,

er ist der Herold einiger unserer begabtesten jüngeren Dramatiker, Beer-Hofmann, Eulenberg, Schmittbonn, Stucken und anderer gewesen und er hat schließlich in seiner „Ödipus"-Aufführung eine Leistung vollbracht, von der die ganze Welt sprach.

Den Erfolgen der Bühnen Brahms und Reinhardts ist es zuzuschreiben, daß Berlin heute als die führende Theaterstadt Deutschlands gilt. Denn nach Berlin richten sich die Provinzbühnen, und ein Stück, das in Berlin von Erfolg gekrönt wird, kann mit unfehlbarer Sicherheit auf einen Siegeszug in der Provinz rechnen. Ein Stück dagegen, das in Berlin keine günstige Aufnahme findet, bleibt auch für die Provinz ein totgeborenes Kind. Berlin ist der Markt, wohin die Dichter ihre Dramen zur Bewertung schicken müssen, und wie der Kurs dort festgesetzt wird, so läuft er durch das Reich.

Es soll damit nicht gesagt werden, daß die Bühnen außerhalb Berlins keine Selbständigkeit im Kunstgeschmack besitzen. Gerade in letzter Zeit tritt das Bestreben immer stärker und stärker hervor, Berlin das Monopol in Theaterdingen streitig zu machen. Das Dresdner Hoftheater, das sich seine Priorität auf dem Gebiete der Oper nie hat nehmen lassen und auch heute mit Glanz das alte Vorrecht behauptet, läßt auch dem Schauspiel eine liebevolle Pflege angedeihen. Diese Bühne war auch die erste unter den Hoftheatern, welche dem modernen Drama Einlaß gewährte. Hier fand sich gleichfalls ein treffliches Ensemble zusammen, das ebenso gut klassische wie moderne Dramen zu verkörpern versteht. Und manches verheißungsvolle Talent wurde hier entdeckt. Eine freiere Luft wehte auch an den Hoftheatern in Stuttgart und München. Selbst das Burgtheater in Wien erhielt unter der Direktion Schlenther, dem einstigen radikalen Vorkämpfer der Moderne, ein anderes Gesicht. Ein frischer Geist entfaltete sich ferner in dem von Baron Berger begründeten „Deutschen Schauspielhaus" in Hamburg, im Kölner Stadttheater, im Düsseldorfer Schauspielhaus unter der Ära Dumont und ihren damals getreuen Vasallen Eulenberg und Schmidtbonn, kurzum in einer ganzen Anzahl respektabler Bühnen.

Neue Wege haben in dem letzten Jahrzehnt nur zwei Bestrebungen weisen wollen: einmal die dekorationslose Shakespearebühne, d. h. eine Bühne mit einem einheitlichen dekorativen Gesamtbild, das andere Mal das Freilichttheater. Von diesen beiden Versuchen hat nur das letztere größere Bedeutung gewonnen.

Die Idee des Freilichttheaters ist von dem Gedanken wachgerufen worden, die Bühne loszulösen von dem traditionellen Brauch der Kulissen und des Leinwandhimmels und an Stelle dieser Attribute die unverfälschte Natur treten zu lassen. Die erste Bühne dieser Art ist das von Ernst Wachler begründete und geleitete Harzer Bergtheater, dem dann in kurzer Zeit eine Reihe anderer Freilichtbühnen gefolgt sind. Es fallen nur zwei

Vorwürfe ins Gewicht, die gegen das Freilichtproblem erhoben werden können: die Einförmigkeit der Staffage und Stimmung und die Abhängigkeit der Darstellung von verschiedenen äußeren Umständen, akustischen Mängeln, Witterungsverhältnissen, unfreiwilligen Geräuschen der Umgebung, kurzum Momenten, welche die Aufmerksamkeit und Eindrucksfähigkeit des Zuschauers beeinträchtigen. Beide Vorwürfe habe ich bei den Hertensteiner Aufführungen in der Schweiz, die zu den besten dieser Art zählen, nicht bestätigt gefunden. Erstaunlich war es, wie der Stimmungsgehalt des landschaftlichen Hintergrundes stets wechselte, so häufig, daß man fast geneigt war, zu glauben, Natur und Kunst schüfen hier im Einklang miteinander. Bald war es irgendeine dunkle Wolke, die gerade im geeigneten Augenblick vorüberzog, um, dem Sinne des aufgeführten Stückes entsprechend, als reitende Walküre nach Walhall gedeutet werden; bald war es das geheimnisvolle Rauschen der Bäume, welches eine weihevolle Pause im Dialog noch weihevoller stimmte; bald war es fernes Herdengeläute, das wie liebliche Begleitung in die Melodie der Verse hineinklang; bald war es auch nur ein Windstoß, der die Fluten des Sees aufrüttelte und den Geschehnissen auf der Bühne bekräftigenden Ausdruck verlieh. Solche Zufälle spielten fortwährend in die Darstellung hinein. Vor allem aber fehlte die trennende Wand, die von vornherein zwei Welten scheidet: Publikum und Bühne, zwei Welten, die sich kalt gegenüberstehen und die oft während eines ganzen Spieles sich fremd bleiben. Weil hier über Zuschauer- und Darstellungsraum sich ein und derselbe Himmel wölbt, und weil vor allen Dingen der Zuschauer sich gleich eins fühlt mit der Seele des Dramas, ist der Eindruck viel tiefer und reiner. Daher glaube ich — zumal eine große Anzahl unserer bedeutenden klassischen Dramen auf einer Freilichtbühne darstellbar sind — an den Fortbestand dieses Theaters als einer gediegenen Sommerstätte für klassische Kunst.

* * *

Die schauspielerische Menschendarstellung hat sich, wie die Menschendarstellung im Drama überhaupt, erst spät, ja noch später als diese entwickelt. Es liegt ein großer Abstand zwischen den ersten pantomimischen und mimischen Versuchen der alten Griechen, wie sie in dem Kultus zu Ehren des Weingottes zum Ausdruck kamen, und jener vollgültigen, alle Tiefen des Gemütes und Verstandes ausfüllenden Darstellung, wie sie Garrick, Salvini, Mitterwurzer und andere Größen geprägt haben. Es liegt ein Zeitraum von Jahrtausenden dazwischen. Die Hellenen haben es ja nie bis zu einer echten Menschendarstellung gebracht. Der hohe Kothurn, in dem sie sich bewegten, die unförmliche, stets einen gleichen Gesichtsausdruck beibehaltende Maske, der Schalltrichter, durch den sie ihre Worte ertönen ließen, waren von vornherein unüberbrückbare Hindernisse für eine wahrhafte

Schauspielkunst. Diese konnte erst dann zur Entfaltung gelangen, als ihr Gelegenheit geboten wurde, mit natürlichen Mitteln Menschliches zu verkörpern. Das geschah erst in Shakespeares Dramen, und so kann man von einer Schauspielkunst im eigentlichen Sinne des Wortes auch erst seit Shakespeares Tagen reden. Alle dramatische Kunst war ja bis dahin mehr oder minder Liebhaberei. Beispielsweise das Theater der Griechen. Aber auch das Fastnachtspielen im Mittelalter war nichts anderes als ein Liebhabertheater. Handwerksgesellen taten sich zusammen, gingen von Haus zu Haus, improvisierten schnell eine Bühne in der Stube und führten vor Meister, Meisterin und Gesinde ihre lustigen und derben Schwänke auf. Und die Passionsspiele und Mysterien des Mittelalters, auf die ja unser ernstes Drama zurückgeht, wurden zuerst, so lange sie noch auf dem Boden der Kirche standen, nur von Geistlichen dargestellt. Eine Schauspielkunst begann erst dann sich auszubilden, als die theatralische Darstellung zum Beruf einiger „Kunstbeflissenen" gemacht worden war.

Da die Schauspielkunst zu den nachschaffenden Künsten gehört, ist es naturgemäß schwer, ihre einzelnen Etappen zu fixieren. „Dem Mimen flicht die Nachwelt keine Kränze." Dieses Schillerwort hat auch für den Theaterhistoriker Geltung insofern, als er sich kaum ein völlig zutreffendes Urteil von den Leistungen eines berühmten Schauspielers der Vergangenheit bilden kann, selbst wenn er sich an die glaubwürdigsten Berichte der Zeitgenossen hält. Denn schließlich beurteilen diese die schauspielerische Darstellung von anderen ästhetischen Gesichtspunkten aus, als wir Jetztlebenden es tun. Es bietet sich nur eine Möglichkeit zur Kontrolle dieser Anschauungen, die zugleich als Wegweiser für die Kritik der Nachwelt dient: zeitgenössische Stiche, welche einzelne Schauspieler in bestimmten Rollen und bestimmten Posen darstellen.

Besonders von Iffland besitzen wir eine reichhaltige Anzahl solcher Stiche. Mit ihrer Hilfe und auf Grund verschiedener Berichte vermag man sich wohl ein annäherndes Bild von seinem Spiel zu machen. Goethe rühmte an ihm die große Vielseitigkeit, die ihn befähigt hätte, die mannigfaltigsten Rollen zu verkörpern. Er datierte mit Ifflands Erscheinung eine neue Phase der Schauspielkunst und sagte, der verlorene Begriff von dramatischer Kunst wäre ihm durch dessen Darstellung wieder lebendig geworden. Iffland war, wenn ich vergleichen soll, ein Kainz des XVIII. Jahrhunderts. Nur fehlte ihm die zarte feine Nervenkunst des modernen Meisters. Kurzum in jener Zeit galt er als Phänomen. Er war Verstandeskünstler. Alles, was er spielte, geschah mit Überlegenheit. Er überschritt nie die Grenze der guten Form, er wußte immer durch effektvolle Andeutungen etwas Bedeutendes ahnen zu lassen. Durch die Betonung des Symbolischen berührte sich Ifflands Darstellung unwillkürlich mit der antiken Plastik. Diese Verwandtschaft zeigt sich auffällig, wenn man Chodowieckis Stich, der Iffland

als Franz Moor darstellt, mit dem borgheſiſchen Fechter vergleicht. Franz Moor war auch Kainzens Lieblingsrolle. Aber nie konnte man Kainz in dieſer Poſe ſehen: mit dem etwas vorgebeugten Fuß, dem maleriſch aufgeworfenen Arm, der kühn hingehaltenen Hand und dem anderen, ſorgfältig zurückgebogenen Arm. Dieſe Poſe mag wohl einem Bildhauer genügen, und ſie hat wahrſcheinlich Goethe beſonders gut gefallen, weil er das Schöne immer dem Wahren in der Darſtellung vorzog, aber ſie iſt nicht natürlich, weder für Franz Moor noch für die Situation, in der er ſich befindet, denn es ſind die Worte: „Rächet denn jemand droben über den Sternen? — Nein", die dieſe Stelle illuſtriert. Eine gleiche Unnatur liegt in dem Geſichtsausdruck. Das iſt nicht das teufliſche Bosheit zum Ausdruck bringende Geſicht eines abgefeimten Schurken, ſondern eher das zornentflammte Antlitz eines edlen Menſchen. Ein fremdes Element miſcht ſich alſo in die Darſtellung, ein Element, das den rein menſchlichen Eindruck trübt. Dieſes Element iſt die ſchöne Poſe. Goethes Schauſpielkunſt hat ſie gefordert, und die Epigonen der Weimarer Schule haben ſie bis zur Unerträglichkeit kultiviert. Aber ſelbſt Realiſten wie Fleck und Devrient vermochten, wie die erhaltenen Stiche lehren, nicht ganz das „Äſthetiſche" in Bewegung und Gebärde abzuſtreifen. Das Geſetz der Schönheit blieb immer ein dominierender Faktor ihrer Kunſt.

Wie anders der Naturalismus. Man ſtelle ſich Elſe Lehmann als Frau Wolffen vor. Welche herbe Wahrheit und Natürlichkeit ſpricht da aus der ganzen Geſtalt! Man vermutet nicht mehr einen anderen Menſchen hinter dieſer Geſtalt, ſondern man glaubt ihn ſelbſt zu ſehen. Und das iſt ſchließlich das Größte, was künſtleriſche Darſtellung erreichen kann: ſein Ich abzuſtreifen und völlig als ein anderes Weſen zu erſcheinen. Darin hat der Naturalismus das Höchſte geleiſtet und dadurch iſt es ihm gelungen, der Wirklichkeit die denkbar größte Illuſion zu geben. Konnte dieſe Illuſion noch mehr geſteigert werden als in den Aufführungen des Leſſingtheaters, wo die erſten Kräfte des Naturalismus zuſammenwirkten? Da gab es keine Schönfärberei mehr, kein Gehorchen rhetoriſchen Geſetzen! Wie der Augenblick, wie die jeweilige Situation es forderte, ſo wurde geſprochen. Ob es ſchön oder häßlich wirkte, war Nebenſache. Es mußte nur natürlich ſein. So kommt es, daß ein Schauſpieler wie Albert Baſſermann, deſſen brüchiges Organ nichts weniger als ſchön klingt, gewaltige Wirkung tut. Weil er eben das Vermögen beſitzt, für jede Situation, für jede begleitende Geſte den paſſenden natürlichen Sprachton zu treffen. Es iſt wahr, dieſe herbe Natürlichkeit ſchränkt den Rollenkreis bedeutend ein. Für eine andere Dramatik als Ibſen und den Naturalismus iſt ſie nicht zu brauchen. Das hat Reinhardt ſehr wohl empfunden, als er ſich vom Naturalismus abkehrte. Er wußte, daß für eine Darſtellung Shakeſpeares, überhaupt der Klaſſiker, eine gute Sprache Erfordernis ſei, eine Sprache, die nicht rhetoriſch und

pathetisch, aber scharf artikuliert, wohlklingend und deutlich ist. Er hat sich darum die Schulung der Sprache besonders angelegen sein lassen. In dieser wohlgebildeten geschulten Sprache liegt ein großer Teil von der Wirkung der Aufführungen Reinhardts; ohne sie würde die vorzügliche dekorative Staffage kalt und eindruckslos bleiben.

Ein zweites Moment, das allerdings rein äußerlicher Natur ist, aber für die Wirkung der Illusion Bedeutung hat, müssen wir der gegenwärtigen Schauspielkunst ebenfalls als nennenswerten Vorzug vor vergangenen Epochen einräumen. Es ist die historische Wahrheit, vor allem die Natürlichkeit des Kostüms. Das XVII. Jahrhundert hatte für solche anachronistische Mängel gar kein Gefühl. Wenn man liest, daß bei der Eröffnung des Leipziger alten Theaters die Gestalten Hermann und Thusnelda im Rokokokostüm gespielt worden sind, über welches nur ein Fell gebunden war, so fragt man sich unwillkürlich: wie konnte unter diesen Umständen die „germanische" Stimmung auf der Bühne wirken? Oder wie hätte eine Medea „gelinde rasen" können, wenn Schnürbrust und Reifrock alle ihre Bewegungen einengten? Oder man nehme den ersten Faust und das erste Gretchen, wie sie bei der Aufführung des „Faust" im Jahre 1829 am Hoftheater zu Braunschweig dargestellt wurden. Zufällig ist uns von ihnen eine Abbildung erhalten. Den Faust könnte man sich allenfalls noch gefallen lassen, wenn auch das spitze spanische Bärtchen eher an eine Don Juan-Figur als an den deutschen Faust gemahnt. Dagegen ist das Gretchen der Madame Schütz so unglaubwürdig wie nur möglich. Die üblichen Gretchenflechten fehlen. Das Haar ist fast biedermeierartig zusammengerafft. Die Kleidung entspricht garnicht der bürgerlichen Tracht des Reformationszeitalters. Schnürbrust und Dekolleté nehmen der Darstellerin jedes Gretchenhafte, und nur das allmählich zur Notwendigkeit gewordene Täschchen hat auch Madame Schütz anzulegen nicht versäumt.

Um die Entwicklung des naturgetreuen Kostüms haben die „Meininger" sich gewiß ein großes Verdienst erworben. Den Krönungszug in der „Jungfrau von Orleans" mit seinen bis auf den letzten Helm und Mantel echten Gewändern gesehen zu haben, gehörte in den siebziger und achtziger Jahren zum guten Ton. Warum? Weil sich hier eben etwas vollständig Neues bot und weil man ein Bild geschichtlichen Lebens sehen wollte. Noch schärfer umrissen ist die Kostümgenauigkeit im „Deutschen Theater". Man sehe nur, wie fabelhaft echt die Kostüme im „Don Carlos" sind. Aber ebenso charakteristisch: das spanische Zeremoniell, die steife Etikette lugen aus jeder Kragenkrause, jeder Taillenverschnürung hervor. Und das ist eben wieder ein Vorzug, der Reinhardt zuerkannt werden muß. Er verbindet Naturtreue des Kostüms mit dem Charakteristischen. Sein findiger Spürsinn hat unter den bildenden Künstlern auch gerade diejenigen herauszusuchen vermocht, die sich durch eine eigenartige Note ihrer Kunst ganz hervorragend

für die anschauliche Verwirklichung seiner Ideen in Kostüm und Dekoration eignen. Da steht ihm Karl Walser mit seiner empfindsam-ironischen Zeichenkunst hilfreich zur Seite, wenn es gilt, Biedermeiertum zum Ausdruck zu bringen; da besitzt er einen trefflichen Helfershelfer in Alfred Roller, der seine Faustinszenierung entwarf, da ist auch der Meister, der für die drastische Komik Shakespeares ganz vorzüglich geeignet scheint — Emil Orlik, dessen Figurinen zum „Wintermärchen" prachtvoll gelungen sind. Was Goethe schon erstrebt, aber mit den damals vorhandenen Mitteln nur bis zu Ansätzen gebracht hat — die Anlehnung des Bühnenbildes an die Malerei und Plastik — ist durch Reinhardt heute vollendet verwirklicht worden.

Indem ich das Kostüm in den Kreis meiner Betrachtung zog, habe ich eigentlich schon das Gebiet der äußeren Staffage, in der sich die Menschendarstellung bewegt, berührt. Auch hier ist die Linie, die von der Vergangenheit zur Moderne führt, äußerst lang und durch verschiedene Etappen gekennzeichnet. Zwischen der Mysterienbühne des Mittelalters und der mit allem technischen und künstlerischen Aufwand ausgestatteten modernen Bühne besteht ein gewaltiger Abstand. Wie primitiv ist die Mysterienbühne! Sie wurde auf dem Marktplatz des Städtchens aufgebaut und bestand aus 3 Etagen: die oberste repräsentierte den Himmel, die zweite die Erde und die unterste — die Hölle. Man kann das leicht aus den Gestalten ersehen, welche die verschiedenen Räume beherrschen. Zwischen den einzelnen Stockwerken befanden sich durch Leitern hergestellte Verbindungen. Eine solche Bühne konnte allenfalls eine religiöse Weihestimmung geben, aber für eine reine Menschendarstellung kam sie nicht in Frage, weil ja an und für sich der Schauspieler eine allegorische Bedeutung hatte. Da bot die zwar ebenfalls primitive, aber doch mit einigen technischen Hilfsmitteln ausgestattete Bühne des Schwantheaters in London aus dem XVI. Jahrhundert schon größere Spielmöglichkeiten. Für die Dekoration war auch hier noch kein Platz vorhanden. Die Handlung spielte sich auf dem Vorderpodium ab. Ringsum saß das Publikum. Aber im Hintergrunde befand sich, durch einen Vorhang verdeckt, ein Raum, der zur Erweiterung des Spielplatzes dienen konnte und gewisse Dekorationsmöglichkeiten zuließ, etwa die Verwandlung in eine Höhle oder ein Gewölbe. Der Logenraum darüber konnte im Bedarfsfalle für Balkonszenen wie z. B. in „Romeo und Julia" oder „Othello" verwandt werden. Auf einer so einfachen Bretterbühne sind Shakespeares gewaltige Schöpfungen zum Leben erweckt worden. Man kann sich heute schwer einen Begriff davon machen, wie bei solch primitiven Verhältnissen ein Drama Shakespeares wirkte, jedenfalls muß das Publikum eine größere Illusionsfähigkeit als heute besessen haben. Ein bedeutender Fortschritt läßt sich konstatieren, wenn man die Bühne des XVIII. Jahrhunderts betrachtet, beispielsweise die Lauchstädter Bühne, wie sie bis vor kurzem noch existierte. Es ist jene Bühne, auf welcher die klassischen Werke

Goethes und Schillers unter ihrer eigenen Überwachung zur Aufführung gelangt sind. Diese Bühne nähert sich schon beträchtlich der unsrigen. Die Form des Guckkastens ist gewahrt, also jene Form, welche die italienische Oper eingeführt und ausgebildet hat, jene Form, die auch heute noch das Theater beherrscht. Nur einige auffällige Unterscheidungsmerkmale zwischen der Lauchstädter und den heutigen Bühnen seien herausgegriffen; z. B. der schräge Fußboden. Daraus erklärt sich die Vorschrift Goethes, daß die auf die Bühne tretenden Personen in diagonaler Richtung sich bewegen sollten, denn sonst hätte es den Eindruck erweckt, als kämen sie von einem Berg herabgestiegen. Ferner wurde die Bühne außer durch den Kronleuchter, der im Zuschauerraum hing und den man nie verdunkelte, noch erhellt durch Rampenlicht und durch Lampen, die in hölzernen Schächten untergebracht waren und in Fächern übereinander standen. Diese Fächer waren nach einer Seite hin offen und konnten um eine Achse nach verschiedenen Richtungen gedreht werden.

Die Ausstattung hielt sich in äußerst karg bemessenen Grenzen. Bei den Truppen übte meistenteils irgend ein Mime selbst das Amt des Dekorationsmalers aus. Diese bemalte Leinwand stellte natürlich an die Phantasie des Publikums ungeheuerliche Ansprüche. Ein einfaches gelbes Zimmer mußte je nach den Umständen die Illusion eines goldstrotzenden Palastsalons oder einer ärmlichen Lehmhütte erwecken, während ein grünes Zimmer sich abwechselnd als Wald, Garten oder Schlachtfeld präsentieren sollte. So kärglich bemessen waren die Dekorationsvorräte zwar nicht bei allen Bühnen, aber über mehr als zwei Stuben, eine Wald- und Bergszenerie, allenfalls noch ein Bauernhaus verfügte gewiß nur der Fundus weniger Prinzipale. In dekorativer Hinsicht ist das Drama bis in das XIX. Jahrhundert sehr stiefmütterlich behandelt worden, ganz im Gegensatz zur Oper, für die man Unsummen verausgabte. Ein Bild von dem Prunk damaliger Opernausstattungen kann man sich nur aus Zahlen machen. So liest man, daß für die Ausstattung einer einzigen Oper 48760 Taler verausgabt wurden und daß allein ein Triumphzug in der Oper „Ezio" von Metastasio und Hasse ein Material von 400 Menschen, 102 Pferden, 5 Wagen, 8 Maul- und 8 Trampeltieren brauchte, während 8000 Kerzen das Haus erhellten und 250 Menschen die Maschinen bedienten. Die Dramendekoration fand erst im XIX. Jahrhundert liebevollere Pflege durch Benther und später durch den Erbauer des Berliner Kgl. Schauspielhauses Schinkel. Letzterer brachte in die Theaterarchitekten eine hellenisierende Richtung. Diese Dekorationsmalerei war äußerst malerisch gedacht, aber sie eignete sich nicht für die Bühnenperspektive. Sie stellte sich zwar in Gegensatz zu der sonst üblichen Theatermalerei jener Zeit, die mit Vorliebe Fernsichten schuf und diese bis ins Unendliche ausdehnte, so daß zwischen Schauspielern und Dekorationen ein schreiendes Mißverhältnis entstand, aber durch die Schwere

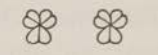
ihrer Architektur wirkte sie erdrückend auf die Darstellung. Die „Meininger" brachten keine nennenswerten Neuerungen im Dekorationswesen, nur daß sie durch Anwendung plastisch hergestellter Dekorationsstücke eine stärkere Illusion erzielten und außerdem bei den klassischen Dramen für eine größere Intimität des Bühnenbildes Sorge trugen. Eine wesentliche Bereicherung der Dekorationsmöglichkeiten wurde erst durch Lautenschlägers Erfindung der Drehbühne gewonnen, die Ernst von Possart zuerst für seine Mozartinszenierungen im Residenztheater zu München verwandte. Die Drehbühne, die jetzt in den Bestand fast jeder größeren Bühne übergegangen ist, verminderte vor allem den Zeitverlust, den die Verwandlungen bringen, und ermöglichte ungekürzte Aufführungen solcher Dramen wie Götz, Carlos, Sommernachtstraum, Faust und anderer. — Gerade das Problem der Faustdarstellung wurde durch sie wirksam gelöst. Auch hier war Max Reinhardt derjenige, der dieses Problem am tiefsten erfaßte und gestaltete. Reinhardt hat in den Aufführungen der „Kammerspiele" und im „Deutschen Theater" den deutlichen Beweis erbracht, daß die Bühne keine weiten Perspektiven verträgt, sondern daß sie, wenn sie Wirkung tun will, auf die Enge beschränkt bleiben muß. Wie schlicht und überzeugend mutet uns zum Beispiel das Zimmer in der ersten Szene des „Lear" an. Ein phantastischer, teppichartig wirkender Hintergrund und davor nur ein weißer Stuhl, der den Thron markieren soll. Oder läßt sich etwas einfacheres denken, als das schlichte mittelalterliche Mauerwerk, das Gonerils Haus darstellen soll? Und doch liegt in dieser Einfachheit eine solch zwingende Kraft, entspricht diese steife graue Front mit der viereckigen dunklen Türöffnung und den kleinen Halbbogenfenstern völlig dem Gehalt dieser düstern Tragödie. Hier ist das Geheimnis der Bühnenwirkung bis ins feinste erkannt und ausgebeutet worden. Reinhardt weiß, wie jeder tüchtige Bühnenpraktikus, daß die Wirkung eines Szenenbildes auf starken Kontrasten beruht. Auf diese legt er ein starkes Gewicht. Man achte z. B., wie er den Stimmungszauber von Maeterlincks „Aglavaine und Selysette" dekorativ zum Ausdruck bringt. Schwere dunkelrote Plüschvorhänge schneiden ein schmales Stück Bühne ab, welches Selysettens Gemach darstellt. Marmorweiß heben sich die wenigen, massig wirkenden Möbel von dem dunkelroten Hintergrunde ab. Gleichzeitig gewahrt man durch eine absichtlich offen gelassene Stelle des Vorhangs wiederum etwas schimmernd Weißes, dahinter abermals einen Vorhang, und dann verliert sich der Blick in die Ferne. Kurzum man vermutet hinter diesem Vorhang eine Menge Säle und Gänge, die schließlich ins Freie führen, und das ruft den Eindruck eines unheimlichen weitverzweigten Schlosses hervor, dessen Stimmung durch das Stück ausgemalt wird. — Noch höhere Kunst entfaltet Reinhardt bei seiner Faustinszenierung. Da sieht man dicht zusammengedrängt die Häuser eines Gäßchens, wie man es in Nürnberg auf Schritt und Tritt antrifft. Auf diesem kleinen

Raum spielt sich Valentins Todesszene ab. Wenn nun die Stelle kommt, wo Valentin fällt, Faust und Mephisto sich aus dem Staube machen und Marthe am Fenster einen Mordspektakel schlägt, da verlebendigt sich dieser Raum. Überall tauchen Menschen auf, aus der hinten ansteigenden Gasse, zu beiden Seiten, von rechts und links, am Fenster, an den Türen. Es sind kaum mehr als ein Dutzend, aber weil alles so dicht gedrängt steht, glaubt man, es seien wer weiß wie viele da. Eine Massenwirkung wird erzielt, die auf einer gewöhnlichen Bühne kaum durch 50 Darsteller erreicht werden kann. Auf Durchschnittsbühnen und auch in der Oper sieht man Marthens Garten meist als einen Rosengarten mit Lauben und Gängen dargestellt, wie ihn vielleicht der König Laurin besessen hat, nie aber die biedere Frau Marthe Schwertlein, deren Gemahl nach Mephistos Botschaft auf dem Mist endete. Es muß also nicht viel mehr als ein Mauereckchen gewesen sein, das ihr zugeteilt worden war, und so wird es auch von Reinhardt dargestellt. Die Einfachheit geht hier siegreich hervor, und man muß nur angesichts dieser Dekorationen staunen, wieviel künstlerischen Aufwand frühere Dezennien gebraucht haben, um diese Szenen dekorativ auszustatten, ohne doch nur im entferntesten jene überzeugende Wirkungskraft zu erreichen.

Es bleibt nun noch übrig, über das Zusammenwirken der Menschendarstellung und Dekoration zu sprechen, d. h. über das Gesamtbild, wie es aus den Händen des Regisseurs hervorgeht. Von einem solchen Zusammenwirken kann erst seit Goethe die Rede sein. Goethe war der erste, der das Gesamtbild auf der Bühne zu einer künstlerischen Aufgabe des Regisseurs erhob. „Das ist ein Durcheinander, aber kein Bild" hören wir ihn häufig auf der Probe sagen. Mit dieser Berücksichtigung eines schönen Bühnenbildes hing auch eine strenge Schulung des Ensembles zusammen. Vollwertig gelangte diese Betonung des Gesamtbildes erst wieder bei den „Meiningern" zur Geltung und trug ihnen auch den größten Ruhm ein. Die zarte Sorgfalt, mit der die „Meininger" die Massenszenen behandelten, ist vorbildlich für unsere Zeit geworden. Die Masse erschien nicht mehr als eine roh zusammengewürfelte Menge unfähiger Statisten, sondern in einer fein abgetönten Individualisierung, die dadurch bewirkt wurde, daß junge und ältere, mit besonderer Rücksicht auf plastische Darstellungsfähigkeit und körperliche Beredsamkeit ausgesuchte Schauspieler einzelne Charaktere in dieser Masse darzustellen suchten. Die „Meininger" setzten sich zum Ziel, durch liebevolle Behandlung des szenischen Rahmens der dramatischen Aktion zu ihrem poetischen Rechte zu verhelfen und auf diese Weise Darstellung und Drama zu einem einheitlichen Kunstwerk zu verschmelzen. Dies ist auch der Grundgedanke des neuen Meiningertums, das Max Reinhardt ins Leben rief. Aber zwischen beiden waltet doch ein großer Unterschied. Legten es die „Meininger" darauf an, den dargestellten Dramen ihr echtes historisches Kolorit zu geben, und galt ihnen der Maler als Hilfsarbeiter zum

Erreichen dieser „historischen Illusion," so geht Reinhardt vor allem darauf aus, dem Stimmungsgehalt des Dramas gerecht zu werden, und ist ihm insofern der bildende Künstler der Interpret des tiefen, dem Drama zugrunde liegenden Dichterwillens. Nur in letzter Zeit hat sich Reinhardt etwas schroff despotisch gegen die Psyche des Dichters gestellt. Das geschah in seiner denkwürdigen „Oedipus"-Aufführung, die ja allerorts die Gemüter in Flammen versetzt hat. Sein Stil ist hier zur Manier geworden, die Technik triumphiert über den künstlerischen Sinn, der Effekt verdrängt die tiefe Empfindung. Mag man aber noch so sehr sich gegen diese Modernisierung des alten Sophokles auflehnen, so wird man doch das eine nicht verkennen können: die glänzende Regieleistung. Sie bewirkt es, daß das jetztlebende Publikum diesem, dem modernen Empfinden immerhin fremd gegenüberstehenden Werke eine mehr als neugierige Teilnahme entgegenbringt. Und damit ist zugleich der Beweis erbracht, daß die Bühne ihre Anziehungskraft nicht eingebüßt hat, ja daß sie sogar im Wachsen ist.

Es ist kein Grund vorhanden zu der Annahme, wie sie von einigen besorgten Skeptikern ausgesprochen wird, der Kinematograph werde das Theater verdrängen. Ebenso wie Maschinenkunst nie wahre Kunst, Photographie nie Malerei verdrängen wird, so kann auch der Kinematograph dem Theater keine Konkurrenz bieten: denn eine Zeit, die dem „König Oedipus" des alten Sophokles überall volle Häuser schafft, eine theatralische Leistung, die es vermag, jedesmal 4—5000 nervöse Großstadtmenschen zu fesseln, eine solche Zeit kann für eine gedeihliche Entwicklung der Bühne nicht verloren sein.



Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

G. J. Radde im Kaukasus (1863—1903).

Von C. v. Hahn (Tiflis).

Im 5. Hefte des 1. Jahrg. der „Deutschen Monatsschr. f. Rußland" wurden die „Jugenderinnerungen eines deutschen Kaukasiers" abgebrochen. Sie haben wohl bei dem geneigten Leser den Wunsch erregt, Weiteres zu erfahren aus dem Leben des Mannes, der in seiner Jugend zu so großen Hoffnungen berechtigte. Am liebsten hätte man gewiß aus seinem eigenen Munde gehört, wie er in den Kaukasus gekommen und was er da im Laufe von fast 40 Jahren geschaffen und gewirkt. Allein der Tod stellte den großen Punkt hinter seine Autobiographie, die mit der Rückkehr aus Sibirien endigt. Dem Schreiber dieser Zeilen, einem Freunde des berühmten Forschers, wurde der ehrenvolle Auftrag, die Lebensbeschreibung des Verstorbenen bis zu seinem in der Nacht vom 2. auf den 3. März 1903 erfolgten Tod fortzusetzen.

Mit Lust und Liebe machte ich mich an die schwere Arbeit. Einige kurze Ausschnitte aus derselben will ich hier dem Leser bieten.

Wissensdurst und Tatendrang, der Hang zum Ungewöhnlichen und Abenteuerlichen lockten den jungen Forscher bald nach seiner Rückkehr aus Sibirien ins ferne Afrika. Eine deutsche Expedition unter Heuglins Leitung sollte dahin gehen, um Genaueres über das Schicksal des Forschungsreisenden Vogel zu erfahren. Es ging das Gerücht, daß der Sultan von Wadai ihn grausam habe ermorden lassen. Das wilde, unerforschte Afrika, das war so etwas für den jungen Radde, der damals, wie er selbst sagt, „wieder in extravaganten Ideenkreisen lebte". Zu *seinem* großen Leidwesen, aber zum Glück für unseren Kaukasus, wurde nichts aus der Afrikareise. Als er dann, ein in den akademischen Kreisen Petersburgs gern gesehener Gast, die Bekanntschaft von Maria Feodorowna, der Tochter des berühmten Akademikers von Brandt, machte und sie bald darauf zum Altar führte, war er endgültig für Rußland gewonnen.

Als Gehilfe des Direktors des Observatoriums in Tiflis begann der junge Gelehrte seinen Dienst mit 900 Rbl. Gehalt und freier Wohnung. Das tägliche, prosaische Ablesen der meteorologischen Instrumente und die Freiheit in der Wildnis Sibiriens — welcher grelle Kontrast! Dazu einen trockenen Stubengelehrten als Vorgesetzten! Kein Wunder, daß es bald zum Bruch kam. Aber was nun machen? Kaum war das Nest gebaut, so sollte es wieder verlassen werden! Als rettender Engel erschien der neuerworbene Freund A. P. Bergé, der damals bei der Hauptverwaltung in Tiflis eine einflußreiche Stellung einnahm. Er setzte es durch den wohlwollenden, für die Wissenschaft begeisterten Baron Nikolai, den Chef der Zivilverwaltung, bei dem Großfürsten Michael Nikolajewitsch durch, daß Radde mit 2000 Rbl. jährlichem Gehalt die Kaukasusländer bereisen und erforschen sollte. So hat Bergé das Glück seines Freundes im Kaukasus gegründet und ist damit der intellektuelle Urheber der neueren Kaukasusforschung und des kaukasischen Museums geworden.

Ehe wir zu Raddes forschender und schaffender Tätigkeit übergehen, können wir nicht umhin, diejenigen Gelehrten wenigstens dem Namen nach zu nennen, welche schon früher, meist im Auftrag der russischen Regierung, die damals zugänglichen Teile des Kaukasus erforscht hatten. Es waren dies zu Ende des 18. Jahrhunderts Gmelin, Pallas, Reineggs und Klapprot. Der erste starb als Märtyrer der Wissenschaft im Dorfe Achmed-Kent als Gefangener des Kaitachschen Utsmij, Emir Gamza. Klapprot reicht in die 20-ger Jahre des 19. Jahrhunderts hinein, ebenso wie Engelhardt und Parrot. Noch sind zu nennen Güldenstädt, Marschall von Biberstein, Trautvetter aus den 40-ger Jahren, Dubois de Montpéreux, auch Dr. Carl Koch, Ruprecht, der Franzose Ménétriés und der Akademiker C. A. Meyer. Während der lange dauernden Kriege mit den kaukasischen Bergvölkern ruhte die

Forschung fast ganz, um mit dem bekannten Geologen H. Abich und dem etwas jüngeren G. Radde wieder aufzuleben. Aber während der erstere sich ein engeres Gebiet, das Studium der geologischen Verhältnisse, erwählt hatte, war das Programm Raddes viel weiter und großartiger angelegt, es hatte die biologisch-geographischen Untersuchungen der Kaukasusländer zum Zweck.

Mit dem Seherblick des wahren Forschers erkennt R. gleich von Anfang, daß die Forschung im Kaukasus es nicht mit einem Lande zu tun hat. Der kaukasische Isthmus bietet in den Ländern, welche nord- und südwärts von der ihn durchsetzenden Gebirgskette gelegen sind, zwei Gebiete von ganz verschiedener Plastik dar. Dieser große Unterschied bedingt naturgemäß auch eine große Verschiedenheit der gesamten organischen Schöpfung. Hier gilt es also beständig zu vergleichen und die Abänderung der Arten und ihre Abhängigkeit von Klima und Boden zu studieren. Darum muß die Forschung einem bestimmten Prinzipe folgen. Einen Anhaltspunkt dazu können die vier Hauptströme geben. Wir setzen dem Terek die Kura gegenüber und vergleichen die beiden Stromgebiete miteinander nach ihrer Gleichheit und Verschiedenheit und nach den Gründen derselben. Bei dem Rion und der Kura beschäftigen uns die gleichen Fragen. Dabei muß das Problem seine Lösung finden, wie sich die östlichen Abflüsse des Kaukasus zu den westlichen verhalten und welche Verwandtschaft das Kaspische und das Schwarze Meer bieten.

Die Untersuchung des Quellgebietes dieser Ströme (mit Ausnahme der im armenischen Hochland entspringenden Kura) führt den Forscher in das kaukasische Hochgebirge mit seiner großartigen Entwicklung und seiner noch fast unerforschten Flora und Fauna. Sind doch die Riesentiere dieser Region noch nicht alle wissenschaftlich eingereiht. So ist die Steinbockfrage noch nicht mit Schärfe entschieden. In den einzelnen Faunen- und Vegetationszonen stellen sich sehr wahrscheinlich am Nord- und Südabhang Differenzen heraus. Wie verhält sich weiter Kolchis zu Lenkoran? Schon das Vorkommen des Tigers im letzteren Gebiet deutet auf Schwierigkeiten. Alle diese Forschungen erfordern eine solide geographische Basis. Hier ist die Hilfe der topographischen Abteilung unbedingt nötig. Neben den wissenschaftlichen Fragen kommen aber auch rein praktische in Betracht, z. B. die Fischerei in den Mündungsländern der kaukasischen Ströme, die Seidenbaufrage, Beobachtungen über die Grenzen der Kulturpflanzen. Das Studium der Insektenwelt leitet ganz von selbst über auf die für Land- und Forstwirtschaft schädlichen Insekten. Zur Vervollständigung des Bildes muß aber auch auf die ethnographischen Eigentümlichkeiten der Völker und ihre wechselvolle geschichtliche Entwicklung volle Rücksicht genommen werden.

Radde hat mit viel Fleiß und Verständnis gearbeitet, aber er mußte sich leider überzeugen, daß die Ziele zu weit gesteckt waren und daß eines

Menschen Kraft und Leben nicht ausreichten, den Kaukasus nach allen Beziehungen zu erforschen.

* * *

Am 10. Juni 1864 trat R. unter günstigen Auspizien seine erste Reise von Kutais aus an. Tags zuvor hatte sich die alte Hauptstadt von Kolchis festlich geschmückt. Die letzten hartnäckigen Feinde am Ostufer des Pontus waren durch Seine Kaiserl. Hoheit, den Großfürsten Michael, niedergeworfen worden. Nach sechzigjährigem schwerem Kämpfen und Ringen fühlte sich nun Rußland als alleinigen Herrn des gesamten Isthmus. Dort, wo im Hintergrund des modernen Kutais die üppigen Bäume erfrischende Kühle hauchten und die immergrünen Kirschlorbeeren von blühenden Granatbüschen und hohen Hibiskusstauden umgeben waren, wo sich das zartgefiederte Laub weitauslegender, hoher Akazien (Ac. Julibrissin) weit hinein in die unteren Laubgewölbe der blühenden Linden verlor und ein frischer Grasteppich zu Füßen uralter Reben gelagert sich hindehnte, weilte an diesem Tage der Sieger, umrauscht von dem Jubel des Volks. Einem heißen Tage folgte die milde Frische des Abends. Mit eintretender Dunkelheit erstrahlten die alte Akropolis und die Straßen in feenhafter Beleuchtung. Das Volksfest erreichte seinen Höhepunkt, der Trommel- und Pfeifenlärm der asiatischen Musik wechselte mit europäischen Weisen der Militärkapellen, nach altüberkommener Sitte floß der edle Rebensaft aus großen Schläuchen in unbegrenzter Fülle und mit feuriger Grazie zeigte die Jugend ihre Kunst in einheimischen Tänzen.

Am andern Morgen war der Zauber geschwunden. Die Arbeit trat wieder in ihr Recht. Wir finden R. auf dem Wege nach Letschgum, von wo der Ladschanuri zwischen malerischen Höhen dem Rion zueilt, kurz vor seiner Mündung eine ungemein pittoreske Schlucht bildend. Dort wurden die letzten Vorbereitungen zur Reise in die Hochtäler des Tsʼchenis-tsʼchali und Ingur getroffen. Da, wo der erstere Fluß bei Muri in enger Klause die steilen Wände des Jurakalks durchbricht, ist er überbrückt. Eine romantische Burg der Dadiane auf dem linken Ufer beherrscht den Engpaß, während auf dem rechten ein steiler und schmaler, in den Felsen gehauener Pfad nach dem dadianischen Swanetien führt. Im Anblick der prächtigen Naturszenen und umgeben von üppigen Wäldern mit vielen immergrünen Sträuchern und Bäumen vergißt der Wanderer die Schwierigkeiten des Wegs und steigt, dem Laufe des wilden Stromes folgend, zuletzt durch unwegsame Wälder, über morsche Schiefer- und Schneefelder zu dessen Quellen und von da zum 8813′ hohen Nakfagar-Paß auf. Von dort erreichte man die erste Gemeinde des „Freien Swanetiens" — Uschkul. In den fast ausschließlich aus festen viereckigen Türmen bestehenden Dörfern herrschte damals noch völlige Anarchie, und oftmals lagen die nächsten Nachbarn miteinander in blutiger Fehde.

Die Swaneten werden zum karthvelischen Stamm gerechnet, sind aber entschieden ein Mischvolk, wie man denn auch zwei Typen unterscheiden kann. Schöne Gestalten sind selten, mit Ausnahme der Fürsten Dadeschkiliani im „fürstlichen Swanetien". Diese sind aber entschieden nicht Eingeborene. Im allgemeinen machen die Swaneten einen unheimlichen Eindruck, in ihren Gesichtern prägt sich Roheit und Wildheit aus, der Kultur sind sie kaum zugänglich. Sie leben arm und äußerst schmutzig, umgeben von der herrlichsten Gebirgsnatur, wie der Kaukasus keine zweite aufweist. Gegen ein entsprechendes Opfer erhielt der Reisende die Erlaubnis, die in einer kleinen Kirche als Opfergaben aufgehäuften Tur- und Gemsenhörner zu besichtigen und einige mitzunehmen. Er sammelte auch einige Lieder, die aber weniger Interesse bieten als die musikalischen Instrumente, wie z. B. die siebensaitige swanetische Harfe und die swanetische Balalaika. Beim Gesang müssen sich die Frauen eigentümlicherweise den Mund verbinden. Bei der Weiterreise mußte man wegen der feindlichen und räuberischen Bewohner einiger Dörfer einen Umweg über Seitenrippen des Hauptkamms machen und bis 9696′ steigen. Auch das Dorf Adisch mit seinen damals heidnischen, räuberischen Bewohnern mußte man heimlich bei Nacht umgehen. Nord- und Südabhänge der Ufergebirge des Ingur und seiner Nebenbäche sind mit Pinus sylvestris, Abies Nordmanniana, Picea orientalis, auch Birken bestanden; weiter unten hört der Hochwald auf; das Gesträuch ist verkrüppelt, weil die Zweige als Futter abgehackt werden. Nach Überschreitung des Mestiabachs sieht man im N. W. die wunderbare, imposante Gwaldagruppe sich entfalten, welche in dem grotesk geformten, etwas nach S. vortretenden Uschba ihre höchsten und wildesten Formen bietet. Drunten in enger Schlucht strömt der Ingur und muß sich auf einer Strecke von ca. 75 Werst zwischen steilen Gebirgswänden durchdrängen, bis er beim Dorfe Dschwari ins offene Tal und in die weite mingrelische Ebene tritt. Diese Schlucht entlang führt ein sehr beschwerlicher Fußpfad, welcher für Radde durch swanetische Arbeiter mit großer Mühe passierbar gemacht wurde. Ermüdet und ausgehungert erreichte man Dschwari, das in Hinsicht der Verbreitung einiger Pflanzen und Tiere, namentlich der Kulturgewächse, eine besonders interessante Lokalität darstellt. Dank den klimatischen und topographischen Bedingungen gedeihen hier Pflanzen und Tiere, wie sie weder die Ingurschlucht, noch das hohe Swanetien besitzen.

Die Baumgrenze in Swanetien wurde auf den Vorhöhen mit 7390′ (Pinus sylvestris) bestimmt, die des Rhododendron caucasicum mit 8918′. Die Flora der Granite, die den Schiefer durchbrechen, ist ärmer als die der Schieferböden. Auf den Höhen weiden vielfach Ziegen ohne Hirten. Sie stehen der Capra aegagrus sehr nahe und haben bei der wilden Lebensweise Anlage, zur Stammart zurückzuschlagen.

Zur Vergleichung mußte nun auch das Hochtal des Rion, die obere Ratscha, erforscht werden. Mitte August trat R. die Reise dahin an.

Hinter Oni bei dem Badeorte Ltseri mit kohlensauren Eisenquellen führt der Weg, die sogenannte Ossetische Heerstraße, in üppigem gemischtem Wald nach Glola, dem höchsten von Imeretinern bewohnten Dorfe und bis Giuschewi, wo der Rionquellbach Dschandschachi-ts'chali überbrückt ist. Hier beginnt der steile Aufstieg zum Mamisonpaß (9421'), der über einen Ausläufer des Adai-choch-Stockes in das Bassin des wilden Ardon nach Ossetien führt. Einzelne Birken klettern bis 7300'. Auf den Alpenmatten erfreut üppige Flora das Auge, namentlich der schwefelgelbe Crocus suvorianus (C. Koch). Fieber nötigte den Reisenden, vom Passe schnell nach Oni zurückzukehren. Radde sagt der Ossetischen Heerstraße eine glänzende Zukunft voraus und meint, daß sie bald die „grusinische" Heerstraße wertlos machen werde. Darin hat er sich aber sehr getäuscht. Denn einmal ist der Mamison in den Wintermonaten ganz gesperrt und zweitens wird die Straße bei Regengüssen durch Abrutschungen, Stein- und Erdstürze, auch Verschwemmungen beständig zerstört, die Brücken durch Wildwasser weggerissen. Die wilden Naturmächte spotten der Kunst des Ingenieurs, „müßig sieht er seine Werke und bewundernd untergehn". Davon hat sich der Schreiber dieser Zeilen, der im Juli vorigen Jahres zum vierten Male die Ossetische Heerstraße bereiste, durch den Augenschein überzeugt. Nur mit größter Anstrengung und Gefahr konnte dieses Mal die Straße, die an nicht weniger als acht Stellen gesperrt oder vernichtet war, mit beschwerlicher Umgehung der defekten Stellen fahrbar gemacht werden. Das ist wohl sehr zu bedauern, denn an Schönheit, Mannigfaltigkeit und wunderbaren Aussichten auf die Schneeberge und ihre Gletscher läßt diese Straße die vielgepriesene „grusinische" weit, weit hinter sich, und mit der Chassaraschlucht kann sich die Darial nicht vergleichen!

Die wissenschaftlichen Ergebnisse dieser drei in aller Kürze geschilderten Reisen hat R. in einem Bericht von 145 Seiten in folio niedergelegt. Die praktischen Ergebnisse waren die Bestimmungen von 49 Höhen und ein reiches Herbarium von mehr als 400 Arten und Spezies, darunter einige ganz neue, sowie nicht geringes zoologisches und botanisches Material. Die unterwegs gemachten Skizzen wurden auf 9 Tafeln meisterhaft ausgeführt.

Das nächste Jahr führte den unermüdlichen Reisenden, nach kleineren Exkursionen im Kleinen Kaukasus und in Mingrelien, nach Abchasien in das Kodortal und zu den Quellbächen dieses Flusses. Je mehr man im Kodortal aufsteigt, desto üppiger wird die Vegetation; in der ungemein feuchten warmen Luft gedeihen in geschützter Lage hier wunderbar der Buxbaum, Kirschlorbeer und die eßbare Kastanie neben den gewöhnlichen Waldbäumen und prächtigen Koniferen. R. reiste unter dem Schutze eines abchasischen Fürsten, dem sich bald der Bruder und anderes müßiges Volk zugesellte, so daß die Karawane bis auf 24 Mann stieg, deren Verpflegung nicht geringe Sorge machte. Die Kletterei an den steilen Wänden des Klytschbachs, in dessen Tal man zum Nacharpaß (9617') westlich von Elbrus aufstieg, war

für Menschen und Tiere äußerst anstrengend. Dieser Paß ist ebenso wie der etwas weiter westlich liegende Kluchor durch Steine und Lawinenstürze sehr gefährlich, dabei in der Regel vereist. Alljährlich gehen hier Tschebldiner, die von Süden kommen, und Karatschaier, von N. aufsteigend, mit ihren Tieren zu Grunde. Schreiber dieser Zeilen konnte aus genannten Gründen zweimal den etwas leichteren Kluchor weder von N. noch von S. bewältigen. Trotz meiner Warnung ging im vorigen Sommer eine internationale Expedition von Botanikern, bestehend aus 35 Personen, über den Paß; aber nur dank dem Umstand, daß die Behörden nicht weniger als 300 Arbeiter zur Verfügung stellte. Meist geübte Alpensteiger, haben diese Herren die Tour als eine „sehr schwierige" bezeichnet und mußten hungern, weil einige Tage nichts von Lebensmitteln aufzutreiben war. Der Paß ist Ende August schon nicht mehr passierbar.

Da die Dunkelheit nach Ersteigen des Passes sehr bald eintrat, mußte N. in nächster Umgebung des Gletschers nächtigen und fand zwischen zwei mächtigen Granitfelsen Schutz vor dem Gewitter, das nach Mitternacht mit strömendem Regen den Paß umtobte. Mit Tagesanbruch ging's den Lauf des Utschkulan (Quellfluß des Kuban) hinab nach Karatschai. Treffliches Weideland und tiefer sorgfältig eingezäunte Ackerfelder unterscheiden den Nordabhang des Passes vorteilhaft von der Südseite.

Das kaukasische Hochgebirge bietet hier eine scharfe Grenze für die Verbreitung der Kulturgewächse, es trennt aber auch die Bewohner der Nord- und Südseite nach ihrer Lebensweise, ihren Sitten und Gewohnheiten. Die Abchasen, dem Namen nach Christen, haben sich größtenteils nur noch einige äußere Formen des Islam bewahrt, ohne sie besonders heilig zu halten. Lust zur Arbeit ist ihnen ebenso fremd wie den völlig zum Christentum bekehrten Samuzarkanern. Beide sind in ihrem dolce far niente echte Südländer, verwildert in einer üppigen, freigebigen Natur. Dagegen ist der Karatschaier strenggläubiger Mohammedaner, fleißig, reinlich und dienstfertig. Das Land, das er bewohnt, ist von Natur rauh und dürftig ausgestattet. Zwar bieten die alpinen Triften in der kurzen Sommerzeit ergiebige Weiden, aber weiter unten ist das Land mit Steintrümmern übersät, die den Ackerbau erschweren. Der lange Winter erfordert für Menschen und Vieh große Vorräte, deren Beschaffung angestrengte Arbeit verlangt. Darum arbeiten die Frauen überall auf dem Felde; die Mädchen werden zur Erzielung eines höheren Kalyms geschont. Verschieden sind auch die Wohnstätten im Süden und im Norden. In der heißen Sonne seines Landes lebt der Abchase in elender, aus Flechtwerk bestehender Hütte*)

*) Bei meiner Reise im Jahre 1900 fand ich schon einen bedeutenden Fortschritt. Zwar standen die Gehöfte meist noch einzeln, aber die Wohnstätten waren aus Balken und Brettern gezimmert. Vgl. meine „Neuen kaukasischen Reisen und Studien" S. 6 und ff.

vereinzelt im Walde und scheut jede Anstrengung, der Karatschaier dagegen wohnt gesellschaftlich in großen Dörfern fast durchweg im Wohlstand und erwirbt sich durch seine Kunsterzeugnisse (Tuche, Burken, Anzüge) sein Vermögen.

Vom Dorfe Utschkulan repräsentiert sich der Elbrus im Osten in voller Majestät als stumpfer, weißer Konus mit zwei sanft gewölbten Spitzen. Man meint den einst hier stattgehabten Kratereinsturz deutlich zu erkennen. Radde versuchte eine Besteigung, mußte aber in 14295' wegen dichten Nebels umkehren.

Wieder brachte der Forscher von dieser Reise und der im Jahre 1866 nach Talysch unternommenen Exkursion reiches botanisches, zoologisches und ethnographisches Material mit sich und nun mußte ein Raum geschaffen werden, um das alles unterzubringen. Durch Raddes und Bergés Bemühungen wurden zunächst in einem Privathause einige Räume gemietet, wo die Sammlungen in 4 Abteilungen, einer ethnographischen, zoologischen, botanischen und geologischen, untergebracht wurden. Der Raum erwies sich aber bald zu klein, um so mehr, als bei einem solchen wissenschaftlichen Institut eine entsprechende Bibliothek nicht fehlen darf. Die Anfänge dieser „Öffentlichen Bibliothek" gehen bis ins Jahr 1842 zurück. Es gereicht 30 jungen, im Staatsdienst stehenden Männern (17 Grusinern, 11 Russen und zwei Armeniern) zu besonderer Ehre, dieses Institut zunächst privatim gegründet zu haben zu einer Zeit, wo in Tiflis die allgemeine Bildung noch sehr tief stand. Es gab damals in der Stadt nur das erste Gymnasium mit 5 Klassen unter dem Namen „Adelsschule", wo die Schüler für den Besuch der Stunden eine kleine Gage erhielten, und die deutsche Kirchenschule für die Kinder der Kolonisten (seit 1818). Die Bibliothek wurde dann seit 1857 durch Bergé bedeutend gefördert.

Weiteres Material für das Museum wurde auf Reisen in das armenische Hochland zu den Quellen der Kura, zum Kasbek u. s. w. in den Jahren 1867—69 gesammelt. Der Bau des neuen Museums und der öffentlichen Bibliothek, zu dem von der Regierung zunächst 26000 Rubel bewilligt wurden, machten Raddes Anwesenheit in der Stadt nötig. Die innere Einrichtung war bis zum Herbst 1871 fertig, und am 1. Sept. wurde das Museum für das Publikum geöffnet. Es bildete bis zu seiner Schließung (behufs Neubau) im Jahre 1911 für In- und Ausländer die erste Sehenswürdigkeit von Tiflis.

Hier ist der Platz, wo wir eines jungen Gelehrten gedenken müssen, der eine längere Reihe von Jahren Radde auf seinen Reisen begleitet und später als sein Gehilfe für Museum und Bibliothek außerordentlich viel gearbeitet hat. Es war Dr. Gustav Iwanowitsch Sievers. Er war der Sohn eines wohlhabenden Petersburger Kaufmanns, in dessen Hause viele Gelehrte, auch Radde, verkehrt hatten. Nach Beendigung seiner geologischen

und naturwissenschaftlichen Studien in Heidelberg und Würzburg war er im Jahre 1870 als Privatgelehrter in den Kaukasus gekommen. Bei seinem sympathischen Wesen, seiner vielseitigen Bildung und seinem warmen Interesse für die Wissenschaft war er im Radde'schen Hause bald ein lieber Freund geworden. Seine Schicksale und sein Lebensgang, für welche sein Kommen nach Tiflis den Ausschlag gab, sind außerordentlich merkwürdig und tragisch. Durch unglückliche Umstände seines Vermögens beraubt, wurde er Raddes Gehilfe, später Verwalter des Vermögens des Großfürsten Nikolai Michailowitsch und sein Sekretär. Als sein Stellvertreter in Petersburg große Summen der ihm anvertrauten Gelder durch Spekulation an der Börse verlor, hielt sich Sievers, der die ganze Zeit bei seinem hohen Chef im Kaukasus zubrachte, für verantwortlich, wollte unter solchen Umständen nicht länger leben und nahm Gift (16. März 1898).

Die erste gemeinschaftliche Reise unternahmen die beiden Freunde an das Westufer des Kaspischen Meeres, nach Lenkoran und dann an das Ostufer des Meers, nach Kraßnowodsk und seinen Umgebungen. Das Zentrum für die Forschungen in Lenkoran und Talysch bildete das Dorf Schachagatsch, das Besitztum des ältesten Nachkommen des ehemaligen Chans von Talysch, dessen Gastfreundschaft die Reisenden genossen. Natur, Wohnungen und Menschen lassen hier alles Europäische vergessen. Orientalische Säle mit bunten Glasfenstern, fazettierte Spiegelglasdecken und Karniese, weiche Polster und Teppiche, eine große Schar dienstbarer Geister, kein einziges weibliches Gesicht, persische Musik und Improvisation versetzten ganz und gar in die Welt des Orients. Die kolossalen Wälder sind leider kernfaul und zerfressen. Allen Bäumen voran steht in individueller Entwicklung Quercus castaniaefolia mit 200—250' Höhe. Daneben die schlanke Pterocarya caucasica und die originelle Parrotia persica, deren 30—50' hohe und einen Fuß dicke Stämme sich gegenseitig umschlingen; in der Ebene auf sandigem Grund stehen kleine Haine der stachligen Gleditschia und echte Akazien (Ac. Julibrissin). Anfang Juni war man in Kraßnowodsk. Den ersten Eindruck, den R. von der Sandwüste erhielt, schildert er in folgenden Worten: „Dem Naturforscher sind die Wüsten und namentlich ihre Ränder lieb. Es ist in ihnen alles anders, als auf der gewöhnlichen Muttererde. Wir waren hoffnungsreich. Unsere Phantasien bewegten sich in einem Meere origineller Eidechsen, Schlangen, Skorpione, Phalangen, Taranteln und sonstiger sonderbarer Geschöpfe. Vier Fuß lange Eidechsen, ein Heer kleinerer Kollegen mit possierlichen Kopf- und Halsauswüchsen, andere mit veilchenblauer Kehle und wechselndem Farbenspiel auf dem Rücken, dazwischen auf heißem Sandboden die ekelhaften Solpugen mit langbehaarten Beinen und lehmgelbem Körper; wie sie gerade und rasch hinlaufen, diese raubsüchtigen Bestien! Dann wieder anziehende Miniaturbilder unter den Steinen: eine zänkische Skorpionfamilie und die reichen Reste von Tentyrien

und Pimelien oder wunderbare Julodiskäfer. Auch Alhagi und Anabasispflanzen. Und dazu noch viele andere Bilder. Das alles erwarteten wir und haben es gefunden." Doch mußte man sich auf einen kleinen Raum in der Nähe des russischen Lagers beschränken, da die Turkmenen damals noch die üble Gewohnheit hatten, Fremde zu rauben und als Sklaven zu verkaufen, was durchaus nicht nach dem Geschmack unserer Forscher war. Die Reise wurde übrigens bald abgebrochen, da Radde zurückberufen wurde, um den Großfürsten Konstantin Nikolajewitsch bei seiner Fahrt auf dem Kaspischen Meer zu begleiten.

Vom Mai bis Sept. 1871 treffen wir die beiden Freunde wieder auf dem armenischen Hochland. Zunächst ging es über Eriwan und Nachitschewan und durch die engen Schluchten des Araxes nach Ordubad. Im Araxestal ist die Existenz des Menschen nur möglich durch künstliche Bewässerung. Diese schafft üppige Oasen, wo Reis- und Sesamfelder und Baumwollplantagen überragt werden von den hoch zum Himmel strebenden Pappeln. Wo kein Wasser ist, sehen wir trostlose Wüste, in welcher nur noch spezifische Salzsteppengewächse und einige Salsolaceen den Sommer aushalten; auch die wenigen Käfer sterben ab, die Reptilien fallen in Lethargie. Aus diesem Reiche des Todes stiegen die Forscher durch das vegetationsreiche Tal des Migri zum Karabaghschen Hochplateau empor, wo allenthalben basalpine Flora prangt, in deren Mitte der prächtige orientalische Mohn reizende Gruppen bildet. Noch höher stieg man bis zum Gipfel des Kapudschich (12855'). Unterwegs wurden Bezoarziegen aufgescheucht. Im Tale des Giljantschai endigte diese Exkursion. Eine zweite Reise im selben Sommer hatte den Zweck, die vertikale Verbreitung der Vegetation am Alagös und Ararat festzustellen. Zwar wurde der erste Berg erstiegen, am zweiten aber konnte man nur bis 14233' vordringen wegen der glatten Eismassen, die ohne Pickel und Steigeisen nicht zu bewältigen waren. Nach Raddes Beobachtungen geht die Vegetation am Ararat bedeutend höher als im Großen Kaukasus.

Schon hatten sich die Sammlungen des „Kaukasischen Museums" zu einer stattlichen Fülle angehäuft, als die Reisen auf einige Zeit eingestellt wurden. Die Einrichtung der kaukasischen Abteilung bei der polytechnischen Ausstellung in Moskau 1872 und bei der Weltausstellung in Wien 1873 veranlaßten diese Unterbrechung. Einmal im Ausland, hielt er es für seine Aufgabe, die Resultate seiner bisherigen Forschungen in vier Vorträgen dem gebildeten Publikum der Großstädte mitzuteilen. Der Kaukasus war ja damals noch eine völlige terra incognita. Sogar der große und berühmte Gelehrte, Geheimrat Engler in Berlin, hatte auf dem Statistiker-Kongreß in St. Petersburg erklärt, daß er Rußland, speziell den Kaukasus, nicht kenne. Kein Wunder, daß Raddes Vorträge mit Freuden aufgenommen wurden, um so mehr als sie durch 14 Ölgemälde, die von bedeutenden Künstlern stammten, illustriert waren. Die Themata waren folgende:

1. Das Relief des Kaukasus.
2. Die organische Welt.
3. Die unorganische Welt und ihre Benutzung durch den Menschen.
4. Die Völker der Gegenwart im Kaukasus.

Der Erfolg, den diese Vorträge hatten, das ungeheure Interesse, das jetzt dem Kaukasus entgegengebracht wurde, erweckte in Radde den Wunsch, seine Forschungen noch weiter auszudehnen und ein zusammenfassendes Werk über den Kaukasus zu schaffen. Daß letzteres nicht zu stande gekommen, ist wohl sehr zu bedauern.

Im Sommer 1874 zogen die beiden Freunde von Borschom aus über Achaltsich zu dem adscharischen Grenzgebirge und in das Quellgebiet des Tschoroch, das großartige und schöne Gebirgslandschaften bietet; über das Arsiangebirge kam man in das Quellgebiet der Kura. Dieser großen Ebene entspringt im S. W. auch der Frat (Euphrat). Hier trifft man die den ponto-kaspischen Steppen eigentümlichen Pflanzenformen zum größten Teil wieder, aber vermischt mit den von S. her eingewanderten iranischen Formen (originelle zwerghafte Dorngewächse). Solche bis ins Detail durchgeführte Gegensätze, welche sich in letzter Instanz alle auf die Plastik der betreffenden Länder, das dadurch bedingte Klima und die Bodenart zurückführen lassen, erhalten das Interesse des Reisenden rege selbst in den einförmigen menschenleeren Oberläufen der Kura, des Araxes, Frat und Murat.

Beim Besuch der Ardhagan-Ebene wurden die Reisenden, die man für verkleidete russische Generalstabsoffiziere hielt, unfreiwillig in die damals noch türkische Festung geführt, bald aber wieder freigelassen. Alles machte dort den Eindruck, daß man sich in den türkischen Grenzgebieten eifrig zum Kriege rüste. Über Olty lenkten dann die Forscher ihre Schritte nach Erzerum. In der großen 6500′ hohen, weit nach W. ausgedehnten Fratebene wurden große Dörfer passiert und viele Kanäle überschritten, bis auf einmal nach S. am Fuße der mächtigen Palanteken-Kette die schwarzgraue Häusermasse von Erzerum, an einzelnen Stellen von Grün unterbrochen, sich dem Blicke darbot. Der landschaftliche Reiz fehlt der Stadt. Dafür aber entschädigte die ausgezeichnete Aufnahme, welche Radde und Sievers beim russischen Konsul, Herrn Obermüller, fanden.

Mit zunehmender Sicherheit und Verbesserung der Verkehrswege im Kaukasus wuchs die Zahl der russischen und ausländischen Touristen, welche ihn zu ihrem Vergnügen oder zu Forschungszwecken besuchten. So hatten sich im Sommer 1875 in Borschom, wo Radde eine hübsche Villa hatte, einige gelehrte Spezialisten zusammengefunden, welche dem Direktor des kaukasischen Museums für die wissenschaftliche Erforschung des Landes von Nutzen sein konnten. Es waren Dr. O. Schneider aus Sachsen, Geograph und Naturforscher, Dr. K. Fixsen aus Petersburg, vorzüglicher Kenner der russischen Schmetterlingsfauna, und Dr. F. Morawitz, berühmter Spezialist

im Reiche der Hymenoptera. Dazu gesellten sich Freund Sievers und der deutsche Konsul in Tiflis, Dr. Brüning, ein fachkundiger Numismatiker. Man stieg zunächst hinauf zur Ebene von Achalkalaki, wobei man den an 8000′ hohen Tschra-tscharo-Paß überwinden mußte, wo am 16. Juni die ersten Frühlingsblumen blühten. Mit dem Paß ist die üppige Vegetation von Borschom und Umgebungen wie abgeschnitten, rückwärts blickend taucht das Auge in ein Meer der schönsten Wälder, vorwärts zum armenischen Hochland erstreckt sich die einförmige Hochsteppe, im Sommer gänzlich ausgebrannt.

Auf jener Hochebene zogen die Duchoboren, die hier in den Dörfern Orlowka, Gorjelowka und andern sich niedergelassen, die besondere Aufmerksamkeit der Reisenden auf sich. Diese Sekte wurde in den 40-ger Jahren des 19-ten Jahrhunderts in dieser rauhen Gegend (über 6000′) angesiedelt und hat die öde Hochsteppe hier in blühende Auen verwandelt. Sie treiben aber neben dem Ackerbau auch Pferde- und Viehzucht. Solch ein Duchoborendorf macht mit seinen sauberen Häusern einen sehr freundlichen Eindruck, auch im Innern herrscht große Reinlichkeit. In Gorjelowka wurde genächtigt. Hier residierte damals die bekannte Lukeria Wassiljewna Kalmykowa, welche von den Sektierern als höheres Wesen betrachtet wurde. Ihre Wohnung zeigte Wohlhabenheit ohne überflüssigen Luxus. Lukeria war eine kräftige Frau von hohem Wuchs, ihre Züge trotz vorgerückten Alters immer noch schön. Wir übergehen die ausführliche Beschreibung und bemerken nur, daß die Sekte weder Kirchen noch Priester hat, die schriftliche Überlieferung der Bibel nicht anerkennt, das Zeichen des Kreuzes verwirft ꝛc.*) Sievers bemerkte in seinem Tagebuch: „Lukeria wird von den Duchoboren selbst nicht Königin genannt, aber in hohen Ehren gehalten, weil ihr Vater für seinen Glauben viel gelitten und die Sekte aus eigenen Mitteln kräftig unterstützt hat. Auch jetzt hilft Lukeria mit Geld aus, wo es nötig ist, dafür mähen ihr die Sektierer unentgeltlich das Heu und schneiden ihr Korn, so daß sie noch im Vorteil ist.“ — Weiter ging's auf dem vulkanischen Boden über einen ca. 7000′ hohen Paß nach der damaligen Grenzfeste Alexandropol. Von hier wurde nach allen Richtungen exkursiert, auch der Alagös bestiegen, wobei man unliebsame Bekanntschaft mit den Hunden der nicht freundlich gesinnten Kurden (Insiden) machte. Die bösen Hunde gehören zwei Rassen an, die einen „mongolischen“ haben glattes, gelbliches Fell, die andern „tatarischen“ sind ohne Ausnahme grau. Über Eriwan, Etschmiadsin und den Goktscha-See kehrten die Reisenden nach Tiflis zurück.

Die Bearbeitung des mitgebrachten Materials ergab manche neue Daten über den Nordrand des armenischen Hochlands, und die Vergleichung

*) Ausführliches über diese Sekte findet der Leser in meinem Buch „Kaukasische Reisen und Studien.“ S. 227 ff. — Im Jahre 1895 sind viele Duchoboren nach Kanada ausgewandert, weil sie sich weigerten, Kriegsdienste zu leisten und Steuern zu zahlen, so daß die Regierung sehr schroff gegen sie vorgehen mußte.

mit der vertikalen Verbreitung der Flora und Fauna am Ararat, Bingöldagh, Kapudschich und Alagös, sowie am Kasbek förderte interessante Resultate zu Tage.

Im Jahre 1876 folgte die Reise ins Land der Chewsuren. Diese wohnen am Südabhang des „Großen Kaukasus" an der chewsurischen Aragva und am Nordabhang an den Quellflüssen des Argun. Durch ihr Gebiet soll die neuprojektierte Bahn über den Hauptkamm gehen. Das kleine Völkchen (kaum 6000 Köpfe) nahm Raddes Interesse in so hohem Grade in Anspruch, daß er ihm eine ganze Monographie mit hübschen illustrierten Tafeln gewidmet hat. „Ich kam", sagt er, „entzückt durch die großartigsten Naturszenen dieses Teils der kaukasischen Hauptkette und überrascht von dem sonderbaren Wesen, den Sitten und Anschauungen der Bewohner zurück, beladen mit einem überaus reichen Material in Hinsicht auf geographische Details, wie auf botanische und ethnographische Sammlungen." Und an einer andern Stelle bemerkt er noch: „Jedenfalls hatte ich es mit dem interessantesten aller christlichen Völkerstämme des Kaukasus zu tun." Das Volk ist nach Raddes Meinung ein Mischvolk auf vorwaltend georgischer Basis, welches im Laufe der Jahrhunderte sich aus den Nachbarvölkern in den Verstecken des Hochgebirgs bildete und hier eine große Anzahl schon mitgebrachter Bräuche konservierte, andere, beeinflußt durch die wilde umgebende Natur, in sich entwickelte und, sich um die Außenwelt absolut nicht kümmernd, sich in antikem Typus erhielt.

Der Forscher verfolgt das Leben der Chewsuren in den drei Hauptphasen: Geburt, Ehe, Tod; bespricht dann die religiösen Anschauungen, die ein eigentümliches Gemisch von Mosaismus, Christentum, Islam und krassestem Heidentum darstellen, die Hierarchie und Kirchenwirtschaft des Völkchens, die Pflege seiner uralten Gewohnheitsrechte und geht zuletzt über zur Schilderung des Kostüms und der Bewaffnung. Hier ist zu wenig Raum, um in die Details einzugehen, ich rate aber meinen Lesern, bei Radde (die Chewsuren und ihr Land) selbst nachzusehen. Einige Ergänzungen finden sich in meinem Buche: „Aus dem Kaukasus." Ich möchte hier nur eine Frage beantworten, die dort nicht berührt ist und die mir oft vorgelegt wurde. Es handelt sich darum, ob die Chewsuren nicht Nachkommen der Kreuzfahrer sind, da sie in ihrem Kostüm eingenähte Kreuze tragen. Geschichtliche Daten beweisen, daß die Grusiner (Georgier) wirklich an den Kreuzzügen teilgenommen haben, also auch der kleine, zu ihnen gehörige Stamm der Chewsuren, und zwar nicht bloß auf christlicher Seite, sondern ein Teil bildete auch die Leibgarde der Sultane oder Chalifen, die sie notorisch schon viel früher auf ihren Eroberungszügen begleitet haben. Das ist die kurze und bündige Antwort auf jene Frage.

Von den Chewsuren zog R. über den 12200′ hohen Azunta-Paß in das Land der Tuschen (ebenfalls Verwandte der Georgier), um die dortigen

Alpen nach Flora und Fauna zu studieren. In den tuschinischen Alpen erhebt sich der Tebulos bis zu 14700′ (also höher als der Montblanc). Der Kwavlos-mta wurde erstiegen, und einer der Gletscher in 10400′ von Radde abgezeichnet. Bei den Tuschen ist alles schwarz: das Gestein (Tafelschiefer), die Kleidung und die aus schwarzem Schiefer ohne Mörtel gebauten und innen verräucherten Wohnungen ohne Schornstein. Nur wenige Wohlhabende haben bessere Häuser. Die Aufnahme war gut, man genoß tuschinisches Bier; in den Gärten wuchsen Kartoffeln und Tabak. Die Tuschen beschäftigen sich hauptsächlich mit Viehzucht, große Schafherden weiden auf saftigen Alpenwiesen.

Eine längere Pause trat in Raddes Reisen ein in den Jahren 1877—79. Das bis dahin angesammelte Material mußte bearbeitet werden. Dafür war die Stille von Borschom geeignet. Überhaupt sind die meisten Werke Raddes hier entstanden, zuerst in seiner eigenen Villa, später in Likani, wo er ganze Sommer, aller Sorgen um das tägliche Brot enthoben, bei seinem hohen Gönner und Freund, dem Großfürsten Nikolai Michailowitsch zubrachte. Auch die „Ornis caucasica“ wurde vorbereitet. Da aber noch viel Material fehlte, wurde von Nov. 1879 bis Aug. 1880 die dritte Reise nach Talysch, nach Gilan und weiter nach Hochpersien und zum Savelan unternommen. Die reiche Ausbeute bestand aus nicht weniger als 3000 Bälgen. Zurückgekehrt hatte er das Glück, in Beziehungen zu dem jungen Großfürsten Nikolai Michailowitsch zu treten, was wir aus einem Briefe ersehen. Er schreibt: „1000 Exemplare von meiner Sammlung gehören dem Großfürsten N. M., welcher die Reise und die Expedition reichlich unterstützt, 300 wird Kronprinz Rudolf von Oesterreich erhalten. Alles andere ist Eigentum des Museums.“ Nach langer beschwerlicher Reise im Wagen (damals existierte die Eisenbahn noch nicht) kam man durch die endlose Steppe, die trotz des Winters im üppigsten Grün prangte, nach Lenkoran. Mit großer Begeisterung schildert der Forscher das landschaftliche Bild der Süßwasserniederung. „Überall viel klares Wasser; im Hintergrund sah man deutlich in allen Höhenlinien die Talyscher Gebirge, deren Gipfel weit südwärts schneegekrönt dastanden. Im Vordergrund noch sommergrüne Weiden und weiter vom Wege fort die äußerst vorgerückten Eichen, welche noch das rotbraune Herbstlaub hielten. Dazu die ganze Ebene ungemein belebt, Tausende und Abertausende von Staren, Vögel, welche im Sommer das weite Wolgatal beleben, tummelten sich hier auf den Wiesen und namentlich da, wo das Vieh ging. . . Nicht minder häufig waren die Kibitze in ihren Winterquartieren. . . Fernab vom Wege, an Kanälen, stehen die grauen Reiher, während die großen weißen nnd auch die Garzetten zu dieser Jahreszeit die alten Brachen und Buriane besuchen und dort vorwaltend Insekten sammeln. Das Wetter wurde immer wonniger, die Gegend immer lieblicher. Schmäler und schmäler wurde der Streifen der Niederung, näher

und näher traten sich Meer und Gebirge. Bei dem Molokanerdorf Nikolajewka ändert sich mit dem Boden auch die ihn begleitende Pflanzenwelt. Wir sind nun hart am Meer, an dem Beginn des großen Kyzyl-agatsch Busens, welcher ebensowohl das Eldorado für jegliches Wassergeflügel, angefangen vom Schwan und Pelikan bis zum Zwergtaucher und Pygmäenkormoran, als auch deshalb das Eldorado der Jäger ist. Hier überwintern die Flamingos auf Muschelbänken im flachen Wasser, weil es ihnen an der untern Wolga zu kalt ist. Hier schlägt der Würgfalke in der Luft die feiste Stockente und wagt sich gelegentlich sogar an die Zwerggans; hier kreisen nach gehaltener Mahlzeit die alten weißschwänzigen Seeadler ganz so in den Schraubenlinien, als seien sie Edle ihres Geschlechts. Die Straße führt zuletzt auf dem festen Sand-Muschelboden der niedrigen Zwergdünen, links unmittelbar das Meer, rechts die als „Mortsy" sich hinziehenden Rohrsümpfe mit offenen Wasserbänken. . . In den an Arten nicht reichen Wäldern wuchern Smilax excelsa und andere Schlinger noch üppiger als im kolchischen Tiefland. Das Ganze macht einen wilden, unheimlichen Eindruck. Diese Gebiete liebt der Königstiger, wenn er seine Djongeln verläßt, um dem Eber in das Hochrohr der „Mortsy" zu folgen." — Radde und seine Begleiter exkursierten in den Steppen und in den Wäldern des Gebirgs und auf einigen nahen Inseln. Im großen und ganzen macht sich hier in Flora und Fauna schon vielfach der Übergang zu asiatischen Typen geltend. Der Reisende schildert auch einen Aufenthalt in dem stattlichen persischen Schlößchen des Talyscher Chans, in dessen Räumlichkeiten sich, allerdings wenig harmonisch, Orient und Occident vereinigten und wo beim Mahle den Reisenden Persien auf kulinarischem Gebiete in voller Reinheit, Eigenart und exquisiter Eleganz entgegentrat. „Nimmt man das alles zusammen," sagt er, „Landschaft, persischen Saal, Plov und weißen Kognak, unsere faulenzende Lage auf schönen Teppichen, den schönen blauen Himmel oben, die beschauliche Ruhe in uns, den nach Tisch folgenden Keif mit der Kalianpfeife, so gewinnt man im Genuß aller dieser Einzelheiten den Orient sehr lieb und beginnt in Bezug auf das äußere Wohlleben daran zu zweifeln, ob der Occident mehr davon biete. . . ." Fast noch wohler muß es ihm gewesen sein, als er später in die weiter südlich gelegene Waldzone kam und Gelegenheit hatte, *in* den, besser gesagt, *auf* den „Lams" d. i. zweistöckigen, luftig gehaltenen Sommerbauten ohne Wände auszuruhen. Fast ganz entkleidet schwelgte er da mitten im Grün hoch über den Ausdünstungen des Bodens und verschont vom lästigen Schnackenschwarme in der freien, lichtbewegten Luft. Interessant war der beschwerliche Ausflug nach Ardebil und zum Savalan, wo Radde mit den jetzt so viel genannten räuberischen Nomaden, den Schachsewenen, in Berührung kam. Die Reise schloß mit einer Exkursion nach Enseli und Rescht ab.

In Erwartung des V. archäologischen Kongresses im Herbste 1881, in dessen „vorbereitendes Komitee" R. zum Präsidenten gewählt worden war, hatte dieser keine Ruhe mehr. Er wollte das, „was das geistige, speziell wissenschaftliche Leben bis dahin in Tiflis geschaffen, in anständiger Form repräsentieren." Denn jetzt sollten die Vertreter desselben, vor allem in der Person des Museumsdirektors, zum erstenmal vor einer strengen und vielseitigen Kritik sich zeigen. Das legte nach R.'s Meinung der Regierung die Pflicht auf, die beiden von ihr ins Leben gerufenen Institute, das Museum und die öffentliche Bibliothek, kräftig zu fördern und in erster Reihe die nötigen Räumlichkeiten zu schaffen, in welchen dann alles, was die Wissenschaften an Objekt und Buch in Transkaukasien förderte, unter dem gemeinsamen Dach dieser beiden Institute untergebracht werden sollte. Es wurden auch für das Museum 45000 Rubel, für die Bibliothek leider nichts bewilligt. Nach neun Monaten war der zweite Stock fertig; im Treppenhaus wurden von Maler Simm aus München die Wandflächen mit Bildern aus der kaukasischen Mythologie und Geschichte geschmückt und das Museum selbst mit großem Geschmack eingerichtet. In reichen Sammlungen waren vertreten die Geologie, die Zoologie, die Botanik, die Ethnographie und die Archäologie. Mit ganz besonderem Geschick und Geschmack und viel künstlerischem Sinn waren Tiere und Menschengruppen aufgestellt, so daß man sich ein lebhaftes Bild machen konnte von deren Leben in der Natur. Alles war so gelungen, daß F. P. Köppen in einer besondern Broschüre das kompetente Urteil fällt: „Das kaukasische Museum ist in seiner Art vielleicht das einzige in der Welt."

Damit waren auch die Koryphäen der Wissenschaft, die sich am 8. Septbr. 1881 und an den folgenden Tagen zum Kongreß versammelt hatten, völlig einverstanden und R. konnte sich seines Werks nach Verdienst freuen.

Die nächsten Jahre waren teils wissenschaftlichen Arbeiten, teils dem Besuche von Kongressen gewidmet. Beim internationalen ornithologischen Kongreß in Wien 1884 wurde R. zum Präsidenten gewählt. Der damalige Kronprinz Rudolf nahm ihn wie einen Freund bei sich auf und erwies ihm große Ehren. Voll Dankbarkeit und mit inniger Wehmut hat der Forscher oftmals des unglücklichen Fürsten gedacht. Nach der Rückkehr vom botanischen Kongreß in St. Petersburg wurde die Ornis caucasica, d. i. die Vogelwelt des Kaukasus systematisch und biologisch-geographisch beschrieben, beendigt.

Im Juni 1886 lenkte R. seine Schritte zu den daghestanischen Hochalpen, um auch hier die äußersten Verbreitungsgrenzen in der Vertikale für höher organisierte Wesen, gleichviel, ob Pflanze oder Tier, zu ermitteln. Das Daghestan war damals noch eine terra incognita, namentlich was die höheren Regionen anbelangt. Nach verschiedenen Kreuz- und Querzügen

am Südabhang des Großen Kaukasus ging R. über mehrere Pässe von S. nach N. und umgekehrt. Einer der verhältnismäßig bequemen Pässe ist der Salavat, der zum Samur und nach Achty führt, ein anderer, sehr steiler liegt im Osten des Basar-Düsi (14728'). Von dort erreicht man das im W. des Berges gelegene, höchste Dorf des Kaukasus, Kurusch (8000'). Um den Basar-Düsi gruppieren sich Schalbus, Schach-Dagh und Tpfan. Von Kurusch ging's hinab zum Samur, dann über mehrere Pässe und über Kumuch nach der berühmten Bergfeste Schamyls. Sie ist noch mit Mauern umgeben, hat aber keine strategische Bedeutung mehr. Auf dem obern Plateau des Gneil steht in einem Birkenwäldchen ein Pavillon an der Stelle, wo der berühmte Imam sich dem Fürsten Barjatinsky ergeben hat; nicht weit davon liegen die Ruinen des Auls, der Schamyl die letzte Zuflucht gewährte. Nachdem Radde noch Chunsach besucht hatte, eilte er wegen eingetretenen Regenwetters in Parforcetouren zurück nach Tiflis.

Im Jahre 1886 erhielt R. den Allerhöchsten Befehl, eine gelehrte Expedition nach Transkaspien und in das nördliche Chorasan auszurüsten. Ihn begleiteten ein Zoologe, ein Geologe und ein Präparand. Nachdem der schneidige „weiße" General Skobelew mit der Erstürmung von Geok-tepe den Widerstand der Teke-Turkmenen gebrochen und 1884 sich die Turkmenen der Merwer-Oase freiwillig unterworfen hatten, waren in Transkaspien die Wege für die Forschung geöffnet. Ausführliches über diese Reise zu geben, erlaubt mir der Raum nicht. Das mitgebrachte Material war fast zu überwältigend und ist leider außer der Zoologie nicht verarbeitet worden. Radde hat dann später, im Jahr 1898, in Petermanns Mitteilungen (Ergänzungsheft 126) eine gesonderte Darstellung seiner physikalisch-geographischen Beobachtungen und der Marschroute gegeben.

Wäre es Radde vergönnt gewesen, den zweiten Teil seines Lebenslaufes und seines an wissenschaftlicher Arbeit so reichen Lebens zu schreiben, so hätte er gewiß dem Andenken seines Freundes Bergé, der ihm von Anfang an in Freud und Leid, bei so mancher Unternehmung und Arbeit beigestanden, einen tiefgefühlten warmen Nachruf gewidmet. Der treue Freund verschied, als der Forscher in Transkaspien abwesend war. Radde hat ihm später mit Hilfe von hohen Gönnern und Freunden im Gärtchen des Museums ein Denkmal gesetzt. Dort steht die überlebensgroße bronzene Büste Adolf Petrowitsch's in vorzüglicher Ausführung auf hohem Postament.

Nach der transkaspischen Reise trat eine vierjährige Pause in den Wanderungen ein. In diesen Zeitraum fiel für den Forscher ein seltenes und freudiges Ereignis. Eine hohe Ehrung, die Verleihung der goldenen Medaille von seiten der Londoner Königlichen Geographischen Gesellschaft bewies, wie hoch man seine Verdienste auch im Ausland schätzte. Um die Medaille persönlich zu empfangen, reiste er nach London. Durch einen glücklichen Zufall ist mir in russischer Sprache die Rede in die Hände ge-

fallen, die R. damals in der feierlichen Versammlung der gelehrten Gesellschaft gehalten. Ich gebe den Anfang und Schluß im annähernden Wortlaut:

„Herr Präsident! Verehrte Herren und Damen!

. . . Der heutige Tag ist für mich ein Festtag, welcher die bescheidene Arbeit meiner vierzigjährigen Reisen feierlich krönt." (Es folgt nun ein kurzer Lebenslauf und gedrängte Übersicht über seine Reisen und seine literarische Tätigkeit.) Der Schluß ist dann folgender:

„Meine Herren! Alle meine Arbeiten, speziell auf dem Gebiete der Geographie und ihrer Hilfswissenschaften, haben Sie einer eingehenden Kritik unterworfen. Sie haben meine Werke würdig befunden. Die heute mir erwiesene Ehre ist der Ausdruck Ihres Urteils und für mich der höchste und beste Lohn.

Jetzt, da mein Haupt grau geworden und körperliche Gebrechen oft das Herannahen des Alters merken lassen, jetzt, da ich schon nicht mehr, unbekümmert um mein leibliches Wohl, große Steppen und Wüsten durchschreiten kann, jetzt, da der Fuß nicht mehr so fest hinzutreten vermag auf die chaotischen Felsenmassen hoch über dem Rande der Gletscher oder auf die steilen Wände der erloschenen Vulkane — jetzt ist die Zeit gekommen, allmählich die Summe aus meinem Leben zu ziehen.

Große Reichtümer habe ich im Leben erworben, freilich nicht äußerliche, irdische, sondern innere, geistige. Geist und Gemüt sind nicht alt geworden, ebensowenig das treue Gedächtnis und der Zauber der Phantasie. In den Stunden der Begeisterung schwelge ich in meinen Erinnerungen, versetze mich in die Einsamkeit der majestätischen Berge, in die unheimliche Stille des sibirischen Waldes, auf die hochgehenden Wogen des schäumenden Meeres oder in den Schatten des herrlichen Nußbaums in Kolchis.

Bild reiht sich an Bild ohn' Ende. Alle sind sie reich, ungemein reich ausgestattet. Im geräuschvollen Treiben der Großstädte habe ich nicht selten den Mächtigen und Hohen der Erde von meinen Reisen erzählt.

Ich habe in reichen Prunkgemächern geschlafen, habe viel Gold und Schätze und erdrückenden Überfluß gesehen. Aber ich habe mich auch oftmals begnügt mit dem einfachsten Nachtlager, auf harter Erde, den Sattel unter dem Kopf anstatt des Kissens, in der engen Jurte, wo der Schamane beim lodernden Feuer seine Gebete sprach und die arme Tunguſin ihren letzten Seufzer aushauchte.

Dieser reiche Schatz der Erinnerungen wird mir bleiben und nicht verloren gehen. An und für sich hat er freilich keinen Wert. Nur ein einziger Agent ist geneigt, dieses Kapital zu versichern, und er tut es gern ohne Entgelt. Dieser Agent ist der Dank, von welchem alles Erlebte durchdrungen und durchleuchtet sein soll.

Verehrte Herren! Diesen Dank Ihnen auszusprechen ist für mich nicht nur Bedürfnis und Pflicht, sondern auch der größte Genuß. Die

menschliche Vernunft kann viel Herrliches schaffen, aber die Seele muß allem die Krone aufsetzen! Und so danke ich Ihnen, meine Herren, in dieser feierlichen Stunde von ganzem Herzen und von ganzer Seele!"

* * *

Unter denjenigen Gegenden des Kaukasus, welche R. noch nicht erforscht hatte, war auch Karabagh, die östlichste, mächtigste Vorstufe von Hocharmenien, das Land zwischen Araxes und Kura, welches vom 64. Meridian (Ferro) durchschnitten wird. Es stellt in seinem westlichen Anschluß an die mittlere Araxesstufe ein stark zerrissenes Gebirgsland dar mit einem hohen, kahlen, von N.W. nach S.O. gestreckten, vulkanischen Zentralplateau und läuft in seinen östlichen Verflachungen allmählich in öde Steppen aus, welche ehedem vom Kaspischen Meer bedeckt waren. Als Verwaltungskomplex nimmt Karabagh den größten Teil des Gouvernements Elisabethpol ein. Die größte Stadt ist das in 4379' ü. d. M. liegende Schuscha mit 37500 Einw. Daß Flora und Fauna in einem Gebiet, das von 0' bis zu 10000 und mehr Fuß ansteigt, große Mannigfaltigkeit bieten, ist einleuchtend. Die Züge der ins Gebirge auf die Hochweiden wandernden Nomaden (Tataren) bieten dem Maler für seine Mappe ein reiches, farbenprächtiges Material. Der Zoologe dagegen hat hier gute Gelegenheit, sich die Haustiere anzusehen. Dabei wird er die Überzeugung gewinnen, daß einigermaßen gute Rassentypen bei den kaukasischen Haustieren ebenso selten sind, wie bei den Menschen. Rein hat sich eigentlich nur der „vorweltliche" Büffel erhalten. Das Rind ist schlecht genährt und entartet. Das leichtfüßige, elegant gebaute und zierliche Karabagher Pferd, dem arabisches Blut einwohnt, mit seiner typisch glänzenden Goldfarbe ist bereits eine Seltenheit geworden. Die Schafe, meist Fettschwänze, sind rotbraun, selten schwarz, die Ziegen dagegen haben alle diese Farbe. Kamele und Dromedare wandern, förmlich eingepackt in Filzdecken, zu den alpinen Wiesen, welche ihnen der Kälte wegen wenig behagen. Wirklich untadelhaft typisch sind nur die bösen Hunde, mit Ausnahme der schwarzen Schnauze von der Farbe des Wolfs, nicht nur für Wölfe, sondern auch für Menschen ungemein gefährliche Bestien. Ohne in die Details der Reiseroute einzugehen, bemerke ich hier nur, daß die zwei Monate dauernde Exkursion für die Geologie 300, für die Botanik 9000 Nummern in mehr als 6000 Exemplaren brachte.

Ein Befehl aus Petersburg, der Radde ungemein beglückte, machte der Reise ein Ende. Der Forscher sollte die Großfürsten Alexander und Sfergei Michailowitsch auf der Jacht Tamara in den indischen Ozean begleiten. Sein langjähriger heißer Wunsch war so in Erfüllung gegangen, er sollte die Wunder der Tropenwelt mit eigenen Augen schauen und zwar unter Verhältnissen, wie er sie sich selbst im Traume nicht schöner ausmalen

konnte. Und wenn in dem regen poetischen Geist die Märchen von tausend und einer Nacht auftauchten, so wurden diese Phantasien noch übertroffen durch die Wirklichkeit. Keine Feder ist imstande, kein Pinsel des Malers hat Farbe und Mache genug, zu beschreiben, was hier das empfängliche Auge Raddes gesehen. Zeigten die berühmten botanischen Gärten von Peradenya auf Ceylon und Buitenzorg auf Batavia die ungemein üppige, mächtige und farbenprächtige Pflanzenwelt der Tropen, so zogen bei der Jagd in den Akaziendschungeln bei Hambantota (Ceylon) die tropischen Repräsentanten der Tierwelt an den erstaunten Augen des Kenners vorüber. Neun Elefanten, fünf Wildbüffel, acht Krokodile, vierzig Affen, zahlreiche Axis und andere Hirsche, allerlei Vögel, auch Wildpfauen kamen zur Strecke. Bei dem Empfang bei den Radscha's und Sultanen wurde die ganze glänzende, märchenhafte Pracht des Orients entfaltet. Und all die großartigen Schaustellungen wurden wiederholt, als kurz nach den Großfürsten auch der Thronfolger, der jetzige Kaiser Nikolaus, eintraf. Nach verschiedenen Elefanten- und Tigerjagden wurde eine Extratour zum Himalaya angetreten. Leider war die Aussicht von Darjiling durch Nebel beeinträchtigt. Zurückgekehrt kam man gerade zum großen Frühlingsreinigungsfest in Benares, wo Tausende von Hindus, gekleidet in dünne, in Anilin getauchte Gewänder, Gesicht und Brust mit rotem Pulver bestreut, in die blauen Fluten des heiligen Stromes hinabstiegen. Die Ruinenfelder von Delhi legten Zeugnis ab von verschwundener märchenhafter Pracht. So brachte jeder Tag neue, ungewöhnliche Bilder und Eindrücke. Aber zu bald fand die „ideale Reise" ein Ende durch das Trauertelegramm von dem Tode der erlauchten Großfürstin Olga Feodorowna, der Mutter der hohen Reisenden. Die ganze Reise hat später Radde beschrieben in dem reich illustrierten (russischen) Buche: 23000 Meilen auf der Jacht „Tamara".

Die großartigen Eindrücke und das Wohlleben der indischen Reise hatten bei dem Forscher das Interesse für den Kaukasus nicht abgeschwächt. Nach Bearbeitung und Beschreibung des gewaltigen mitgebrachten Materials wurden die Forschungen im Kaukasus fortgesetzt, wo so manches Gebiet noch nicht besucht war. Freilich mußten in den „alten Tagen" nun schon Gegenden gewählt werden, die leichter zugänglich waren. Die Exkursion des Jahres 1893 umfaßte das gesamte kaukasische Ostgestade des Pontus und die angrenzenden Tiefländer, auch umging Radde das N. W. Ende des Gebirgs und gelangte dann vom Nordfuß, von den Quellen der Laba, durch das Gebiet der Auerochsen zu den Quellen der Mzymta und am Südabhang des Gebirges wieder zum Meer. Später wurde noch ein Ausflug in das Quelland des Adscharis-ts'chali, eines östlichen Zuflusses des Tschoroch, gemacht. Veranlaßt durch die Professoren Engler und Drude, für ihr Werk „Die Vegetation der Erde" die Schilderung der Kaukasusländer zu übernehmen, wendete R. auf dieser Reise sein Hauptaugenmerk der Pflanzen-

welt zu. Den gleichen Zweck verfolgte er im nächsten Jahre bei der Reise an den Nordfuß des Daghestan. Dieses Gebiet ist von dem Ostufer des Pontus in seiner Natur gänzlich verschieden. Dort im N. O. steht der Nordfuß des Gebirges mit dem vorgelagerten weiten pontisch-kaspischen Tiefland in ununterbrochenem Zusammenhang mit dem europäischen Kontinent, ist bedeckt von einer trockenen Atmosphäre mit den Hauptbewegungen nach N. O. Am Pontus dagegen haben wir eine schmale Uferzone am Meer, Sümpfe, wenig freies Land, rasch ansteigende Höhen mit üppigen Wäldern, überreich gesättigt mit Wasserdämpfen durch die aus S. W. und W. kommenden Luftströmungen. Diese großen Kontraste gleichen sich erst im Gebirge und namentlich in den höheren Regionen aus. Dort treffen wir in der organischen Schöpfung schon manche Parallelerscheinungen, die in den alpinen und hochalpinen Regionen zum vollsten Ausdruck kommen, nur mit dem Unterschied, daß an der Nordseite, namentlich nach Osten, mit der Schneelinie auch die alpinen und Kulturpflanzen höher hinaufrücken. Während dieser Reise war R. schon lange nicht mehr so mobil, wie früher, so daß die schwierigeren Seitenexkursionen von seinem Begleiter, Herrn König, einem tüchtigen Zoologen und Botaniker, ausgeführt wurden. Jedenfalls konnten die Reisenden mit der Ausbeute zufrieden sein. Sie brachten 700—800 Arten von Pflanzen in ca. 10000 Exemplaren und nicht weniger als 400 Exemplare Fische mit.

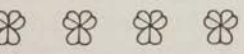
Im Jahre 1895 begleitete R. den brustkranken Großfürsten Thronfolger auf einer dreimonatlichen Reise im Mittelmeer, wobei Korfu und Algier berührt wurden. Zwei Jahre später war es ihm dann vergönnt, seine Kenntnisse von Nord- und Nordwestafrika im Gefolge desselben hohen Herrn zu vervollständigen. Man besichtigte Catania, Tunis, Algier und auf dem Heimwege Palermo. In Afrika war man bis an den Rand der Wüste, bis Biskra vorgedrungen, wohin die Eisenbahn führt.

Die letzten Lebensjahre Raddes zeichnen sich durch eine ganz besonders rege literarische Tätigkeit aus. Es war, als ob er fühlte, daß es ihm nicht bestimmt sei, noch lange zu leben. Wohl sprach er manchmal davon, daß er sich vom Amt zurückziehen wolle. Aber es fiel ihm doch schwer, sich von seinem Lieblingskind, dem kaukasischen Museum, zu trennen; auch harrte so manches Werk noch seiner Vollendung. Neben einer ausgiebigen, gelehrten und geschäftlichen Korrespondenz und der Herausgabe der Kataloge der Sammlungen des kaukasischen Museums nahmen die Vorbereitungen zur Pariser Ausstellung seit 1899 viel Zeit und Mühe in Anspruch. Zur Eröffnung zog er selbst dahin und unterhielt dort lebhaften Verkehr mit hervorragenden Gelehrten und besuchte die Sitzungen verschiedener gelehrten Gesellschaften und Kongresse. Die kaukasische Abteilung fand viel Beifall und erhielt 60 Prämien. Das Museum und sein Direktor wurden durch goldene Medaillen ausgezeichnet. 1902 erlebte R. noch das Erscheinen des

von der Gräfin Uwarow auf seine Bitte bearbeiteten 5. Bandes des Museum caucasicum, der die Beschreibung der archäologischen Sammlungen enthielt. Im 4. Band wollte der Forscher selbst die Ethnographie behandeln und reich illustrieren. Er hat aber diese schwierige Arbeit, die die Kraft eines einzigen Mannes überschreitet, nicht begonnen, wenigstens hat sich in seinem Nachlaß kein Material dazu vorgefunden.

In den letzten Monaten vor seinem Tode meist ans Bett gefesselt, arbeitete R. noch eifrig am ersten Teil seiner Biographie, die den 6. Band des Museum caucasicum ausfüllen sollte, mit besonderer Berücksichtigung seines Schaffens im Kaukasus und der Entwicklung des Museums. Er hat sie nur bis zur Ankunft in Tiflis fertig gebracht, und der Schreiber dieses Aufsatzes mußte den zweiten Teil übernehmen. Wie weit mir diese schwere Aufgabe gelungen, mag die nachsichtige Kritik zeigen. Radde's sterbliche Überrechte sind in Likani, dem idyllischen Gute seines hohen Gönners und Freundes, des Großfürsten Nikolai Michailowitsch, beigesetzt. Noch bei Lebzeiten hatte er sich auf einer kleinen Anhöhe mitten im Föhrenwald ein hübsches poetisches Plätzchen zur letzten Ruhe ausgewählt und die Inschrift des Denksteins aufgeschrieben. Sie lautet:

Hier ruht ein Müder,
Gustav Iwanowitsch Radde.
Der Tod hat für mich keine Schrecken,
Er ist der Bruder des Schlafs.



Nachdruck verboten.

Diakonus Kaufung.

Erinnerungen an einen Freund von Herm. Anders Krüger. (Hannover).

(Schluß).

Seit Kaufung Geistlicher geworden war und ich der Gottesgelahrtheit aus inneren und äußeren Gründen Valet gesagt hatte, ließ unser Briefverkehr mehr und mehr nach, da die alten Berührungspunkte schwanden und kein persönliches Wiedersehen neue geben konnte. So verloren wir uns völlig aus den Augen.

Eines Tages besuchte mich jedoch der blonde Rex, der auch brüderischer Theologe geworden war und gerade eine militärische Übung in meiner Universitätsstadt zu absolvieren hatte.

Wir tauschten alte Erinnerungen aus, und ich fragte natürlich auch nach Kaufung.

„Der arme Kerl," meinte Rex stockend, „der ist jetzt in einer Kaltwasserheilanstalt."

„Na nu —" platzte ich heraus, „hängt das wieder mit seinen Nerven zusammen?"

„Hm, ja, ich glaube wohl. Ob es da im Fichtelgebirge gerade besser werden wird, bezweifle ich übrigens, denn er gibt noch nebenbei Unterricht in einer Dorfschule — eine kärgliche Existenz."

„Unterricht nebenher, so ein Unsinn!" erwiderte ich. „Kann denn eure Behörde den Mann nicht unterhalten, wenn er in ihrem Dienste sich abgearbeitet hat? Lumperei!"

„Ja, erlaube mal, Julius, weißt du denn nicht, daß Kaufung nicht mehr bei uns ist?"

„Was — ausgetreten? Also doch noch, hab' mir's wohl gedacht, daß es ihm auf die Dauer nicht bei euch behagen würde."

Rex schwieg eine kurze Weile, dann sagte er: „Leider ist er nicht ganz freiwillig gegangen, er mußte entlassen werden, er wollte es so — und eigentlich nur wegen einer fast lächerlichen Kinderei."

Ich sprang auf. Das hatte ich nicht erwartet. „Was, Kaufung — gegangen worden — Mensch, erzähle — erzähle mir alles haarklein. Du weißt, der arme Kerl ist mein Freund, es interessiert mich von Herzen. Mag die Sache sein, wie sie will, ich muß es wissen."

„Nun gut, dir kann ich ja ruhig klaren Wein einschenken, da du Kaufungs sonderbare Art am ersten verstehen wirst. Also die Geschichte war so. Er war, wie du wissen wirst, Diakonus in Güttenfelde, war dort sehr beliebt, famoser Prediger, auch sonst sehr tätig. So gründete er zum Beispiel einen Gesangverein in dem sonst ja stillen und ungeselligen Nest."

„Na, das ist zunächst noch kein Verbrechen, oder fanden die lieben Brüder darin schon wieder etwas?"

„Gewiß nicht, im Gegenteil, man war ganz dankbar für die Anregung. Ich glaube auch, niemand würde ihm verübelt haben, wenn er in diesem Verein eine der jungen Damen angeschwärmt und sich heimlich verlobt hätte. Gar so spießig ist man bei uns in der Brüdergemeine auch nicht mehr. Tempi passati! Aber du weißt, das Naheliegende lockte Kaufung nie. Also — was tut er? Als er seinen erkrankten Prediger beim Religionsunterricht in der Güttenfelder höheren Töchterschule zu vertreten hatte, verliebt er sich Hals über Kopf in eines dieser halbwüchsigen Mädels. Das Mädel — ich hab' es mal flüchtig gesehen: so ungefähr Genre Dora — schlank, brünett, offene Haare, bißchen englischer Typ, — fühlte sich ungemein geschmeichelt, machte ihm wohl auch Avancen — nichts lockt bekanntlich die jungen Weiber mehr als ein Geschorener oder in diesem Falle Halbgeschorener. Ich weiß es aus Erfahrung, bin aber zum Glück fischblütiger veranlagt wie unser armer Heißsporn Kaufung. Selbstverständlich entspann sich nun eine Serie von sehr gewagten Rendezvous und die übliche kleine Correspondence d'amour, zu deren Postillon sich Kaufung, um seine Torheit zu vollenden, einen seiner Schulbengel aussucht. Der Lümmel wird eines Tages frech, bezieht eine Ohrfeige und schwatzt nun aus Rache die ganze Sache aus. Natürlich ein Riesenskandal, wie das bei uns kaum anders geht, und Kaufung, der ja schon von früher her etwas auf dem Kerbholz hatte, wird gehörig vorgenommen von der Behörde und einstweilen vom Amte suspendiert."

„Und wegen dieser Lappalie habt ihr den Mann ins Unglück gebracht —" warf ich empört ein.

„Nein, doch nicht," entgegnete Rex mit aller Ruhe, „Nachsicht und Nächstenliebe sind nicht gerade unsere schwächsten Seiten in der Brüder-

gemeine. Man gab Kaufung Bedenkzeit, schlug ihm vor, als Vikar in die Diaspora zu gehen — aber es war umsonst, er blieb trotzig auf seinem Satz: man solle ihn nur rausschmeißen, er passe doch nicht in die Gemeine und hätte schon früher gehen sollen."

„Damit hatte er recht," unterbrach ich Rex.

„Kann sein," erwiderte dieser, mit den Achseln zuckend; „man gab sich auch weiter keine Mühe, ihn zu halten, und entließ ihn, da er selbst nicht austrat."

„Weiß schon warum — seine alte Marotte wegen der Stipendien."

„Glaub's auch, aber unklug war es doch; denn wer stellt einen entlassenen Diakonus an, noch dazu unter solchen Umständen? Bei einer Entlassung glaubt jeder nach dem Grunde fragen zu müssen, bei einem Austritt schweigt man, meistens wenigstens."

„Hast leider recht — aber wann hätte Kaufung je nach den Grundsätzen der Klugheit gehandelt! Und nun schulmeistert er im Fichtelgebirge."

„Ja, Aushilfsdienst, ein paar Privatstunden — ein schweres Dasein."

„Und du meinst, es ließe sich nichts für ihn tun?"

„O warum nicht, verbrochen hat Kaufung nichts. Wer regt sich in der großen Welt darüber auf, wenn ein junger Geistlicher sich in eine seiner Schülerinnen verliebt! Es gibt vielleicht Verhältnisse, in denen ihm das zum schätzenswerten Nimbus dienen könnte."

„Kommt sehr darauf an, Rex. War denn die Sache wirklich ernsthaft? Und was ist aus dem Backfisch geworden?"

„Kaufung ist es sicher sehr ernst gewesen mit dieser Liebelei, denn er soll bald darauf um die Kleine bei den Eltern angehalten haben, natürlich ohne Erfolg."

„Glaub' ich wohl. Wie alt war die Kröte eigentlich?"

„Immerhin doch schon fünfzehn, sechzehn Jahre."

„Und die Eltern?"

„Redakteur war der Alte, ein ganz vermöglicher Herr, der wollte aber natürlich keinen entlassenen Geistlichen und erst recht keinen Dorfschulmeister."

„Warum nur nicht, gerade aus solchen Leuten sind oft genug die tüchtigsten Leute geworden."

„Aber sehr oft auch nur Journalisten," warf Rex ironisch ein, „und Väter wollen stets mit ihren Kindern höher hinaus, als wie sie es selber gebracht haben."

„Wer weiß, ob der Alte nicht nachgäbe, wenn Kaufung tatsächlich Journalist würde! Das ist ein Gedanke — dazu eignet er sich vielleicht noch am ehesten — schreibt gut und leicht — Mensch, das ist vielleicht ein rettender Gedanke! Noch heute will ich ihm schreiben. Hast du seine Adresse?"

Rex verneinte, wollte sie mir aber bald verschaffen. Damit trennten wir uns.

Wenige Tage darauf erhielt ich auch die Adresse mit einem kurzen liebenswürdigen Schreiben meines alten Direktors, in dem er mir mitteilte, daß auch er sich die größte Mühe gegeben habe, Kaufung zum Einlenken zu bewegen, diesmal leider vergeblich; gern hätte er ihm wenigstens eine bessere Stelle verschafft, aber Kaufung scheine sich wieder einmal zu schämen, denn er schweige sich hartnäckig aus.

Schnell schrieb ich nun an Kaufung, erhielt aber ebenfalls keine Antwort. Er wollte also auch für mich verschollen sein.

* * *

Jahre vergingen, bis mir Rex zu meiner größten Überraschung mitteilte: Kaufung sei doch wieder Geistlicher geworden, und zwar sei er Vikar in einem Dorfe Räbnitz bei Jauer.

Bei Gelegenheit eines Kaisermanövers kam ich mit einem früheren Girdeiner Kameraden, einem Leutnant der Reserve Eisenkraut, in die Gegend von Jauer zu liegen.

Eines schönen Biwakabends schwatzten wir von alten Erinnerungen, und so beschlossen wir am nächsten Rasttag, Kaufung einmal aufzusuchen, der wahrscheinlich noch als Vikar tätig sein würde.

Eisenkraut hatte ehedem wie ich für Kaufung-Antigone geschwärmt, hatte ihn dann bei einem gelegentlichen Besuch in Gotteshaag auch als einsamen Dichter wiedergesehen und war jetzt durch mich über seine späteren Schicksale unterrichtet und aufs neue interessiert.

Eines schönen Septembermorgens fuhren wir also in einer leichten Bauernkalesche nach jenem Dorfe hinaus. Gegen Mittag langten wir an, spannten im Kretzscham aus und erkundigten uns nach dem Herrn Vikar Kaufung.

Die dickköpfigen Bauern schauten uns schmunzelnd an und gaben keine Antwort.

Eine alte Frau meinte, es sei kein Vikar mehr da.

Eisenkraut fragte natürlich weiter: „Wohin ist denn da der letzte Vikar gekommen?"

„Das war ja gar kein Vikar!"

„So, na was denn?"

„Das war ein Diakonus."

„Schön, gut, der Diakonus Kaufung jedenfalls; na, und was ist denn aus dem geworden?"

„O, der ist noch immer da!"

„Donnerwetter, wozu denn da die ganzen Umschweife? Also schön, wenn er noch da ist, wo wohnt er denn?"

Nun lachte auch dieses Weib so recht dummschlau und schwieg.

Ratlos standen wir da. Endlich rief einer der Umstehenden: „Gehen Sie nur mal zur Frau Paschtern, die weiß, wo der Kognakdiakonus steckt!"

Kognakdiakonus? Hatten wir richtig gehört? Wir sahen uns beide überrascht an, dann fragte Eisenkraut: „Warum heißt denn der Mann Kognakdiakonus?"

„Ja, Herr Leutnant, da müssen Sie ihn schon selber fragen. Er wird's Ihnen schon sagen. Er bleibt keinem die Antwort nicht schuldig. Nee, alles was recht ist. Der schlägt jeden aufs Maul, und wenn's die Frau Paschtern selber ist."

Wir merkten: mit Kaufung war irgend etwas nicht richtig, vielleicht hatte es mit den Pastorsleuten Streit gegeben. Um so unangenehmer erschien es uns darum, beim Pastor über Kaufung Erkundigungen einzuziehen, und so baten wir nochmals die Bauern dringend um Auskunft. Vergeblich.

Endlich trafen wir einen Briefträger, der uns Bescheid zuteil werden ließ. Kaufung wohnte im kleineren Nachbardorfe Unter-Räbnitz bei einem alten Schäfer.

Nach einer guten Viertelstunde standen wir vor dem Hause, hörten aber, daß der Herr Diakonus spazieren gegangen sei. Wahrscheinlich werde er jedoch bald wiederkommen, wir sollten also einstweilen nur eintreten.

Und so traten wir in ein niedriges kleinfenstriges Bauernzimmer, in dem es ungemein liederlich aussah.

In der einen Ecke ein breiter grüner Kachelofen, in der anderen ein nicht minder breites Bett mit blaugestreiften Federbetten ohne Staubdecke. Auf dem Tisch und auf den Stühlen lagen Stoffproben, Zigarrenkisten, Preiskurante und ähnliche Dinge herum, die eher auf einen Commis-Voyageur als auf einen Gelehrten oder gar Gottesgelehrten schließen ließen. Besonders auffallend war eine Unmenge Kistchen mit Probefläschchen.

Als ich eines von meinem Stuhle wegsetzte, sah ich die Firma einer nicht unbekannten Likörfabrik darauf glänzen.

Eine plötzliche Ahnung stieg in mir auf. Sollte Kaufung aus Verzweiflung Agent geworden sein? Eisenkraut zog ein paar der Fläschchen heraus, und siehe da — Kognak ohne und mit Sternchen.

„Aha", sagte er, „daher der fatale Name Kognakdiakonus; diese Bauern sind doch eine Rasselbande."

„Armer Kerl", meinte ich mitleidig, „er hat also wieder mit Nahrungssorgen zu kämpfen."

Eisenkraut brummte vor sich hin, als sei ihm die Sache etwas fatal, er war ein wenig uniformstolz. Endlich bemerkte er ironisch: „Hm — ein bißchen doll is es wohl auch, direkt von der Kanzel zum Kognak überzugehen."

„Lieber Eisenkraut", erwiderte ich, „es wird wohl eiserne Not gewesen sein, jeder will eben doch leben. Vom Stabsoffizier zum Weinreisenden oder Versicherungsagenten ist schließlich auch nicht viel besser."

„Vielleicht magst recht haben, Julius; ich halte das eine für ebenso verfehlt wie das andere. Jedenfalls geht man aber bei solchem auffälligen Berufswechsel in die Fremde und läßt sich nicht mit seinem Schnaps am selben oder am nächsten Orte nieder, an dem man noch eben das Kommando geführt oder gar das Wort Gottes verzapft hat."

Während ich den Worten Eisenkrauts nachdachte, ging mir plötzlich ein Licht auf. „Wie ich Kaufung kenne", sagte ich rasch, „so kann es sich hier nur um einen Akt seiner maßlosen Gereiztheit handeln. Er wollte wahrscheinlich den Leuten wieder mal in seiner Weise auftrumpfen. Außerdem — wer weiß, ob er nicht als neugebackener Agent geradezu auf Bekannte angewiesen ist."

„Na, die Bauern schienen ihm doch nicht sehr grün zu sein."

„Nein — allerdings nicht — aber —"

In diesem Augenblick trat Kaufung herein und begrüßte uns — keineswegs verlegen — eher mit überlauter Herzlichkeit und mit einer Flut von gequält witzigen Phrasen, zu denen er immer wieder selbst schallend lachte.

Eisenkraut und ich sahen uns währenddessen verwundert an.

War das unser alter glänzender Kaufung? Schon äußerlich in seiner Kleidung, seinen Gebärden wie verwahrlost, er, der sonst stets peinlich auf eine gewisse Form und Eleganz gehalten hatte — dazu sein Gesicht, aufgedunsen und rot, sein Blick unstet und lodernd, auch ein wohl nervöses Blinzeln hatte er sich angewöhnt; wir waren tief erschüttert über dieses Bild des Verfalls.

Ich faßte mich zuerst und ging scheinbar auf Kaufungs etwas schnoddrige Witze ein. Eisenkraut schien sich jedoch in seiner Uniform etwas zu genieren, vollends als Kaufung ihn im Ah-bäh-Jargon des Witzblattleutnants anzuöden begann.

Wir luden Kaufung ein, mit uns im Gasthof zu essen, aber er erklärte großartig: „Oho, hier seid ihr meine Gäste!“

Trotz unseres Sträubens ging er hinaus, um der Schäfersfrau einige Weisungen zu unserer Bewirtung zu geben, auf die das alte kiffige Weib nur mit höhnisch unverschämten Geldforderungen antwortete.

Wir verständigten uns schnell, daß wir auf keinen Fall dableiben wollten, und ich bat auch Eisenkraut nochmals dringend, um Gottes willen den armen Kaufung nicht zu reizen oder ihm gar etwas übelzunehmen.

Unser Freund kam wieder herein, und wir machten nunmehr aus, daß wir zusammen im Gasthof essen wollten.

Kaufung schien es plötzlich weniger schwer zu nehmen. Er meinte nur leichthin: „Kinder, ihr seht ja, wie es bei mir ist. Auf euren Besuch war ich nichts weniger als vorbereitet. Aber irgend etwas muß ich euch doch anbieten. Stoff habe ich nicht, Bier ist rar und schlecht — ländlich, schändlich — aber wartet mal — halt hier — wozu sind wir denn beim Kognakdiakonus!“

Er nahm eines der Probekistchen auf und reichte jedem von uns eine kleine Flasche, auf der drei Sterne protzig prangten.

Zögernd nahmen wir sie.

„So“, fuhr er fort, „bedienen sich die Herren Feldmarschälle nur selbst, Gläser gibt's nämlich nicht, Korkzieher auch nicht — also Biwakstil — Hälse brechen!“

Er riß Eisenkraut den Säbel aus der Scheide und köpfte eines der Fläschchen. Natürlich ging es in Scherben, und der Inhalt ergoß sich in die Stube.

Eisenkraut holte schnell einen Korkzieher aus der Tasche und öffnete die Flaschen, die uns Kaufung nochmals mit schwungvoller Geste kredenzte, indem er sagte: „So — nun bitte — kann der Guß beginnen, feine Nummer: es schienen so golden die Sterne — im Bau des Diakonus — zwei Freunde kamen von ferne — zum Kognak-Schlemmergenuß — notabene könnt's mit Verstand saufen, Kinder, Flasche fünf Mark fünfzig bei mir — Ladenpreis sieben Mark. Und nun prosit! so, es lebe die Freundschaft, die Freiheit und der Trotz: Prost ex!“

Mit widerlichem Mißton stießen die Fläschchen zusammen, und wir tranken.

Kaufung leerte seine Buttel auf einen Zug und schmeckte schmatzend nach. Dann schwatzte er weiter: „Ah — wirklich exzellent, das Zeug! ja, Polen ist noch nicht verloren. Und das nächste Mal, wenn ihr mir wieder die Ehre gebt, setze ich euch gar echten Französischen vor, Hennessy — was ihr wollt, jawohl — nobel geht die Welt zugrunde!“

Wir dankten im voraus und lehnten auch weitere Fläschchen, die uns Kaufung aufdrängen wollte, ab. Dann gingen wir in den Gasthof und aßen dort in einem gesonderten Zimmer ganz einfach zu Mittag.

Unterdessen schwadronierte Kaufung, der uns wohl absichtlich nicht zum Fragen kommen lassen wollte, geradezu das Blaue vom Himmel herunter, sprach prahlend von seinen glänzenden Aussichten als Agent, renommierte mit seinem Umsatz, bot uns alles mögliche zur Bestellung an: Anzüge, Tabak, Zigarren, Linoleum, Lexika, Wein und Kognak, auch versichern wollte er uns.

Als wir höflich ablehnten und ich bemerkte, daß wir doch eigentlich zu ihm gekommen seien, um alte Erinnerungen auszutauschen, aber nicht um ihm Aufträge zu geben, schien er verstimmt zu werden und schwieg.

Vorsichtig fragten wir endlich nach seinem persönlichen Wohlergehen. Sofort kam er jedoch wieder ins Renommieren und erklärte: es sei ihm niemals besser gegangen als jetzt, das Schulmeister- und Theologenleben sei ein Sklavenjoch gegen die jetzige Freiheit, die er sich nun endlich erkämpft habe.

Wie von ungefähr stellte plötzlich Eisenkraut die delikate Frage, wie er eigentlich diese Freiheit erlangt habe.

Kaufung zuckte erst unwillig zusammen, dann steckte er sich hastig eine neue Zigarre an und begann ebenso hastig wie aufgeregt zu erzählen: „Also wie ich Kognakdiakonus wurde, wollt ihr wissen? Hm, das ist im Grunde eine ganz witzige Geschichte. Nachdem mich die Gemeinphilister in Güttenfelde hinausgeekelt hatten, weil ich den todeswürdigen Einfall gehabt hatte, als geweihter Diakonus eine junge Dame liebenswert zu finden, erholte ich mich erst etwas von dem Schrecken dieses Anathemas im Fichtelgebirge und kam dann hierher zum Pastor Fritzsch, einem soweit ganz guten alten Gurkenzüchter, aber weiter auch nichts. Ich half dem hirnlosen Salbader nach Kräften im Predigen, füllte ihm die leere Kirche nach und nach wieder, besorgte seine Schreibereien und begoß ihm sogar amtsbrüderlich seine Mistbeetgurken. Soweit ging auch alles ganz schön. Nur eins versah ich: nämlich ich schnitt seinen drei Töchtern zu wenig die Cour — ja, ich dachte sogar nicht einmal im Traume daran, eine davon zu heiraten, denn erstens sind sie häßlich wie die Nacht, auch ist jede schon zwei- bis dreimal neunundzwanzig gewesen, endlich — bin ich — na — das geht ja keinen was an. Diese meine unvikarmäßige Aufführung war nun der alten Pastorin, einem Ideal von Schwiegermutter und Hausdrachen, ein geheimer Kummer und großer Stein des Anstoßes. Erst lockte sie mich mit süßen Flötentönen vergebens, dann strafte sie mich zur Vergeltung überall mit ihrem guten Rat, namentlich wenn ich ihn gar nicht brauchen konnte. Auf die Dauer wurde mir das doch zu bunt, und bei einer Pfarrredoute platzte endlich auch die Bombe. Ich tanzte erst gar nicht, wie gewöhnlich — mein letztes Herrnhuter Erbstück —, dann machte ich mir plötzlich den Ulk, eine ganz hübsche dralle, auch reiche Bauerntochter ein bißchen zu schwenken. Das ärgerte die alte Pastorschraube gewaltig, pfauchend steuerte sie auf mich los und meinte so recht liebenswürdig niederträchtig, ich möchte doch ein wenig an meine morgige Predigt denken. Ich erwiderte perfide: ich lernte leicht und hätte es, Gott sei Dank, nicht nötig, wie ihr lieber Mann schon Freitagvormittag mit dem Auswendiglernen zu beginnen. Wie ein kollernder Puter trollte das Pastorweibchen beleidigt ab, und ich tanzte nun erst recht los. Schließlich kam der Pastor selbst, natürlich im höheren Auftrag, und redete mir nochmals dringend zu, das Lokal zu räumen; er werde jetzt auch gehen mit seiner Familie. Ich dankte höflich und wünschte ihm eine recht geruhsame Nacht. Da wurde er empfindlich, nannte mich einen unüberlegten jungen Tollkopf, der sich durch seinen Trotz noch um Ehre und Zukunft bringen würde und der jedenfalls nicht wisse, was sich für einen Geistlichen gezieme. Kinder, da ritt mich der Teufel, und ich erklärte ihm kaltlächelnd, dann hätte ich die Ehre, ein Amt, für das ich nicht passe und das ich entwürdige, schleunigst niederzulegen; ja, ich bedauerte zugleich, schon am folgenden Sonntag nicht mehr predigen zu können. Der Alte machte ein Gesicht wie 'ne Gans, wenn's donnert, dienerte verlegen und ging. Seine extemporierte Predigt am nächsten Tage soll höchst komisch ausgefallen sein,

leider war ich nicht darin. Mit meiner Verabschiedung, die umgehend bestätigt wurde, war übrigens der Grimm der Pastorleute nicht besänftigt. Man suchte mich auch aus der Gegend fortzugraulen mit allen Mitteln; ich ging aber nicht, zog vielmehr hierher ins Unterdorf und begründete mein Geschäft, das, wie ihr seht, gerade im Aufblühen begriffen ist. Gar mancher Bauer, der dem Pfarrer gram ist, hat mir schon ein Faß Spiritus oder ein paar Flaschen Kognak abgekauft. Sie nennen mich den Kognakdiakonus — ganz witzig — ich lache darüber — und bleibe. Jawohl, vom Platze weiche ich nicht, nun gerade nicht, und wenn sie mir das Schlimmste dort antun. Mir ist jetzt alles Wurscht, lieber verenden als vom Platze weichen. Und wenn die Bande sich grün und gelb ärgert, ich halte aus. Ja, sobald mein Schwager mir das nötige Kleingeld schickt und — der gute Kerl hat mich noch nie sitzen lassen — dann geht's im großen los, pah — dann baue ich ihnen am Ende noch eine Schnapsdestille direkt vor die Nase, am liebsten vis-a-vis vom Pfarrhaus. Prosit, es lebe die Freiheit, der Trotz und der Kognak!"

Gellend lachte er auf, hob das Glas und trank es in einem Zuge leer.

Mit geheimem Schauder tranken wir ihm beide zu — denn wir fühlten sehr wohl, daß Kaufungs scheinbar so siegesgewisse Stimmung eine erzwungene, bittere Lüge, eine tragische Ironie war.

Eisenkraut wie mir lagen noch viele Fragen auf der Zunge, vor allem hätte ich Kaufung gern gefragt, ob und wie er es fertig gebracht habe, sich mit seiner religiösen Überzeugung, die mir früher so echt vorgekommen war, so schnell auseinanderzusetzen; aber ich fürchtete mich, ihn in dieser wüsten Stimmung auf ein so heikles Thema zu bringen. Es wären nur neue Lügen dieser ersten gefolgt, ja ohne allerlei Zynismen wäre es schwerlich abgegangen.

Auch äußerlich schien Kaufung überdies immer aufgeregter zu werden.

Erst als Eisenkraut, nur um irgend etwas zu reden — möglichst harmlos — zu ihm sagte: „Ich beneide Sie um Ihre Zuversicht und Siegesgewißheit," da ward Kaufung plötzlich ernst und schwieg trotzig.

Das Wort schien ihn verletzt oder ihm verraten zu haben, wie wenig wir ihm glaubten — kurz, seine Stimmung schlug völlig um.

Wir lenkten beide sofort ein — vergebens, es war nichts mehr aus ihm herauszubringen.

Eisenkraut ging für eine Weile hinaus, wohl um anspannen zu lassen. Kaufung und ich blieben allein, und da glaubte ich es unserer alten Freundschaft doch schuldig zu sein, meinen unglücklichen ehemaligen Kameraden und Kollegen vor dem Abgrund, auf den er unaufhaltsam zusteuerte, zu warnen. Mit bittender Stimme begann ich: „Fritz — nur noch ein Wort unter vier Augen. Du nanntest mich einmal deinen Freund, du wirst mir also ein offenes Wort und eine ehrliche Bitte nicht verargen. Du mußt heraus aus alle dem Wust hier und aus deiner nervösen Verbitterung. In wenigen Tagen ist unser Manöver zu Ende, und ich gehe wieder nach Lichterfelde an unser Institut zurück. Ich hab' dort eine hübsche, stille Wohnung. Tu mir die einzige Liebe und komme jetzt für ein paar Wochen zu mir auf Besuch. Schüttele nicht den Kopf. Du brauchst unbedingt Erholung. Du bist ja völlig herunter mit deinen Nerven. Sieh, ich mein's gut mit dir, und gerade darum muß ich dir offen sagen: der Weg, den du jetzt eingeschlagen hast, ist falsch! Ich bin ja kein Kaufmann, aber so viel weiß ich

auch, daß kein Agent in einem solchen Nest wie hier in die Höhe kommen kann, und wenn es der gerissenste Geschäftsmann wäre, der du sicher nicht bist und niemals wirst. Lieber alter Junge, sei mal vernünftig. Du hast schwere Zeiten hinter dir und vielleicht auch vor dir, da brauchst du Kraft und Frische — die findest du hier nie. Also komm erst mal hier heraus, dann sehen wir weiter. Ja — willst du? Tu mir die Liebe!"

Kaufung schwieg und sah mich nur mit sonderbar wechselnden Blicken an. Seine Augen leuchteten noch immer, als wollte die verhaltene innere Erregung weiter aus ihnen hervorflackern, dann aber begannen seine Pupillen matter zu werden; es war, als ob aufsteigende Tränen sie verschleierten.

Noch einmal wollte ich ihm zureden, doch er wehrte müde mit der Hand ab und sagte mit leise bebender Stimme: „Laß nur, laß, Julius! Ich weiß schon genug. Weiß ja selbst recht gut, daß alles nur eine ekelhafte Komödie ist, meine ganze Aufmuckerei. Dir kann ich's ja offen sagen, vor Eisenkraut habe ich mich geschämt: ich bin so ungefähr am Ende. Mit der Kognakschweinerei verdiene ich nicht mal den Unterhalt und muß dafür noch auf dem Bauche kriechen vor den Bauern wie jeder Judenschnorrer, nur damit sie mir das Dreckzeug abnehmen, denn Dreckzeug ist es meistens, was ich ihnen da aufhalse. Die Sternennummer kauft ja keiner, höchstens hier und da mal ein Wirt als Renommierflasche fürs Büfett. Der einzige Genuß ist nur dabei, daß ich diese hochnäsige Pastorsippe ärgern kann und dem Schwiegervater in spe beweise, daß ich auch anders kann, als anderen nur immer die Mores zu lehren, die ich selber nicht habe. So witzig beliebte sich der wackere Herr nämlich auszudrücken, als ich ihm den Bettel vor die Füße schmiß."

„Fritz", bat ich von neuem, „so gib es doch nun auf. Wem tust du denn mit deinem — verzeih' — kindischen Trotz — mit deinem bitteren, schmachvollen Hungerdasein einen Gefallen?"

„Du hast ja recht, Julius, aber — es geht diesmal nicht — nein, laß mich vor die Hunde gehen — ich verdien's nicht anders —"

„Mensch, schäme dich! Hundert andere Wege stehen dir offen, mit deinen reichen Gaben. Werde doch wieder Lehrer oder Journalist. Jedenfalls hast du kein Recht, zu verzweifeln."

„Gib's auf, mich zu retten, Julius, schlechtes Geschäft!"

„Nein, ich bitte dich inständigst, nicht nur um meinet- und deinetwillen — auch, Fritz, verzeih' meine Offenheit — um des einzigen Menschen willen, den du lieb hast."

Kaufung blickte trotzig auf und schwieg.

Nach einer angstvollen Pause begann ich von neuem: „Fritz, laß uns nicht im Groll scheiden."

„Nein, das nicht. Du hättest es wahrlich nicht verdient. Ich danke dir, Julius, danke dir auch, daß du mich an sie erinnert hast, die allein mich bis jetzt im Leben hielt. Du kennst sie nicht, das tapfere kleine Ding, das trotz aller elterlichen Quälereien fest zu mir hält. Aber wenn du sie kenntest — nein, in dieser Bude — nach dieser ekelhaften Szene soeben, auch nur ihren Namen zu nennen, wäre Blasphemie. Später einmal vielleicht."

„Ja, gern. Willst du mich also besuchen, Fritz?"

„Vielleicht, aber nicht eher, als bis ich mich aus diesem Schmutz wieder mit eigener Kraft emporgearbeitet habe."

„Und die Hand darf ich dir dabei nicht reichen?"

„Nein — diesmal nicht. Ich muß erst vor mir selber Achtung bekommen, ehe ich eines anständigen Kerls Hilfe annehmen darf, und das kann lange dauern."

„Fritz, sei kein Narr; bin ich darum anständig, weil es mir besser geht als dir?"

In diesem Augenblick trat Eisenkraut wieder ein und mahnte zum Aufbruch. In etwas gedrückter Stimmung nahmen wir vom Kognakdiakonus Abschied.

Als ich, von innerer Unruhe getrieben, gegen Ende des Manövers Kaufung noch einmal aufsuchen wollte, traf ich ihn nicht mehr an.

Die alte Schäfersfrau erklärte auf meine Frage brummig: „Er is furtgemacht — wohin — weeß ich nich. Aberst was gehatt muß er han, denn bezahlt hat er alls, und die Schnapsbutteln hat er ooch nich mitgenummen!"

Kaufung war also wieder absichtlich ins Dunkle hinabgetaucht.

* * *

Abermals gingen Jahre ins Land, und ich hörte nichts von Kaufung. Vergeblich hatte ich anfangs seinen Besuch erwartet, dann gab ich jede Hoffnung auf ein Wiedersehen auf, zumal mir der Rex schrieb, es gehe das Gerücht in seinen Bekanntenkreisen, Kaufung sei nach Mexiko ausgewandert.

Ich fiel daher wie aus den Wolken, als ich während meines Sommerurlaubs, den ich in Sils Maria verbrachte, wie zufällig die Kurliste zur Hand nehme und auf den Namen Fritz Kaufung stoße. Arosa stand dahinter, Stand und Beruf waren nicht angegeben. Sollte es vielleicht nur ein Namensvetter meines unglücklichen Freundes sein?

Eilends begab ich mich auf die Suche, doch ich kam zu spät, der Träger des Namens war vor zwei Tagen abgereist.

Enttäuscht und mißgestimmt kehrte ich in mein Hotel zurück, aber bald jubelte ich auf vor freudiger Überraschung. Der Portier gab mir einen Brief, der Kaufungs Handschrift trug.

Schnell riß ich ihn auf. Auch er hatte mich, schrieb er, in der Kurliste entdeckt und sei zuerst vor mir ausgerückt — nun aber wünsche er mich doch sehnlichst zu sprechen; er müsse halten, was er mir vor Jahren versprochen habe, und sich auch allerlei von der Seele reden. Er bäte mich, nach St. Moritz zu kommen, da er sich nach seinem plötzlichen Abschied nicht gern wieder in Sils blicken lassen wolle.

Natürlich ging ich noch am selben Tage freudigen Herzens nach St. Moritz hinab und traf Kaufung gerade, als er seinen Abendspaziergang antreten wollte. Nun gingen wir zusammen.

Unser beider Freude war groß — aber trotzdem konnte ich eine gewisse Befangenheit nicht ganz bewältigen, da Kaufung so völlig ein anderer geworden zu sein schien.

Nicht nur im Äußeren — er hatte wieder etwas vom eleganten Gentleman angenommen —, auch im Inneren mußten gewaltige Veränderungen bei ihm vor sich gegangen sein.

Eine souveräne Ruhe, eine fast überirdische Milde sprach aus seinen Mienen, waltete über seinem ganzen Wesen, das etwas Neues, Sympathisches, jedenfalls verblüffend anderes hatte als früher.

Unwillkürlich schoß es mir heraus: „Sag' mal, bist du wieder Geistlicher geworden?"

Kaufung lächelte ein wenig und antwortete: „Nein, Lieber, so weit hab' ich's nicht wieder gebracht. Ich bin ein armer Schulmeister geblieben, nebenbei habe ich meiner alten Liebe gehuldigt, oder richtiger im Tagelohn gefrönt, der Musik."

„Das freut mich — und nicht wahr, sie hat dir Glück gebracht?"

„Wie man's nimmt, Julius. Sie gab mir bisweilen Trost in schweren Stunden und hat mich mit dem anderen vor dem gemeinen Hunger geschützt."

„Verzeih' — aber nach Hunger siehst du wirklich nicht aus."

Wieder lächelte Kaufung eigentümlich in sich hinein und schwieg einige Zeit, dann begann er leise: „Wäre ich in Mexiko nicht innerlich am Verhungern gewesen — kannst mir glauben, ich wäre drüben geblieben. Sonst hatte ich's gut, du hast recht. Mein Schwager hat sich meiner angenommen, und da man dort nur gelten läßt, was einer kann, und nicht danach fragt, was einer ehedem nicht gekonnt, so hatte ich's gut; hatte Arbeit übergenug und Anerkennung genau so viel wie Lohn. Das bißchen hat man dort gegen hier voraus."

„Und was trieb dich zurück?"

„Ich sagte dir ja, der Hunger, der Hunger nach unseren Menschen, nach unserer Kunst und unseren Idealen, vor allem der Hunger nach unserer Liebe, den mir der Dollar nicht stillen konnte."

„Also Heimweh, ich verstehe. Aber du wirst doch wohl wieder zurückgehen, oder willst du nun in Deutschland bleiben?"

„Nein, Julius, weder das eine noch das andere."

„Weder das eine noch — Nun, so bleibst du hier in der Schweiz; hast vielleicht recht, als Lehrer zumal —"

„Ob sie mich hier oder in Pontresina oder drüben in Arosa verscharren, ist mir gleich, am liebsten läge ich hier oben hübsch sauber zwischen Fels und Eis."

„Mensch — rede nicht so lästerlich — du denkst doch nicht etwa —"

„Julius — nicht so, bitte nicht — ich habe dich gerufen —"

„Doch nicht, um von mir Abschied zu nehmen — Fritz — es ist doch nicht dein Ernst?"

„Doch — aber bitte, laß mich ruhig ausreden — zum Anhören hab' ich dich gerufen — willst du mir diesen Liebesdienst tun?"

„Ja, ich werde dich nicht mehr unterbrechen — verzeih', Fritz."

„Lieber — ich habe nichts zu verzeihen, ich habe nur zu danken, daß du nach all meiner früheren Undankbarkeit doch noch gekommen bist. Und nun — halt — da oben ist eine Bank mit einer Aussicht auf den See — da plaudert sich's gut, da sollst du alles hören, auch das, was ich dir vor Jahren schuldig blieb."

Bald waren wir angelangt, und Kaufung begann leise und langsam zu berichten, während die Sonne mit ihren letzten, müden Strahlen über die kahlen Zacken der Bergriesen in das stille Tal hinabblinzelte.

„Ich weiß, daß du über den Anfang meiner traurigen Geschichte unterrichtet bist, denn du selbst hast den wüsten Gesellen, der ich als Kognakdiakonus war, an das einzige Wesen erinnert, das ihm damals und heute noch heilig ist — Ellinor. Als törichte Kinder — trotz meiner Jahre war auch

ich's dazumal in Güttenfelde — haben wir uns liebgewonnen. Als zwei Unglückliche haben wir es büßen müssen und voneinander nicht lassen können. Jetzt wollen wir als zwei treue Kameraden zusammen von dieser Erde gehen, da wir auf ihr zusammen nicht leben können. Fahr' nicht wieder auf, Lieber — hör' mich an — wir sind längst keine sentimentalen Kinder mehr — wir sind zwei todmüde Streiter, die am Ende sind — mit allem! Vielleicht weißt du, daß ich vor Jahren schon zweimal vergeblich um Ellinor angehalten habe, einmal leider als dummer Junge und einmal vor einigen Jahren von Mexiko aus. Ruhig — es ist nichts zu verwundern, es ist alles so einfach, so grausam einfach. Wir haben trotz allen Verboten, Schikanen und Quälereien treu zueinander gehalten und uns Briefe geschrieben, die uns das Leben waren. Ellinor hielt mich mit ihrer grenzenlosen Geduld, ihrer wundervollen Seelengröße vor jeder Verzweiflung zurück, und ich — nun, ich arbeitete eben drauflos — für unsere Zukunft. Da — vor einem halben Jahre starb der Vater. Ich will nichts über ihn sagen, er ist Ellinors Vater, sie hatte ihn lieb trotz aller seiner Härte — ich hatte ja den meinigen auch lieb — zu lieb vielleicht. Die Verhältnisse, in denen Ellinors Mutter und Geschwister zurückblieben, waren nicht glänzend. Ich schrieb an die Mutter und bot ihr meine Hilfe an; nicht mehr so hochmütig, aber ebenso ablehnend wie früher ward mir geantwortet. Da raffte ich mich auf, ordnete meine Verhältnisse in Mexiko und reiste nach Deutschland, um Ellinor vor die Entscheidung zu stellen, dauernd zwischen der Mutter und mir zu wählen. Als ich kam und vorgelassen zu werden bat, wies mich die Mutter mit der Begründung ab: Ellinor sei recht krank und müsse vor jeder Aufregung bewahrt werden. Ich hielt es für einen Vorwand, ich suchte Ellinor aufzulauern — vergeblich! Ich erfragte endlich ihren Arzt, und — Julius — es war Wahrheit — grausame Wahrheit! Ellinor war lungenkrank. Mein letztes, was ich auf Erden hatte, mein einziges sollte ich hergeben — stumm — ohne Erbarmen — ohne Gnadenfrist. Was dann geschah — Lieber — erlaß es mir — es war bitter, bitterer als du denken kannst — aber ich kam zu ihr, und wir sind Brautleute geworden — nicht nur vor Gott, auch vor den Menschen. Drüben in Arosa haben wir unseren Liebesfrühling miteinander geträumt, es war ein kurzer Traum. Aber wir wissen, daß er sich erfüllen wird — unsere Seelen werden sich nicht wieder verlieren, so weit und endlos auch das Jenseits sein mag."

Ich schwieg erschüttert und reichte Kaufung zuckend die Hand — dann, nach langer Pause, wagte ich schüchtern zu fragen: „Und ist sie erlöst?"

„Nein — noch nicht. Vor zehn Tagen haben sie Ellinor nach der Heimat zurückgebracht, gegen ihren, gegen meinen Willen — wozu die Qual? Und nun irre ich hier zwischen den Bergen umher und warte — warte auf meinen Ruf!"

„Worauf — ich verstehe dich nicht —"

„Auf meine Erlösung — wir haben uns Treue gelobt bis ans Ende — verstehst du mich nun?"

„Ich habe also vorhin recht vermutet, du willst —?"

„Ja, ich will!" Fest und feierlich klangen seine Worte durch die Abendstille. Wieder schwiegen wir lange.

Dann begann ich abermals: „Fritz — ich ehre deine Treue — aber hast du ein Recht gerade dazu?"

„Lieber — ich habe es."

„Du wähnst es zu haben — niemand hat es, der noch wirken kann."

„Ich kann es nicht mehr — ohne sie."

„Das — verzeih', ich will dir wirklich nicht wehe tun — aber das hat schon mancher gesagt, der vielleicht gleiche Gründe hatte wie du und weniger Gaben, weniger Gelegenheit zur befreienden, erlösenden Tat — Fritz, runzle nicht die Stirn, denke nicht, der hat gut reden — nein, armer Junge, mir geht dein Weh zu Herzen, als wär's mein eigenes. Und doch — du darfst dich nicht werfen lassen, du darfst nicht!"

„Warum nicht? Wenn es mich innerlich treibt, mein Dasein harmonisch mit einem anderen zu schließen, das der letzte Inhalt des meinen war."

„Fritz — es kann es auch bleiben, wird es bleiben, wenn du lebst und kämpfst wie ein Mann! Sie hat gerungen und alles getragen — ein armes Mädchenherz ganz allein all die einsamen Jahre hindurch in einer Welt von Widerwärtigkeit — sie war so tapfer, und du — Fritz, verzeih' — du willst feige sein?"

„Das tut weh, Julius, aber sei's drum — schließlich hast du recht: ich bin vielleicht nicht mehr tapfer, weil ich müde bin, weil ich mein halbes Leben umsonst tapfer war, immer auf falschem Posten. Nun endlich habe ich die alten Scharten so leidlich ausgewetzt; mir neue zu schlagen, erlaß mir! Jetzt will ich nur noch lernen, dem Tod ruhig ins Auge blicken, das ist auch etwas, meinst du nicht?"

„Sicherlich, ich hab's noch nicht versucht; aber ich glaube, es ist viel. Und doch, Fritz, wenn du jetzt dem Leben ins Antlitz zu schauen wagtest — Fritz, mein lieber Fritz, das wäre mehr, viel mehr, das wäre vielleicht das Größte, was ein armseliger Menschenheld vermag."

„Ich bin kein Held, war's nie. Konnte nur opfern, nie erobern, nachgeben immer, nie behaupten."

„Gut, so gib auch jetzt nach, opfere dich deinen Mitmenschen, wie Ellinor sich dir geopfert hat."

„Wenn ich's nur könnte, Julius — wie gern! Wäre ich noch der Künstler, der vor Jahren in mir starb, ich wollte auch ihr Andenken ehren."

„Er starb nicht, Fritz, sicher nicht! So etwas kann ja nicht sterben; wecke ihn nur mit deinem Leid, und er wird dir helfen, es zu überwinden."

„Das ist vorbei, mein Alter, ich hab's versucht, oft und immer wieder — dort drüben hatte ich Zeit, da war's einsam! Einsamkeit schenkt Größe, Licht und Wahrheit; mir aber gab sie nur noch die letzte, und diese Wahrheit war unerbittlich. Ich kann nur noch Stunden geben — ein und auch zwei Dollar das Stück — und dann meinen Jammer in Tönen besingen, die niemandem neu sind, nicht einmal mir selber, das ist alles!"

„Fritz, du frevelst an dir —"

„Nein, Lieber, sondern ich habe endlich, endlich aufgehört, mich und andere zu belügen!"

Hastig war er bei diesen erregten Worten aufgesprungen und wollte forteilen.

Ich stürzte ihm nach und hielt ihn fest; da faßte er sich mühsam und sagte: „Laß, laß, mein Alter — wir wollen so nicht scheiden — auch ich brauche meine Ruhe, und du hast es erst recht nicht um mich verdient, daß ich dich um die deinige bringe. Ja, komm, laß uns friedlich zu Tal steigen, es wird kühl hier oben."

Und wir stiegen hinab, während die Dämmerung sank.

Unten bat ich ihn dringend, bei ihm bleiben zu dürfen in den schweren Tagen; er schlug es mir ab, ruhig, aber bestimmt.

Dann küßten wir uns schweigend und schieden — für immer.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Eine Woche darauf verunglückte Fritz Kaufung am Morteratschgletscher. Man fand ihn nicht, er lag wohl, wo er liegen wollte, sauber zwischen Fels und Eis. — —

Als ich heimkam, suchte ich mir sein schönstes Jugendbild hervor und schmückte es mit einem schlichten Immortellenzweig. — Wie gern hätte ich Lorbeer gewählt!



Balten.

Von Emil Thomson (St. Petersburg).

Car le mot, qu'on le sache, est un être vivant! sagt der französische Dichter, und so überraschend das klingt, es ist doch eine der gewöhnlichsten Erscheinungen des Lebens damit ausgedrückt, denn nur was der Mensch mit Namen nennen kann, hat für ihn Bedeutung in Liebe und in Haß, nur was die eigene Sprache in vertrauten Lauten ihm zuführt, gewinnt für ihn Leben. Die Wissenschaft mag sich mit berechtigtem Stolze der Formeln in Physik und Chemie rühmen, nur wird sie sich bald einer glänzenden Vereinsamung erfreuen. Ob's noch geübt wird, dem Menschen zur Strafe seinen Namen zu nehmen und ihn als Zahl und Nummer weiter ein Scheinleben führen zu lassen, weiß ich nicht, früher wurde der Versuch in Zuchthäusern nicht selten gemacht, aber, mir scheint, ohne Erfolg: überall, auch im „Totenhause", behauptete sich die Persönlichkeit und wahrte ihren Namen als unantastbaren Besitz. Sie tat das nicht nach überlegtem Entschluß, — eine höhere Macht leitete sie und wahrte ihr, was so wesenlos scheint und so unersetzlich ist.

Nicht für seine Mitmenschen allein gilt das; alles, womit er zu tun hat, steht unter demselben Brauche, und je teurer ihm das ist, worin er sich bewegt, womit er lebt, um so mehr eigenartiges Leben, und damit unterscheidende Namen, bringt es in die Umgebung. Dem Bodenspekulanten werden solche Empfindsamkeiten fremd bleiben, dem kleinen Manne, der endlich ein Häuschen, ein Gärtchen sein nennt, erschließt sich auf dem engen Raume eine ganze große Welt, — ihm und seinen Kindern. Da ist kein Weg im Garten, keine Rabatte, keine Bank, keine Laube, kein Baum, da ist kein Winkelchen im Hause, kein Treppenabsatz, keine Bodenkammer, kein Kellerfenster, die nicht ihren Namen haben, an den sich nicht eine freundliche Erinnerung, eine lange, lange Geschichte schließen, die für die Besitzer so unendlich viel, für den Fremden so gar nichts sagt.

Suchen wir aber nicht in den Namen überall Beziehung und Bedeutung! Wir werden sie nicht finden, oder wir werden mit einer sagenhaften Faselei hingehalten werden. Nur was wir selbst in sie hineinlegen, wird aus ihnen uns wieder entgegenklingen, dem Franzosen werden die Namen Jena und Sedan andere Gefühle auslösen als dem Deutschen, Martin Luther klingt bei manchem Historiker kaum anders, als Mohammed bei Voltaire. Anderes sagte der Name Livland Karl Schirren als Juri Ssamarin.

Und auch wir werden bei diesem Namen an das Dasein wechselnder Werte erinnert: Livland ist heute nicht das, wofür frühere Jahrhunderte es brauchten, und gerade weil es einen anderen Inhalt gewonnen hat, von dem der Name heute nicht mehr zu trennen ist, kann er im alten Sinne nicht mehr gebraucht werden. Die durch die drei Provinzen Est-, Liv- und Kurland dargestellte historisch-politische Einheit entbehrt nun einmal eines einheitlichen Namens, und sie bedarf eines solchen, das ist längst schmerzlich empfunden, ist wohl am besonnensten und überlegtesten von Georg Berkholz dargetan worden. Welche mißratenen, mißglückten und zaghaften Versuche gemacht worden sind, um den Verlust zu ersetzen, will ich versuchen zu beschreiben, und dabei will ich die Anwendung der sprachlichen Gesetze für die Wortbildung deutscher Ländernamen auf unsere heimischen untersuchen. Zum Überdruß ist mir die großtuerische Aufdeckung der Binsenwahrheit, daß die Sprache sich nicht kommandieren lasse; — als ob das sonst in Natur und Geisteswelt so gewöhnlich wäre! Die Blüte dürft ihr auch nicht mit plumpem Finger aus der Knospe streifen wollen, — aber ist's wirklich ein Geheimnis, wann sie sich entwickelt, wann sie sich entfaltet, unter welchen Bedingungen sie gedeiht, unter welchen sie verkümmert? Das dürfen wir untersuchen, davon dürfen wir sprechen, aber die Entwicklung eines Wortes lasse man unberührt, es wäre ein Eingriff ins Allerheiligste, namentlich, wenn er von der wissenschaftlichen Dienstmagd, der Grammatik, geschieht. Wer aber ist denn schuld daran, daß der Grammatik, der Sprachlehre, noch immer und immer wieder die Rolle der Zuchtmutter mit dem Blick nach der Rute hinter dem Spiegel zuerteilt wird? Sie selbst begehrt darnach nicht! Sie will nicht kommandieren und sie kommandiert nicht, sie beobachtet und prüft und lauscht und forscht und geht jeder Äußerung nach in ihrem Werden und in ihrem Vergehen. Da heißt es niemals: so sollst du sprechen, denn so steht es geschrieben; — da lautet die Frage: wie willst du diesen Gedanken in deiner Sprache ausdrücken?

Aber da sieht's so aus, als verständen einige unter der spontanen Wortbildung ein Mitzungensprechen, — eine übernatürliche Eingebung, ich weiß nicht von wo, — ein himmlisches Zeichen, wie es einst Kaiser Konstantin gesehn, — eine Geisterstimme, wie die Jungfrau von Orleans sie im Traume gehört hat. — Nichts von all dem! Hübsch einfach und natürlich wird alles zugehn, in den Lauten der Muttersprache wird alles erklingen,

und Hexerei wird dabei nicht mitspielen, ein Abrakadabra wird nicht vorkommen! Dieselben, von denen Martin Luther sein Deutsch lernte, werden auch hier gehört werden müssen, der Mann auf dem Markte, die Hausfrau am Herde, das Kind auf der Gasse. Aber vergessen wir nicht: als es an die schwere Arbeit des Verdeutschens der Bibel ging, da waren Luthers Gehilfen der Grammatiker Melanchthon und gelehrte Rabbiner, nicht die Männer, die Frauen, die Kinder des Volkes. Hat er so Bewunderungswertes geschaffen, so konnte er das nur, weil er die einen heranließ und die andern nicht vertrieb. Nur *so* können wir Verkholz verstehn, wenn er mit leichtem Vorwurfe sagt, nicht Philologen und Historiker hätten bei den betreffenden Neubildungen Gevatter gestanden, sie hätten sich vielmehr, wenigstens im ersten Moment, nur kritisch ablehnend zu verhalten vermocht, bis auch sie von dem Strom erfaßt und die vollendete Tatsache gelten zu lassen gezwungen wurden.

Wie lebensfern die Sprache werden kann, davon zeugt ein neuerstandener Einheitsname für Est-, Liv- und Kurland, der im Professorendeutsch auf lateinisch *das Balticum* hieß, sich mit Hilfe der Tagespresse literarisch weithin Geltung verschaffte, in der Gesellschaft aber keine Zollbreite an Boden gewann und bald verklungen ist und unbetrauert vergessen wird. Es ist ein nützliches Wort, das in der wissenschaftlichen Nomenklatur wegen des einheitlichen Gebrauches für den von ihm ausgedrückten Begriff geschätzt werden mußte; da war es zu bedauern, daß ihm nun noch ein neuer Begriff untergeschoben wurde, in dem man es für das alte Livland eintreten ließ: das mußte Verwirrung schaffen.

Eine andere Neugestaltung wurde in der halbdeutschen Form *Baltien* geschaffen, wo an den festgehaltenen Stamm balt- das lateinische Suffix -ia gehängt, dieses aber zu -ien eingedeutscht wurde. Diese Bildung von Ländernamen ist sehr geläufig, wobei die Endung -ien sich natürlich nur auf den deutschen Sprachgebrauch beschränkt, aber wo akademischer Einfluß zur Geltung kam, überhaupt nicht verwendet wurde. Soweit die lateinische Sprache wirkte, — und das tat sie in ganz Westeuropa, — werden wir dieser Namenbildung begegnen, und in den romanischen Sprachgebieten von Belgien bis zum Mittelmeer findet sie sich viel, nach der herrschenden Mundart leicht geändert. In Deutschland und bei den Westslaven stützte die katholische Kirche den Einfluß der lateinischen Sprache, in Deutschland taten es aber auch der Humanismus und — bis in die neueste Zeit — die akademische Sitte. Das maccaronische Burschenlatein der frühen Neuzeit mißachtete ja in seinem liebenswürdigen Quodlibet von Sprachbrocken, in der frechen Froheit seines „höheren Blödsinns" jede Regel, jedes Gesetz, und stumpfte Geschmack und Sprachgewissen so nachhaltig ab, daß schwerfällige Bildungen und Mißklänge, wie z. B. im wunderlichen Korpsnamen „Starkenburgia" in Gießen, nicht übel empfunden wurden. Es tritt der

sonderbare Zustand ein, daß eine Durchsetzung des heimischen Sprachgutes, wie es das Angelsächsische mit dem Französischen, das Persische mit dem Arabischen erfahren hatte, im Deutschen mit dem Latein beginnt, doch hat hier die Bewegung, von der das Volk kaum ergriffen wurde, auf halbem Wege stillstehn müssen. Immerhin war es möglich, daß noch vor etwa 100 Jahren Deutschlands nationalster Dichter in der „Hermannsschlacht" vom Erstehen eines „Germaniens" redet, — so nennt er das, was heute schlicht „Deutschland" genannt wird! Ich halt es nicht für unmöglich, daß in jener Zeit die Form „Baltien" mit Beifall und Erfolg hätte gebildet werden können, doch war damals der Stamm balt- noch nicht als Sondergut ins allgemeine Bewußtsein gedrungen, — und bald begann die Bewegung, die gegen das Fremde in der deutschen Sprache einnahm, bald dichtete der Biedermeier sein Commerslied, das in 25 Strophen die Ländernamen auf -ien zu schanden hetzt: „Nach Wallachien, nach Wallachien, laß mich jetzt den Ausflug machien — — Nach Hungarien, nach Hungarien, laß mich jetzt als Schüler fahrigen — — Nach Marokko, nach Marokkien mach ich jetzt mich auf die Sockien — — Nach Badenien, nach Badenien — —" u. s. w. — Eichrodt hat bessere Gedichte gemacht, als dieses, aber seinen Zweck hat er am Ende doch erreicht, und die Lacher sind auf seiner Seite. Ich glaube nicht, daß sich noch wer entschließen wird, eine Namenbildung auf -ien „zu wagen", wie Berkholz sagt. Immerhin kann ich aus seinen Worten doch auch kein allzu großes Bedauern herauslesen, daß es dazu nicht gekommen ist, und recht lieb wäre mir's, wenn er bei Baltenland und Baltland dieselbe Zurückhaltung geübt hätte. Das sind unverfälscht deutsche Wortbildungen und als solche verdienen sie Beachtung.

Das Baltenland scheint sehr wohl zu behagen, mir gefällt es auch, — aber seine Gestalt ist gar nicht die eines Eigennamens, der ein Land bezeichnet, es charakterisiert sich einfach als Gattungsname. Als sächlicher Ländername duldet es gar keinen Artikel, „Baltenland" ohne ihn steht aber nicht im Gebrauche. Diese Eigenart verleiht dem Worte sein feiertägiges, gravitätisches Gepräge, durch das es für den Festvortrag und die Bratenrede und für das erhabene Gelegenheitsgedicht vortrefflich geeignet, im Werkeltagsgebrauch wenig verwendbar erscheint. Beachten wir nur das festliche jambische Maß ∪ — ∪ — des Wortbildes, das den Artikel nicht herauslösen läßt! Dieser bewahrt auch dem Substantiv durch die Unantastbarkeit des Rhythmus seine unveränderliche Gestalt, beschränkt aber den Gebrauch auf wenige vorgesehene Fälle. Beseitigen wir den Artikel, so schafft sich die Sprache „spontan" Baltland, wie es einst die anzusetzenden *Estenland, *Livenland und *Kurenland umgeformt hat, und zwar nicht auf künstlichem Wege, sondern durch den natürlichen Fortfall der unbetonten Silbe zwischen dem Hochtone der ersten und dem Tieftone der

dritten. Zum Vergleich läßt sich „Wendland" heranziehen, das Land der Wenden, das nicht einmal geographisch scharf abgegrenzt ist, sondern nur deutsches Land bezeichnet, soweit Wenden in ihm siedeln. So finden wir es im Gesundbrunnenkalender des Dürerbundes für 1910 auf der S. 83. Daß jemals eine Zwischenstufe „das Wendenland" im Sprachgebrauch vorhanden gewesen wäre, find ich nirgend bezeugt, ich glaub auch nicht, daß dort das Bedürfnis nach einem solchen Ausstattungsausdruck besteht.

Bezeugt ist als erstes Wort dieser Sippe „baltländisch". „Baltland" wird in beschränktem Maße und immer in bestimmter Absicht angewandt; das Wort der „Baltländer" gelesen zu haben, entsinn ich mich nicht. Jedenfalls müssen wir bemerken, daß der geistige Mittelpunkt in dieser Wortsippe die geographische Bezeichnung „Baltland" ist, an das sich dann die übrigen angliedern als Bewohner dieses Landes und als zu diesem Lande gehörig. Ich möchte später darauf noch zurückkommen und schicke hier nur voraus, daß ich diese Gruppierung der Wortbilder für die weitaus modernste, daher als die vielleicht lebenskräftigste ansehe. Für den Zweck, der uns bei dieser Untersuchung leitet, also für die Schaffung eines Gesamtnamens an Stelle des längst abhanden gekommenen alten, scheint mir diese Wortbildung durchaus beachtenswert, und ich halte mich für verpflichtet, auf sie mit ganz besonderem Nachdruck hinzuweisen, gerade weil ich selbst mich ihr nicht fügen will. Es ist eine schlechte Art, seine eignen Liebhabereien und seinen eignen Geschmack, selbst seine Überzeugung als verbindlich in Dingen aufzudrängen, die das Land angehen. Ich glaube meiner Pflicht gegen dieses Wort nachgekommen zu sein und, so oft ich von ihm gesprochen habe, mit Treue und mit Fleiß auf seine Vorzüge hingewiesen zu haben. Nun versteht sich's aber, daß ich auch davon sprechen muß, was ich dagegen einzuwenden habe. Ich meine, daß es uns nicht nur bereichert, sondern zugleich auch verarmt. Wir haben nun schon die beiden Worte, die uns wert und lieb sind, „baltisch" und „Balte", und zu diesen wird durch die baltländische Sippe ein Wettbewerb herbeigerufen. Mir tut das leid, denn ich meine, daß diese Worte nicht gleichwertig ersetzt werden können. „Es sind keine Ewigkeitswerte!" schrieb mir vor drei Jahren Herr Wegner, und ich halte mich für berechtigt, von dieser privaten Mitteilung zu sprechen, denn daß ich's nicht in arger Meinung tue, wird begreiflich sein. Ewigkeitswerte sind es nun wohl nicht, mein ich, aber durch ihre Schlichtheit und Bestimmtheit noch unersetzbare Werte, und ich glaube nicht, daß wir, um ein Wort zu schaffen, das uns noch fehlt und des wir bedürfen, zwei andere aufgeben sollen, auf die wir stolz sein dürfen. Wir sind reich an sprachlichem Eigengut gewesen, doch wir sind es nicht mehr, da nötigt ein berechtigter Egoismus zur Sparsamkeit. Ich beachte sehr wohl, daß „baltisch", udem vom Völkernamen „der Balte" wirkungsvoll unterstützt, neben „Balt-

land" bestehen bleiben kann, wie das in seiner Sippe schon ganz vereinzelte „englisch" neben „England", aber ich kann nicht vergessen, daß „baltländisch" im Gebrauch älter (1847) als „Baltland" ist, während „engländisch" doch erst spät auftritt und nur zu mäßigem Gebrauche gelangt ist. „Baltländisch" scheint mir im Sprachkampf mit „baltisch" also eine vorteilhafte Stellung einzunehmen. Doch überlegen wir uns nur, wie die tatsächliche Lage ist! — Für welchen Begriff fehlt uns das Wort? Für den Ländernamen? — Was soll da der Jammer? Der Völkername ist der Ländername, da ist eine Neubildung nicht von nöten. Das hat mir einen großen Spaß gemacht, einmal zu lesen, ich hätte eine Neubildung vorgeschlagen. Nein, nein, auf die Bank der „Gesetzgeber der Sprache" bin ich nie geklommen, und wer ganz sicher gehn will, daß ich ihn nicht zu meinen Liebhabereien beschwatze, der lese in Sütterlins „Deutscher Sprachlehre" § 98 nach: für die Land-, oft selbst für die Ortsbezeichnung genügt der Name der Bewohner. Er wirds auch in anderen Büchern gesagt finden, wenn auch nicht in den Abc-büchern mit dem Gockelhahn auf dem Titelblatt — aber ich habe soeben nur den trefflichen Sütterlin zur Hand. Doch da fällt mir ein Einwand ein, den jemand einmal für vernichtend gehalten hat: „Alle jene Namen", schrieb er, „Preußen, Sachsen, Hessen, Westfalen usw., gehören Völkern an, die Balten sind aber kein Volk." Berkholz aber scheint dieser Ansicht doch nicht ganz zu sein; auf der 97. S. des VIII. Neudrucks „Aus baltischer Geistesarbeit" spricht er ganz gelassen von dem neugewonnenen Volksnamen der „Balten". Zudem — was sind die Holtsaten für ein Volk? Sind sie vielleicht mit den benachbarten Heideschnucken verwandt, dem wilden Volke bei Lüneburg, über das man in französischen Schulbüchern so unerhört Interessantes soll erfahren können? Und diese Holtsaten, d. h. Waldbewohner, die zwischen Elbe und Eider saßen, gaben dem Lande den Namen, der im Platt seiner Sprache Holsten und in der volksetymologischen Umdeutung der Übersetzung Holstein heißt. — Erinnert euch außerdem noch, Sütterlin spricht davon, daß der Name der Bewohner genüge, um den Ortsnamen zu bezeichnen. Daß es der Name gerade des Volkes sein müsse, sagt er nicht.

In dieser Sache bin ich nun in eine ganz ungewollte hervorragende Stellung gedrängt worden: „Thomson macht den Vorschlag, das Land mit einer Neubildung „Balten" zu nennen." Hab ich das wirklich getan? Ich schaute in alten Papieren nach, und da hab ich denn gefunden, worauf diese Annahme wohl zurückzuführen ist. Ich muß wie ein anderer Notizenfritze meine eigene Arbeit als die Quelle angeben, aus der dieses Wissen fließt: es ist die Nr. 277 der „St. Ptbg. Ztg." von 7./20. X. 1909. Da ich aber unmöglich annehmen kann, daß sich irgend jemand dazu verstehen sollte, diese alte Nummer käuflich zu erwerben oder in der öffentlichen Bibliothek aufzuschlagen, will ich die Zeilen, die in Frage kommen, im Wortlaut her-

setzen: „Am liebsten wäre mir das alte „Livland", aber das kann nun mal nicht sein. Da brauche ich nun „Balten", weil es mir am ungezwungensten vorkommt und in den Gesetzen der deutschen Sprache eingebettet liegt. Will nun wer diesen Namen nicht brauchen, — ich werd ihn doch darum nicht bitten, denn was geht's mich an? Die Sprache hilft sich schon selber!" — Ich hatte mir's so vorgestellt, daß ein jeder seinen eigenen Weg gehn möge, am Ende würden wir ja wohl auf demselben Platze zusammentreffen. Daß jemand mit so liebLosen Worten, wie ich sie oben gebraucht habe, zur Nachfolge einlade, hielt ich für unmöglich. Andere haben es dafür nicht gehalten und mir eine Heeresfolge feierlich aufgesagt, für die ich nie geworben hatte. Dabei sind nun allerdings Begriffe von sprachlichen Dingen veröffentlicht worden, wie ich sie nur in den frühesten Jahrgängen des Dorpater „Inlandes" gelesen habe und die nicht hätten unwidersprochen bleiben dürfen. Ich habe geschwiegen, zum Teil aus Schadenfreude, zum Teil, weil ich hoffte, ein Besserer würde sich der Sache annehmen und weil ich mich selbst nicht der Versuchung aussetzen wollte, auf persönliche Häkeleien einzugehn. Ich will mich auf das Notwendigste unter dem Sachlichen beschränken, — es wird trotzdem viel zu besprechen geben.

Am ärgerlichsten ist der Versuch des Beweises, es handle sich um die Bekämpfung einer „doppeldeutigen Neubildung", die mit demselben Worte Land und Volk ausdrücken wolle. Er beruft sich auf einen scheinbar offensichtigen Mißstand, so daß immer die überzeugende Begründung durchzuklingen scheint: das sieht ja auch der Dumme, das liegt ja auf der Hand! — Nun haben wir oben gesehn, daß die sogenannte Doppeldeutigkeit der Wortbildung tatsächlich das Ursprüngliche ist, die gerade von der oberflächlichen Behandlung einer reflektierenden Betrachtung als Unbequemlichkeit empfunden wird. „Solche Fälle der Mehrdeutigkeit", sagt Albert Waag in der Bedeutungsentwicklung unseres Wortschatzes, „erscheinen uns zunächst nur als eine Absonderlichkeit der Sprache, und wir haben keine Empfindung dafür, daß überhaupt jedes Wort eigentlich keine scharfe Umgrenzung hat und nur im Zusammenhange des Satzes oder durch die Situation eine bestimmte Bedeutung erhält." Die lebendige Sprache rechnet also von der Urschöpfung der Wörter an mit der unabläßigen geistigen Mitarbeit der Sprechenden und sie begegnet dabei keinen Schwierigkeiten, diese beginnen erst bei den mechanischen Differenzierungen, die von der reflektierenden Menschheit zur Vermeidung von Mißverständnissen ersonnen worden sind, mit denen sie das Gedächtnis bepackt, um den Verstand zu entlasten, — mit denen sie den Irrgarten unserer Rechtschreibung und die Wüsteneien unserer Schulgrammatik geschaffen hat. Aber selbst mit Hilfe dieser Schulgrammatik kann sich jeder, wenn er nur ein klein wenig nachdenken will, mühlos davon überzeugen, daß eine Verwechslung des Völkernamens „Balten" und des Ländernamens „Balten" ganz unmöglich ist, wenn sie nicht durch eine

gewaltsame Satzbildung künstlich herbeigeführt wird, denn nicht das Wort ist die Einheit der Sprache, sondern der Satz ist es, nicht Vokabeln haben sich Adam und Eva abgefragt, sondern in sinnvollen Sätzen mit einander gesprochen, etwa, wie es in des Knaben Wunderhorn heißt: „Ei sieh, du liebe Rippe, sei mir tausendmal willkumm, — geh hin und nimm die Schippe und grab die Erde um". Und doch fehlte es Adam so sehr an Elementarkenntnissen, daß er diese Sätze nicht einmal kunstgerecht aus dem angeeigneten Wortschatze bauen konnte; er verstand sie nicht einmal richtig grammatisch zu analysieren, er sprach einfach, wie ihm der Schnabel gewachsen war, und auch Eva beschwert sich nicht über die mißverständliche Metapher „Rippe" und über den landschaftlichen Gebrauch von „Schippe". Sie fand sich eben im Satze zurecht. — (An dieser Stelle erwart ich mit viel Freude die gelehrte Entgegnung: „Thomson behauptet, Adam habe deutsch gesprochen, aber — —" und nun folgt eine scharfsinnige Widerlegung). Was aber Adam nicht verstand und wohl auch keiner sonst von denen, die an der Urschöpfung der Sprache stehn und so durchaus unmethodisch Sätze bilden, ohne die Bedeutung und Eigenschaft der Satzglieder vorher kennen gelernt zu haben, dürfen wir heute getrost von jedem halbwüchsigen Schuljungen erwarten. Fordern wir ihn auf: Beschreibe mal den Ländernamen Balten grammatisch! — so würde er antworten: Sächliches Substantiv im Singular, dem der Artikel fehlt, wenn es attributlos gebraucht wird; und soll er dasselbe bei der verdächtigten Form des Völkernamens tun, so heißt es: Männliches Substantiv im Plural, in der Regel mit dem Artikel. Und dann würd er angeben, daß ein Satz ohne finites Verbum im Deutschen nicht gebildet werden kann, daß aber dessen Form vom Numerus des Subjektes abhange, also nach dem Ländernamen Balten anders lauten müsse, als nach dem Völkernamen; und er würde ferner angeben, daß sich die Substantiva auch mit schmückenden Beiwörtern zieren können, daß diese aber in Numerus und Genus vom regierenden Wort abhangen, also beim Länder- und Völkernamen Balten verschieden sein müssen. So stehen wir nun endlich vor der krönenden Preisaufgabe: Find einen Satz, in dem der Ländername Balten mit dem Völkernamen verwechselt werden kann! — Ist das eine Verlegenheit, — es will nicht flecken! Wenn ich eine hinterlistige Klassendame kennte, (solche gibt's aber gar nicht!), ich würde ihr anraten, nachsitzenden Mädchen sieben solche Sätze aufzugeben und Erlaß der Strafe nach Erfüllung der Aufgabe zu versprechen, aber nur ja nicht zu sagen, daß diese nur möglich sei, wenn Balten als attributloses Objekt gebraucht wird, denn sonst würd es im Nu heißen: „Ich hab's, ich liebe Balten!" — Da haben wir die Bescheerung! Kein Kuckuck bekäme heraus, ob sichs um eine lobenswerte Heimatliebe, ob um die abscheuliche Verhöhnung eines Zensurverbots handele. O du schlechtes Mädchen!

Also dieses schwere sittliche Bedenken gegen den Gebrauch dieser Wortform bleibt bestehen! Also ist die Verwendung zu wagen?

Suchen wir es uns klar zu machen, wie wir zu solchen Verirrungen haben kommen können, hier zu zweifeln und zu schwanken, so werden wir die Schuld bei unserer Neigung zum papierenen Stil finden. Die Sprache hat aufgehört, für uns zu leben, wir hören sie nicht mehr, wir sehen sie nur und weil „Balten" in gleicher Form hingetintenfingert werden kann, glauben wir, es könnte in der einen Bedeutung als Wechselbalg für die andere einschlüpfen, und wir geben uns nicht einmal die Mühe, bei der lebenden Sprache nachzufragen, ob ein solches unliebsames Eintreten der einen Form für die andere überhaupt denkbar und möglich ist.

Doch regen wir uns nicht zu sehr darüber auf: auch diese Neigung zum Verfall ist nur ein natürlicher Vorgang, der seit Alters besteht und den wir wohl regeln können und müssen, aber nicht aufzuhalten in der Lage sind. Gewiß, jedes Kind in den ersten Lebensjahren, jeder kulturlose Stamm stehen der Urschöpfung der Worte näher, sie wissen also unbewußt von der Sprache mehr, als der gelehrteste Philolog oder Historiker, — und doch haben wir keinen Grund, uns auf ihren Standpunkt zurückzusehnen, weil wir einer spontanen Wortschöpfung bedürfen, die ihnen natürlich leichter fiel. Natürlich sollen wir von den Primitiven und den Kindern lernen, aber doch nicht, zu sein wie sie, — und wir können von ihnen lernen, denn ein Teil von ihnen wird immer da sein und immer unverändert: die Kinder. Aber wir können auch bis in frühere Zeiten zurückgehn und dürfen dort fragen: ist's recht, zu verlangen, daß wir das Wort nur aus dem Zusammenhange, nur aus dem Satze verstehn? Ist nicht das Wort, das nackte Wort, das Einfachste, das Natürlichste? Ist es nicht wieder eine Überschwenglichkeit des Jahrhunderts des Kindes, ihm in seiner frühesten Sprachentwicklung zuzuerteilen, was erst die Schüler der Mittelschulen in einem späteren Lehrgange beherrschen? Was sagen die ältesten Sprachen? Was ist ihre Einheit: das Wort oder der Satz?

Und rasch und wuchtig folgt die Antwort: der Satz!

Hören wir, was der größte Kenner von Europas geheimnisvollsten Sprachen, von den keltischen, was Heinrich Zimmer dazu sagt: „Am treusten von allen indogermanischen Sprachen aller Perioden hatte das Altkeltische eine Erscheinung des Indogermanischen bewahrt, in der noch ganz moderne keltische Sprachen dem ältesten Indischen oder Griechischen überlegen sind. Es predigte laut die Tatsache, daß die kleinste gefühlte Einheit indogermanischer Rede nicht das einzelne Wort war, sondern der kurze Satz und seine Untereinheiten von näher zusammengehörigen Wörtern. Zwischen ihnen, d. h. zwischen dem Auslaut des einen und dem Anlaut des anderen, herrschen dieselben lautlichen Einwirkungen (Assimilationen und Dissimilationen) wie zwischen den Silben und Teilen

eines Wortes selbst, und die Nachwirkungen dieser lautgesetzlichen Wandlungen in den jüngeren Stufen des Inselkeltischen sind derart, daß, wenn ein moderner Grammatiker mit plumper Hand die Einheit z. B. eines kymrischen Satzes zerreißt, manches Wort ihm mit vierfachem Anlaut zwischen den Händen bleibt; einmal dem ursprünglichen in der Isoliertheit, also dem Anlaut, der im Griechischen, Italischen und Germanischen Wortanlaut kat exochen geworden ist, und einem auf dreifachem Wandel beruhenden, je nachdem das vorhergehende Wort vokalisch, nasal oder konsonantisch in keltischer Urzeit auslautete. Diese den ganzen Organismus des Irischen und Kymrischen noch heute beherrschenden Satzwandlungen sind von dem Satzsandhi des Indischen so verschieden, wie blühendes Leben von einem verknöcherten pedantischen Stubengelehrten."

Für gar nicht unmöglich halt ich den Einwurf, die physiologischen Tatsachen gestatteten keinen Schluß auf die psychologische Seite dieser Frage. Schön! Tatsächlich wird die Lehre, „die Einheit der Sprache ist nicht das Wort, sondern der Satz," unter allen Völkern am liebsten von den Biologen und Physiologen vertreten, doch ihr Urheber ist der Historiker Georg Waitz. Eine rasche und bedeutende Förderung, — vielleicht die bedeutendste, die ihr je geworden ist, — hat sie durch den englischen Zoologen Romanes erfahren, der das Gesetz der „Satzwörter" fand, dem das Kind gegen die Mitte seines zweiten Jahres unterworfen ist. Jedenfalls galt er als der geistige Führer, dem sich die wissenschaftlichen Größen aller Länder in dieser Frage gern unterordneten, wie Tracy im kanadischen Toronto. Seinen Gedanken find ich beim Gliede des Institut de France E. Egger in den „Beobachtungen und Betrachtungen über die Entwicklung der Intelligenz und der Sprache bei den Kindern" wieder, und bewußt führt sie E. Meumann in der „Sprache des Kindes" weiter fort, indem er erklärt, daß alle ersten Worte des Kindes Satzwörter sein müssen, durch die ein Wunsch, ein Begehren, eine Gemütsstimmung ausgedrückt werden. Wenn ein Kind „tul" sagt, so will es damit doch nicht den Gegenstand bezeichnen, sondern wünscht auf den Stuhl gehoben zu werden oder etwas ähnliches. Es versteht sich, daß ich diesen sprachlichen Vorgang nur andeute, denn mir kommt es bloß darauf an, festzustellen, daß das Wort einzig in seinem Zusammenhang im Satze, niemals als Einzelbezeichnung, gewertet werden kann; in Deutschland, England, Frankreich, Amerika weiß man drum, muß es nur uns verborgen bleiben?

Sollt ich davon überzeugt haben, daß ich mit schlechten Waffen bekämpft werde, so wird man verstehen, warum ich selbst die Pfeile schärfe, die auf mich gerichtet werden sollen. Nicht wahr, bei der Besprechung von Baltland hab ichs schon getan? und gewiß doch nicht in der Überzeugung, die schlechtere Sache zu vertreten. Man wird sich erinnern, warum ich selbst jener Ansicht nicht beitrete. Soll nun aber die von mir vertretene Meinung

bekämpft werden, so geschieht es am erfolgreichsten durch die Untersuchung der Frage, wodurch denn die Schlagader ihres Lebens verkalkt sei. — Ah!!! — Nun tun alle, als hätten sie das schon längst bedacht! Ja, warum hat denn keiner danach gefragt? Es ist doch offenbar, daß die Siedler- und Völkernamen ursprünglich für die Ortsbezeichnung genügten, seit dem XVII. Jahrhundert aber genügen sie jedenfalls nicht mehr! Warum? — Zwei Tatsachen drängen sich mir hier auf, die als Grund dafür gelten mögen: eine kulturhistorischen, die andere sprachlichen Inhalts. Schon haben wir bei der Sippe „Baltland" beachtet, daß sie sich um das Land gruppiert, — die andere Sippe gruppiert sich um die Bewohner: diese sind die Hauptsache, das Land besiedeln sie noch keineswegs als angestammten Besitz; wir stehen eben noch in der Folge der Völkerwanderung. Natürlich können aber solche Besitzergreifungen, wenn sie nun einmal dauernd geworden sind, auch den Namen bleibend lassen. Aber ist nicht in den Zusammensetzungen mit Land wirklich die festere Ansiedelung, der sicherere Besitz unbewußt verstanden? — Die andere Erwägung, die mit dieser nicht zusammenhängt, stellt die Frage: Ist nicht die ortbezeichnende Kraft der Völkernamen, die ursprünglich mit einem unterdrückten „ze" als Dative des Plurals verstanden werden mußten, inzwischen verloren gegangen, weil der Wandel der Sprache, der inzwischen eingetreten war, die alte Flexionsform unverständlich machte? Sei es nun der eine oder der andere, sei es ein dritter, von mir nicht erwogener Grund, so halte ich aus den früher dargelegten Beweggründen doch an der Form „Balten" fest, die sich leicht und geschmeidig neben „Balte" und „baltisch" stellt. (Der Aussprache fügt sich nun mal das trochäische Balten gefälliger als das spondeische Baltland.)

Wir etymologisieren doch wahrhaftig nicht beim Gebrauch der Ortsbezeichnungen und können bei einem großen Teil überhaupt zu einer Antwort gar nicht kommen. Hier stehen wir nun einmal vor dem Bedürfnis: eine Name soll geschaffen werden. Also dann schaffe man ihn! Seit Berkholz von dieser Notwendigkeit sprach, sind 30 Jahre vergangen, und nichts ist erreicht worden. Gekrittelt und gemäkelt ist worden an allem, was irgendwie in guter Absicht vorgeschlagen wurde, aber nichts ward im Ernst an die Stelle gesetzt. Es will mir nicht so vorkommen, daß Jahr für Jahr das Bedürfnis nach diesem Gesamtnamen größer werde, und ebensowenig wächst mit den Jahren unsere sprachschöpferische Kraft: geheimnisvolle, „spontane" Neubildungen sind, wie es scheint, nicht zu erwarten. Es sieht jedenfalls so aus, als genügte der Ausdruck „Baltische Provinzen" der Allgemeinheit vollauf. Und ist sie nun einmal wirklich damit zufrieden, so ist auch das eine spontane Willensäußerung, gegen die zu kämpfen aussichtslos ist. Daß ich für meinen persönlichen Bedarf versehen bin, hab ich schon vor Jahren gesagt, und ich finde keinen Grund, von meiner Meinung abzugehen. Ich selbst kann, will und werde ja niemanden zur Gefolg-

schaft nötigen, und so werden hoffentlich auch mir unliebsame Maßregelungen durch die aufgeklärte Despotie der Setzer erspart bleiben.

❀ ❀ ❀ ❀

Das Mammut in der Entwicklungsgeschichte der Tierwelt und den Sagen der Menschheit.

Von Konservator E. Pfizenmayer (Tiflis).

Eines der interessantesten Kapitel der Geschichte unserer Erde ist die Diluvial- oder Quartärzeit mit der in sie fallenden Kälteperiode, der sogen. Eiszeit, in welcher mächtige Decken von Gletschereis große Teile unseres Kontinents überzogen.

Die großen Säugetiere der Diluvialzeit, der Riesenhirsch, das fossile Nashorn, der Wisent, der Höhlenbär und noch viele andere sind uns durch ihre da und dort gefundenen Skelettreste bekannt geworden. Die am allgemeinsten bekannte, imposanteste Tiergestalt dieser Periode ist aber unzweifelhaft das Mammut, von dem uns nicht nur das ganze Skelett bekannt ist, sondern von dessen Äußerem wir uns auch ein richtiges Bild machen können dank der Funde ganzer gefrorener Mammutleichen im arktischen Sibirien.

Die Diluvialzeit, die letzte Wandlungsperiode, die unsere Erde vor der Jetztzeit durchmachte, ist, nach geologischem Zeitmaß gemessen, von allerdings noch junger Vergangenheit und ebenso die ihr angehörende fossile Tierwelt, obgleich deren Untergang Zehntausende von Jahren zurückliegt.

Unendliche Reihen von ausgestorbenen Lebewesen, von den primitivsten Urformen bis zu den mächtigsten Land- und Seetieren, die vor der Diluvialzeit lebten, sind der Wissenschaft schon jetzt bekannt und ihre Zahl mehrt sich noch immer. Die fortschreitende Entwicklung aller Lebewesen in den verschiedenen Wandlungsperioden unserer Erde steht mit meinem eigentlichen Thema in engem Zusammenhang, und ich möchte sie darum mit einigen kurzen Worten streifen, bevor ich auf unsern diluvialen Elefanten, das Mammut, zu sprechen komme.

Wer unsere alte Mutter Erde mit offenen Augen betrachtet, braucht noch kein Naturforscher zu sein, um überall zu sehen, daß auch die Erde ihre Geschichte hat, daß alle ihre Teile und ebenso auch die sie bevölkernden Lebewesen nicht nur in beständigem Werden und Vergehen begriffen sind, sondern auch zahlreichen Wandlungen unterworfen waren.

Das Geschichtsbuch der Erde wird, wie die Geologie uns lehrt, bekanntlich in eine Anzahl von Hauptabschnitten und Kapiteln eingeteilt, während welcher auch die Entwicklung aller Lebewesen vor sich ging.

Millionen von Jahren zurück liegt die Periode des Cambrium, wie der erste Hauptabschnitt der Erdgeschichte genannt wird. Nur höchst spärliche Spuren von Lebewesen sind uns in jenen Schichten von zu Stein gewordenem Urschlamm erhalten geblieben, wie einige Muscheltiere, Terebratteln und krebsartige Tiere, die man mit dem Namen Trilobiten bezeichnet hat.

Nicht viel reichhaltiger an Lebewesen ist die zweite Periode, der Silur. Auf dem Lande beginnt sich eine spärliche Pflanzenwelt zu entwickeln; die Fauna dieser Periode weist als Fortschritt Korallen und zweischalige Muscheln auf, in denen wir die Urväter der Auster zu sehen haben. Einige primitive Fischformen waren die Krone der Lebewesen jener uralten Periode.

Wenden wir ein weiteres Blatt in der Geschichte der Erde, so gelangen wir zum Devon. Die Pflanzenwelt macht zwar während dieser Periode Fortschritte, aber es erscheinen noch keine höheren Tierformen. Im Fisch besteht vorläufig noch immer die höchste Leistung der schaffenden Natur.

Die nun folgende Steinkohlenperiode dagegen bringt einen gewaltigen Aufschwung der Flora auf unserer Erde hervor. Undurchdringliche Wälder von Farnen, Schachtelhalmen und Nadelhölzern bedecken sie. Es beginnen sich als Fortschritt in der Fauna Amphibien zu entwickeln, denen sich in der darauf folgenden Permperiode die ersten Reptilien zugesellen.

Die Permperiode schließt den ersten Hauptabschnitt der Erdgeschichte ab, den man die paläozoische Periode (urzeitliche Entwicklungsperiode) genannt hat. Der nun folgende zweite Hauptabschnitt der Erdgeschichte, die mesozoische (mittelzeitliche) Periode zerfällt in die Trias-, Jura- und Kreideformation.

Pflanzenwelt und Tierreich steigen während dieser Perioden zu immer höheren Stufen der Entwicklung auf.

In der Jurazeit kamen die ersten primitiven Vogelformen zur Entwicklung. Die Palmen der Juraperiode belebte der Archäopteryx, der Urvogel, dessen Körperbau deutlich seine Abstammung von Reptilien zeigt. Land und Meer bevölkerten in vielgestaltigen Arten die Saurier. Wahrhaft riesige Formen sind unter diesen greulichen Ungetümen der Jurazeit gewesen, wie z. B. der Brontosaurus, die Donnerechse, wie das Wort deutsch heißt, der in Nordamerika lebte und von dem fast vollständige Skelette gefunden worden sind. Bis zu 26 Meter lang wurde dieses tollste Ungeheuer, das die schaffende Natur wohl je hervorbrachte, und man hat berechnet, daß sein Gewicht mindestens 20000 Kgr. betragen haben muß.

Damals, in der Jurazeit, trat nun auch eine neue Tierform, das Säugetier auf, vorerst in seinen unentwickelten Urformen, die unsern noch heute existierenden Beutel- und Schnabeltieren verwandt waren.

Der dritte und letzte Hauptabschnitt der Erdgeschichte zerfällt ebenfalls in drei Perioden, die Tertiär-, Quartär- und die Jetztzeit.

Nun nur noch ein paar summarische Züge über die letztvergangenen beiden Perioden, während welcher die Ahnen der heutigen Elefanten und unser fossiler Dickhäuter, das Mammut, zur Entwicklung gelangten und auch wieder untergingen.

Säugetiere, so wie wir sie jetzt um uns sehen, beginnen sich mit dem Anbruch des Tertiär zu entwickeln, und in den obersten, also jüngsten Schichten desselben stieß man zum erstenmal auch auf die Spuren menschenähnlicher Wesen. Man fand an verschiedenen Orten in Europa Bruchstücke von Schädeldecken, Unterkiefer und andere Knochenfragmente, und es ist einwandfrei nachgewiesen, daß ihre einstigen Träger in unmittelbarer Verwandtschaft mit der primitiven Menschenrasse der frühesten Steinzeit standen, also Vorläufer der jetzt lebenden Menschen sind. Nach Hunderttausenden von Jahren muß das Alter dieser Knochenreste auf Grund der in denselben Schichten, zusammen mit ihnen gefundenen Tierknochen aus der Tertiärfauna berechnet werden, und sie legen Zeugnis davon ab, wie weit die Uranfänge unseres Geschlechtes zurückreichen!

Während des Tertiär verzweigt sich der Stammbaum aller Lebewesen immer mehr, aber nicht alle Zweige bleiben lebensfähig.

Im frühesten Tertiär, dem Miocän, wie diese erste Unterabteilung des Tertiär genannt wird, erscheinen schon die Vorläufer der Elefanten, das ihnen in der Gestalt ähnliche Dinotherium und Mastodon.

Dem ersteren, dem Dinotherium, fehlten die beiden oberen Stoßzähne, dagegen besaß es deren zwei im Unterkiefer, die nach abwärts gerichtet und nach rückwärts gebogen waren. Dieser ausgestorbene Seitenzweig der eigentlichen Elefanten, der in der Jetztzeit keine ihm ähnlichen Nachkommen besitzt, übertraf die heutigen Elefanten und auch das Mammut an Größe.

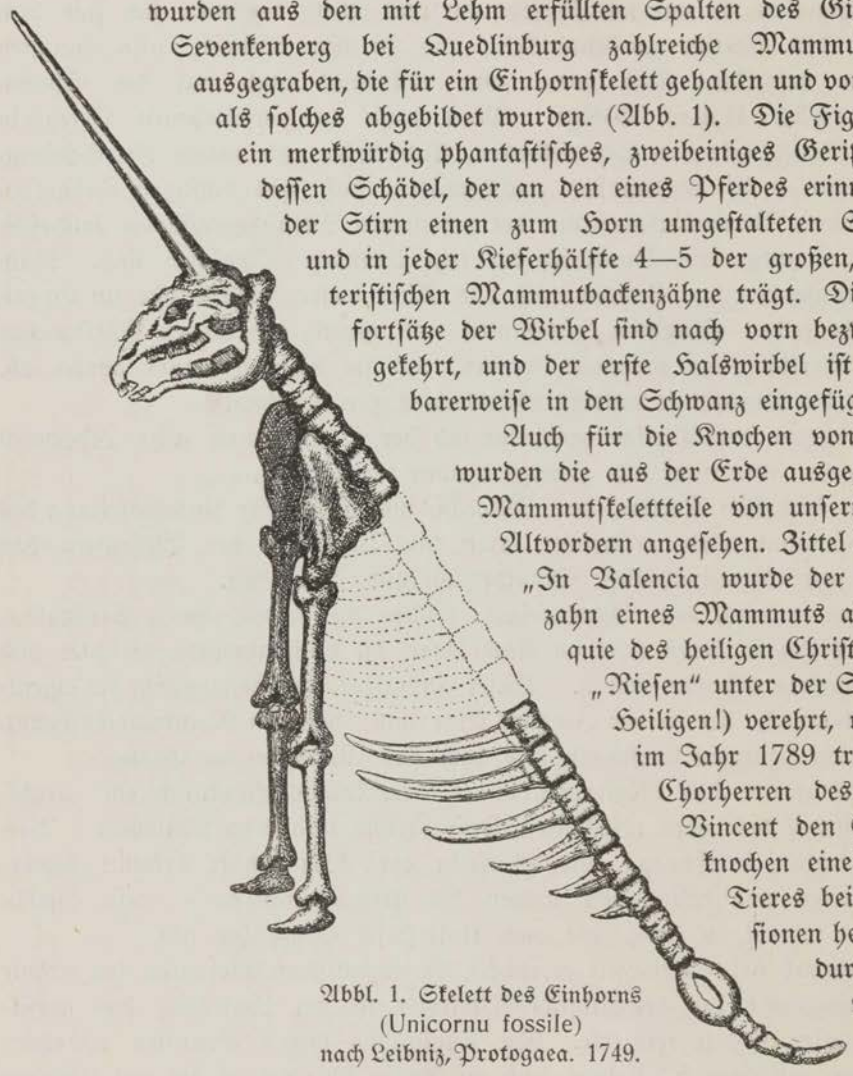
Das zweite, das Mastodon, bildet entwicklungsgeschichtlich ein Bindeglied zwischen dem eben erwähnten Dinotherium und dem Mammut. Von den zahlreichen, in Europa und Amerika der Wissenschaft bekannt gewordenen Arten von Mastodon weisen die ursprünglicheren — also älteren Arten — sowohl im Ober- als auch Unterkiefer Stoßzähne auf.

Während der Tertiärzeit erreichten die eigentlichen Elefanten ihre reichste Entwicklung, und ihr gewaltigster Vertreter ist der Urelefant, das größte Landsäugetier, das je existierte. Die Stoßzähne dieses Giganten erreichten eine Länge von über 5 Metern, und an Größe übertraf es die jetzt lebenden Elefanten um wenigstens das Dreifache.

Dieser fossile Riesenelefant starb wohl schon vor dem Beginn der großen Eiszeit aus, während ein anderer fossiler Elefant, das Mammut, der Elephas primigenius, wie er mit seinem wissenschaftlichen Namen heißt, fast bis ans Ende der Diluvialperiode ausdauerte.

Das Mammut, das ich das Charaktertier der Diluvialperiode nennen möchte, ist wohl die am allgemeinsten bekannte, fast volkstümlich zu nennende

fossile Tiergestalt. Schon im Mittelalter fielen die krummen Stoßzähne desselben auf, die da und dort in Europa gefunden wurden. Man hielt sie für die Hörner des sagenhaften Einhorns und räunte ihnen in gepulvertem Zustand einen wichtigen Platz unter den Arzneimitteln ein. Im Jahre 1663 wurden aus den mit Lehm erfüllten Spalten des Gipses am Sevenkenberg bei Quedlinburg zahlreiche Mammutknochen ausgegraben, die für ein Einhornskelett gehalten und von Leibniz als solches abgebildet wurden. (Abb. 1). Die Figur stellt ein merkwürdig phantastisches, zweibeiniges Gerippe vor, dessen Schädel, der an den eines Pferdes erinnert, auf der Stirn einen zum Horn umgestalteten Stoßzahn und in jeder Kieferhälfte 4—5 der großen, charakteristischen Mammutbackenzähne trägt. Die Dornfortsätze der Wirbel sind nach vorn bezw. unten gekehrt, und der erste Halswirbel ist sonderbarerweise in den Schwanz eingefügt.



Abbl. 1. Skelett des Einhorns (Unicornu fossile) nach Leibniz, Protogaea. 1749.

Auch für die Knochen von Riesen wurden die aus der Erde ausgegrabenen Mammutskelettteile von unsern naiven Altvordern angesehen. Zittel berichtet: „In Valencia wurde der Backenzahn eines Mammuts als Reliquie des heiligen Christoph (des „Riesen" unter der Schar der Heiligen!) verehrt, und noch im Jahr 1789 trugen die Chorherren des heiligen Vincent den Schenkelknochen eines solchen Tieres bei Prozessionen herum, um durch diesen vermeintlichen „Arm des Heiligen" Regen zu erflehen." Der Naturforscher J. J. Scheuchzer berichtet von Riesenknochen, die 1577 beim Kloster Reyden bei Luzern ausgegraben worden waren. Außen am Turm des Rathauses stand damals nach seinem Bericht eine Abbildung des Reydener Riesen oder wilden Mannes mit einem Strich daneben und folgender Inschrift:

„In der Stadt Luzern da unden,
Bey dem Dorf Reyden hat man funden

Schröcklich große Menschen Gebein
Under einer Eich, auf einem Reyn.
Die Oberkeit derselben Statt
Glehrten Leuthen die zugschickt hat:
Welche nach der Proportion
Geometrisch das Mäsz han gnon.
Hiemit erscheint unfehlbar gwiß,
Wann aufrecht gstanden dieser Riesz,
Sey er gsyn mit der Länge glich
Vierzehnmal diesen Strich.
Beschah im 1577. Jahr,
Gott weiß, wie lang er vor da war."

Auch in einer Kirche in Schwaben hängt oder hing wenigstens nach Queckstedt noch vor 50 Jahren der Backenzahn eines Mammut nebst einer Inschrift, die so lautet:

„Schaut hier, schaut hier, der Backenzahn
Von unserem Riesen-Ur-Urahn!
Jetzt blieb dem einzigen Geschlecht
Der kleine kaum noch mundgerecht."

Sueß hat in seinem Buche über den Boden der Stadt Wien treffend nachgewiesen, daß das „Riesentor" des Stephansdoms nicht von seiner sehr mäßigen Größe, sondern von dem im Innern der Kirche, in der Nähe dieses Tores, einst aufgehängten Schenkelknochen eines Mammut seinen Namen erhalten hat. Noch Brückmann sah im Jahre 1729 den Knochen hängen. In der Michaeliskirche zu Hall in Württemberg hängt, wie Jäger berichtet, noch heute ein riesiger Stoßzahn mit der originellen Inschrift:

„Tausend sechshundert und fünf Jahr
Den dreyzehnten Februar ich gefunden war
Bey Neubronn in dem hallischen Land
Am Bühler Fluß zur linken Hand
Sammt großen Knochen und lang Gebein.
Sag, Lieber, was Arth ich mag seyn."

Auch die alten Chinesen kannten das Mammut und in ihren ältesten Schriften ist schon von ihm die Rede. Sie hielten es für ein nach Art der Maulwürfe unterirdisch lebendes Tier, das nach ihrer Ansicht sterben mußte, sowie es ans Licht des Tages kam. Ähnlicher Ansicht sind die in Nordsibirien lebenden Jakuten, in deren Gebiet ja die wohlerhaltensten Mammutkadaver gefunden wurden. Sie halten die Kadaver der Riesentiere, die sie meist an den Uferabhängen von Flüssen oder Seen entdecken, wenn dieselben durch Erdrutsche oder Sturzbäche zu Tage gefördert werden, ebenfalls für die Leichen unter dem Wasser lebender Tiere, worauf schon der jakutische Name des Mammut hinweist, der Ukyla d. i. Wassertier lautet. Auch in

der Sprache der Tungusen, des uralten nordostsibirischen Nomaden- und Jägervolkes, hat der fossile Elefant einen eigenen Namen und spielt in ihren Sagen und abergläubischen Vorstellungen eine bedeutende Rolle.

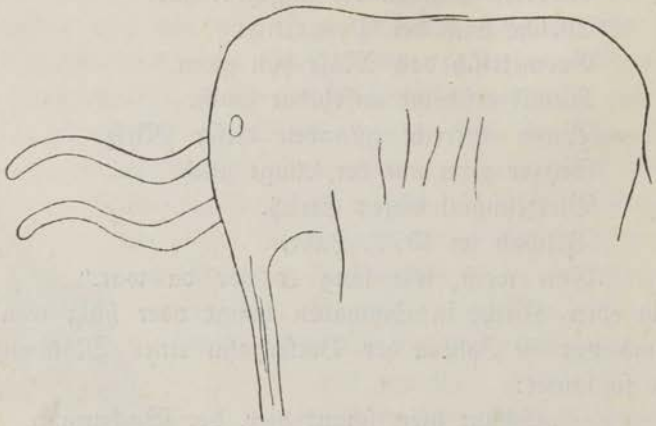


Abb. 2. Zeichnung eines diluvialen Menschen, ein Mammut darstellend; auf einer Wandfläche in der Grotte de la Mouthe in der Dordogne. (Nach Rivière.)

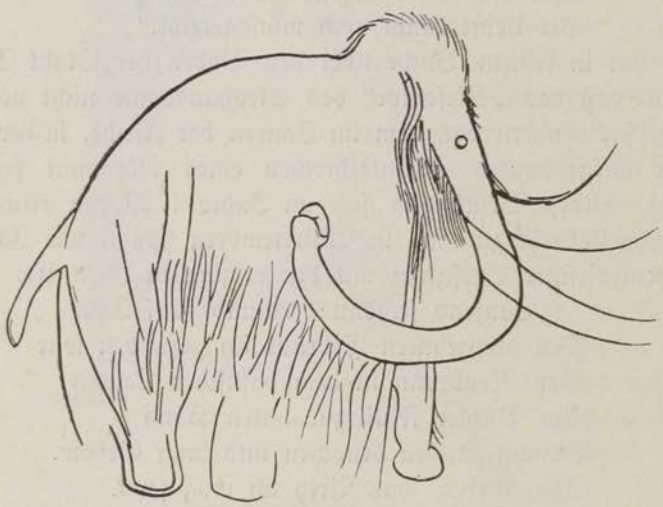


Abb. 3. Zeichnung eines Mammuts auf einer Wandfläche in der Grotte des Combarelles. Dordogne. (Nach Capitan et Breuil.)

Das Agdjan-Kämi (großes Tier) ist für sie ein unheimliches, weil bezüglich seiner Herkunft unerklärliches Wesen. Schon der Anblick eines Mammutkadavers bringt nach ihrem Glauben Unheil, und die abergläubische Furcht dieser Naturkinder des sibirischen Urwaldes vor dem Unheilstier geht so weit, daß sie infolge des Anblicks von zufällig aufgefundenen Mammutkadavern in Krankheiten verfielen, wie mehrere Sibirienforscher berichten. Der Entdecker des von Adams anfangs des 19. Jahrhunderts nach Petersburg

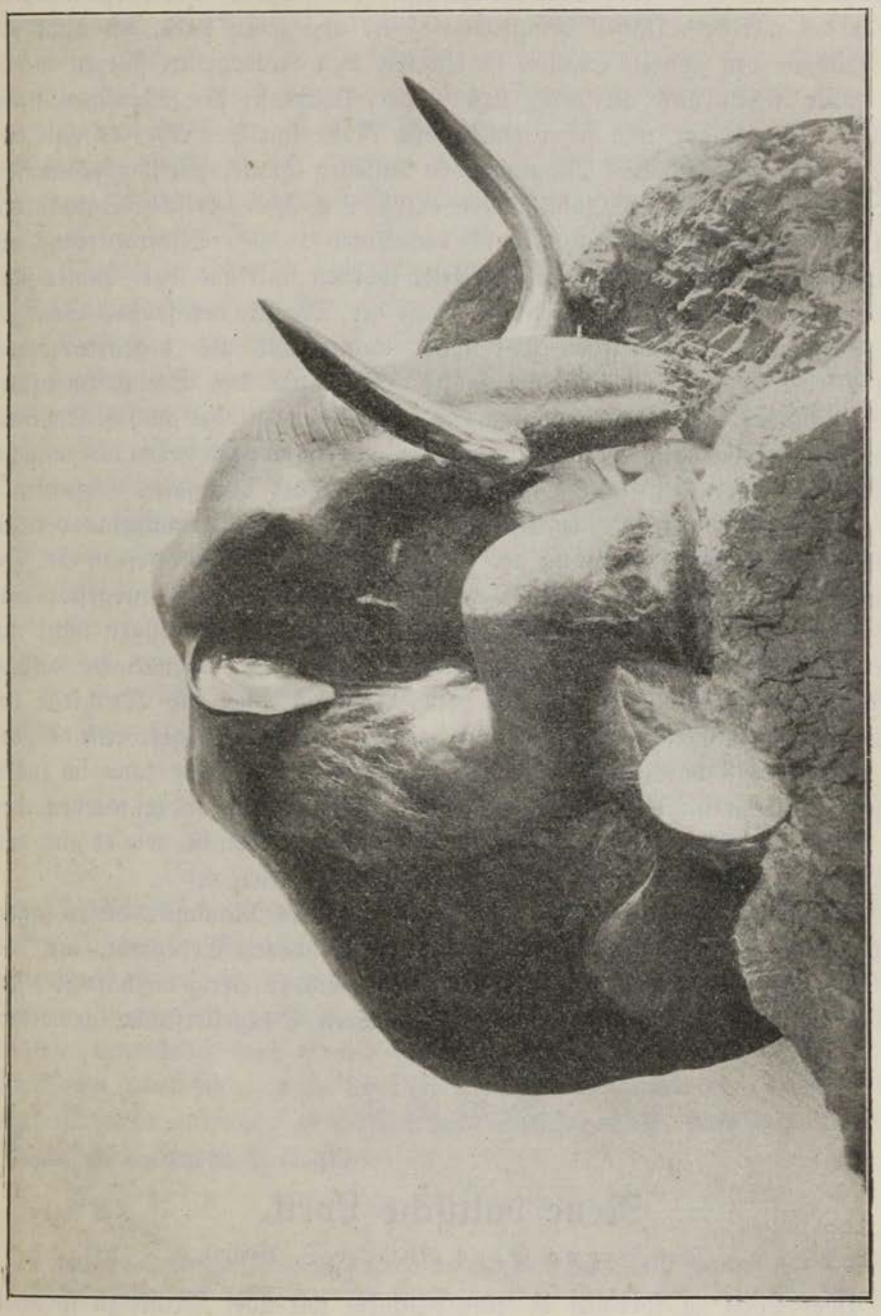


Abb. 4.

gebrachten und jetzt im zoologischen Museum dort aufgestellten Mammutskeletts, ebenfalls ein Tunguse, verfiel, wie Adams berichtet, nachträglich in eine schwere Krankheit, weil ihm seine Stammesgenossen die größten Vorwürfe machten, daß er sich mit dem Unheil bringenden Fund abgegeben habe, der nicht nur ihn, sondern den ganzen Stamm in Unglück und Krankheiten stürzen werde.

Wir sehen aus all dem, daß in der Phantasie der Menschen unser fossiler Rüsselträger von jeher eine große Rolle spielte. Aber es gab eine Zeit, wo der Mensch das Mammut von Ansehen kannte, mit ihm zusammenlebte. Die lebenswahren Abbildungen (Abb. 2 u. 3) des fossilen Dickhäuters, die in den, von Urmenschen Europas bewohnten Höhlen Südfrankreichs vor Zehntausenden von Jahren aufgezeichnet worden sind und dort immer häufiger aufgefunden werden, zeigen uns, daß der Mensch der frühen Steinzeit das Mammut von Ansehen sehr wohl kannte und als begehrenswertes Beutetier auch sicherlich eifrig verfolgte. Diese von den Steinzeitmenschen auf die Wände ihrer Höhlenwohnungen aufgezeichneten oder auch in Knochenstücke oder Elfenbeinplatten eingeritzten Mammutzeichnungen geben uns manche, sehr beachtenswerte Aufschlüsse über das Äußere des diluvialen Elefanten.

Aber erst durch die letzten beiden Funde von Mammutkadavern in Nordostsibirien, deren Bergung der Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg zu verdanken ist, sind unsere Kenntnisse über diesen ausgestorbenen Dickhäuter aufs glücklichste vervollständigt worden. Wir besitzen nicht nur keine so wohlerhaltenen und vollständigen Skelette von irgendeinem andern der großen fossilen Riesentiere, wie vom Mammut, auch die Weichteile des untergegangenen Elefanten hat der in geringer Tiefe ewig gefrorene Boden des Hochnordens durch Jahrtausende konserviert, und deshalb kann im zoologischen Museum in Petersburg ein ganzes Mammut bewundert werden, das mit Haut und Haaren genau so wiederaufgestellt worden ist, wie es aus dem Eisboden an der Beresowka ausgegraben wurde. (Abb. 4.)

Für die zoologische Wissenschaft ist darum das Mammut, dieses sagenumsponnene Riesentier aus einer längst entschwundenen Erdepoche, mit dem die Phantasie der Menschheit zu allen Zeiten sich so eifrig beschäftigte, jetzt zum bestgekannten Repräsentanten der quartären Säugetierfauna geworden.

❀ ❀ ❀ ❀

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Neue baltische Lyrik.

Von Bruno Goetz (Riga; d. Z. Berlin).

Über Lyrik zu sprechen ist ebenso schwer wie über Musik zu sprechen, d. h. fast unmöglich. Nur auf Umwegen, nur durch Analogien und Gleichnisse wird man in ein Gedicht hineinleuchten können. Jedes Zergliedern,

jedes rein verstandesgemäße Suchen nach dem sogenannten Gehalt, nach dem, was der Dichter mit einem Gedicht „sagen" will, ist vom Übel: ein Gedicht *sagt* nichts, ein Gedicht *ist*, — ist ein tönendes Gebilde, ein lebendiger Organismus, voll von allen Rätseln eines jeden Organismus. Was im allgemeinen „Gehalt" genannt wird, offenbart sich in der Lyrik nur durch die Form, wird *wirklich* nur durch Klang, Bild und Rhythmus.

Inhalt ist Form. Das heißt nicht, daß die *leere* Form das Wesentliche eines Gedichtes sei, sondern daß die lebendige, organisch gewachsene Form *eins* sei mit dem Inhalt. Der Inhalt, losgelöst von seiner Form, bedeutet nichts. Man frage sich nach dem „Inhalt" von Goethes „über allen Gipfeln ist Ruh" — und man wird die Absurdität solch einer Frage lebhaft empfinden.

Das sind eigentlich von selbst verständliche Sachen. Sie müssen aber immer wiederholt werden. Weil von hier aus die Mißverständnisse, die meisten Irrtümer, die meisten scheinbar sinnlosen Urteile über dichterische Gebilde ihren Ausgang nehmen: das Publikum sucht nach einem von der Form unabhängigen Gehalt des Gedichts; anstatt sich willig hinzugeben, anstatt zu schauen und zu hören und so immer tiefer in das Geheimnis einzudringen, verlangt es meist ungestüm danach, den „Sinn" eines Gedichtes enträtselt zu sehn.

Dieser Sinn wird aber jedem verborgen bleiben, der von der Form abstrahiert, — er ist in die Form eingegangen und ist für keinen vorhanden, der ihn nicht aus der Form herausempfindet. Stefan George sagt von der Lösung des rätselvollen Gewirkes:

„sie ist nach Willen nicht. Ist nicht für jede
gewonnene Stunde, ist kein Schatz der Gilde.
Sie wird den Vielen nie und nie durch Rede.
Sie wird den Seltnen selten im Gebilde."

Nur wer Ohren hat zu hören und Augen hat zu sehen, nur demjenigen, dessen Phantasie lebhaft auf Klang, Bild und Rhythmus reagiert, wird echte Lyrik etwas zu sagen haben. Ich spreche hier nicht von gereimter abstrakter Allerweltsweisheit, die uns oft als Lyrik verzapft wird. Damit soll anderseits natürlich auch *nicht* gesagt sein, daß alles Gedankliche in der Lyrik vom Übel sei, — vom Übel ist es nur dann, wenn es abstrakt, leblos, lehrhaft bleibt und nicht zur Gestalt, zum Gebilde wird. Das wollte ich allem Folgenden vorausgeschickt haben.

* * *

Unsere baltische Dichtung steht im engsten Zusammenhange mit der Dichtung Deutschlands. Ehe ich auf diese baltische Lyrik eingehe, möchte ich daher einiges über die vier repräsentativen Persönlichkeiten der neuen deutschen Lyrik sagen: über Stefan George, Hugo von Hofmannsthal, Alfred Mom-

bert und Detlev von Liliencron. Jeder dieser vier verkörpert das Wollen und Streben unzähliger anderer und kann deshalb mit Fug und Recht im Sinne Emersons repräsentativ genannt werden.

Wenn wir uns mit diesen Persönlichkeiten beschäftigen, so wird uns auch klar werden, was man überhaupt moderne deutsche Lyrik nennen kann. Denn über diesen Begriff herrscht vielfach eine große Konfusion. Im allgemeinen versteht man darunter bei uns stimmungsvolle Sentiments à la Caesar Flaischlen, Hurrah-Anarchismus à la Mackay, ungeformte Geschmacklosigkeit à la Arno Holz oder raffinierte Gehirnlosigkeit à la Ernst Schur. Diese Art Lyrik hat natürlich wenig mit Kunst zu tun. Denn in der Kunst ist Inhalt — Form. Wer sich von dieser Lyrik als von der modernen abwendet, bezeugt nur seinen guten Geschmack und wird sich hoffentlich offene Sinne bewahrt haben für die echte neue Lyrik, deren vier charakteristischeste Repräsentanten ich oben genannt habe.

Auf offene Sinne und liebevolles Bemühen kommt es an, wenn man in Kunstwerke eindringen will. Man muß um sie werben: sie erschließen sich nur dem Liebenden.

Am zugänglichsten ist die Lyrik Liliencrons, deren kraftvolles, herrisches und ungebrochenes Wesen packt und ergreift wie eine Naturerscheinung. Seine Kunst ist irdisch, sinnlich und klar. Sie kann auch oft verträumt wirken, aber nicht traumhaft. Sie ist unmittelbar wie ein Vogellied. Leidenschaftlich jubelnd und leidenschaftlich verzweifelnd. Ritterlich und brutal. Anmutig und unbeholfen. Alles mit weit offenen durstigen Augen gesehn, mit Augen, die die Dinge so lieben, daß sie nicht hinter die Dinge schauen wollen, obwohl oder trotzdem sie vom furchtbaren dunklen Hintergrunde alles Seins wissen. Etwas Ungebeugtes, Freies, Fesselloses ist in seinen Versen. Ein übermütiges, selbstsicheres, ungebärdiges Genießen und eine fromme Ehrfurcht vor der Schönheit der Welt. Und als Rest eine tiefe, grausame Bitterkeit, — eine Bitterkeit, die nur der empfinden kann, der sich ganz hingegeben hat, unbekümmert und hochgemut. Man lese seine Verse einmal bloß auf Klang und Rhythmus hin. Und man wird das alles schon allein aus Klang und Rhythmus herausempfinden.

Den tiefsten Gegensatz zur Kunst Liliencrons bildet die Kunst Alfred Momberts. Man nennt die Mombertschen Gedichte häufig unverständlich. Mit Unrecht. Man muß nur von der richtigen Seite an sie herantreten, um sie erfassen zu können. Liliencron sieht die Dinge im hellen Tageslichte. Mombert sieht sie, wie sie einem im Traume erscheinen, geisterhaft huschend, scheinbar zusammenhanglos, böse und erschreckend, Sinnbilder für Versteckteste, Heimlichstes, Verborgenstes in uns selbst. Was wir aus unserem Bewußtsein ins Unterbewußtsein verdrängt haben, Wünsche und Begierden, die wir uns selbst nicht mehr eingestehen wollen, die wir unterdrücken mußten, um unser Leben nach unserem schaffenden Willen gestalten zu können, treten

nicht einmal im Traume mehr direkt in unser Bewußtsein, — sie maskieren sich, verkleiden sich in tausend skurrile Gewänder, nehmen die abenteuerlichsten, fratzenhaftesten Formen an, täuschen uns mit einer Erfindungskraft ohnegleichen. Unsere Träume sind nichts als verkleidete Wünsche, die sich auf diese Weise kundtun, da sie auf eine andere Weise garnicht mehr in unser Bewußtsein gelangen können. Meist erkennen wir sie auch nicht in ihren Masken, empfinden es aber doch deutlich, daß es Masken sind, Masken, die etwas Böses, Grauenvolles und Verbotenes verbergen. Wenn sie sich demaskieren würden und Macht über uns gewinnen könnten, so würde das Chaos in uns, das unser Wille niedergerungen hat, in unser Leben einbrechen, drohend und verheerend, manchmal vielleicht aber auch erlösend und befreiend, wenn zu viel in uns unterdrückt und verdrängt worden war. Diese Masken des unterbewußten Lebens in uns führen in Momberts Dichtungen ihren geheimnisvollen schaurigen Reigen.

Aus den Versen Hugo von Hofmannsthals spricht die Trauer und Schwermut einer Persönlichkeit, der sich alle Dinge des Lebens in schweigende starre Bilder verwandelt haben. Die Ahnungen und Hoffnungen der Frühe schufen sich Bildnisse ihrer Sehnsucht, Bildnisse, die alles Erleben in sich auffogen, so daß das wirkliche Erleben „nur schale Schauer des Erinnerns" bringen konnte. Das Leben wird schattenhaft. Man sieht staunend, wie eins nach dem andern kommt und geht, nichts läßt sich halten. Und was übrig bleibt, sind schöne schweigende Bilder, zwischen denen man wie in einem Museum einhergeht und die unendlich traurig machen, weil sie nicht wirklich sind, sondern nur Abbilder, — Schatten, die Blut getrunken haben.

Auch für Stefan George wandelt sich alles Leben zum Bilde, verflüchtigt sich dadurch aber nicht zum Abbilde, zur schwermütigen Erinnerung, sondern gewinnt gesteigertes Leben: erst im Bilde wird es für ihn in Wahrheit wirklich, erst im Bilde vollendet sich die Persönlichkeit. Innerhalb der grauenvollen Zerrissenheit unserer Zeit, in der alles Edle vereinzelt und so verkümmert, weil es keine nährende Lebensluft findet, steht Georges Kunst wie ein Standbild da, das zur Sammlung ruft. Während Mombert auflöst und entfesselt, Lilienkron unbefangen genießt und verzweifelt, Hofmannsthal ohnmächtig trauert, schmiedet George aus seinem Erleben neue starke bindende Formen. Während die andern so oder so sich an die Buntheit und Wirrnis des Daseins verlieren, zwingt George auch das Widersprechendste, Wirrste und Bunteste zur Einheit in ehernen kühlen Rhythmen, so daß alles unverloren bleibt und neu und stark sich wiederfindet im Bilde.

* * *

Ich habe diese vier Dichter charakterisiert — nicht, weil ich unsere Dichtung als von ihnen abhängig hinstellen wollte, sondern weil sie mir, wie schon gesagt, Grundrichtungen des heutigen Denkens und Fühlens zu ver-

körpern scheinen und wir auf diese Weise ein klareres und präziseres Bild davon erhalten, was die neue Lyrik will und erstrebt, welche Grundstimmungen ihr zugrunde liegen. Und wenn ich nun bei diesem oder jenem unserer neuen baltischen Dichter auf einen der vier obengenannten Dichter hinweise, so geschieht das nicht, um sogenannte „Einflüsse" nachzuweisen, nicht um zu schematisieren, sondern es soll lediglich zur Orientierung dienen.

Überhaupt was „Einflüsse" anbetrifft, so hat nur der sie zu scheuen, der selbst keine Persönlichkeit ist. Wer seiner selbst und seiner Eigenart sicher ist, gibt sich gern jedem Einflusse hin — er weiß, daß er sich nicht verlieren wird; im Gegenteil: im Technischen hat noch ein jeder werdende Meister von andern Meistern gelernt. Und der Richtungen des Denkens und Fühlens sind überhaupt nicht viele — sie lassen sich auf wenige Grundtypen zurückführen: das absolut Eigenartige, das trotz dieser Zurückführung auf wenige Grundtypen aus jeder wirklichen Persönlichkeit zu uns spricht, ist Nuance, Färbung, Abweichung usw. Dieser Nuancen gibt es natürlich so viele als es Persönlichkeiten gibt: die Grundrichtungen unseres Fühlens und Denkens teilen wir mit Millionen anderer — die Nuancen sind das eigenste Eigentum eines jeden, und nur schwache Naturen unterliegen auch dort dem Einfluß der Starken. Die Starken fürchten keinen Einfluß.

Wenn ich nun von unserer neuen baltischen Lyrik spreche, so will ich nichts Allgemeines über sie sagen. Allgemeines kann in diesem Falle immer nur vage oder unzutreffend sein. Die Kunst läßt sich nicht in Allgemeinheiten einfangen.

Ich werde immer von den Persönlichkeiten ausgehn — als dem einzig Wirklichen, nicht von künstlichen Abstraktionen, ästhetischen Theorien, vorgefaßten Meinungen ꝛc. Den Maßstab für die Beurteilung eines Werkes kann man immer nur diesem Werke selbst entnehmen. Die künstlerischen Gesetze sind für jedes Werk andere. Es ist müßig und unfruchtbar, etwa die Dichtungen Georges nach dem Maßstabe zu beurteilen, den man den Dichtungen Liliencrons entnimmt.

Deshalb liest man auch die meisten Literaturgeschichten mit Unlust und Ärger, weil sie die Brutstätten jener kurzsichtigen kritischen Anmaßung sind, die vom hohen Pferde einer vorgefaßten ästhetischen Theorie herab über Künstler zu Gerichte sitzt, deren Schuhriemen aufzulösen sie nicht wert ist. Demgegenüber muß immer wieder mit allem Nachdruck betont werden, daß jedes echte Kunstwerk sich seine Gesetze selber setzt. Allen unberufenen ästhetisierenden Schwätzern rufe man aber mit Hans Sachs in den „Meistersingern" zu:

„wollt ihr nach Regeln messen,
was nicht nach eurer Regeln Lauf, —
der eignen Spur vergessen,
sucht davon erst die Regeln auf!"

Unter den baltischen Dichtern, von denen ich jetzt sprechen will, wird man sicher einige bekannte Namen vermissen und dafür andere Namen finden, die noch gänzlich neu und unbekannt sind. Ich glaube aber die Auswahl mit gutem Recht getroffen zu haben. Ich wollte keine Epigonenlyrik vorführen, sondern das, was mir an unserer Kunst eigenartig und lebendig erscheint. Nun gibt es von einer ganzen Reihe unserer neuen baltischen Dichter noch keine Gedichtsammlungen. Ich mußte deshalb häufig auf Dichtungen zurückgreifen, die zerstreut in Zeitungen und Zeitschriften erschienen sind, vielfach sogar nur in Abschriften verbreitet waren.

* * *

Zu den Irdischen, Starken und Unbekümmerten gehört Otto von Schilling. Seine Lyrik ist ganz mit unserer Erde verwachsen. Im Gegensatz zu den Produkten so vieler „Heimatdichter", die unsere Heimat begeistert, aber so konventionell und allgemein besungen haben, daß diese Gedichte ebenso gut auf Thüringen, auf den Harz, auf den Schwarzwald oder auf den Rhein bezogen werden könnten, lebt in den Versen Otto von Schillings wirklich etwas von unserer Erde, etwas Eigenartiges und Ausgeprägtes. Am ehesten ließe sich seine Art mit der Art Liliencrons vergleichen. Da ist dieselbe Kraft und Kindlichkeit, dieselbe Herbheit und Brutalität, dieselbe Anmut und Verträumtheit, dieselbe Ritterlichkeit und Wildheit — nur anders nuanciert, blasser, dünnblütiger. Nicht alles ist blutvoll lebendig. Einiges wirkt sogar hie und da konventionell im Ausdruck. Und doch: eine ganze, starke, unendlich liebenswürdige Persönlichkeit spricht zu uns aus seinen Gedichten. Vieles ist von einer merkwürdigen melancholischen Beschaulichkeit. Und aus allem spricht eine starke und große Liebe zu den Freien und Eigenen, ein verachtender Haß auf alles Knechtische, Schielende und innerlich Unsichere.

Seine Darstellungsweise ist eindeutig, naiv, unmittelbar; sie hat nicht den Reiz des Vieldeutigen, Geheimnisvollen, Unheimlichen und Schillernden, — sie liebt gerade schlichte Linien. Bei der Gestaltung läßt er sich, wie mir scheint, vollständig vom Instinkt leiten. Auch hier drängt sich die Ähnlichkeit mit Liliencrons Art auf, dessen Lieder so von selbst verständlich wirken wie ein Vogellied. Deshalb sind seine Dichtungen sehr ungleich im Werte. Ab und zu stößt man auf Gewöhnliches. Aber immer wieder findet man Starkes und Eigenes, an dessen Selbstsicherheit und heißer, frommer Lebensliebe man sich erfreut.

* * *

Aus einer gänzlich anderen Welt kommen die Dichtungen von Herbert von Hoerner: sie sind ganz weltabgekehrt, ganz ins Innerste versunken. Seine Augen schauen nicht nach außen, sondern tief nach innen.

Das Unsagbare, das er dort findet, verdichtet sich ihm zu geheimnisvollen Bildern. Seine Gedichte wirken nicht unpersönlich, aber überpersönlich: sie führen zu den Gründen, wo die tiefsten Zusammenhänge sich offenbaren in mystischer Einheit. Die bunte Vielheit der Erscheinungswelt wird nur noch wie ein schmerzlich süßer Reiz empfunden, da sie nur noch Sinnbild ist für die letzte große Vereinigung. Man höre ein Gedicht wie seine „Zueignung:"

„Ihr, die ihr mir schon fern seid,
die ihr mir noch nicht nah seid,
und meines Lebens Herrn seid,
und nie und ewig da seid.
Ihr, die ihr mich geführt habt,
da ich von euch gebannt war,
bis das, was ihr berührt habt,
in Einem mir bekannt war.
Verbunden und verkettet
ist alles, was wir ahnen,
gefunden und gerettet
in die verwandten Bahnen
Verwobenster Gestalten,
von keinem Sein zu lösen:
ich bin in euch gespalten,
ihr seid in mir Ein Wesen."

Ich kenne kein Gedicht in der deutschen Literatur, das so wie dieses unsere große Fremdheit zu allen Menschen und Dingen, die nur die Kehrseite unserer tiefinneren Einheit mit allem Leben ist, so erschütternd und feierlich enthüllt hätte.

„Ihr, die ihr mir schon fern seid,
die ihr mir noch nicht nah seid" —

Diese Zeilen sind ganz erfüllt von der tiefen Schwermut des Einsamen, dem alles, was er sich nah glaubte, immer wieder sich auflöst in immer neue Gestalten in ewigem Wechsel, bis ihm die Ahnung aufblitzt, daß dieser Wechsel nur eine Täuschung ist:

„und meines Lebens Herrn seid,
und nie und ewig da seid".

Die tausend wechselnden Gestalten des Lebens, die ihn bannten und ihn führten, werden ihm zum All-Einen, zum Einzigen:

„Ihr, die ihr mich geführt habt,
da ich von euch gebannt war,
bis das, was ihr berührt habt,
in Einem mir bekannt war".

Ihm dämmert eine neue selige Erleuchtung: dieses Eine, das der Vielheit zu Grunde liegt, ist ihm verwandt, ist ihm nichts Fremdes mehr; es

entgleitet ihm nicht mehr mit der Einzelerscheinung, es ist als All-Eines sein Eigen geworden:

„Verbunden und verkettet
ist alles, was wir ahnen,
gefunden und gerettet
in die verwandten Bahnen."

Und nun die höchste heiligste Erkenntnis: was ihn als tausendfache Erscheinung umschwirrte und als eines ihm verwandt ist — ist nichts als er selbst. In ihm ist alle Vielheit — in der Vielheit ist seine Einheit:

„Verwobenster Gestalten,
von keinem Sein zu lösen:
ich bin in euch gespalten,
ihr seid in mir Ein Wesen".

Man sieht welch übergroßes Erleben in diese kurzen Strophen eingefangen ist. Uralte indische Weisheit — aber nicht in abstrakte Begriffe zergliedert, sondern neu erblüht in den tönenden Formen dieser keuschen strengen feierlichen Verse.

Was in der Zueignung schauernde Offenbarung ist, formt sich im folgenden Gedichte zum leichten Spiel, das in müßigem Tändeln dieselbe Erkenntnis anmutig widerspiegelt: luftige Rauchgebilde wiederholen den wirbelnden Reigen der Erscheinungen und können doch immer wieder nur das Eine sagen:

„Ringe des Rauches, müßigen Mundes Ergetzen,
wirbelgetriebene lufthauchgefädete Fetzen,
müßige Augen folgen euch Schleiergeweben,
eurem versponnenen Spielen und flüchtigen Schweben.
Fahrende Wirbel gedankengeketteter Ringe
finden und formen sich ewig zum ähnlichen Dinge,
wollen und wachsen von müßigen Sinnen belächelt,
bis des kühleren Atems lösender Flügel fächelt".

Die Gewißheit der großen Einheit und des Geborgenseins in dieser Einheit ist die Erleuchtung entrückter Augenblicke. Die Entrückung löst sich: der Einzelne ist wieder einsam und weiß sich nicht zu schicken in die Einsamkeit, denn er hat in jener ungeheuern Trunkenheit ein Glück erfahren, das über alles Begreifen und Empfinden hinausgeht. Die grauen Tage kommen. Was ihn umgibt, dünkt ihn in diesen toten Alltagsstunden nur noch fremder. Er klagt sehnend und begehrend um die versunkene Seligkeit der Vereinigung:

„Wer sagt, wie ich es mache,
daß ich anwieder lache,
ich bin wohl alle Tage
ein wenig tief betrübt.
Ich schlafe oder wache,
bin nirgend bei der Sache,

und wen erfreut die Klage
im Stillen ausgeübt?
Wer löscht die Glut der Wange?
Wann löst sich im Gesange
der liebende Gedanke
ergriffen und geglaubt?
Wer folgt geheimem Gange,
daß er am Rebenhange
die auserwählte Ranke
der reifen Frucht beraubt?

Die Augenblicke der mystischen Erleuchtung sind für ihn ein Untertauchen in klare Zauberflut, wo alle stummen Dinge zu ihm sprechen. Beim Auftauchen sind viele Monde vergangen. Auf der Welt ist es Winter. Und die Sprache, die er vom Grunde mitgenommen hat, wird von den Menschen, die im wirbelnden Taumel der gespenstischen Tageswirklichkeit leben, nicht verstanden. Er lebt mit den Worten aus der Tiefe, wie in einer anderen Welt. Er merkt nicht, wie es wieder Frühling wird und Sommer. Die Zeit und der Wechsel haben für ihn aufgehört. Deshalb versteht er nicht mehr die Welt des Wechselns und Werdens: er lebt in einem tieferen Sein. In folgenden Versen offenbart sich uns das:

„In eine Flut, klar bis zum Grunde, tauchte
ich ohne Sprung durch langsames Versinken.
Mein Gehn war Schreiten und mein Atmen Trinken.
Ich fühlte, daß ich nichts zu tragen brauchte.
Ein Silberfisch tat schön mit meinen Gliedern,
er fand sie glänzender als seine Schuppen.
Wir zogen durch den Park der Muschelgruppen.
Er sprach, ich aber konnte nichts erwidern.
Durch dünnes Eis bin ich emporgebrochen.
Ist es schon Winter? Rauchen schon die Herde?
Ich schritt im Winde über Laub und Erde,
den ersten Menschen hab ich angesprochen.
Und solche Worte nahm ich mit vom Grunde,
daß ich nicht hörte, als die Lerchen stiegen.
Die Blumen mochten blühn, die Falter fliegen.
Ich redete zu einem stummen Munde.

Die wache Tageswelt kommt ihm nur noch wie ein wirrer Traum vor, wie ein Gewebe, aus Wahn und Trug gewirkt. Mit hellsichtigen Augen erkennt er die Welt des Scheins: in einer ungeheuern Vision stellt sie sich ihm als „das Lügenhaus" dar:

„Was baust du bröckelndes Gestein?
Ein Haus? Für zwei? Für dich allein?

Vielleicht für drei zum Zanken?
Das Dach ist aus Gedanken.
Ein strohern Dach, ein' morsche Wand,
die Balken faul und angebrannt,
die Fenster nicht aus Glase.
Verschließe sie, der Rat ist fein,
mit einer Seifenblase!
Lad Gäste ein, gib groß Gelag'!
Denn alle Tag ist Feiertag.
Geburtstag — Sterbepredigt
wird all in eins erledigt.
Fürs Reden zahl in hohem Sold,
das Geld, das mal in lohem Gold
und lös es aus in Scherben.
Und wer am längsten lügt, dem sag:
Dich setz ich ein zum Erben!
Doch säume nicht, es eilt die Zeit!
Schon ist der böse Wind nicht weit,
der macht die Fenster platzen.
Die Wände schneiden Fratzen.
Die Balken werden dünn wie Zwirn.
Das Dach, ein aufgedeckt Gehirn,
streut Staub und Spreu und Kleie.
Dann reiß vom Herd ein glimmend Scheit
und reit darauf ins Freie!"

Und aus der würgenden Qual solchen Erlebens ringt sich die erschütternde Frage los nach dem Wohin? dieses Treibens, das man nicht nur schaut, mit dem man rätselvoll verknüpft ist. Ist es nur Lüge? Nur Trug? Warum läßt es uns dann Tieferes ahnen? Und wieder spürt die Seele im Sinnbilde der großen und einfachen Tatsachen der Natur die Einheit. Die Qual löst sich. Sanfte Töne rufen und beschwichtigen. Aber nie vollkommen. Immer bleibt die bange Frage.

„Wohin, o Schicksal, treibst Du mich Tausenden gleich,
mich, Tausenden gleich, an Erbe, Seele und Trieb?
Führst Du mich weiden mit Freunden am grünen Bach?
Wartet meiner der Schlächter oder die Schmach der Schur?
Ich, Kreatur Deiner Hut, schmeichle der Hand, die mich schlug,
flehe stumm zu Dir auf, seufze, lächle gestraft.
Nicht Deiner Hunde Gebell, die dem Entfliehenden drohn,
hält mich auf meinem Pfad. Du nur hältst, Dein Blick.
Schau ich den Vögeln nach, träum ich von seliger Luft.
Fische vom sonnigen Strand locken ins Kühle mich tief.

Herr, deinen staubigen Pfad ächz ich in ächzendem Reihn,
ich, Tausenden gleich ein Tier, Herr, Deiner Herde ein Tier.
Bei sinkender Sonne rief uns die Flöte zur Rast.
Kniend, schlummernd lauschten wir, atmeten leis.
Über die Schlummernden hin schwang es in silberne Nacht.
Jeder wähnt es für sich. Klang es, klang es für mich?"

Ich habe versucht, aus diesen sechs Gedichten die künstlerische Persönlichkeit Herbert von Hoerners erstehn zu lassen. Es bleibt nur übrig, einiges über die Verse zu sagen, die von einer so starken Leuchtkraft, einer so biegsamen Geschmeidigkeit, einer solchen rhythmischen Differenziertheit sind, daß jedes seiner Gedichte in geisterhafter Lebendigkeit vor uns aufblüht wie eine zauberhafte Blume. Man denke an die Schicksalsode mit all ihrer unbeschreiblich kunstvollen Polyphonie und Polyrhythmie, wie dort jeder Satz trotz strengster einheitlicher Formgebundenheit nach ganz individuellen, nur für ihn geschaffenen rhythmischen Gesetzen aufgebaut zu sein scheint: so daß alles endgültig klingt, nichts auf eine andere Weise gesagt sein kann. Und trotz solcher höchsten Kunst empfindet man diese Verse fast nicht mehr als Kunst: man kann sie sich kaum entstanden denken. Es ist, als ob sie von je dagewesen wären, der Dichter hat sie nur aufgefunden.

* * *

(Schluß in der nächsten Nummer.)

❀ ❀ ❀ ❀

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Das Auge in der Bouillon oder schreckliche Folgen von Kunstgenuß.

Von Herbert v. Hoerner (Mitau).

Der Ober nahm meine Weisungen entgegen und verschwand, um sie auszuführen. Ich war so hungrig, daß meine Gedanken sich auf nichts zu konzentrieren vermochten als auf das bestellte Menu: Bouillon mit Ei, junges Huhn mit Erbsen, Eis. —

Um die leere Zeit des Wartenmüssens mit irgend etwas auszufüllen und meiner Ungeduld eine Beschäftigung vorzutäuschen, nahm ich mir vor, die Ereignisse des ebenverflossenen Vormittages in chronologischer Reihenfolge zu rekapitulieren. Also, ich war nicht besonders früh aufgestanden, hatte Kaffee getrunken, war ausgegangen, hatte einen Bekannten aufgesucht. Mit ihm hatte ich gestritten. Worüber doch? Über Fragen der Kunst. Wir waren sehr uneinig gewesen, er war mir zu altmodisch in seinen Anschauungen. Über ein Thema waren wir so scharf aneinander geraten, daß ich verdrießlich von ihm fortging und beschloß, den Verkehr mit ihm einzuschränken. Immer reizte er mich zu solchen theoretischen Streitigkeiten,

die unsinnigerweise zu keinem andern Resultat führten als dem, daß sich über Geschmack nicht streiten ließe, während wir doch gerade darüber, und nur darüber gestritten hatten. Ich kannte seine veralteten Einwände bald auswendig. Er langweilte mich.

Im Verdruß über ihn sah ich mich nach einer Zerstreuung um, die mich auf andere Gedanken bringen konnte. Ich prüfte die aufgeklebten Plakate an den Säulen und fand eines, das mich interessierte. Seltsamerweise aber konnte ich mich jetzt nachträglich nicht mehr darauf besinnen, was jenes Plakat eigentlich versprach. Wohl war ich seiner Einladung gefolgt, doch vergeblich strengte ich mein Gedächtnis an, mich auf das Wohin zu besinnen. Die Zeit, die zwischen dem Betrachten jenes Plakates und meinem Eintritt in das Restaurant lag, war wie weggelöscht. Dies spurlose Verschwinden eines Zeitraums von etwa 2 Stunden machte mich besorgt. Hatte vielleicht der Hunger mein Gedächtnis beeinträchtigt? Hatte ich Fieber? Mein Puls ging vollkommen normal.

Ich kam nicht dazu, meiner Besorgnis weiter nachzugehn, denn meine Aufmerksamkeit wurde in ganz seltsamer Weise in Anspruch genommen, und zwar durch Gegenstände, die sonst, als zu gewöhnlich, kaum Beachtung finden.

Der Tisch, an dem ich saß, stand schief, so schief, daß alles Eßgerät, das sich darauf befand, von Rechts wegen mir in den Schoß hätte fallen müssen. Zu meinem Erstaunen verhielten sich die Gegenstände aber so, als ob sie auf einer durchaus horinzontalen Ebene stünden, zum Beispiel der Essig in der Flasche schnitt gleichfalls schief gegen die Wände seines Gefässes ab. Für das kleine Bereich meines Gedeckes schien die Richtung der Schwerkraft um einen bedeutenden Winkel verlegt. Allerdings glichen die Teller, Gläser, Messer, Gabeln und was außerdem zur Bequemlichkeit der Nahrungszufuhr dient, auch sonst in keiner Weise den gebräuchlichen. Sie waren, die sonst es sind, weder rund, noch symmetrisch, noch von ebenmäßiger Gestalt. Ihre auffallendste und gemeinsame Eigentümlichkeit aber war, daß sie alle von einem fast fingerdicken schwarzen Rande eingefaßt waren. Ich überzeugte mich durch Anfassen, daß dieser Rand nicht abfärbte, und war beruhigt.

Aber wie war es möglich, daß mir diese seltsamen Erscheinungen nicht sofort aufgefallen waren, als ich mir den Platz wählte? Es hat etwas Ungeschicktes, den Tisch zu wechseln, wenn man den zugehörigen Bedienten bereits in Anspruch genommen hat. Und die Nachbartische sahen auch nicht besser aus. Hier glich der eine einem funkelnden Glasgebläse, dort ein anderer einem mit bunten Flittern übersäten Schleier. Auf die Stühle war vollends kein Verlaß, ich hätte mich auf keinen setzen mögen und war froh, daß ich auf dem meinen nicht ins Wackeln kam. Ich blieb also sitzen und hoffte, der Ober werde mir einige Erklärungen über Zweck und Absicht dieser seltsamen Einrichtung geben können.

Da kam er und brachte mir die Bouillon mit Ei. Aber wie sah er aus! Eigentlich nicht ungewöhnlich, aber total anders als vorher. Ich erkannte ihn nur an seiner Nummer als denselben wieder. Ich konnte die Frage nicht unterdrücken: „Warum haben Sie sich so verändert?“ Er lächelte, und ich merkte wohl, daß sich hinter seiner devoten Miene einige Geringschätzung barg, als er erwiderte: „Weil es auf die Ähnlichkeit nicht ankommt, Euer Gnaden.“ — Ich weiß, daß man gegen diese Erwiderung machtlos ist. Darum schwieg ich.

Die Bouillon hatte zum Glück keine schwarzen Ränder. Aber ist dies die Art, ein Ei in die Bouillon zu tun? Es war nicht ein weiches Eigelb, es war ein ganzes, weißes, hartgekochtes Ei. Dabei war es fast kugelrund. Ich wunderte mich und betrachtete es näher. Über seine Oberfläche verzweigte sich ein feines Netzwerk roter Fädchen, wie Blutäderchen. Ich drehte es mit dem Löffel um. Was ich nun an ihm sah, war ein kreisrunder, schön braun gefärbter Ring mit einer dunklen Öffnung in der Mitte. — Die Worte: Schreck, Entsetzen, Ekel bezeichnen nur ungenau jene, das menschliche Maß fast übersteigende Empfindung, die mich wie ein Blitz durchfuhr. Das vermeintliche Ei war ein Auge! ein menschliches Auge. Und wie ich zugleich mit hellseherischer Sicherheit erkannte, das Auge des Kellners, der mich bediente. Ob es das rechte oder das linke sei, kam dabei nicht in Betracht.

Es ist eine oft gemachte Beobachtung, daß wir Momenten, wo wir durch eine unerwartete Plötzlichkeit, der wir in keiner Weise zu begegnen wissen, die Herrschaft über uns selbst verlieren, unsere Gedanken, als wären sie losgelöst von unserem Ich, ihre eignen, unberechenbaren und manchmal lächerlichen Wege gehn. So richtete sich mein erster zusammenhängender Gedanke nach jener furchtbaren Entdeckung des Auges in der Bouillon auf die Person des Kellners: der arme Mensch, er hat ein Auge verloren! Mitleidig erhob ich den Blick zu ihm. Aber siehe da! Er hatte nicht nur seine beiden gesunden Augen, sondern er hatte Augen — überall. Eines war als Blume im Knopfloch befestigt, ein anderes hing als Berlocke an der Uhr. Die drei Knöpfe seiner Weste waren Augen. Ich faßte ihn vorsichtig an und drehte ihn um, ja, auch auf dem Rücken hatte er Augen. Ich begriff: sein Beruf brachte das mit sich. Aber wie?! Rollte dort nicht ein Auge auf dem Fußboden und schwebte da nicht eines in der Luft? Ich schloß selber die Augen, um nicht mehr zu sehn.

Lange muß ich so mit geschlossenen Augen dagesessen haben, die Stimme des Kellners veranlaßte mich, sie wieder zu öffnen. „Es hat dem Herrn wohl nicht geschmeckt?“ fragte er, indem er den ersten Gang abräumte und den zweiten servierte. Jetzt hatte er sich noch mehr verändert. Wäre nicht die Nummer gewesen, die keinen Zweifel zuließ, ich hätte kaum gewußt, ob überhaupt ein menschliches Wesen vor mir steht. Ich hätte ihn gerne ergriffen und umgedreht, das heißt auf den Kopf gestellt, soweit bei ihm von Kopf die Rede sein konnte. Vielleicht hätte ich ihn dann eher wieder erkannt. Ich versuchte es, aber an dem Anhänger seines Frackes bewies er mir, daß Oben und Unten nicht vertauscht seien. Ich mußte meinen Irrtum eingestehn und suchte Trost beim jungen Huhn mit Erbsen. Daß die Erbsen nicht rund, sondern würfelförmig waren, störte mich schon nicht mehr. Aber das junge Huhn bereitete mir Schwierigkeiten. Es hatte Knochen und es hatte Fleisch, aber wie die beiden miteinander zusammenhingen, konnte ich nicht ermitteln. Der Ober — ich nenne ihn noch so, wie sollte ich ihn sonst nennen? — sah meine Hilflosigkeit und fragte: „Soll ich vielleicht zerlegen?“ Ich bat ihn, so gütig zu sein, und äußerte mein Befremden über die seltsame Anatomie dieses jungen Huhnes, in der ich mich nicht zurechtfände. „Anatomie“, sagte der Ober, und er sprach so leise, als bedeute es eine Verschwörung, „wir haben uns von der Sklaverei der Anatomie befreit.“ Ich fand das Huhn nicht schön. „Geschmack“ warf der Ober ein und ging das Süße holen.

Während er sich entfernte, füllte sich der Raum hinter ihm mit immer gedrängteren geometrischen Figuren, die Dreiecken und Würfeln glichen. Ich hatte die Empfindung, als entferne er sich ins Unendliche und werde schließlich am Horizont zum Fluchtpunkt zusammenschrumpfen. Meine Befürchtungen bestätigten sich nicht. Es schien, die Perspektive habe keine Gewalt über ihn. Er blieb in jeder Entfernung gleich groß und verschwand unter Zurücklassung einer gekrümmten Linie.

Als ich merkte, daß er wieder kommt, vermied ich es, ihn anzusehn: Was hatte ich davon?! — Das Speiseeis war vollständig versalzen. „Man liebt das Süße nicht mehr süß", hörte ich die Stimme des Ober. „Ich möchte zahlen", erwiderte ich darauf. Die Rechnung war enorm hoch, doch einigten wir uns auf eine sehr bescheidne Summe, mit der wir beide zufrieden waren.

Obgleich ich keinen Tropfen getrunken hatte, war es mir doch zu Mute, als sei ich schwerberauscht. Ich wußte, daß ich in diesem Raum, wo es weder eine Vertikale noch eine Horizontale mehr gab, nicht einen Schritt gehen konnte, ohne hinzustürzen. „Mir ist sehr unwohl", sagte ich, „führen Sie mich hinaus und rufen Sie ein Auto." Von ihm gestützt und hinausgeführt, wobei ich, wie gesagt, ängstlich vermied, ihn anzusehn, gelangte ich ins Freie.

Hier war es fast noch schlimmer. Von einer Straße, von Häuserreihen — nichts. Irgendwo und überall schwebten und hingen, drängten und überschritten sich Wände mit Fenstern. Dazwischen erkannte ich deutlich einzelnen Zierat, Geländer, Ornamente. Zuweilen schien es mir, als sähe ich dies alles durch ein, in vielfältigen Prismen geschliffenes, trübes, buntes Glas. Das Auto erkannte ich noch an der Huppe, die ich ungefähr zwanzigmal nebeneinander sah. Dann erreichte die Verwirrung ihren Höhepunkt.

Nichts mehr von Gegenständen, nichts was irgend an eine Erscheinung der Außenwelt erinnerte. Auch keine Ornamente mehr. Einige Linien schossen quer durch den Raum, einige Farben flackerten grell auf. Dann zerstoben die Linien, und die Farben flossen alle ineinander. — Es war wie eine Erlösung, als ich nichts mehr unterschied.

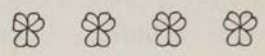
Dem Chauffeur, — ich vermute, es war einer da, — nannte ich den Namen eines mir befreundeten Nervenarztes. Ich wußte, nur er konnte mir helfen. Seine Methode ist die psychoanalytische.

Also fing er sofort an, meine Assoziationen zu untersuchen, aber kaum hatte ich des Auges in der Bouillon Erwähnung getan, als er ausrief: „Genug! ich hab's! Du wirst sofort geheilt sein." Ich wußte nun, daß er mir irgend eine vergessene, quälende Erinnerung ins Bewußtsein zurückrufen würde, wo sie alsdann unschädlich gemacht werden konnte. „Du warst in der Ausstellung der Futuristen*)." Und kaum hatte er dieses Wort ausgesprochen,als jene Lücke in meinem Gedächtnis, die mich über die letzten zwei Stunden vor meinem ereignisreichen Mittagessen im Unklaren ließ, sich sofort ausfüllte. Ich wußte nun, wo ich gewesen war und was also meinen gesunden Sinnen so Gewalt angetan hatte, daß sie sich bis zu jenen furchtbaren Täuschungen verwirrten.

---

*) Eine Studie über die neue Kunstrichtung der Futuristen bringen wir in einem der nächsten Hefte. Die Redaktion.

Da nun die böse Ursache ans Licht gebracht war, konnte es den gewiegten Erfahrungen meines Freundes nicht schwer fallen, den Schaden zu heilen. Nicht lange, so nahm die Außenwelt wieder ihr mir bekanntes Aussehn an. Die schrecklichen geometrischen Körper hielten am längsten stand, doch schließlich mußten auch sie der überlegnen Suggestion des Psychoanalytikers weichen. Ich war geheilt. Nur von einem hat mich mein Freund nicht überzeugen können: daß nämlich wirklich kein mystischer Zusammenhang zwischen jenen wirkungsvollen Bildern und dem in die Bouillon gefallenen Auge bestehen sollte. Ich glaub es immer noch. . .



Eine Forderung der Solidarität.

Von Burchard v. Schrenck (Riga) *).

Durch das Feuer werden ununterbrochen sehr schwere Schäden und Verluste verursacht, gegen die man sich auf vielfache Weise zu schützen sucht: nicht nur durch Einrichtung von Feuerwehren zur Löschung des Brandes, also durch möglichste Unterdrückung des Schadens bei bereits eingetretener Flagranz, sondern auch durch Vorkehrungen beim Bau der Häuser (Brandmauern usw.), ferner durch Warnungen vor unvorsichtigem Umgehen mit Feuer und endlich durch die Feuerversicherung. Es ist also ein vielseitiges und sehr umfassendes Schutzsystem organisiert worden. Und man findet das in einer kultivierten Gesellschaft ganz selbstverständlich. Denn wozu hätte der Mensch Verstand und Voraussicht, wenn er nicht eine planmäßige Abwehr dagegen zu schaffen wüßte, daß die Früchte seiner Arbeit und seiner Anstrengungen, ja vielleicht sogar sein Leib und Leben jeden Augenblick den sinnlosen Elementen zur Beute werden können!

Daß dabei nicht jeder für sich allein, auf eigene Hand, vorging, sondern daß man Schutz und Abwehr organisierte, war ein einfaches Gebot der Klugheit. Man erkannte die Solidarität der Interessen und ging demgemäß solidarisch vor.

Ebenso ist man unzähligen anderen Übeln gegenüber solidarisch vorgegangen, z. B. in der Bekämpfung von ansteckenden Krankheiten, von verbrecherischen Handlungen, in der Verhütung von Unfällen usw. Da hierbei das zu befürchtende Unheil jeden treffen kann, der einzelne aber gar nicht imstande ist, sich dagegen ausreichend zu schützen, so machte man eben gegen den Feind gemeinsame Sache.

In einer gesitteten Gesellschaft ist das alles, wie gesagt, so selbstverständlich, daß es müßig scheinen könnte, davon überhaupt noch zu sprechen.

---

*) Aus dem „Rigaer Tageblatt."

Und doch gibt es auch in unserer Kulturwelt noch Feinde, und zwar von viel schlimmerer Art als Feuer, Pest oder Cholera, bösartigste Feinde, denen gegenüber man sich noch nicht zur Anwendung des sonst gebilligten Grundsatzes solidarischer Abwehr entschließen kann.

Ein solcher Feind ist der Alkohol, schlechthin „das verderblichste Volksgift", wie ihn vor kurzem der Baltische Ärztekongreß auf seiner Revaler Tagung richtig benannt hat. Als Krankheits- und Todesursache, nicht nur direkt, sondern vielleicht noch mehr durch Minderung der gesamten Widerstandsfähigkeit des Organismus, als Ursache der Verarmung, als Aufreizer zum Verbrechen, als Anstifter von Unfällen, ganz besonders aber als Quelle der Degeneration, ruft der Alkohol anerkanntermaßen eine so ungeheure Menge der allerschwersten Schäden hervor, daß ihm darin kaum irgendein anderer Faktor des Unheils gleichzusetzen ist. Oder kann das etwa noch geleugnet werden, nachdem die Tatsachen über den Alkohol natur- und sozialwissenschaftlich in einer Riesenliteratur niedergelegt sind? *)

Wenn die Folgen des Alkohols nur den einzelnen Konsumenten desselben für seine eigene Person träfen, so könnte man vielleicht den gemeinsamen Charakter der Alkoholnot leugnen. Aber bestimmt denn nicht der Trunk des Vaters das Schicksal seiner Familie? Bilden die dadurch verarmten Familien und verkommenden Kinder nicht eine Hauptlast für die öffentliche Armenpflege und die gesamten Wohltätigkeitsvereine? Läuft das nicht darauf hinaus, daß der Fleißige und Nüchterne für das vom Trinker Angerichtete aufkommen muß? Steht nicht jedem, der im Rausch eine Gewalt verübt (und $^2/_3$—$^3/_4$ der Affektvergehen geschehen unter der Alkoholeinwirkung!) ein Vergewaltigter gegenüber? Werden dadurch nicht Rechtspflege und Polizei überlastet? Fallen den Unfällen infolge alkoholgelähmter Gehirnfunktionen nicht beständig Leute zum Opfer, die selbst nicht berauscht waren? Erwachsen Unzucht und Prostitution mit allen ihren die Gesellschaft durchseuchenden Folgen nicht großenteils dem Boden des gewissenlähmenden und begierdenanstachelnden Alkohols? Und was will man erst von denen sagen, die infolge väterlicher Trunksucht und Ausschwei-

*) Von Dr. med. Hugo Hoppes Buch „Die Tatsachen über den Alkohol" ist i. J. 1912 die bedeutend vermehrte, 746 Seiten umfassende vierte Auflage erschienen. Dieses „Handbuch der Wissenschaft vom Alkohol" bietet ein enormes empirisches Material (nebst überreichem Literaturnachweis), in folgende 13 Kapitel gegliedert: Alkoholverbrauch; Wesen des Alkohols; Physiologische Wirkungen des Alk.; Alk. als Krankheitsursache; Alk. als Ursache vermind. Widerstandsfähigkeit gegen schädl. Einwirkungen; Der Alk. in den Krankheitsstatistiken; Alk. u. Sterblichkeit; Alk. und Geistesstörung; Alk. u. Verbrechen; Einfluß des Alk. auf Familienleben, Sittlichkeit und Wohlstand (Alk. u. Pauperismus); Alk. und Entartung; Patholog. Wirkungen des Alk. bei Kindern; Verbreitung der Trinksitten u. der Trunksucht.

Man täte gut, vor einem Urteil über die Alkoholfrage und die Wege zur Bekämpfung des Alkoholelends in ein solches Buch Einblick zu nehmen.

fungen schon mit ererbter minderwertiger Anlage zur Welt kamen, also von der keimvergiftenden Wirkung des Alkohols, der wir jenes Heer degenerierter Individuen verdanken, die schon jugendlich zu Müßiggängern, Vagabunden, Zuchthäuslern oder Insassen von Korrektionsanstalten werden, — Schmarotzer und Schädlinge am Gesellschaftskörper? Ist das nicht eine ganze Flut von Greueln und Missetaten, die sich über die Gesellschaft ergießt? Und bedeutet nicht die Millionenvergeudung für die Produktion und den Konsum dieses Giftes und hernach (wenn es zu spät ist) für das notgedrungene Einschreiten gegen diese Giftwirkungen eine ungeheure Einbuße für alle aufbauende und veredelnde Kulturarbeit?

Es mag Dinge geben, hinsichtlich deren man sagen kann: Sehe jeder, wie er's treibe, sehe jeder, wo er bleibe. Aber daß zu diesen Dingen der Alkohol nicht gehört, das ist heutzutage eine der allerklarsten und allersichersten Erkenntnisse. Die Alkoholfolgen erstrecken sich nicht nur in handgreiflicher Weise auf die nächste Umgebung und die Nachkommen des Alkoholikers, sondern in unendlicher Verzweigung, wie ein schweres dunkles Netz, über die ganze Gesellschaft. Wenn irgendwo, so liegt das solidarische Interesse am Kampf gegen diesen gemeinsamen Feind so sonnenhell am Tage, daß ein Blinder es sehen muß.

Und was für ein Feind! Was das Feuer vernichtet, sind ganz überwiegend materielle Werte, ersetzliche zum größten Teil; immer seltener in heutiger Zeit werden auch Menschenleben sein Opfer. Auch die so sehr gefürchteten epidemischen Krankheiten gehören doch immerhin zu denjenigen Mörderinnen, die nur „den Leib töten und darnach nichts mehr tun können", um mit Worten der Bibel zu reden. Aber der Alkohol geht gegen des Menschen Innerstes vor. Er ist das heimtückische narkotische Gehirn- und Nervengift, das den Menschen um sein Bestes betrügt, um Reinheit der Seele, das ihn in Schwäche und Stumpfheit der geistigen Kräfte und moralischen Empfindungen hinabführt, in Schuld und Frevel verstrickt — ein Zerstörer unersetzlicher Werte, dessen Spuren überall geknickte und zertretene Menschenseelen bezeichnen.

Wegen der Verluste durch Feuersnot können wir den Gebrauch des Feuers nicht aufgeben, einfach weil es uns unentbehrlich ist. Aber der Alkohol — das wissen wir jetzt und auch auf dem heimischen Ärztetag wurde es ja wiederum bezeugt — ist ein völlig entbehrliches Genußmittel.

Nicht also um einer Notwendigkeit willen, sondern dem Genusse zuliebe werden alle diese Menschenwerte und Menschenseelen als Opfer dahingegeben. Gegen das sachverderbende Feuer, gegen die leibverderbenden Epidemien hat man großartige Vorbeugungs- und Rettungseinrichtungen durchgeführt. Dem nicht nur sach- und lebenzerstörenden, sondern vor allem seelenverderbenden Alkohol gegenüber säumt man mit solchen Vorkehrungen. Hier treibt man einen seltsamen Kultus der „persönlichen

Freiheit", deren Beschränkung in tausend anderen Beziehungen längst als selbstverständlich gilt.

Es ist mehr als ein Gebot der Klugheit, das uns zu *solidarischem, organisiertem* Vorgehen gegen eine derartig zerstörende Macht, wie der Alkohol, aufruft. Es ist ein Gebot der Sittlichkeit, eine kategorische Forderung *der* Gesinnung, die Christenmenschen ziemt.

Wer sich darauf beschränkt, zu sagen: Sehe ein jeder zu, daß er fein mäßig bleibe und besorge das jeder auf seine eigene Hand — der lehnt die den anderen sozialen Übeln gegenüber ohne weiteres anerkannte und durchgeführte Solidaritätsforderung in bezug auf den Alkohol ab. Mit welcher Begründung eine solche Forderung der Klugheit zurückgewiesen wird, darauf fehlt die Antwort. Und mit welcher inneren Berechtigung dieselbe Forderung christlicher Sittlichkeit meist auch nur ein Achselzucken findet, darauf fehlt die Antwort erst recht.

Einige kleine, sich mühsam, unter Widerspruch und passivem Widerstand, durchringende Anläufe zum Kampfe gegen den Riesenfeind sind gemacht. Aber verhehlen wir es uns nicht: noch lasten jene unbeantworteten Fragen und unerfüllten Forderungen auf der Gesellschaft als schwere Schuld, während das um des Genusses willen erzeugte und geduldete massenhafte Unheil seinen Lauf nimmt und ihn unabwendbar so lange nehmen muß, bis man sich entschließt zur *Solidarität gegen den Alkohol*: durch eine in größtem Umfange planmäßig organisierte *Vorbeugungs-* und *Rettungsarbeit*.



Ein Kulturwerk der Deutschen in der Krim*).

Im Jahre 1899 wurde im Dorfe Halbstadt eine Gesellschaft gegenseitigen Kredits eröffnet, das erste derartige Institut in einem *Dorfe* Rußlands. Anläßlich des Umzugs in ein eigenes Bankgebäude, nach dreizehnjährigem Bestehen der Gesellschaft, gab der Verwaltungsrat zur Generalversammlung im April 1912 eine Denkschrift heraus über die Entstehung und Entwicklung der Gesellschaft. In dieser Denkschrift wird erwähnt, wie Handel und Industrie in den kolonialen Mittelpunkten an der Molotschna, besonders Halbstadt, Prischib und Tokmak, durch das Fehlen eines örtlichen Kreditinstituts empfindlich litten, weshalb aus diesen Kreisen heraus im Jahre 1898 die Anregung erging, ein eigenes Bankgeschäft zu eröffnen. Nach Überwindung nicht unerheblicher Schwierigkeiten erfolgte am 23. No-

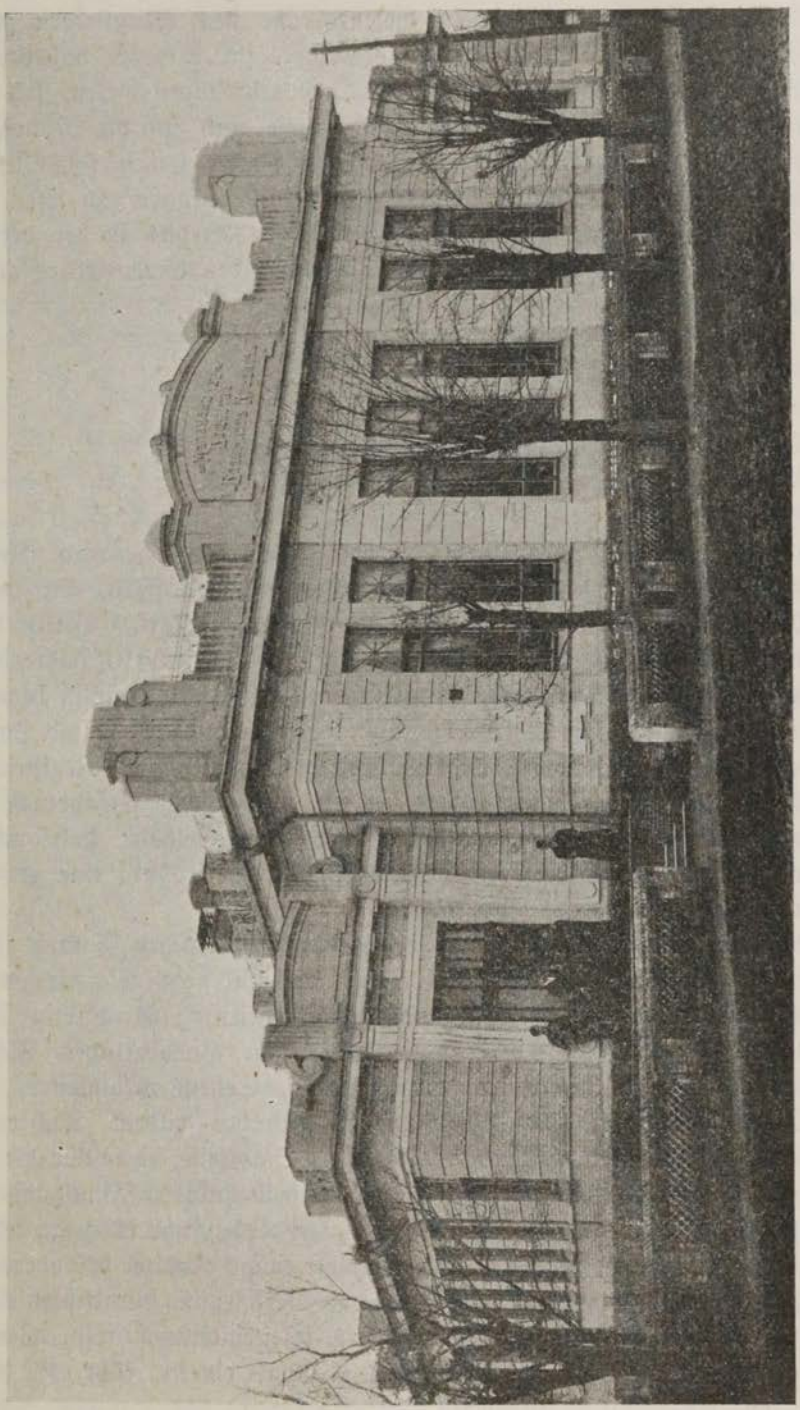
*) Aus dem „Illustrierten Molotschnaer Volkskalender für die Deutschen Ansiedler in Süd-Rußland". 1913.

vember 1898 die Bestätigung des Statuts der Molotschnaer Gesellschaft gegenseitigen Kredits durch die Behörden. Am 19. Februar 1899 fand im Wolostamt zu Halbstadt die erste Generalversammlung statt, auf welcher die zunächst erforderlichen Maßnahmen beraten und die Wahlen vollzogen wurden. Am 1. März 1899 begann die Gesellschaft mit 150 Mitgliedern und einem Betriebskapital von Rbl. 37040.— in einem bescheidenen Mietslokal, das vordem eine Schmiede war, ihre Tätigkeit.

Ein Rückblick auf das nunmehr dreizehnjährige Bestehen der Gesellschaft läßt eine gesunde, stets steigende Entwicklung erkennen. Es kommt wohl nicht häufig vor, selbst nicht in großen Städten, daß innerhalb solch kurzer Zeit die Zahl der Mitglieder von 150 auf 1548 und das Betriebskapital von Rbl. 37040.— auf Rbl. 275031.— steigt! Die aktiven Operationen in der Abschlußbilanz des ersten Jahres weisen die Summe von Rbl. 268865.41 auf, die des letzten Jahres Rbl. 2511255.91. — Das Wechselportefeuille, das im ersten Jahre einen Wert von Rbl. 229476.91 hatte, stieg im letzten Jahre auf Rbl. 1900891.07. — Vom Reingewinn ist den Mitgliedern alljährlich eine reichliche Dividende, im Mittel über acht Prozent, ausgezahlt und trotzdem ein Reservekapital von insgesamt Rbl. 164000.— gesammelt worden.

Während bei Gründung der Gesellschaft nur Personen aus den den zentralen Punkten Halbstadt-Prischib nächstgelegenen Ortschaften teilnahmen, rekrutiert sich die gegenwärtige Mitgliederzahl aus weiteren Kreisen; namentlich hat auch die Krim eine ganze Anzahl Mitglieder gestellt. Nach der Nationalität teilen sich die 1548 Mitglieder in folgende Gruppen: 1325 Deutsche (davon 746 Mennoniten, 408 Lutheraner und 171 Katholiken), 90 Russen, 113 Juden und 20 Angehörige verschiedener Nationalitäten.

Bei solch glänzender Entwicklung der Gesellschaft war es möglich, zu dem Bau eines eigenen Hauses zu schreiten. Im Jahre 1909 wurde ein sehr geeignetes Grundstück für Rbl. 15000.— erworben, im Jahre 1910 wurde der Bau des Hauses nach Plänen des Charkower Architekten Zaune begonnen und im Jahre 1912 beendet. Das sehr solid erbaute, repräsentable Gebäude, von welchem das nebenstehende Bild eine Vorstellung gibt, hat geräumige, hohe Säle mit Licht und Luft in Hülle und Fülle, feuer- und diebessichere Kassenzimmer; im Erdgeschoß sind zur Bequemlichkeit der Mitglieder in einem besonderen Gewölbe sogenannte Safes (Kassenschränke mit numerierten, vielfach verschließbaren Sonderabteilungen) eingerichtet, in welchen gegen eine geringe Jahreszahlung Wertpapiere und Wertgegenstände feuer- und diebessicher aufbewahrt werden können. Die Erwärmung geschieht durch Zentral-Wasserheizung, sämtliche Räume sind elektrisch beleuchtet. Der ganze Bau entspricht nach seiner äußeren und inneren Gestaltung durchaus allen gerechten Anforderungen, die man an ein modernes Bankgebäude stellen kann. — Die Baukosten betrugen annähernd Rbl. 60000.—



Das neue Bankhaus der „Molotschnaer Gesellschaft gegenseitigen Kredits."

In den dreizehn Jahren des Bestehens hat die Gesellschaft einen Reingewinn von Rbl. 349745.81 erzielt. Das ist eine gewaltige Summe, und sie repräsentiert ein Kapital, das in diesem Falle den Mitgliedern zugute gekommen ist, also ihren Wohlstand gehoben hat. Auf diesen außerordentlichen Vorteil, den die genossenschaftlichen Unternehmungen bieten, soll auch an dieser Stelle dringend hingewiesen werden, wie auch auf die Notwendigkeit ihrer allseitigen Unterstützung. Auf diesem Gebiet haben solche Unternehmungen auch noch ein gutes Stück erzieherischer Aufgaben zu lösen, und das hat die Molotschnaer Gesellschaft gegenseitigen Kredits in den dreizehn Jahren ihres Bestehens getan durch die Regelung des Geldverkehrs an der Molotschna.

❀ ❀ ❀ ❀

Bücherbesprechungen.

1.

Griebens Reiseführer: **St. Petersburg und Umgebung.** 15. Aufl., neu bearbeitet von **Dr. Gustav Sodoffsky,** St. Petersburg. Mit 4 Karten. Kl. 8. 155 S. Preis geb. 3 Mark. Berlin 1913.

Gustav Sodoffsky ist uns kein Fremder: die letzten 10 Jahre haben uns seinen Namen in Publikationen verschiedenen Inhalts häufig begegnen lassen, und sein interessantes Werk „Von Baltischen Küsten und Inseln" hat durch die Fülle des dort Gebotenen und die gewissenhafte Registrierung des Selbstgeschauten und durch andere an Ort und Stelle Erfahrenen viele Leser und Freunde gefunden. So ist sein Name Gewähr, daß auch der von ihm neu bearbeitete Fremdenführer durch St. Petersburg eine gewissenhafte und daher zuverlässige Arbeit ist.

Dem handlichen Büchlein im bekannten Griebenschen Format ist ein ausführliches Inhaltsverzeichnis vorgesetzt, während ein Verzeichnis der Straßen, Plätze und wichtigsten Gebäude als Orientierung für den in Felder eingeteilten großen Stadtplan, und schließlich ein alphabetisches Register sämtlicher im Texte besprochenen Einrichtungen, Sehenswürdigkeiten, Personen und Örtlichkeiten, den Beschluß des Buches bilden. Außer dem großen Stadtplan ist ein solcher der zentralen Stadtteile, einer für die Umgebungen der Residenz und schließlich eine Eisenbahnkarte Finnlands dem Buche beigegeben. Die praktische Vielseitigkeit des Führers zeige ich am besten, wenn ich aus dem Inhaltsverzeichnis einige Kapitel besonders hervorhebe, als: Zollformalitäten, Unterkunft und Verpflegung, praktische Winke, Verkehrsmittel, Vergnügungen und Sport, Zeiteinteilung resp. Zeitausnutzung usw., die, neben dem herkömmlichen Inhalt eines „Führers", diesem seinen besondern Stempel aufdrücken.

Beim aufmerksamen Durchblättern des gesamten Buches sind mir trotz des gewaltigen Stoffes nur wenige Fehler und einige Unzulänglichkeiten aufgefallen, aber ich halte es für richtig, sie nicht zu verschweigen, damit die folgende Auflage sie berücksichtigen kann. Das Deutsche Botschaftshotel ist am Isaaksplatze verblieben (der Plan, das Sandsteinpalais des Großfürsten Michail Michailowitsch zu erwerben, wurde aufgegeben), die Wortgebühr für Depeschen nach Deutschland und Österreich beträgt 11 Kop. (nicht 10 K.), das alte Katharinenpalais in Zarskoje-Sselo ist fast stets der Besichtigung zugänglich, Seine Majestät bewohnt ausschließlich das jüngere Alexanderpalais. Im Brückenverzeichnis dürften die schöne Anitschkow-Brücke und die historische Tschernyschow-Brücke, ebenso auch die neue monumentale Newabrücke nach Ochta, Brücke Peters d. Gr., nicht fehlen und müßten im Text Besprechung finden. Den Abschnitt „Wissenswerte Adressen" hätte ich mir ganz anders gewünscht. Was sollen uns die exotischen Missionen von Mexiko, Siam ꝛc.? Statt ihrer wären die Adressen des ausländischen Paßbureaus, der deutschen Hospitäler und Ambulanzen, zentraler Apotheken, einiger deutscher Speditionsfirmen, der Schlafwagengesellschaft, der zentral belegenen Post- und Telegraphenabteilungen, das Rundreisebureau auf dem Finnländischen Bahnhof, die Kontore der ausländischen Dampfergesellschaften usw. hier besser am Platz. — Daß ich nicht mehr an Ausstellungen und Wünschen zu verlautbaren habe, dürfte als Beweis dafür gelten, wie sehr das treffliche Büchlein zu befriedigen imstande ist, und deshalb wünsche ich ihm weite Verbreitung.

2.

Ernst und August Seraphim: Aus vier Jahrhunderten. Gesammelte Aufsätze zur baltischen Geschichte. Reval 1913. Franz Kluge. 472 Seiten.

Wie schon der Titel dieses neuen Buches unserer beiden bekannten einheimischen Historiker andeutet, stellen die „gesammelten Aufsätze" keine Neuveröffentlichungen dar, sondern sind bereits in früheren Jahren in der „Baltischen Monatsschrift", der vorliegenden Zeitschrift, den „Mitteilungen und Nachrichten für die evangelische Kirche in Rußland", dem Kalender der Deutschen Vereine, dem Rigaschen Almanach usw. erschienen; nur der in Königsberg von Prof. Dr. August Seraphim gehaltene Vortrag „Ostpreußisch-baltische Kulturbeziehungen im Zeitalter der Aufklärung" ist bisher noch nirgends veröffentlicht. Die Verfasser der 12 Aufsätze führen den Leser in die Zeiten kurländischer Selbständigkeit zurück, orientieren ihn in populärer Form über manche interessante Periode in den Beziehungen der Herzöge des Gottesländchens zum Auslande, rufen ihm die bewegten Jahre des Beginns der russischen Herrschaft in unserer Heimat ins Gedächtnis zurück, schildern das Kriegsjahr 1812 in Riga und Kurland, um mit einer

zusammenfassenden Darstellung der Agrarreform-Periode und der für unser Land so schicksalsschwangeren Epoche „Jurij Ssamarin" zu schließen. Aus allen Darstellungen spricht die warme Heimatliebe der liebevoll den Spuren der Vergangenheit nachgehenden Verfasser und dieses Moment dürfte das Buch gerade weiteren Kreisen der Deutschbalten — für die es ja wohl bestimmt ist — wertvoll machen. Als gediegenem Familienlesebuch ist dem Seraphimschen Sammelwerk insbesondere in denjenigen unserer baltischen Häuser weite Verbreitung zu wünschen, wo es die Erziehung der heranwachsenden Jugend zu bewußter Heimatliebe gilt. Diese kann sich nur — soll sie sich nicht in phrasenhaftem Dünkel äußern — auf gründlicher Kenntnis der Taten und Leiden unserer Vorfahren für die heimische Scholle entwickeln. In diesem Punkt aber haben die letzten Jahrzehnte bekanntlich geradezu verwüstend gewirkt. Wieviele von unseren Jünglingen wissen z. B. heute außer Gemeinplätzen noch etwas über die baltische Reformationszeit zu erzählen, wie viele über die Grundlagen der Petrinischen Privilegien, wieviele haben sich an dem Feuer der Schirrenschen „Livländischen Antwort" zu edler Begeisterung erwärmen lassen? Zu Studien auf diesen Gebieten regen aber die Seraphimschen Aufsätze jeden, der nicht völlig interesselos für den Werdegang der heutigen Verhältnisse bei uns ist, in zwangloser Weise an. Über ihrer Lektüre wird so manchem die Erkenntnis aufgehen, wie groß die Summe der Rechte ist, die unsere Vorväter durch Jahrhunderte lange kulturelle Arbeit auf die führende Stellung in unserem Heimatlande erworben haben. Diese Erkenntnis aber kann der Weckung des Bewußtseins der Pflicht nur förderlich sein, daß wir Schritt halten müssen mit den Forderungen der Zeit, wenn auch wir die wahren Träger der Kultur in unserem engerem Vaterlande bleiben und nicht nur geduldete Fremdlinge im eigenen Hause werden wollen — und daß in diesem Sinne „Feststehen die Summe unserer Aktion ist und Ausharren die Summe unserer Politik sein soll." — Wir wünschen dem Seraphimschen Buch eine gute Statt im baltischen Hause!

Reval, Adolf v. Keußler.

3

Ernst Honold: „Drachen und Luftballon." Leichtverständliche Anleitung zur selbständigen Herstellung von vielen Drachen und eines Heißluftballons. A. u. d. T. Heft 8 von „Spiel und Arbeit". Herausgeber Otto Robert. 32 S. Preis: 60 Pf. Verlag Otto Maier, Ravensberg.

Wohin man sich wendet, überall stößt man in Zeitungen, Zeitschriften, Büchern auf lenkbare Luftschiffe, Aeroplane, Luftballons und Drachen. Vorliegendes Buch handelt durchaus zeitgemäß von Drachen und Luftballons, die man sich selbst machen kann, und stellt sich somit in den Brennpunkt des Interesses vieler Knaben. Eine Menge netter Anregungen kann man aus diesem Hefte schöpfen. Der Bau von zehn Drachen ist hier genau in

methodischer Reihenfolge, vom Leichten zum Schweren übergehend, beschrieben worden. Eine Menge von Zeichnungen und zwei ausführliche Modellbogen veranschaulichen den Text.

Die ersten Drachen sind die uns wohl allen altbekannten, unten spitzen, oben halbrunden und quadratischen Drachen, geschmückt mit phantastischen Zeichnungen.

Drauf folgen die sogenannten Figurendrachen in Form von Menschen, Schmetterlingen und Vögeln. Als letzte Drachen in dieser Abteilung werden noch ein zusammenlegbarer und ein Kasten-Drachen besprochen. Die zweite Abteilung und den Schluß des Buches bildet die Anleitung zur Anfertigung eines Luftballons, der durch erwärmte Luft zum Steigen gebracht wird.

Der Verfasser schreibt seine Abhandlung über den Bau von Drachen in Form einer Erzählung. Ein Vater baut mit seinen Söhnen Drachen während der Ferien und läßt es an weisen Lehren und Ermahnungen nicht fehlen, wohl beeinflußt von Schillers Worten über die Arbeit: „Wenn gute Reden sie begleiten, dann fließt die Arbeit munter fort." Mir scheint es nicht zweckmäßig, eine Anleitung zum Basteln in die Form einer Erzählung zu fassen, mir scheint, weniger Worte bei den verschiedensten Erklärungen und wirklich guten und praktischen Ratschlägen würden dasselbe Ziel erreichen und das Interesse der Knaben erhöhen. Natürlich kommt hierbei die Individualität des Knaben und der persönliche Geschmack in Betracht. Im übrigen ist es ein Buch, welches sicher viele Knaben erfreuen wird und nach dem sie mit gutem Erfolge Drachen und Luftballons bauen können.

Petersburg, Nessi von Mickwitz.

4

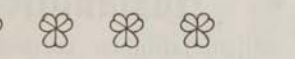
Ferdinand Gregorovius: Wanderjahre in Italien. Auswahl in zwei Bänden mit dem Porträt des Verfassers, zwei Karten und einem biographischen Nachwort von O. H. H. Houben. Leipzig, Brockhaus 1912.

Als Goethe seine Reise nach Italien machte, da war der „Volkmann" noch das einzige gebräuchliche Handbuch, aus dem der Italienfahrer sein vorbereitendes Wissen für das Land der Sehnsucht schöpfte. Heute ist das anders. Wen jetzt die Wanderlust ergreift und treibt, hinüberzupilgern über die Alpen, der fühlt sich erst vor die unangenehme Wahl gesetzt, welches unter den vielen Büchern über Italien außer dem obligaten Baedecker — er in die Tasche stecken soll. Und ich muß gestehen, die Wahl fällt keineswegs leicht, denn nach Goethes „Italienischer Reise" sind eine solche Menge anderer guten Italienreisenschilderungen erschienen, daß man schwer dieser oder jener einen besonderen Vorzug einräumen möchte. An Popularität kann sich aber gewiß mit Goethes klassischem Reisewerke nur noch eines messen: Gregorovius „Wanderjahre in Italien".

Dieses fünfbändige Werk, das seit seinem ersten Erscheinen bis in unsere Tage unveraltet fortbesteht, ist neuerdings auch in geringerem Umfang und in sorgfältiger Auswahl erschienen, das namentlich demjenigen Reisenden, der Rom, dessen Umgebung, Neapel und Capri einen Besuch abstattet, empfohlen sein soll. Diese Lokalisierung geschieht, weil der Herausgeber bei der Auswahl insbesondere die ebengenannten Gebiete berücksichtigt hat. Nur einleitungsweise ist auch die treffliche Skizze über Ravenna, die diese alte Residenz des letzten römischen Kaisers und Theoderichs mit allen ihren herrlichen, noch so wohl erhaltenen Bauwerken, Kirchen und Grabdenkmälern lebendig vor unseren Augen erstehen läßt, in der gekürzten Ausgabe mitaufgenommen worden. Der Schwerpunkt der Darstellungen liegt jedoch zweifellos auf den Streifzügen in die Umgebung Roms, in die Sabiner und Volsker Berge und schließlich gar in die Abruzzen. Namentlich der Aufsatz: „Aus der Campagna von Rom" ist ein Meisterstück in seiner Art. Gregorovius versteht so wunderbar Gegenwärtiges und Vergangenes, Landschaftliches und Historisches, Beobachtungen und Reflexionen zu verschmelzen, daß es sich zu einem ganz eigenartigen Gemälde formt, in dessen Vordergrunde eine farbenfreudige abwechslungsreiche Landschaft sich ausbreitet, während ganz weit in der Ferne, fast visionär, die schweren Schatten der Vergangenheit aufsteigen und sich zu machtvollen Gestalten verdichten. So führt er uns durch das anmutige Tal des Sacco, an allen den kleinen Bergstädten wie Palestrina, Genazzano, Pagliano, Anagni vorüber, nnd wir genießen mit ihm die herrlichen landschaftlichen Reize dieser Gegend, beobachten das Leben der Bewohner, ihre Sitten und Gebräuche, und gleichzeitig versetzt uns der Anblick der alten epheuumrankten Burgtrümmer in jene kriegerische mittelalterliche Zeit, als die Colonna in diesen Schlössern residierten, und die kampfreiche Geschichte des mächtigen Geschlechts gewinnt in unsrer Phantasie Leben. Ich wüßte keinen Historiker, der so zwanglos die Vergangenheit aus ihrem Todesschlaf zu wecken versteht, wie Gregorovius. Und dieser Methode bleibt er überall treu, ob er die Schönheit Capris beschreibt und dabei die Geister des Augustus und Tiberius heraufbeschwört, oder ob er die Idyllen am Lateinischen Ufer schildert und sich dabei in den geschichtlichen Sinn der Landschaft versenkt, des tragischen Endes der Hohenstaufen gedenkt. Wer ein solches, von Gregorovius gezeichnetes Fleckchen Erde nun in Wirklichkeit betritt, der kann nicht anders, als mit liebevollen Augen dasselbe betrachten.

Daß der Leser dieser über alles Lob erhabener Landschaftsbilder auch gern etwas über das Leben und Schaffen ihres Meisters hören möchte, ist ein leicht erklärlicher Wunsch. Diesem kommt ein von Dr. Houben geschriebenes Nachwort willkommen entgegen. Aus der hier entworfenen Skizze ersehen wir, daß Gregorovius kein vom Glück sonderlich begünstigter Mensch war, daß es ihn viele Entbehrungen kostete, bis er sich eine sorgen-

lose Existenz schuf und daß nur die unerschütterliche Liebe zu dem Lande, dessen Schilderung er sich zur Lebensaufgabe setzte, ihn trotz aller hemmenden Gewalten schließlich über Not und Verzweiflung siegen ließ. Diese Liebe spürt man in jeder Zeile seiner Schriften. Sie ist es auch, der er jene Tiefe und Meisterschaft der Darstellung verdankt, um derentwillen die „Wanderjahre in Italien" ein wahres Schatzkästlein für jeden sind, der sich zu einer Reise in dieses gelobte Land rüstet. Dr. Valerian Tornius (Leipzig).



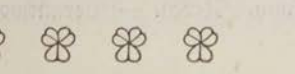
Sprachecke

des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins.

Entbehrliche.

Argument	Beweisstoff
Resultat	Ergebnis
Genius	Schutzgeist
Vision	Geistergesicht
Reformer	Neuerer
Parallele	Seitenstück
Thema	Vorwurf
Weltensystem	Weltentstehungslehre
Manuskript	Handschrift
Idealisierung	Verklärung
Milieu	Bannkreis
Perspektive	Aussicht
psychologisch	seelisch
analysierend	zergliedernd
charakteristisch	bezeichnend.

Was links steht, das sind so einige der Lieblingswörtchen der meisten zünftigen Gelehrten; was rechts steht, sind Ausdrücke, die auch einer von der Zunft, Günter Jacoby in Greifswald, in seinem Buche über „Herder als Faust" anwendet, weil er offenbar der gediegenen Überzeugung lebt, daß Fremdwörter gar so oft nur Schall und Rauch sind, und daß man sich deutschen Lesern gegenüber auf deutsch deutlicher und verständlicher ausdrücken kann. Wann wird die Zeit kommen, daß alle deutschen Gelehrten so — vernünftig sind? — Selbstverständlich passen jene Verdeutschungen nicht überall, sie sollen also auch hier durchaus nicht als einzige vorgeschlagen werden. Aber sie zeigen, daß bei redlicher Absicht sich auch deutsch so manches „Wissenschaftliche" sagen läßt.



Buchhandlung J. Deubner,

Furkassow Pereulok No. 3—5. **Moskau.** Gegründet 1842.

Spezialsortiment für In- und Ausländische Literatur.

Reichhaltiges Lager von wissenschaftlichen Werken, besonders aus dem Gebiete der **Philologie, Medizin, Technik und klass. Altertumswissenschaft.**
Vorzügliche Auswahl in **Geschenkwerken** und **Jugendschriften,** sowie Romanen bester Autoren in deutscher, englischer und französischer Sprache.
Entgegennahme von Abonnements auf sämtliche Zeitschriften des In- und Auslandes, ohne Preisaufschlag.
Alle einlaufenden Bestellungen werden sorgfältig und pünktlich erledigt, nicht auf Lager Befindliches wird auf schnellstem Wege besorgt.
Kataloge und handschriftliche Literaturnachweise über alle gewünschten Gebiete werden kostenlos versandt.

WIE ES GEMACHT WIRD

Verabsäumen Sie es nicht zu erfahren. Sie brauchen nur Ihre genaue Adresse anzugeben (f. d. Antw. 7 cop. Marke). Unser ausführlicher Prospect giebt Ihnen die genauesten Angaben wie Sie Jahre hindurch **50, 100 Rbl. und mehr monatl.** bei sich zu Hause arbeitend, verdienen können. Kenntnisse unnöthig, Entfernung kein Hinderniss. Das Angebot ist vollständig solid, ernst—u. ehrenhaft. Jedem zugängl. & hat nichts mit Agenturen zu thun.
Томасъ Г. Виттикъ Кюнау и К°, СПБургъ, Невскій, 40/42

Gute Pension in Jena

nahe der Universität, für junge Damen. Großer schattiger Garten am Haus.
Frau Direktor Schneider, Löbdergraben 24.
Nähere Auskünfte erteilt auch die Redaktion dieser Zeitschrift.



GARANTIRTER VERDIENST v. R. 50

und mehr pr. Monat. Zuverlässige Personen beiderlei Geschlechts, erhalten permanente Arbeit bei sich zu Hause das ganze Jahr hindurch. Vorkenntnisse nicht erforderlich. Entfernung kein Hinderniss. Wir kaufen die Arbeit. Verlangt gratis Prospekt (7 kop. für Porto.)
Т-во вязальныхъ машинъ
ТОМАСЪ Г. ВИТТИКЪ КЮНАУ и К°.
СПБургъ, Невскій пр., 40-42.

Buchdruckerei Aug. Mickwitz, Reval. — Verantwortl. Redakteur: **Hans J. Eggers.**

FR. WIEGAND'S

Naphthamaschinen „RUSS“

sind innerhalb **2** Jahren über **300** Stück mit ca. **6000** PS in Betrieb genommen

MASCHINENFABRIK FR. WIEGAND



REVAL

1910	St. Petersburg	**goldene Staats-Medaille**
1910	Jekaterinoslaw	**große goldene Medaille**
1911	Reval	**goldene Medaille**
1912	Baku	**große goldene Staats-Medaille**
1912	Reval	**goldene Medaille**
1912	Rostow am Don	**große goldene Medaille**

Außer diesen **15 erste Preise.**

Die **„Deutsche Monatsschrift für Rußland“**
erscheint am 1./14. jedes Monats in Heften von 6 Bogen (96 Seiten).

Bezugspreis mit Zustellung: jährlich 5 Rbl., halbjährlich 2 1/2 Rbl.; Einzelhefte 50 Kop. (unter Postnachnahme 65 Kop.) Für das Ausland: jährlich 12 Mark, halbjährlich 6 Mark; Einzelhefte 1 M. (resp. 1 M. 50 Pf.)

Preis für Anzeigen: 1 Seite — 20 Rbl. (60 Mark), 1/2 Seite — 10 Rbl. (35 Mark), 1/4 Seite — 6 Rbl. (18 Mark), 1/8 Seite — 3 Rbl. (10 Mark); bei Anzeigen auf den Umschlagseiten und vor dem Text 20 % Zuschlag.

Bestellungen auf Abonnements und Anzeigen nehmen entgegen: alle größeren Buchhandlungen oder der Herausgeber (Reval, Tatarenstraße 20); in letzterem Falle ist Einsendung des Betrages als Postanweisung oder in Briefmarken erforderlich.

Unverlangt eingesandten **Manuskripten** muß Rückporto beigefügt werden; nur bei Maschinenschrift wird die Prüfung gewährleistet.

Pädagogischer Anzeiger
für Rußland.

Herausgeber: Mag. **Alexander Eggers** — Reval.

Zentralorg. für d. deutsche Schulwesen Rußlands.

Ein wichtiger Ratgeber für alle deutschen Familien, die Ihren Kindern eine häusliche Erziehung geben. Unentbehrlich für Hauslehrer und Erzieherinnen. Erscheint monatlich in Heften von mindestens 4 Bogen (64 Seiten). Abonnementspreis mit Zustellung: jährlich 4 Rbl., halbjährl. 2 Rbl.; Einzelhefte 35 Kop. Zu beziehen durch alle größeren Buchhandlungen oder direkt vom Herausgeber (Reval, Tatarenstraße 20); in letzterem Falle ist die Einsendung des Betrages als Postanweisung oder in Briefmarken erforderlich.



Deutsche Monatsschrift für Rußland.
Herausgegeben von Alexander Eggers.

Nr. 3. Reval, 1. (14.) März. 1913.

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Über das Problem der Verteuerung der Lebensführung und die Entwertung des Geldes.

Von Erhard Dehio. (Reval.)*)

Daß alles teurer wird und das Geld an Kaufkraft verliert, ist eine Klage, die man alle Tage hören kann; dennoch erfordert die Gerechtigkeit, von vorn herein zuzugeben, daß manche Dinge auch billiger werden, denn die Preise richten sich nach Angebot und Nachfrage, und diese sind natürlich einem steten Wechsel unterworfen, beispielsweise vom Ausfall der Ernten abhängig. Immerhin hat es seine Richtigkeit damit, wenn man längere Zeiträume übersieht, daß die Lebensführung immer kostspieliger wird. Die Preissteigerung ist um so empfindlicher, als die früher übliche Naturalwirtschaft immer mehr von der reinen Geldwirtschaft verdrängt wird und das Prinzip der Arbeitsteilung, das die Volkswirtschaft von heute beherrscht, die Konsumenten in viel höherem Grade von den Produzenten abhängig werden läßt, als das in früheren Zeiten der Fall war, wo noch ein großer Teil des Hausbedarfs im Hause selbst hergestellt zu werden pflegte.

*) Vortrag, gehalten in der „Estländischen literärischen Gesellschaft" am 15. November 1912.

Wenn man fragt, was denn die Ursache der gesteigerten Preise aller Dinge sei, so erhält man gewöhnlich die Antwort: ja, das Geld ist weniger wert als früher, es hat nicht mehr die Kaufkraft von ehemals. Das ist richtig und doch auch wieder falsch. Richtig ist, daß das Geld weniger Kaufkraft hat als früher, es ist das aber nicht die Ursache, sondern die Folge der Teuerung aller Dinge, zumal auch der Dienst- und Arbeitslöhne. Die erste Ursache der Teuerung ist das natürliche Bestreben jedes Einzelnen, seine Leistungen resp. das Produkt seiner Arbeit so teuer als möglich zu verkaufen. Wenn wir die Wirkung dieses Bestrebens verstehen wollen, so müssen wir uns einen isolierten ad hoc konstruierten Staat vorstellen, nach Analogie des bekannten von Thünenschen Versuchs. In diesem Staat sind die wirtschaftlichen Verhältnisse aufs beste geordnet. Es wird dort alles produziert, was die Bewohner nötig haben. Unternehmer und Arbeiter haben ihren entsprechenden Verdienst, man hat den Eindruck allgemeiner Prosperität und Zufriedenheit. Da kommen die Bergleute in den Kohlenbergwerken, die das Land mit Heizmaterial versorgen, auf den Gedanken, daß in Anbetracht der Schwere ihres Berufs sie doch eigentlich mehr verdienen müßten, als andere Arbeiter, — sie inszenieren einen Streik nnd setzen eine Lohnerhöhung von 20 % durch. Dadurch werden die Kohlen um 10 % teurer, und da im ganzen Lande die Öfen mit Kohlen geheizt werden, so wird durch diese Preissteigerung nicht nur das Budget eines jeden Haushalts betroffen, sondern auch jede Industrie, die mit durch Kohle produzierter motorischer Kraft arbeitet. Preiserhöhungen auf fast allen Gebieten sind die notwendige Folge, und da die Arbeiter ja gleichzeitig Konsumenten aller Industrieprodukte sind, so sind sowohl die landwirtschaftlichen als auch die industriellen Arbeiter gezwungen, höhere Löhne zu fordern und nötigenfalls durch Streiks durchzusetzen. Nachdem der Stein einmal ins Rollen gekommen ist, haben wir nach einigen Jahren das Bild vor uns, daß wohl alle Löhne in unserem Staat gestiegen, alle Konsumartikel aber entsprechend teurer geworden sind, sodaß eine Besserung der Lage der arbeitenden Klassen nicht stattgefunden hat, diejenigen aber, die von festen Einnahmen leben, Beamte, Pensionäre ꝛc. am schlimmsten daran sind, denn sie können sich für ihr Geld nicht mehr dasselbe Quantum Konsumgüter kaufen wie früher, das Geld hat eben an Kaufkraft verloren im Vergleich zu der Zeit vor dem Bergarbeiterstreik. Die Bergarbeiter aber sagen sich, daß sie jetzt gerade so schlimm daran sind, wie damals, und der Tanz kann von neuem losgehen. Unwillkürlich denkt man da an das Bild vom Faß der Danaiden. Es ist offensichtlich ein circulus vitiosus, in dem das Wirtschaftsleben sich bewegt. Die Produkte werden teurer, weil die Arbeitslöhne steigen, und die Arbeitslöhne steigen, weil die Produkte, die die Arbeiter nötig haben, teurer werden.

Wenn ich in dem Bestreben jedes Einzelnen, seine Leistungen möglichst teuer zu verkaufen, die Haupttriebfeder zur Steigerung der Preise sehe, so wird man mir mit Recht einwenden, daß jedem auf höhere Preise drängenden

Produzenten doch wieder seine Abnehmer mit dem Drang nach billigeren Preisen gegenüber stehen. Darauf möchte ich erwidern, daß heutzutage die Produzenten mit den Trusts, Syndikaten und Kartellen der Unternehmer, sowie den Gewerkvereinen und sonstigen Organisationen der Arbeiter und den Verbänden und Genossenschaften der Landwirte besser organisiert sind, als die Konsumenten und daß es psychologisch verständlich erscheint und wohl von jeher so gewesen ist, daß jeder Einzelne mehr Gewicht darauf legt, sein Produkt, wovon er eine ganze Menge abzugeben hat, möglichst teuer zu verkaufen, als darauf, daß er die verschiedenen Dinge, deren er immer nur in kleinen Quantitäten zum eigenen Konsum benötigt, möglichst billig einkauft. —

Aus dem vorhin gezeichneten Bilde des isolierten Staates ergibt sich, daß jede Kategorie von Arbeitern nur solange einen Nutzen von einer Lohnsteigerung haben kann, als nicht auch diejenigen Arbeiter-Kategorien, deren Produkte sie konsumieren, ebenfalls eine Lohnsteigerung durchsetzen und dadurch ihr Produkt verteuern.

Bekanntlich setzen sich die Produktenpreise aus folgenden Elementen zusammen: Bodenwerte, Kapitalwerte, Unternehmergewinn und Arbeitslohn. Letzterer ist bei weitem der am meisten ins Gewicht fallende Faktor und hat in den letzten Jahrzehnten überall in der Welt eine rapide Steigerung erfahren, während die anderen Elemente eine weichende Tendenz zeigen.

So einfach, wie die Vorgänge des Beispiels halber im isolierten Staat geschildert wurden, verlaufen sie indessen in Wirklichkeit nicht. Vielmehr zeigt die Wirtschaftsgeschichte der letzten hundert Jahre, daß die preissteigernde Wirkung der gestiegenen Löhne oft genug paralysiert wird durch die Anwendung arbeitsparender, resp. die Produktion verbilligender Maschinen, durch Verbilligung des Transports und rationellere Organisationen der Produktion und des Vertriebes. Die ganze übelbeleumundete sog. kapitalistische Produktionsweise könnte ebenso gut rationelle Wirtschaftsmethode genannt werden und hat den Arbeitern mindestens ebensoviel Nutzen gebracht wie den Unternehmern. So sehen wir denn, daß statt der von Lassalle prophezeiten Verelendung der Massen die materielle Lage der arbeitenden Klassen Westeuropas und Amerikas einen mächtigen Aufschwung genommen hat, und wenn die Kapitalbildung in diesen Klassen immerhin nur eine geringe ist, so ist das nicht auf ungenügende Einnahmen, sondern auf Mangel an Wirtschaftlichkeit und ungesunde Genußsucht zurückzuführen. Ich erinnere nur an die unerhört großen Summen, die von der Arbeiterschaft Deutschlands und Englands für Bier, Schnaps und Tabak ausgegeben werden, Ausgaben, denen gegenüber die Militärlast klein erscheint. Dieselbe Steigerung der Ansprüche an materiellen Lebensgenuß finden wir aber auch in den sogenannten besseren Klassen, und darin müssen wir eine weitere stark ins Gewicht fallende Ursache für die Verteuerung des Lebens und die Entwertung des Geldes erkennen.

Zur Verteuerung des Lebens und Entwertung des Geldes trägt auch in hohem Grade das stete Anwachsen des Kapitals und die Verbreitung desselben über weitere Volksschichten bei. Das National-Kapital setzt sich zusammen aus den Ersparnissen der Einzelnen, es wird gebildet aus denjenigen Erträgen der nationalen Arbeit, die nicht für Konsumzwecke verbraucht werden, sondern auf die hohe Kante gelegt werden, um Zinsen zu tragen. Dieses neue Kapital kann nur mit Hilfe von Arbeitskräften Revenüen abwerfen. Je mehr neues Kapital gebildet wird, desto größer wird die Nachfrage nach Arbeitskräften, desto höher muß der Arbeitslohn steigen und desto größer wird die Nachfrage nach den Produkten, die die Arbeiter konsumieren, desto höher müssen die Preise derselben steigen; Kapital und Arbeit befruchten sich gegenseitig. Wo das Kapital wächst und gleichzeitig die Bevölkerungsziffer steigt, da kann sich hohe wirtschaftliche Prosperität entwickeln, wie das in England, Deutschland und Amerika der Fall ist. Wo Kapital reichlich verhanden ist, die Bevölkerung aber nicht zunimmt, wie z. B. in Frankreich, da muß das zuwachsende Kapital auswandern d. h. seine Verzinsung auswärts suchen, daher die Neigung der Franzosen, ihre Ersparnisse in auswärtigen Staatsanleihen anzulegen. Wo die Bevölkerung stark zunimmt, es aber an Kapital fehlt, wie bisher in Rußland, da herrschen niedrige Arbeitslöhne, die materielle Lage des Gros der Bevölkerung ist eine gedrückte, es besteht Tendenz zur Auswanderung, das Leben ist, wenigstens für die niederen Volksschichten, wesentlich billiger als im Westen. Es ist daher eine Torheit, wenn die nationalistische Presse gegen das ausländische Kapital eifert, das in Rußland Anlage sucht, eine Bewegung, die seiner Zeit von Witte sehr begünstigt wurde. — Das Kapital strebt zwar nach möglichst hohen Zinsen, es kann dieselben aber nur erlangen, indem es der brachliegenden Arbeitskraft zu Verdienst verhilft.

Ein ferneres Moment, das die Verteuerung des Lebens bewirkt, ist die Schutzzollpolitik, die jetzt fast überall, mit Ausnahme von England, die herrschende ist. — Die Schutzzölle haben die Bestimmung, der eigenen Industrie zu besserem Verdienst zu verhelfen, indem sie die Konkurrenz der ausländischen Industrieprodukte durch hohe Eingangszölle erschweren. Zölle, die von im Lande selbst nicht produzierten Waren erhoben werden, also z. B. die Zölle auf Kolonialprodukte wie Kaffe und Tee, nennt man Finanzzölle; auch sie verteuern das Leben. Die Schutzzölle geben der einheimischen Industrie die Möglichkeit, sich zu Trusts und Kartellen oder Syndikaten zusammen zu schließen, um ihre Produkte so teuer an den Mann zu bringen, wie die mit Zöllen belegte ausländische Konkurrenz es gestattet.

In Amerika sind fast alle Industriezweige von mächtigen Trusts monopolisiert, und große Erbitterung herrscht gegen dieselben in den Kreisen der Konsumenten. Auch in Deutschland sind fast alle Industrien kartelliert, aber diese Unternehmer-Verbände können nicht so schädlich wirken, wie die entsprechenden Organisationen in Amerika, weil die Schutzzölle in Deutschland überhaupt maßvoller sind als in Amerika.

In Rußland bestehen auch bereits verschiedene Verkaufsgemeinschaften, die die Konkurrenz der Produzenten unter einander zu verringern bestrebt sind. Ebenso preissteigernd wie die Koalitionen der Unternehmer wirken die Arbeiter-Organisationen, die englischen trade unions und die deutschen sozialdemokratischen Arbeiter-Verbindungen. Die soziale Arbeiter-Schutzgesetzgebung, mit der Deutschland allen anderen Ländern vorangegangen ist, verteuert natürlich auch die Produktion und wird letzten Endes von den Konsumenten getragen. Auch die stetig wachsende Besteuerung, sowohl die staatliche als die kommunale, trägt ihr Teil zur Verteuerung des Lebens und indirekt zur Entwertung des Geldes bei, ebenso die Grundstückspekulation, die sich überall breit macht, wo die städtische Bevölkerung rasch anwächst. Hier müssen auch die besseren Verkehrsverhältnisse erwähnt werden, die vielfach die Nachfrage nach solchen Produkten gesteigert haben, die früher wegen ihrer leichten Verderblichkeit auf größere Entfernungen nicht transportiert werden konnten, während jetzt Kühlwaggons in der heißen und geheizte Waggons in der kalten Jahreszeit, ebenso Schiffe mit Refrigeratoren den Transport der sensiblen Produkte besorgen, wodurch es erreicht worden ist, daß die Preise des großen menschlichen Ameisenhaufens London, minus der Transportkosten, überall in der Welt gelten. Vor dreißig Jahren kostete ein Paar Eier bei uns 3 Kopeken, während in London ein frisches Ei schon damals mit 4 Kopeken bezahlt wurde. Heute ist ein Netz von Eiereinkaufs-Organisationen über ganz Rußland gelegt, der Preis ist bei uns auf 7, und 10 Kopeken für das Paar gestiegen, und es werden jährlich für 55 Millionen Rubel Eier aus Rußland exportiert, nach Weizen (250 Millionen) und Gerste (85 Millionen) die größte Lebensmittelausfuhr. Butter geht für 25 Millionen aus Rußland, namentlich aus Sibirien, wo dänische Meier die Produktion und den Handel organisiert haben. Spezielle Eiskühlwaggons bringen die Butter von Sibirien nach Windau, wo sie in einem großen Kühlhaus gelagert und auf mit Kühlanlagen versehenen Dampfern ins Ausland verschifft wird. Wenn das Fleisch in Rußland noch verhältnismäßig billig ist, so liegt das daran, daß England und Deutschland aus Furcht vor der Einschleppung von Seuchen das russische Vieh nicht zulassen. Aus Argentinien und Australien gehen aber große Posten Gefrierfleisch nach England und kommen im besten Zustande an, obgleich die Schiffe den Aequator passieren müssen.

Ein weiteres, die Teuerung förderndes Moment ist die starke Bevölkerungszunahme. In Deutschland kommen jährlich 900000 Menschen hinzu, die etwa 20 Jahre hindurch wohl Konsumenten aber nicht Produzenten sind, und für die neue Wohnstätten und neue Arbeitsstätten jedes Jahr gebaut werden müssen.

In den Vereinigten Staaten hat die Verteuerung des Lebens den höchsten Grad erreicht. Sie wird dort bedingt durch die monopolistischen Vereinigungen der Unternehmer, der Produzenten sowohl als der Zwischen-

händler. In Deutschland dagegen klagt man besonders über die Verteuerung der Lebensmittel durch die sehr hohen, zum Schutz der heimischen Landwirtschaft auf ausländisches Getreide, Vieh und andere Produkte der Landwirtschaft gelegten Eingangszölle. Bei Roggen und Hafer betragen dieselben ungefähr 40 %, bei Weizen 30 % des Wertes. Dank diesen Zöllen ist es lohnend geworden, auch den magersten Boden mit Zuhilfenahme von Kunstdünger unter den Pflug zu nehmen, und trotz der jährlich um fast 900000 Menschen wachsenden Bevölkerung deckt jetzt Deutschland selbst seinen ganzen Bedarf an Roggen und fast den ganzen Bedarf an Hafer; nur von Weizen und Gerste müssen große Importe aus dem Auslande stattfinden. Man hat berechnet, daß durch die Lebensmittelzölle der Unterhalt jedes Deutschen um M. 15. — jährlich verteuert wird, das ergibt auf 64 Millionen Einwohner die kolossale Summe von 910 Millionen. So enorm diese Belastung auch erscheint, so sind mit diesen Agrarzöllen doch andererseits so große Vorteile verbunden, daß die Zölle gerechtfertigt erscheinen. Vor allem wird durch diese Schutzzölle die für die Volkshygiene so wichtige einheimische Landwirtschaft am Leben erhalten. In den letzten 20 Jahren sind die Preise der Landgüter auf das doppelte und dreifache gestiegen. Das bedeutet eine riesige Zunahme des Nationalvermögens. Wer vor 20 Jahren ein Gut für M. 500.000 — gekauft hat, kann es jetzt für mindestens 1 Million verkaufen. Er verdient dabei also eine halbe Million; das ist neues Kapital, wenn er das in der Industrie anlegt; so kommt dadurch eine große Anzahl von Fabrikarbeitern zu gutem Verdienst. Wenn er aber vorzieht, sein Vermögen in russischen Staatspapieren anzulegen, so muß Rußland ihm jährlich seine Zinsen in Form von Getreide liefern, wodurch mindestens 500 Deutsche ihr Brot haben. Dabei wird auf seinem Gute, dank der bei den hohen Preisen möglichen intensiven Wirtschaft, mindestens um 30 % mehr produziert, als vor 20 Jahren.

Die Aufrechterhaltung der heimischen Landwirtschaft kann nicht hoch genug bewertet werden, denn das Land ist der Jungbrunnen der Menschheit, auf dem Lande erhält sie sich gesund und lebenskräftig, von Generation zu Generation, während sie in den Städten und zumal in den Großstädten rasch abstirbt, denn die Würgengel der Menschheit, Tuberkulose und Alkoholismus und alle epidemischen Krankheiten wüten zumeist in den Städten, wo die Menschen eng zusammengedrängt wohnen und die Hast des modernen Lebens ihre Nerven verzehrt und ihre Widerstandskraft lähmt.

Wenn das in Grund und Boden angelegte Vermögen auch weniger Zinsen abwirft, als das mobile Kapital, das in den Städten arbeitet, so ist es dafür doch ungleich sicherer angelegt, denn es unterliegt nicht der Entwertung durch den konstanten Prozeß der Entwertung bes Geldes. Zweifelsohne bedingt diese größere ökonomische Sicherheit, verbunden mit den besseren hygienischen Bedingungen des Landlebens, die lange Lebensdauer der Familien des Landadels. In unseren Provinzen können wir es beobachten,

daß nur diejenigen alten städtischen Familien, die Gutsbesitzer geworden sind und jetzt meist zum Landadel gehören, sich haben erhalten können. Von diesen Gesichtspunkten aus erscheint die Landflucht des russischen Adels um so unbegreiflicher. In Deutschland sind unter dem Einfluß der Agrarzölle die Lebensmittel teurer geworden, die Löhne sind gestiegen, ebenso die Bodenrente und Bodenpreise, das Kapital ist gewachsen, — aber die Mark wertet nicht mehr, was sie vor 20 Jahren galt: das Geld hat an Kaufkraft eingebüßt.

Über die Entwertung des Silbers, das in früheren Zeiten vorzugsweise als Grundlage der Geldwährungen diente, liegen exakte Berechnungen von dem französischen Forscher Vicomte d'Avenel vor. Er berechnet, daß um das Jahr 1500 der Wert des Silbers fünfmal so groß war als heute, vor hundert Jahren aber immer noch doppelt so groß als in der Gegenwart. In den letzten 40 Jahren ist Silber gegenüber Gold namentlich dadurch sehr im Werte gefallen, daß in diesem Zeitraum Deutschland, Skandinavien, Rußland und Österreich zur Goldwährung übergegangen sind. Die Francs-Länder aber, die sogenannte lateinische Münzunion, die ursprünglich ein gemischtes Währungssystem hatten, mit einem fixen Wertverhältnis von 1 Pfund Gold gleich $15^1/_2$ Pfund Silber, sind überein gekommen, das Silber zur Scheidemünze zu degradieren, für die Francwährung aber nur Gold als gesetzliche Basis anzunehmen.

Daß auch die Zunahme an Edelmetall durch Erschließung neuer Bergwerke zur Entwertung des Geldes beiträgt, die sogenannte Quantitätstheorie, wird von den meisten Volkswirten für unwahrscheinlich gehalten. Neue Goldfunde können zwar schnell genug in Goldmünze umgewandelt werden, sie werden auch eine preissteigernde Wirkung ausüben, aber nicht weil die Münze vermehrt worden ist, sondern weil sie gleichzeitig neues Kapital bedeuten, das Anlage sucht, um sich zu verzinsen. Es wird also der Zinsfuß für Leihgeld fallen und alle Objekte, auf die sich die Kauflust der neuen Kapitalisten richtet, werden im Preise steigen. Seit fast alle in Frage kommenden Staaten zur Goldwährung übergegangen sind, haben alle neuen reichen Goldfunde mit Leichtigkeit für Münzzwecke Verwendung gefunden, es herrscht bei den großen Zentralbanken eher Mangel als Überfluß an Gold; daher scheint es mir, daß Professor Fisher von der Yale Universität sich im Irrtum befindet, wenn er in einem Vortrage, den er in diesem Herbst in Boston bei Gelegenheit des internationalen volkswirtschaftlichen Kongresses gehalten, die stark gesteigerte Goldproduktion für die Entwertung des Geldes verantwortlich macht. Mir scheint die Steigerung der Arbeitslöhne eine ganz genügende Erklärung für die stattgehabte Entwertung des Geldes zu sein. Um soviel die Arbeitslöhne steigen, um so viel sinkt der Wert des Geldes. Das Geld hat immer nur den Wert der Arbeit und der Arbeitsprodukte, die man dafür kaufen kann. Wenn Gold so leicht und so billig in so großen Quantitäten zu beschaffen wäre wie Eisen, dann könnte Professor Fisher ja recht haben, daß das Geld durch die großen Goldfunde entwertet wird. So lange aber, wie das zur Zeit noch der Fall ist, bei allen

Zentral-Zettelbanken eher Goldhunger als Goldüberfluß herrscht, und immer neue Maßregeln ergriffen werden müssen, um den Verkehr an die Goldsurrogate zu gewöhnen, weil es an Goldmünze fehlt, so lange scheint mir die Fisher'sche Theorie auf schwachen Füßen zu stehen. Sollte es sich wirklich in Zukunft einmal erweisen, daß das Geld durch zu starken Goldzustrom entwertet wird, dann braucht man nur die freie Goldprägung einzustellen, wie man das in Indien und Mexiko mit der freien Silberprägung getan hat, und der Entwertung des Geldes aus dieser Ursache wird ein Ziel gesetzt sein.

Der Mangel an Stabilität der Wertrelationen der Edelmetalle zu einander und zu anderen Waren hat schon lange das Bestreben gezeitigt, eine andere als die metallische Basis für die Geldwährung ausfindig zu machen. Das lateinische Wort pecunia deutet darauf hin, daß in alten Zeiten das Vieh als allgemeines Tauschmittel galt, und manche Nomadenfürsten sollen noch heute den Preis ihrer Töchter nach Schafen bestimmen, so wie es zu Jakobs Zeiten der Fall war. In Agrikulturstaaten wurden vielfach langjährige Abmachungen auf Getreide basiert, und das kommt gelegentlich wohl noch heutigen Tags bei uns zu Lande vor.

Das Geld, das bekanntlich zugleich Wertmesser und Zahlungsmittel ist, hat aber nicht nur seinen Wert, sondern überhaupt seinen Charakter im Lauf der Jahrhunderte verändert. Früher verstand man darunter nur die landesüblichen Münzen. Im modernen Geldverkehr dagegen muß man außer dem legalen Bargeld noch mit den Surrogaten desselben rechnen, den Banknoten und den staatlichen Kassenscheinen, die, indem sie als legale Zahlungsmittel vom Staate anerkannt werden, juridisch dem Bargeld absolut gleichwertig sind. Im volkswirtschaftlichen Sinn sind aber auch die Giroguthaben bei den Banken zum Gelde zu rechnen, da sie Geldfunktionen übernehmen. In allen wirtschaftlich fortgeschrittenen Ländern werden die ganz großen Zahlungen im kaufmännischen Verkehr nicht durch Bargeld oder Papiergeld beglichen, sondern durch Zu- und Abschreiben auf den Kontos der Banken, indem ein Check oder eine Giroanweisung als Symbol für die Geldübertragung gilt. In London z. B. kommen jeden Tag um 3 Uhr die Banken im Clearing-house zusammen, gleichen die Checks, die sie zu zahlen oder zu bekommen haben, gegen einander aus und geben für den Saldo einander Checks auf ihr Guthaben bei der Bank von England zur allendlichen Regulierung. An allen anderen großen Plätzen bestehen jetzt Einrichtungen, die dem Londoner Clearing-house nachgeahmt sind. In Hamburg werden alle Zahlungen per Girokonto beglichen, eine Einrichtung, die dort schon sehr lange besteht. Ganz enorme Summen werden so täglich rein rechnerisch beglichen; wäre das nicht der Fall, so würden die Vorräte an Bargeld und Banknoten für die Bedürfnisse des Verkehrs lange nicht ausreichen.

Die großen Central-Zettelbanken, die wir jetzt in allen Ländern haben, haben die Aufgabe, das nach den Jahreszeiten und aus verschiedenen Ursachen

sehr wechselnde Bedürfnis an Zahlungsmitteln zu befriedigen, indem sie einen großen Teil der staatlichen Goldmünzen in ihren Kellern zurückhalten und dagegen Banknoten emittieren, die in den meisten Ländern mindestens für 1/3 durch vorhandene Goldmünzen, für 2/3 aber durch im Portefeuille der Bank befindliche, binnen 3 Monaten fällige Kaufmannswechsel mit mindestens zwei guten Unterschriften gedeckt sein müssen. Mit gewissen Modifikationen sind diese Banken der Bank von England nachgebildet. Diese Bank ist eine rein private Aktienbank, deren Geschäftsgang durch die Peel'sche Bankakte vom Jahre 1844 normiert wird. Die Aktionäre haften mit ihrem ganzen Vermögen, nicht nur mit dem Betrage ihrer Aktien. Bis zu einem gewissen Betrage müssen die Noten durch Regierungs-Schuldverschreibungen, darüber hinaus durch Gold gedeckt sein. — Die Deutsche Reichsbank ist ebenfalls eine private Aktienbank, steht aber unter staatlicher Verwaltung, und in ihre Revenuen teilen sich die Aktionäre uud der Staat; für die Noten besteht der Zwang der Drittel-Golddeckung. Sowohl in England als auch in Deutschland kann jeder Private der Münze Gold übergeben und in Goldmünze umprägen lassen.

Die russische Staatsbank aber ist ein rein staatliches Institut, mit einem Kapital von 55 Millionen Rubeln. Sie darf für 300 Millionen Rubel Banknoten ohne Deckung ausgeben, der Rest muß Rubel für Rubel in Gold gedeckt sein. Der Goldvorrat in Rußland ist dank Wyschnegradski und Witte jetzt so groß, daß in der Regel 1300 Millionen Gold in der Bank liegen und der Betrag der emittierten Noten den Goldvorrat meistenteils nicht ganz erreicht. Das im freien Verkehr befindliche Goldquantum dürfte wohl auch 1 Milliarde erreichen, so daß es sich um ganz bedeutende Kapitalien handelt, die scheinbar unproduktiv in Gold festliegen, indem sie nur als Sicherheit für den Fall der Not dienen.

Vor sechs Jahren erschien unter dem Titel „Staatliche Theorie des Geldes" ein überaus interessantes Buch des Straßburger Nationalökonomen Prof. Georg Knapp, das großes Aufsehen erregte, indem es ganz neue Gesichtspunkte für die Beurteilung des Geldes zur Geltung brachte.

Knapp analysiert zunächst in sehr gründlicher Weise den Begriff und die Funktionen des Geldes und seiner Surrogate. Dann stellt er die These auf, daß in modernen Staaten das Geld seinen Wert nicht davon ableitet, daß man dafür die entsprechende Goldmünze erhalten kann, sondern der Wert des Geldes beruhe auf der staatlichen Anordnung, daß es gesetzliches Zahlungsmittel sei, daß alle privaten Geldverpflichtungen mit dem staatlich anerkannten Gelde beglichen würden und daß schließlich der Staat selbst an seinen Kassen dieses Geld zahle und empfange. — Demnach beruhe der Wert des Geldes nicht auf dem Wert des Goldes, das man zu einem bestimmten festen Kurse dafür erhalten kann, sondern der Wert des Goldes beruhe auf dem Wert des Geldes. Für diesen im ersten Augenblick paradox erscheinenden Satz findet

sich leicht ein indirekter Beweis. Nehmen wir an, daß die Goldwährungsländer von heute auf eine andere Währung übergehen, etwa Silber oder Platina, so ist doch ganz bestimmt zu erwarten, daß die enormen dadurch frei werdenden Goldmassen in der Gold-Industrie keine entsprechende Verwertung finden werden und daß das Gold im Vergleich zu seinen jetzigen Wertrelationen einen mächtigen Preissturz erleben muß.

Knapp geht dann weiter und behauptet, daß für den inneren Zahlungsverkehr das Gold sich ganz gut erübrigen ließe, ebenso wie schon jetzt der größte Teil des Goldes nicht im Verkehr ist, sondern in den Kellern der Bank liegt und der Verkehr die handlicheren Banknoten bevorzugt, oder aber, soweit es sich um größere Summen handelt, mit Schecks und Giroanweisungen operiert.

Nötig ist das Gold nur, um die Relation der heimischen Valuta zu den auswärtigen Währungen aufrecht zu erhalten, indem es unter Umständen erforderlich sein kann, durch Goldsendungen ins Ausland nationale Schulden zu bezahlen, falls es an anderen Waren fehlt. Aber auch für diesen Zweck ließen sich die Goldreserven durch internationale Staatsverträge ersetzen, in denen die Staaten sich verpflichten, ihre Banknoten zu gewissen festen Kursen auszutauschen. Dann hätten wir das Idealgeld ohne metallische Deckung. Knapp selbst hebt immer und immer wieder hervor, daß seine staatliche Theorie nichts sein will als Theorie, daß sie nicht dazu bestimmt ist, in die Praxis übersetzt zu werden, daß man darin beileibe keinen Angriff gegen die bestehende Goldwährung sehen solle. Dennoch müssen hier Versuche einer reinen Rechnungswährung erwähnt werden, die schon lange bevor Knapp sein Buch schrieb, gemacht worden sind.

Im Jahre 1609 wurde in Hamburg die Hamburger Girobank begründet, ausschließlich für die Zwecke des Großhandels. Die Rechnungseinheit bei diesem Institut war Mark-Banko, gleich 8,427 Gramm Feinsilber, ungefähr 1½ Mark der jetzigen deutschen Reichswährung. Eine ausgeprägte Münze dieses Feingehalts hat es nie gegeben, für den Kleinverkehr gab es die Hamburger Courant-Schillinge. Wer sich bei der Girobank ein Konto eröffnen lassen wollte, der mußte ein seinem zu eröffnenden Kredit entsprechendes Quantum Barrensilber oder gemünztes Silber bei der Bank deponieren, worauf dann der entsprechende Betrag in Mark-Banko seinem Konto gutgeschrieben wurde. Hatte nun der Kaufmann A. dem Kaufmann B. eine Zahlung zu leisten, so wurde der Betrag dem Konto A. belastet und dem Konto B. gutgeschrieben. Die Kurse aller auswärtigen Währungen wurden an der Börse je nach Angebot und Nachfrage quotiert. Fast 200 Jahre funktionierte diese Girobank zu allseitiger Zufriedenheit, da erschien im Jahre 1813 Napoleons Marschall Davoust in Hamburg und konfiszierte den ganzen Barbestand der Bank, 2½ Millionen Mark Banco. Die Bank war genötigt, ihre Zahlungen einzustellen, aber schon 1814 wurde sie mit Hilfe neuer Einlagen wieder ins Leben gerufen und funktionierte dann bis 1876, in welchem Jahre die neue Reichs-Markwährung

eingeführt wurde. Das Giroweſen hatte ſich ſo ſehr in Hamburg eingebürgert, daß es auch in der neuen Währung fortgeſetzt wird, nur iſt jetzt die Hamburger Filiale der Reichsbank die Zentralſtelle für den Giroverkehr. Auch in Amſterdam beſtand ſchon ſeit 1609 eine ähnliche Girobank wie die Hamburger, die ſich großen Anſehens erfreute, bis ſich im Jahre 1794 herausſtellte, daß die Verwaltung ſich hatte verleiten laſſen, 10½ Millionen Gulden von dem Barvorrat dem holländiſchen Staat und der oſtindiſchen Kompagnie auszuleihen. Das gab der Bank den Todesſtoß. — Das Schickſal dieſer beiden Banken zeigt, wie wenig Wert die Knapp'ſche Theorie für die Praxis hat. Der Gedanke liegt nahe, die Knappſche ſtaatliche Theorie des Geldes durch Einfügung einer Geldeinheit zu ergänzen, die beſſer als die beſtehenden metalliſchen Geldeinheiten imſtande wäre, dem unaufhaltſamen Prozeß der Entwertung des Geldes zu widerſtehen. Die Geldeinheit dient zugleich als Wertmeſſer der Produkte, und da alle im Wirtſchaftsleben vorkommenden Produkte in der Hauptſache Produkte menſchlicher Arbeit ſind, alſo aus Arbeitsenergien beſtehen, ſo erſcheint es angebracht, ein beſtimmtes Maß von Arbeitsenergien als Wertmeſſer reſp. Geldeinheit zu benutzen. Schon Marx uud Rodbertus haben die Arbeit als beſten Wertmeſſer empfohlen; ich würde vorſchlagen, die normale Arbeitsſtunde des Schwarzarbeiters für dieſe rein theoretiſche Betrachtung als Wertmeſſer u. Geldeinheit zu verwenden. Man ſollte meinen, wenn die Marktwerte von Produkten der Arbeit in Arbeitsſtunden und ihren Bruchteilen ausgedrückt werden, ſo kann es keine großen Schwankungen geben. Nur techniſche Verbeſſerungen, beſſere Organiſationen der Arbeit, mehr Anwendung von mechaniſcher Kraft kann dann von Zeit zu Zeit eine Verbilligung der Preiſe herbeiführen. Das jetzige Hauptmoment für die Verteuerung der Lebensführung, die Steigerung der Arbeitslöhne, würde in Wegfall kommen, ſobald die Arbeit ſelbſt zum Meſſen benutzt wird. Die Grundlage des Syſtems wäre die normale Arbeitsſtunde des ungelernten Schwarzarbeiters, die wir für die Zwecke dieſer Unterſuchung mit N. A. S. bezeichnen wollen.

Die Geldeinheit N. A. S. wäre dann gleichſam eine Anweiſung auf eine Stunde ungelernte Arbeit. Wer eine Stunde gearbeitet hat, wird dafür ein N. A. S. als Lohn ausbezahlt bekommen, er erhält damit die Anweiſung auf eine Stunde Arbeit eines anderen ungelernten Arbeiters. Gelernte Arbeiter, wie Schuſter und Schneider, würden etwa 1½ N. A. S. für eine Stunde Arbeit beziehen; beſonders geſchickte Handwerker würden mit 2 N. A. S. entlohnt werden und ein Arzt würde für die Konſultation vielleicht 3 N. A. S. beziehen. Auf den erſten Blick erſcheint es ausgeſchloſſen, daß eine auf dieſer Grundlage etablierte Geldwährung der Entwertung unterliegt, man ſollte meinen, mit der N. A. S. das Idealgeld gefunden zu haben. Dennoch würden dieſelben Einflüſſe, die heute den Wert des metalliſchen Geldes untergraben, auch das Idealgeld N. A. S. entwerten, denn jeder Arbeiter und jede Kategorie von Arbeitern würden behaupten, daß die Arbeit, die gerade ſie leiſten, beſſer ſei,

als die Normalarbeit, und würden mit denselben Mitteln, die sie heute anwenden, um höhere Lohne zu erlangen, es durchsetzen, daß für ihre Stunde Arbeit ihnen mehr als eine N. A. S. vergütet wird, und dieser Zuschlag würde ebenso schnell zu einer Verdoppelung und Verdreifachung der Löhne führen, wie das bei dem bestehenden Geldsystem der Fall ist.

Die einzige Rettung aus diesem Dilemma wäre die Anwendung staatlicher Gewalt. Nur wenn der Staat feste Lohntaxen einführt, wie er heute schon Droschkentarife, Beamtengehalte u. s. w. fixiert, wenn also ein festes Wertverhältnis zwischen der N. A. S.-Währung und den verschiedenen Kategorien menschlicher Arbeit geschaffen wird, wie es heute zwischen der Landeswährung und den Edelmetallen besteht, nur dann darf man auf ein Aufhören der Verteuerung des Lebens und der Entwertung des Geldes rechnen.

Ob freilich die arbeitende Menschheit mit einer solchen Fixierung der Löhne zufrieden wäre, das erscheint mindestens zweifelhaft. Im Grunde will doch jeder, indem er eine Höherbewertung seiner Arbeit anstrebt, die Arbeit der anderen billiger kaufen. Das aber wäre unmöglich bei einem System der staatlich fixierten Löhne, daher wird es sich nie in der Praxis einbürgern und diese Betrachtungen haben nur theoretischen Wert; es kam mir nur eben darauf an nachzuweisen, daß es wohl ein Mittel gibt, der Entwertung des Geldes vorzubeugen.

Für die Beurteilung der Knapp'schen Theorie bietet die Geschichte der russischen Rubelwährung manche interessante Gesichtspunkte. Ich will daher in aller Kürze die Vergangenheit des Rubels beleuchten. Das Wort Rubel kommt bekanntlich von „рубить“ hacken; es waren also ursprünglich von der Silberstange abgehackte Stücke. Um 1655 gab es die ersten silbernen Rubel, mit dem Moskauer Wappen geprägt. Peter der Große ließ einen Rubel im Silberwerte von M. 4.37 prägen, 1763 wurde ein leichterer Rubel im Werte von M. 3.24 geprägt, und diese Prägung hat sich bis zum Übergang zur Goldwährung 1897 erhalten. Inzwischen hat Rußland aber wiederholt Papierwährungen mit Zwangskurs gehabt, indem die Einlösung der Noten suspendiert wurde.

Schon 1768 wurde mit der Ausgabe von Papiergeld, Assignaten genannt, begonnen, deren Entwertung gegenüber dem Metall-Rubel immer weitere Fortschritte machte. Im Jahre 1815 standen 100 Silberrubel gleich 426 Papierrubel. Durch einen Ukas vom Jahre 1839 wurden 100 Rubel Silber gleich 350 Rubel Papier oder „Bankorubel“, wie man sie damals nannte, fixiert, und 1843 wurden die Banko-Rubelnoten in diesem Wertverhältnis gegen Reichskreditbillette eingezogen, die stets an den Einlösungskassen in Petersburg und Moskau gegen Metall, Silber oder Goldmünze einlösbar sein sollten. Seit Mitte des 18. Jahrhunderts gab es nämlich auch Goldmünzen, die Imperiale von 10 Rubel Gold, und die Halbimperiale von 5 Rubel Gold. Beim Beginn des Krimkrieges 1854 wurde die Bareinlösung

der Noten aber wieder eingestellt, und es begann eine neue Ära der Papiergeldwirtschaft bei einem Agio von 25 bis 30 %. Im Jahre 1860 wurde die Reichsbank begründet, ein rein staatliches Institut, das nunmehr die Notenemission übernahm. Der Türkenkrieg von 1877 zwang die Regierung, zu einer neuen Notenemission von 400 Millionen ihre Zuflucht zu nehmen. Die Rubelkurse fielen immer mehr: während der Silberrubel seinem Feingehalt nach M. 3.24 wert war, fiel der Kurs des Papierrubels 1887 bis auf M. 1.63, seinen niedrigsten Stand. Der talentvolle Finanzminister Wyschnegradski erkannte, daß die Wiederherstellung der Valuta eine Lebensfrage für Rußland sei, daß sie aber nur zu erreichen sei bei geordneten staatlichen Finanzen. Einnahmen und Ausgabeu des Staatshaushalts müßten ins Gleichgewicht gebracht werden. Es gelang ihm in Frankreich eine Reihe von Konversionsanleihen unterzubringen und zwar für größere Beträge, als wofür die zu tilgenden alten Anleihen emittiert waren. Für die Differenz ließ er in aller Stille baares Gold nach Petersburg kommen und speicherte es dort in den Kellern der Bank auf. Witte, der 1893 sein Nachfolger wurde, setzte diese Politik mit großem Erfolge fort und konnte bald den wüsten Terminspekulationen in russischen Papierrubeln in Berlin ein Paroli bieten. — Als mehr als eine Milliarde Gold beisammen war, hatte er das Heft in der Hand und konnte die Einführung einer gut fundierten Goldwährung in Rußland in Aussicht nehmen. Vom Herbst 1895 ab setzte er den Kurs des Halbimperials von 5 Rubel Gold mit R. 7.50 Papier fest, und ließ gleichzeitig an der Berliner Börse den Kurs von 100 Rubel Papier auf M. 216 festhalten, also 2/3 des ursprünglichen Pari-Kurses von 3.14 gleich 1 Rubel Silber, und in diesem Wertverhältnis gegenüber der Markwährung, resp. im Verhältnis von 7,50 neuen Goldrubeln gegen 5 alte Goldrubel, die gleichwertig waren mit 20 Francs Gold, wurde durch Gesetz vom Jahre 1897 definitiv die Goldwährung eingeführt, die sich seitdem ausgezeichnet bewährt hat. Laut Gesetz darf die Summe der umlaufenden Rubelnoten höchstens 300 Millionen Rubel mehr betragen als die Metalldeckung, faktisch ist aber fast immer mehr Metall vorhanden, als Noten in Cirkulation sind. Ich wage zu behaupten, daß es in erster Linie dieser Milliarde Gold zu danken ist (in zweiter Linie den beiden großen Ernten von 1909 und 1910), daß Rußland so schnell die Folgen des unglücklichen Japanischen Krieges und der Revolution überwunden hat. Das ist das bleibende Verdienst von Wyschnegradski und Witte.

Wenn wir uns nun fragen, welche Wirkung die Devalvation des Rubels, der ursprünglich M. 3.24 wert war und jetzt auf einen Wert von M. 2.16 heruntergesetzt wurde, auf das wirtschaftliche Leben Rußlands, sowohl auf seine Beziehungen Auslande, als auch auf den Innenverkehr haben mußte, so möchte ich zunächst konstatieren, daß wenn der Goldwert des Rubels in der neuen Goldprägung um 1/3 heruntergesetzt wurde gegenüber dem früheren

Goldwerte desselben bei der alten Relation der Edelmetalle von 1 zu $15^1/_2$, damit die faktische Entwertung des Silbers gegenüber dem Golde noch nicht erreicht worden ist, — wenn also der russische Staat den Inhabern der Rubelnoten, in deren Text Zahlung in Silber *oder* Gold versprochen war, einen Rubel neue Goldwährung auszahlt, so ist das für den Inhaber der Note vorteilhafter. als wenn er einen harten Rubel alter Silberwährung ausbezahlt erhielte. Wenn wir Chinesen wären, so würden wir also mit Genugtuung konstatieren, daß unser Vaterland beim Übergang zur Goldwährung sein Gesicht bewahrt hat. Selbstverständlich mußten die Preise aller Produkte und auch Arbeitslöhne sich allmählich der Veränderung akkomodieren, die mit dem Wertmesser vor sich gegangen war, der endgültig auf $^2/_3$ des Wertes fixiert wurde, den er vor 50 Jahren gehabt hatte. Wer damals Schulden kontrahiert hatte, sagen wir eine Hypothek auf sein Gut hatte eintragen lassen, der konnte sie jetzt mit einem um $33^1/_3$ % weniger Wert habenden Gelde zurückzahlen. Produkte, die für den Export bestimmt waren, wie Getreide, Flachs, Butter, Eier, Holz mußten um $^1/_3$ steigen, es sei denn, daß die maßgebenden Auslandpreise aus anderen Gründen inzwischen gefallen waren, wie das z. B. beim Getreide der Fall war. Die Preise des Grund und Bodens mußten allmählich entsprechend steigen, ebenso die Arbeitslöhne, -- am schlechtesten standen sich Beamte, Pensionäre und Rentiers, deren Besitztitel entwertet waren. Wenn wir in Rußland über Teuerung klagen, so ist also die Hauptursache die Devalvation des Rubels.

Um Ihnen die Quintessenz des Gesagten noch einmal in anschaulicher Weise zu wiederholen, möchte ich Sie bitten, sich das ganze moderne Wirtschaftsleben in Form eines dreiteiligen Bildes vorzustellen. Links finden Sie die ganze Menschheit, die arbeitende sowohl als die konsumierende, die Handarbeiter und die Kopfarbeiter und auch die verschwindend kleine Anzahl der Kapitalisten, die von dem Ertrage früher geleisteter Arbeit, von dem Ausleihen aufgespeicherter ersparter Arbeitsprodukte leben. Rechts sind die Produkte der Arbeit aufgespeichert, die zur Verteilung resp. zum Verkauf bestimmt sind, und zwischen beiden das Geld, das nur zum kleinen Teil Bargeld ist, zum größeren Teil aus Geldsymbolen besteht, Giroguthaben und Papiergeld, das je nach Bedarf sich vermehren läßt. Über dem Ganzen thront die gestrenge Hüterin der Gesetze des Wirtschaftslebens, auf ehernem Schilde das herbe Wort der Schrift: „Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen."

An der Hand dieses Bildes werden wir die Veränderungen beobachten können, die durch veränderte Produktionsbedingungen in der Kolonne der Arbeitsprodukte und der des Geldes sich zeigen müssen. Die Aufgabe ist, die Produkte der Arbeit nach Maßgabe der von jedem geleisteten Arbeit zu verteilen, respektive, im Fall der Kapitalisten, nach Maßgabe der Ansprüche, die aus früher geleisteter Arbeit resultieren. Als Medium gilt das Geld, das

an und für sich, wenn es symbolisches Geld ist, gar keinen eigenen Wert hat und wenn es Metallgeld ist, doch nur einen kleinen Gebrauchswert besitzt. Da es aber den Charakter von Anweisungen auf die Produkte der Arbeit hat, so gilt es im Verkehr immer soviel als man zur Zeit Arbeitsprodukte dafür kaufen kann. Hinter jedem Arbeitsprodukt aber steht der Wille seines Produzenten, soviel Geld als irgend möglich dafür zu bekommen. Und wenn die Zahl der arbeitenden Menschheit wachsen sollte, so wird auch die Masse der produzierten Güter in demselben Maßstabe zunehmen, die Totalsumme des Geldes, das erforderlich ist, alle diese Produkte der Arbeit zu kaufen, wird von Jahr zu Jahr aber in einer stärkeren Progression anwachsen, weil eben jeder Produzent nach höheren Einzelpreisen drängt.

Kommt jedoch die arbeitende Menschheit auf den Gedanken, statt 10 Stunden nur 9 Stunden täglich zu arbeiten, so wird die Gesamtsumme der zu verteilenden Güter um 1/10 kleiner sein und selbst, wenn für das kleinere Quantum Konsumgüter in toto dieselbe Geldsumme wie bisher gezahlt wird, so wird doch jeder Einzelne für seinen Anteil nur 10% weniger konsumieren können als bisher, ein Resultat, das die auf Verkürzung der Arbeitszeit drängende Arbeiterschaft doch wohl bedenken sollte. Das Geld wird aber durch diesen Vorgang um 10% von seiner Kaufkraft eingebüßt haben.

Werden dagegen Arbeit sparende Maschinen oder bessere Arbeitsmethoden eingeführt, die die Produktivität der Arbeit um 10% erhöhen, so werden um 10% mehr Konsumgüter vorhanden sein. Da die Geldeinnahmen der arbeitenden Menschheit aber dieselben geblieben sind, so werden sie nicht die Mittel haben, die überschüssigen 10% Güter zu kaufen. Es wird die Konstellation entstehen, die man als Überproduktion bezeichnet, und eine Handelskrise wird die Folge sein, die in der Regel noch dadurch verschärft wird, daß, um die Produktion herabzusetzen, ein Teil der Arbeiter von den Unternehmern entlassen wird und dadurch brotlos wird, die Zahl der Käufer also abnimmt. Die Remedur wird zu finden sein in einer Herabsetzung der Einzelpreise, damit die vorhandenen Mittel ausreichen, um die ganze Produktion in den Konsum zu bringen. Den Nutzen der gesteigerten Produktion sollen also nicht die Unternehmer haben, sondern die ganze konsumierende Menschheit. Dann wird für eine Weile die Kaufkraft des Geldes wieder steigen. Lange wird das nicht dauern, denn die Tendenz zu höheren Lohnforderungen und Kürzung der Arbeitszeit bleibt bestehen und treibt die Preise der Produkte wieder in die Höhe. Die mit sukzessiver Entwertung des Geldes verbundene Steigerung der Preise, „die Hochkonjunktur" wie der Börsenausdruck lautet, wird also von der Volkswirtschaft als Prosperität empfunden, während die fallende Einzelpreise im Gefolge habende Produktionssteigerung, die zugleich eine Steigerung der Kaufkraft des Geldes bedingt, als Krisis empfunden wird.

Was in den letzten 50 Jahren im europäisch-amerikanischen Wirtschaftsleben wirklich vor sich gegangen ist, das ist eine starke Zunahme der beteiligten

Menschenzahl, ein proportional noch viel stärkeres Anwachsen der Produktion, während die Geldbewertung dieser Produktion, namentlich infolge der gesteigerten Arbeitslöhne, verhältnismäßig noch mehr gestiegen ist, so daß allgemein das Geld viel an seiner Kaufkraft verloren hat. Am deutlichsten sehen wir das in Amerika, wo die hohen Arbeitslöhne, die dort gezahlt werden, jährlich Hunderttausende von europäischen Arbeitern über den Ozean locken. Wenn sie erst dort sind, so finden sie bald heraus, daß dank den hohen Produktionskosten und den Manipulationen der Unternehmer das Leben drüben so teuer ist, daß ihnen von den hohen Löhnen nicht mehr übrig bleibt, als sie etwa in England oder Deutschland bei viel niedrigeren Löhnen hätten erübrigen können.

Ein Mittel, den Wert des Geldes zu stabilisieren, wäre größtmögliche und billigstmögliche Produktion ohne Verkürzung der Arbeitszeit, ohne Erhöhung der Löhne, ohne alle die Monopoltendenzen, die sich heute geltend machen. Es müßten dann alle Zollschranken fallen, Freihandel müßte an die Stelle des Schutzzollsystems treten, das jetzt fast überall herrscht. Die freie internationale Konkurrenz würde zur Geltung kommen, Trusts, Kartelle und Syndikate wären fast unmöglich, in jedem Lande würde das produziert werden, was nach den natürlichen Bedingungen am vorteilhaftesten produziert werden kann.

Solch ein radikaler Systemwechsel würde aber freilich manche ernste Mißstände mit sich bringen. Die wirtschaftlich Schwachen würden in dem rücksichtslosen Kampf aller gegen alle zu Grunde gehen, ganze Industrien würden vernichtet werden, wo die natürlichen Bedingungen für ihre Prosperität fehlen, ganz Westeuropa würde seine älteste und immer noch wichtigste Industrie, den Ackerbau, sehr einschränken müssen und genötigt sein, fremdes Brot zu essen, wie England es jetzt schon tut.

Wenn man alle diese Nachteile in Betracht zieht, so wird man sich doch wohl der Erkenntnis nicht verschließen können, daß das jetzt herrschende System von zwei Übeln das kleinere ist. Solche Extreme, wie sie durch das zur Zeit in den Vereinigten Staaten beliebte Hochschutzzollsystem gezeitigt werden, müssen allerdings vermieden werden. Auch die Agrarzölle Deutschlands erscheinen zu hoch gegriffen, auch hier dürfte der richtige Weg die goldene Mittelstraße sein, ein gemäßigtes System des Schutzes der nationalen Arbeit. Wenn dabei eine mäßige progressive Entwertung des Geldes unvermeidlich erscheint, so wird man sich damit abfinden müssen. Wie alle irdischen Dinge ist eben auch das Geldsystem mit Mängeln behaftet.

Vielleicht wird diese Erkenntnis manchem ein Trost sein, der ohne Erfolg dem Gelde nachgejagt ist, und hoffentlich werden aus dieser Erwägung heraus recht viele zu der Einsicht gelangen, daß das Geld nie Selbstzweck sein soll, sondern nur immer Mittel zum Zweck, und daß der Besitz von materiellem Gut noch lange nicht das Lebensglück bedeutet.

Als Haupttriebfeder für die allgemeine Verteuerung des Lebens haben wir den wirtschaftlichen Egoismus des Individuums erkannt, das seine Leistungen

so teuer wie möglich verkaufen will. Gelänge es an seine Stelle den Altruismus zu setzen, der sich aus lauter Nächstenliebe mit der geringst möglichen Zahlung für seine Leistungen begnügte, so wäre mit einem Schlage das Problem der Verbilligung des Lebens gelöst. Doch das zu erstreben, hieße einer Utopie nachjagen. Schon Horaz sagte: „Naturam expellas furca tamen usque recurret" „und wenn Du die Natur mit der Mistgabel austriebest, so käme sie doch stets zurück."

Ich schließe mit dem Wunsche, daß auf unser allzu materielles Zeitalter mit seiner Hast und Unrast wiederum eine Periode folgen möge, die den Menschen Zeit und Gelegenheit geben wird zu innerer Sammlung, eine Periode, in der neben reger Beteiligung am praktischen Leben und bewußtem Festhalten an den materiellen Erfolgen unserer Zeit auch die idealen Bestrebungen und die geistigen Güter wiederum die Wertschätzung erfahren mögen, die ihnen in der alten guten Zeit vor anno 70 zuteil wurde. Möge schon die Generation, die jetzt heranwächst, diesen Wandel des Zeitgeists erleben!

❀ ❀ ❀

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Altbaltische Jugenderziehung.

Ein Schlußwort von Helene Hoerschelmann [Irene Kjerulf].
(Otrada, Gouv. Moskau.)

Ein Schlußwort soll es sein zu der Reihe altlivländischer Rückblicke, die in diesen Blättern freundliche Aufnahme gefunden, eine ganze Spanne Zeit hindurch. Es hätte ein Glied gefehlt in der fest zusammenhängenden Kette, die das Bild jüngstvergangener Zeiten von Livlands alter Herrlichkeit gereiht, — sagte ich nicht noch etwas von dem, wie man damals Kinder zu Frauen und Männern herangebildet, und von den Händen, die aus dem Ton das Bildwerk zu formen suchten, — auch wohin der Blick solcher Bildner gerichtet war, die nicht nur für die Nähe, sondern auch für die Ferne schaffen wollten.

Wohlvermerkt, nur von Elternzucht und Vaterhaus allein erzähle ich hier, die rechte Beleuchtung für Schulzucht und Lehrerwesen muß eine sachverständigere Feder geben.

Und wenn ich auch hier von „altbaltischer" Kinderzucht rede, so ist es, weil ich einmal nun schlecht vertraut auf heutigem Heimatsboden bin, mehr aber, weil auf diesem Gebiet, — auf ihm vielleicht stärker, als auf allen übrigen — die veränderte Strömung und Lebensauffassung, neue Ziele, andere Ideale und erweiterte Kultur einen Wandel schufen, der vielleicht wenig mehr gemein hat mit dem Streben und Ringen einer verflossenen Epoche.

Und abermals sei es dem Gewissen des gerecht sein Wollenden gleich zu Anfang gestattet, die wunden und dunkeln Stellen eines Gebiets zu berühren, das solcher zu allen Zeiten, in allen Ländern und Völkern reichlich aufgewiesen hat.

Scheint die Berührung aber allzu gelinde, so sei das durch die Aufgabe gerechtfertigt, die diese kurzen Blätter sich gestellt, die keinerlei kritische Beleuchtung geben wollen, sondern, wie bereits in den voraufgegangenen Rückblicken, nichts als ein erinnerndes Bild spiegeln, mit den lichten Seiten unsres Heimatlebens, und dabei einen Widerhall in der Brust aller derer suchend, die selbst damals groß wuchsen oder gar eigenhändig eine neue Generation herangebildet haben. —

Eins sage ich gleich zu Anfang: sie war ganz und gar altmodisch, die damalige Jugenderziehung, war es vielleicht nicht nur für heutige Begriffe, sondern schon zu der Zeit, verglichen nämlich mit gleichzeitigen Bestrebungen im westlichen Mutterlande. Auch will ich keineswegs in sentimentale Schönfärberei verfallen mit der Behauptung, in solch Altmodischem sei eitel Glanz und Schmelz, wahre Tiefe und rührendster Idealismus gewesen. . .

Im Gegenteil! ruhig bekenne ich, wie viel verhängnisvoll Rückständiges in den Bahnen des bereits damals langsam unzeitgemäß werdenden, patriarchalischen Konservativismus lag. Selbst wenn derselbe, wie nie genug betont werden kann, aus der lauteren Quelle eines, wenn auch oft zu weit getriebenen Idealismus kam.

Hierbei streife ich die, allem Baltischen ja so leicht anhaftende Enge, wiederum auf Lage und historische Entwickelung des Landes zurückzuführen, die sich naturgemäß auch in der Erziehung eines jungen Geschlechts zeigen mußte. Notgedrungen mußte eine sittlich-religiöse, wie geistig-ästhetische Geradlinigkeit, von den Alten für ihr Land, ihre Häuser als einzig richtig erkannt, schmal und eingezäunt werden. So gab es denn nur den einen schnurgeraden Weg der Kirche, der alten Buchstabenbibel, zu Gott und Religion, — zu Reinheit und Sittlichkeit aber nur den einen der kompromißlosen Tradition der Vorfahren, ohne links und rechts zu sehen.

Gleicherweise gabs dazumalen im Baltenlande auch nur selten hie oder da Luftluken für künstlerische Ausblicke, wenigstens soweit diese nur irgendwie mit den zwei erwähnten, stets obenanstehenden Mächten, der Religion und Sittlichkeit — wenn auch nur scheinbar — hätten kollidieren können.

Selbstredend mußte der alte Vorwurf, der in meiner früheren Besprechung gegen die baltischen Frauen, in deren Händen die junge Generation ja vorzugsweise heranwuchs, erhoben wurde, — nämlich der im engeren, wie weiteren Sinne unpraktischen Lebensrichtung — auch in der Jugenderziehung zum Vorschein kommen. Und da das neue Geschlecht für eine Zeit heranwuchs, die sich bereits wesentlich von jenen Tagen äußerer wie innerer Behaglichkeit unterschied, mußte der oben gerügte Mangel zur oft nicht unbedenklichen

Gefahr werden; und das wurde er denn auch, denn nur selten läßt eine derartige Lücke sich in reiferem Alter noch ausfüllen.

Der tiefe Grund aber aller solcher negativen Momente lag zuletzt doch immer wieder in dem vorhin leise erwähnten Idealismus. Und wie nun diese schönste und himmelsgeborenste aller Weltanschauungen, selbst in scheinbar noch harmloser Verstiegenheit, bereits gefährlich wird, — so wurde sie es hier umsomehr. Denn tief eingewurzelt in sich barg sie den verhängnisvollen Einschlag aus erst jüngst verblühter Zeit, den der Romantik, des romantischen Fühlens. Und drohte die Sehne des zu straff gespannten Idealismus für Beruf und Arbeit, Liebe und Ehe, Leben und Menschenverkehr bereits zu reißen, wenns ans Verwirklichen eingeflößter Ideen und Pläne bei der heranzubildenden Generation ging, so konnte der alte, zu allen Zeiten gefährlichste Zug zur blauen Blume, (am gefährlichsten, wenn er halbwegs unbewußt, nur um so unmittelbarer wirkte) an den Rand von Abgründen treiben, von denen es kein Zurück mehr gab, und in denen so manche glanzvoll beginnende baltische Existenz versunken ist.

Schließlich, gleichfalls begründet in der sozialen Sonderstellung des Balten, ohne Volk und gebildeten Kleinbürgerstand, gabs da denn noch eine unerquickliche Stelle in der Jugendpflege. Das war die trotz aller Oberherrschaft von Religion und Sittlichkeit immer wieder hervorschießende Überschätzung oder zu wichtige Betonung von gesellschaftlichem Witz und allerlei geistigem Raketenfeuer, oft zum Nachteil ernster, gründlicher Bildung eines tieferen Wissens oder gar des Gemüts. Ganz besonders grassierte das in den sogenannten baltischen „Literatenfamilien", unter ihnen wieder vorherrschend denen Livlands: die heranwachsenden Kinder mußten es oft schon von allerfrühester Jugend an bei sich und andern erleben, welche Rolle der gute Witz, die schlagfertige Antwort, die geistreich-bizarre Idee vor dem stilleren, aber häufig gediegeneren Geiste spielte. Und das führte zu recht zweifelhaften Konsequenzen für das unreife oder halbreife Gemüt. Nicht ohne Berechtigung ist man geneigt, das spätere häufige Zersplittern oder Versanden so mancher ursprünglich begabter Geister aus jener Zeit diesem Erziehungsfehler zuzuschreiben, der das Kind, den beginnenden Jüngling, auf das im Grunde spielerische Feuerwerk hinwies und damit von den mühevolleren Pfaden tiefgrabender Arbeit fortzog, zugleich mit der geistigen Verflachung den, bei einer gewissen Sorte von Balten so berüchtigten Hochmut, die Geringschätzung andrer großziehend.

Daß bei den Erziehern dies alles ungewollt und im besten Wissen geschah, geht aus ihrer nie angezweifelten tiefidealistischen Weltauffassung von selbst hervor. Wegleugnen lassen solche Wunden sich trotzdem nicht.

Nun ich mich eines schuldigen Tributs an die Gerechtigkeit entledigt zu haben glaube und die Medaille auf ihre Vorderseite kehren darf, scheint sie mir immerhin, selbst heute aus stark verändertem Gesichtswinkel besehen, viel

echtes Gold und zwar in guter Prägung zu enthalten. Und es ist vielleicht kaum mehr eine Frage, daß ein überwiegender Teil des immer noch wetterfesten Fundaments in der nun herangereiften Männer- und Frauengeneration dieses dem Grundsteine dankt, den die Väter jener zeitlich wie kulturell leidlich ferngerückten Epoche Livlands gelegt. Ja mehr noch, vielleicht war es gerade der wichtigste Kitt, der das Fundament für Strapazen aller Art tauglich machte, welcher aus alten und nicht aus neuen Zeiten stammte. Denn es ist nicht zu leugnen, daß eine stramme Zucht durch die alte Erziehung ging. Zwar nicht im preußischen Sinne. Kein entindividualisierender Drill, aber ein frisches Zugreifen, das den Gang aufrecht und den Rücken gerade machte.

Von außen her begann es. Ein zwar reichlicher, aber unkomplizierter Tisch, keine Leckerbissen, keine Süßigkeiten und beileibe kein Gemäkel. „Bist du hungrig, so iß, — schmeckt's nicht, so laß es bleiben," hieß die einfache Losung. Und was diese gewisse Unerbittlichkeit, so sehr sie auch, besonders für moderne Begriffe, von Hygiene und Diätetik mächtig weit abwich, für den späteren erwachsenen Menschen an Erleichterungen und Bewegungsfreiheit gab, weiß jeder, der sich etwa viel in fremden Ländern und Häusern herumgeschlagen hat. Er weiß es auch, wie gut er dran ist, wenn er durch Muttern stramm erzogen, auf jeder Matratze und in jedem Winkel des Hauses schlafen kann, und segnet in elastischer Unabhängigkeit, auch wenn ers sich im eignen Heim längst behaglich und schön zurechtgemacht hat, die alte Spartanerschule seiner Heimat.

In einem durchaus nicht ärmlich zugeschnittenen alten Baltenhause aus einer unsrer besten Literatenfamilien wurden die vier Jungens körperlich so erzogen, daß sie noch als Studenten nicht nur auf allen Heuschobern und Pritschen, sondern in warmen Sommernächten auf dem Meer auf eigener Segeljacht, nach heißer Arbeit mit Wind und Wellen, den süßesten Schlaf auf einem Haufen Steine unten auf dem Boden des großen Boots schliefen. Und das waren gar nicht einmal Knaben von „bäurischer" Gesundheit.

Gewiß tat die Bedürfnislosigkeit und die naive, praktische wie ästhetische Rückständigkeit des Landes und der Zeit viel dazu, ausschlaggebend aber war die feste Überzeugung der Erzieher, daß Anspruchslosigkeit und Bescheidenheit in der äußeren Lebensführung keins der geringsten Glücksgüter für das spätere Leben sei. Und fast meine ich die Stimmen aller derer zu hören, die dem beistimmen, welch unerhörte Glücksquellen die Freude am Kleinen, der Reiz am Außergewöhnlichen, mit allen großen und kleinen Lichtern im Gefolge, dem so Erzogenen erschlossen, — wie einst in früher Kinder- und Jugendzeit, so bis hinauf in das reifste Alter.

Um aber über dem Geschenk den Schenker nicht zu vergessen, — so war es hier ein Lieblingsgedanke der Väter, eine besonders zärtlich gehegte Erbschaft für spätere Zeiten, mit in der Luft von Land und Zeit schwin-

gend, noch leise aus romantischer Ferne (man denke nur an Tiecks berühmte Novelle „Des Lebens Überfluß") herüberklingend. —

Doch nicht nur unmittelbar, nein auch mittelbar tat diese feine und kluge Erziehungstaktik ihr Werk. Nicht überall gleich stark, nicht in allen Familien und Häusern, aber doch weitaus in der Überzahl. Das war die enge und unmittelbare Verbindung mit der Natur, die ohne jenen Unterschlag gesunder Einfachheit und Bedürfnislosigkeit vielleicht die Menschen nicht so aufgeschlossen und eindrucksfähig für sie gemacht hätte. Kleine oder junge Sybariten, oder doch wenigstens Epikuräer, sind selten von vornherein Naturfreunde.

Der größte Teil der halbwüchsigen Jungen und eben herangewachsenen Studenten aber tummelte sich im natürlichsten Element, wenn es Schlittschuhlauf oder Jagd, Segelpartien auf Fluß oder Meer, große Fußwanderungen im Frühling oder Hochsommer galt! Am gesundesten kochte die Lebensfreude, wenn es in die Sommerferien ging. Denn in den Städten hielt es auch die Allerärmsten aus der deutschen Gesellschaft nicht.

Wer zählt die Namen aller baltischen Häuser, deren Knaben vom frühesten Schulalter an in passioniertester Weise für Fische, Käfer, Vögel, Schmetterlinge, Pflanzen lebten, wo es eigentlich kaum ein dort existierendes Tier gab, das nicht von ihnen gezähmt und zum Hausgenossen gemacht wurde. Zur heimlichen Qual der Mütter, zur offenbarsten Wut der dort aus und ein gehenden Gäste.

Wölfe und junge Bären, Elche und Rehe, Adler, Kraniche und Raben, Meerschweinchen und Fischottern bevölkerten einen nicht unbeträchtlichen Teil der von einer Knabenhorde belebten Familienhäuser der gesegneten Gauen Alt-Livlands . . . .

Doch um auf die Sommerferien zurückzukommen, so war's nicht allein die selbstverständliche Freude der Entlastung von Schule und Semester, die bei alt und jung das Szepter führte, sondern zugleich damit setzte sacht und ohne Zwang die Leitung von oben ein, auch wenn man durch Wald und Wiese tobte. Bekanntlich ist ja weniges so entwickelungsfähig, ja so gar nicht „von Anfang an da", als Natursinn und Naturliebe. Vielmehr ganz latent und schlummernd. Wie viele, die als Männer zu förmlichen Naturschwärmern wurden, waren stumpf und eingeschlafen als Kinder.

Im großen und ganzen ging aber doch ein starker Zug zur Natur durch die baltischen Häuser, häufig mehr romantisch als naturgeschichtlich gefärbt.

Stundenlang streiften die Väter gemeinsam mit den Kindern durch Wälder und Felder, machten mit ihnen Entdeckungsreisen, wo dann die neuen Plätze, Bänke, Weiher und Waldwinkel mit möglichst interessanten Namen getauft wurden. Die armen eingesperrten Stadtkinder lernten Vogelstimmen, Korn- und Baumarten unterscheiden, und unbewußt sog sich ihre Brust voll mit ungeahnten Lebenskräften.

Die halb- und ganzerwachsene Jugend hatte uneingeschränkte Freiheit an all diesen ländlich bescheidenen Land- und Strandorten, wo es keinen Luxus und Komfort, aber auch kein Gesindel und keine Gefahren gab. Tagereisenlang wanderten die größeren Knaben den ganzen estländischen Strand ab, überall, wo es ein Gut oder eine Villa gab, mit selbstverständlicher baltischer Gastfreundschaft aufgenommen, und warens ihrer oft auch nahezu ein Dutzend... Auf die Weise gab's dann mal ein richtiges „und Abends im Städtle, da kehr ich durstig ein", — noch öfter aber

„Und find ich keine Herberg —
So ruh ich über Nacht
Wohl unter freiem Himmel
Die Sterne halten Wacht — —
Im Winde die Linde
Sie rauscht mich ein gemach —
Es küsset in der Frühe
Das Morgenrot mich wach!"

Ängstlichkeit — den Todfeind und Popanz für alle gesunden Kinder — kannten die baltischen Mütter nicht, sondern es herrschte eher eine naivgottvertrauende Sorglosigkeit, — auch war das Material, eben durch frühzeitige Abhärtung auf diesen Gebieten, ja gut präpariert!

Auch zum Rudern und Segeln ließ man die Jugend ruhig selbständig aufs Meer hinaus, nachdem man sich still und ohne viel Getue davon überzeugt hatte, daß ein besonnener Junge, der die Sache gut beherrschte, mit dabei war. Man wußte, es kam ihnen an Leib und Seele zugute, wenn sie sich früh mit den Elementen herumschlugen, Strapazen aushielten, Selbstbeherrschung und Ertragen lernten. So blieben sie wohl hier oder da auch über Nacht auf dem Meer, oder es wurden gar größere Segelpartien nach Finnland hinüber oder auf die weiteren Inseln unternommen. Händeringende und schlaflose Mütter gabs selten dabei, oder sie versteckten sich doch fast beschämt vor den anderen, ruhigeren. Obwohl solche Ruhe oft nur dieselbe Selbstzucht war, die sie ihre Kinder lehren wollten, sie zuerst an sich selbst ausprobierend. . .

Denn es war ein frisches und nerviges Geschlecht, diese Alten, die gerade in der Erziehung wenig Sentimentalität kannten.

Selbst in leidlich unbemittelten Familien, wo ein Schock halbwüchsiger Buben tüchtig auf dem Beutel lastete, gab's keine Schelte oder gar trübe Mienen und Seufzer, wenn Sommers Woche um Woche ein kleinlauter Bursch, sich hinter dem Ohr krauend, ein frisches Loch in der Hose wies, — stete Opfer der Apfelbäume, neuer Balken oder Segelmasten: zwei still emporgezogene Augenbrauen und eine nimmer rastende Stopfnadel nebst Flickensack waren die einzige Antwort, denn „Jungens müssen Freiheit haben"!

Ebenso gab's nie ein ängstliches Gejammer, wenn der Junge wohl sein gutes halbes Dutzend Mal den Sommer hindurch vom Boot, Floß, Stein, Steg ꝛc. ꝛc. in das betreffende große und kleine Wasser fiel und triefend zur häuslichen Mittagsmahlzeit erschien .... Ein kurzes „also schon wieder mal! na, marsch, trockene Kleider anziehen!" war alles, begleitet von einem stumm gewechselten Blick blinzelnden Verständnisses mit dem Hausvater.

Da passierte es dann auch wohl mal, daß schließlich keine „trockenen Kleider" mehr da waren und der arme Sünder ins Bett mußte, während draußen, auf dem Grasplatz hinter dem Hause, eine stattliche Galerie rieselnder Höslein auf der Wäscheleine baumelte! —

Immer aber mußten auch die Ferien ihr Rückgrat haben, Sommers auf dem Lande, wie Winters in der Stadt. Nur bummeln gab's nicht. Das heute bei dreifach erhöhten Schulanforderungen nötig gewordene Ferienlernen, das gabs damals allerdings nur ausnahmsweise: bei gediegenen Faulpelzen oder sehr zurückgebliebenen Schülern. Nicht aber bloß, „um nicht alles zu vergessen". Und ich meine, das war gut so und erlaubt für Zeiten, wo jedes auch nur normal begabte oder fleißige Schulkind getrost seine zwei knappen Sommermonate jauchzen und toben durfte, ohne deshalb erhebliche geistige Einbuße zu leiden. Selbst die strengsten Väter waren für uneingeschränkte Freiheit in dieser Zeit, verstanden das Bedürfnis des Kindes, „nun auch wirklich den ganzen Sommer für sich allein zu haben", ohne die alte Kette immerhin leise klirren zu hören, und sei es auch „nur morgens von 10—12"! Umgekehrt gab's ja dann im Semester freilich kein Pardon irgendwelcher, und sei es selbst der allerkleinsten Werkeltagsvergnügen, — ausgenommen der gesundheitlich nötige Nachmittagsspaziergang oder Schlittschuhlauf — es sei denn allenfalls am Sonnabend Abend.

Und trotzdem durften, wie gesagt, auch die Ferien nicht nur in Spiel und Getobe untergehen. Einmal am Tage, solange die Abende noch hell, die Tage heiß waren, zur Vesperstunde, — später, wo man die Tagesstunden ausnutzte, die Abende dunkel und stürmisch wurden, nach dem Abendessen, — las man zusammen, und da die baltischen Männer im großen und ganzen gut vorlasen, so gestaltete es sich mehr zum Genuß als zur Pflicht für die horchende Jugend.

Selten hört man die heute Heranwachsenden mehr mit solch ernster Begeisterung und solchem Feuer über gemeinsames Lesen sprechen, wie damals.

Es hat niemand Zeit mehr dazu heutzutage — nicht die Väter und nicht die Söhne? ... Nein, das allein ist es nicht. Mir will's scheinen, als wäre der Boden für jene Bücher, jene Dichter und Erzähler, die fast gebieterisch zum Zusammenschluß in den Häusern lockten, nicht mehr der alte. Es sollen keinerlei absolute Werturteile damit gefällt werden. Denn es hat eben jede Zeit ihre Bücher — und es mag sein, daß Walter Scott, Bul-

wer und Dickens nicht mehr Herrscher über Jugendherzen sein können, in denen das Sausen der Aeroplane, das Flimmern neuer, elektrischer Lichtwirkungen sein Szepter schwingt. Nansen aber und Sven Hedin taugen wiederum zum Vergraben in stiller Knabenzimmerecke besser, als zum behaglichen Beieinandersitzen „um des Lichts gesell'ge Flamme", wie damals.

Wie oft konzentrierte sich aber der ganze Tag zu diesem abendlichen Höhepunkt, der weit entfernt, bloßer traulicher Behaglichkeit zu dienen, vielmehr eine tiefe und weittragende pädagogische Bedeutung hatte, wie jeder, der solches erlebt, bezeugen wird. Der freudige Zusammenschluß aller Familienglieder, die notgedrungene Konzentration der sich immer gern zersplitternden Jugend auf einen dessen würdigen Punkt, und nicht zum wenigsten das oft wochenlange, gemeinsame Leben in und mit einer Welt, die heraus aus dem Alltagsgetriebe lag, die jungen Gemüter empor hob in die Regionen tiefer und reiner Kunst,— das alles mußte tief Wurzel schlagen.

Wer es erlebt, was es noch fürs reifere Alter bedeutet, mit gleichaltrigen Geschwistern zusammen den Lebensweg von David Copperfield oder Nicolas Nicleby, lachend und weinend zugleich, gewandert zu sein, durch die langen Winterabende, wem der dahingegangenen Väter Stimmen dabei noch heute im Ohre klingen, der stimmt der Überzeugung freudig zu, wie tief der Abdruck war, den unsre Alten damit in das Innere senkten, die Bedeutung des Familienzusammenschlusses bei guter Lektüre richtig wertend.

Fast will mirs scheinen, als sei eben solcher Familienzusammenschluß im gesunden Sinne speziell eine Frucht damaliger Gesellschaftsströmung der baltischen Provinzen gewesen, auch hier zusammenhängend mit der con amore dahinfließenden Arbeit in Beruf und Haus, ohne Gehetze. Nun will ich dem nur zu oft auf die Spitze getriebenen Familiensinn *im allgemeinen* beileibe nicht das Wort reden, am wenigsten aus damaliger Zeit. Im Gegenteil gehört dies Thema fraglos zu den weniger nachahmungswerten Seiten baltischer Eigenart.

Wohl aber hat es kaum je, wo und wann es auch sei, erziehlich wirksamere Einflüsse gegeben, als ein starkes und warmes Familienband innerhalb des eigenen Elternhauses es sein kann. Ohne Überschwang — aber auch ohne Unterschätzung!... Lockern sich die Fäden für den Einzelnen im Kampfe mit Raum und Zeit und veränderten Lebenswegen dann auch in späteren Tagen, das ursprüngliche Fundament der ersten Kinder- und Jugendzeit kann ein merkwürdig überdauernder Grund werden, der oft die losesten Bausteine und bis in späte Zeiten hinein noch bindet.

Und das Kinder- und erste Jugendleben der damals Heranwachsenden wurzelte fast ausschließlich im Hause. Das war ein notwendiges Glied einer langen Kette. Die Eltern *konnten* eben damals in so ausgedehnter Weise in Ernst und Spiel den Kindern leben, noch war die Zeit darnach. Fast immer reichten die örtlichen Schulen noch aus — die Kinder mußten nicht in

die Ferne geschickt werden — eine Frauenfrage gab es kaum, so blieben die Töchter daheim, und das gab wiederum Licht und Schatten. Und wie der Sommer in Wald, Meer und Feld gemeinsam durchjubelt ward, man im Winter gemeinsam zuerst das Land der Dichter und Denker beschritt, so gab's auch kein Fest im Jahr, das nicht Alte und Junge mit gleicher Beteiligung gefeiert hätten. Und nicht nur das, sondern die Beteiligung am Fest galt für beide Teile gleich als eine umfassende und feierliche. Und das war das Wichtigste. Wer nicht von früh auf gelernt hat, Feste zu verstehen und zu feiern, lernt's später kaum mehr und entbehrt damit nicht nur selbst einen der tiefsten und feinsten Lebensreize, nein, auch seine Kinder lernen diesen lebenstärkenden Duft von Wachslichten und jungem Birkenlaub nicht kennen.

Der Balte verstand es seine Feste zu feiern, er kannte auch den tiefen Sinn dieses nur scheinbaren Spiels. Er wußte, daß es nicht „einerlei" war, wenn zu Vaters Geburtstag etwa nur Fliederkränze und die ersten Krebse Haus wie Tisch zieren durften, daß zu Mutters Fest das ganze Haus nach Hyazinthen riechen mußte, daß es nicht gleichgültig war, daß zu Pfingsten, oft mit großer Mühe, die Zimmer voll kleiner Birken gestellt wurden und alle Mädchen weiße Kleider trugen, oder daß am 10. November, zum Martinstage, die Gans beileibe auf keinem gut livländischen Tische fehlte. Ganz zu geschweigen von Weihnachten, das eine Welt für sich allein bedeutete.

Ich will's aber doch nicht unerwähnt lassen, daß in der damaligen rührenden Einfachheit der Ansprüche, gerade auch zu Weihnachten, ein wenn auch feiner, so doch nicht zu unterschätzender Mittelpunkt lag, von dem aus ein zartes Netz sich leise über die heranwachsenden Seelen zog, das noch in späte Jahre herein es wie leuchtende Fäden aufglimmen ließ: daß nicht der Gaben Wert, sondern die Stimmung und der Geist jener Feste ihnen den Inhalt gegeben hatte.

Eine ganze Kette solcher Fäden war damals aber das gesamte Jugendleben untereinander. Stärker, frischer, unmittelbarer, als überall, wo es sonst Jugend gegeben. Beeinflußt von der Einheitlichkeit des kleinen und engumgrenzten Landes, dem unverwelklichen Optimismus und Idealismus der Alten, und an vielen Orten wohl auch von den jeweiligen Landes- und Hochschulen und deren Geist. Ein Widerhall des Geistes der Alten, oder vice versa mit all den unzweifelhaften Mängeln darin.

Zuerst war es natürlich die Landeshochschule, die ihr frisches, hochstrebendes Jugendfeuer direkt wie indirekt durch das Burschenleben bis in die letzten Winkel ausstrahlte, die alles etwa auch lauernde Philisterwesen unbarmherzig ausfegte, mit scharfer Brise hereinblies.

Die Erziehung der Knaben wie der Mädchen, überall in den Ostseeprovinzen, insonderheit natürlich in Dorpat, stand zweifellos unter der starken Wirkung der studentischen Erziehung. Ethisch, wie gesellschaftlich. Und das war gut so. Wenigstens in den Hauptsachen. Auswüchse gab es natürlich

dort wie hier; so wie damals der Wind wehte, waren sie unvermeidlich und nicht ihrer soll hier gedacht sein.

Der stark ausgeprägte Sinn für Kameradschaftlichkeit und Korpsgeist, selbst bei den Mädchen, das, oft leider bis zur Spitze getriebene, Ehrgefühl, und dann die intensive Begeisterungsfähigkeit und der überschäumende Lebensdrang, zusammen mit der alten baltischen Schoßsünde, der Genußsucht: all das waren mehr oder weniger Ableger der dreifarbigen Mützen, die für jedes Knaben- — vielleicht mindestens so sehr für jedes Mädchenherz zwischen 14 und 18 Jahren — der Gipfel alles Erreichbaren waren.

Selten aber wurde es zur faden Zweierlei-Tuch-Vergötterung westlicher Jugend aus Garnisonstädten. Kindisch und kindlich, aber nicht inhaltslos, weil immer hochstrebend, so oder anders.

Ein weiterer Zug, gleichfalls indirekt aus Studentensphären wehend, war der frei ungebundene Verkehr zwischen den jungen Geschlechtern. Relativ natürlich, entsprechend den Zeiten. Eine Freiheit von heute, wie sie Skandinaviens Jugend schon seit geraumer Zeit, Jung-England und Jung-Deutschland erst seit kurzem zeigen, konnte es damals nicht geben, denn die Kartenhausmauern standen noch wie Granit, zuvörderst im starren kleinen Livland. Immerhin aber ging von Dorpat aus ein steter Frühlingswind junger und unbefangener Fröhlichkeit, der auch in die nichtakademischen größeren wie kleineren Städte, Flecken, Winkel wehte, überall Luft und Licht, gesundes Blühen und wohl auch Früchte weckte.

Harmlose Kameradschaft, wie ernste Freundschaft — beides war etwas Häufiges, und kam es in der Folge auch hier oder da zu frühen Liebschaften oder den ominösen Studentenverlobungen, so war doch der Nutzen, der in der ruhigen Unbefangenheit beständigen Verkehrs zwischen Männlein und Fräulein lag, größer, als die oben erwähnten Schattenseiten; die vielerwähnte Natürlichkeit der baltischen Mädchen und Jünglinge war größtenteils darauf zurückzuführen. —

Alle diese Erziehungsströmungen aber quollen doch aus der einen tiefen und klaren Quelle, die auch die Alten getränkt, die je und je Kraft und Ursprung baltischer Tüchtigkeit gewesen war, aus der nun auch die Jugend geistige Frische und seelische Gesundheit trank. Das war auch hier der Quell eines lauteren, unangekränkelten Christentums und der daraus entspringenden sittlichen Reinheit.

In ruhiger Selbstverständlichkeit sah das heranblühende Geschlecht bei Eltern und Erziehern dasjenige lebendig verkörpert, was ihnen selbst als höchste Forderung von eben denselben vorgehalten ward.

Und noch Eins. Vieles entwickelte sich natürlich unbewußt bei den Jungen, wie's ihnen von den Alten unbewußt vorgelebt wurde. Und oft nicht das Geringste.

Doch wahrlich nicht allein im instinktiv-triebhaften Natürlichkeitsleben

fanden unsre Eltern ihre besten Lebenskräfte, wie nicht allein in solchem sie etwa pflanzenartig ihre Jugend aufblühen ließen! Das konnte höchstens bei einzelnen Zügen hier oder da der Fall sein, das Fnndament war stets ein ernstes, vollbewußtes Nehmen und Weitergeben aus urewigen Gründen innerlichsten Wollens und Glaubens. —

„Der Wunsch, Gutes zu tun, ist ein kühner, stolzer Wunsch; man muß schon sehr dankbar sein, wenn einem ein kleiner Teil davon gewährt wird", sagt Goethe. Und sagt er wahr, so waren der Alten Seelen voll solchen Danks, auch bei unvollkommenem Wollen, unvollkommenem Gelingen.

Wir gehen ja alle in der Irre, damals wie heute, nur wohin und wie hoch das Streben geht, mißt den Menschen und seine Zeit.

Im Gedenken an die dahingegangenen Alten möchte ich den heutigen Jungen eines neuen Dichters Wort an deutsche Jugend zurufen:

„O lasse dir niemals rauben
Die alte Schwärmerei
Für Freiheit — für Frauen — und Glauben,
Bleib unentwegt dabei.
Und schöpfe aus Sang und Sage
Gemüt und Frömmigkeit
Und Kraft zu wuchtigem Schlage
In alle Ewigkeit!"

E. v. Schönaich-Carolath.

❀ ❀ ❀

Dem Andenken George Armitsteads,

Stadthaupts von Riga, † 17. (30.) November 1912.

Von Burchard v. Schrenck (Riga.)

Es war ein Tag tiefster, schmerzlichster Trauer für Riga, als am 21. November 1912 die sterblichen Überreste George Armitsteads von unabsehbaren Scharen Leidtragender durch die nebelgrauen Straßen der Stadt zum stillen Friedhof hinausgeleitet wurden; als es den Abschied für immer galt von dem Manne, dessen helles und scharfes Auge über das Wohl dieser guten alten Stadt gewacht, dessen schöpferischer Geist und nie rastende Hand mit ebenso großartiger Schaffenskraft wie hingebender Pflichttreue für ihr Bestes gearbeitet hatten. Lebendiger als je war in so harter Stunde in viel tausend Herzen das Bewußtsein, was das Gemeinwesen an diesem seltenen Manne besessen, was es mit ihm verloren hatte.

Wenden wir den Blick in die Vergangenheit zurück,*) so dürfen wir

*) Der folgenden Darstellung liegt, in etwas veränderter und bedeutend erweiterter Gestalt, der Artikel „Stadthaupt George Armitstead" im „Rigaschen Almanach" für 1910 zugrunde.

mit Dank erkennen, daß die Stadt Riga, wie in den Zeiten der Herrschaft des Rates, so auch in den letzten Jahrzehnten unter der neuen Stadtverfassung das hohe Glück gehabt hat, an der Spitze ihres kommunalen Regiments Männer von ebenso bedeutendem Charakter wie hervorragender Tüchtigkeit zu sehen, Männer, die als Bürgermeister in wahrem Sinne Führer der Bürgerschaft, als Stadthäupter in der Tat Häupter ihrer Stadt waren. Sie konnten es sein, weil sie sich immer nur als die ersten Diener des Gemeinwesens betrachteten und in diesem Geiste ihres verantwortungsreichen Amtes gewaltet haben. Die Kräfte, die in einem gesunden, von Heimatliebe und arbeitsfrohem Gemeinsinn erfüllten Bürgertum ruhen, fanden in solchen Männern immer wieder jene Wecker, Ansporner und Leiter, deren Initiative und Führung man sich willig und freudig anvertraute. Das galt in vollstem Sinne auch von George Armitstead.

In der Reihe der Rigaschen Stadthäupter war George Armitstead der vierte. Als erster war im Jahre 1878 der mit allen Traditionen Alt-Rigas eng verwachsene Robert von Buengner, ebenso scharfsinnig als Jurist wie umsichtig als Administrator, von den erstmalig zusammengetretenen Stadtverordneten zum Stadthaupt erwählt worden. Ihm folgte 1886, als streitbarer Rechtsverfechter und vielerfahrener Organisator, Dr. August von Oettingen, ehemaliger Livländischer Landmarschall und Zivilgouverneur von Livland. Länger als ein Jahrzehnt hindurch, von 1890 bis 1901, hat dann Ludwig Kerkovius', durch und durch ein Praktiker von reicher Sachkenntnis und beharrlicher Energie des Schaffens, unser Gemeinwesen geleitet.

Am 7. Mai 1901, gerade in dem Zeitpunkt, als Riga sich anschickte, sein 700-jähriges Bestehen zu feiern, wurde George Armitstead zum Stadthaupt erwählt. Im Frühjahr 1905 wurde er für ein zweites, im Frühjahr 1909 für ein drittes Quadriennium wiedergewählt, kurz vor dessen Ablauf er nun durch den Tod abberufen worden ist.

Wenn, wie K. E. v. Baer gesagt hat, derjenige groß zu nennen ist, dessen Wirken tiefe und nachhaltige Spuren zurückläßt, so kann Riga mit Stolz und Freude George Armitstead wohl zu den Großen unter seinen Bürgern rechnen. Denn er hat viel und Bleibendes geschaffen. Und durch den Einfluß seiner ganzen Persönlichkeit, durch die lebensvolle Eigenart seines Denkens und Urteilens, Überschauens und Schaffens hat er zugleich so befruchtend auf das Gesamtgebiet der dem Gemeinwohl geltenden Arbeit in Riga, weit über den engeren Amtskreis hinaus, eingewirkt, so vielseitige wertvolle Anregungen ausgehen lassen, daß auch hierin ein, wenngleich unmeßbares, so doch deutlich sich kundgebendes Moment der Größe liegt.

George Armitstead, am 27. Oktober 1847 in Riga geboren, entstammte einer aus Großbritannien zu uns eingewanderten Familie. Sein Großvater, der Kaufmann John Armitstead, war nach Riga übergesiedelt, und der an die Ostsee verpflanzte Zweig der Familie war hier bald heimisch geworden. George

Armitstead studierte am Rigaschen Polytechnikum, dessen Vorschule er auch absolviert hatte, von 1864—68 das Ingenieurfach und verließ die Hochschule 1868 mit dem Ingenieurdiplom. Als Mitgründer und tätiges, mit den ersten Ämtern betrautes Mitglied der Fraternitas Baltica hatte er am Studentenleben regen Anteil genommen. Von ausländischen Studienreisen, die ihn zuerst nach Zürich, dann nach Oxford führten, zurückgekehrt, wirkte G. Armitstead mehrere Jahre hindurch als Ingenieur an Eisenbahnbauten mit, so an den Vorarbeiten für die Bahnlinien Werro-Pleskau und Schuja-Wjatka und am Bau der Smolensk-Brester Eisenbahn. In der Folge war er einerseits auf industriellen Gebieten tätig gewesen, zuerst als Besitzer und Leiter einer Ziegelei in Wolgund an der Kurischen Aa, dann seit 1880 als Mitbesitzer und Leiter einer Knochenmehlfabrik in Riga und seit 1896 auch als Direktor der Aktiengesellschaft der Baltischen Zelluloſefabrik in Schlock, andrerseits hatte er als Besitzer des Rittergutes Neumocken bei Tuckum (1885—1904) auch ein landwirtschaftliches Arbeitsfeld gefunden. Zwei große Ausstellungen in Riga, die Gewerbeausstellung von 1883 und die IV. Baltische landwirtschaftliche Zentralausstellung im Jahre 1899, hat G. Armitstead als Präses ihrer Exekutivkomitees geleitet und, indem er seine hohe organisatorische Kraft und umfassende Sachkenntnis voll einsetzte, sich ein großes Verdienst um das glückliche Gelingen dieser, für die wirtschaftliche Kultur unserer Heimat sehr bedeutsamen Veranstaltungen erworben. Den eingehenden wertvollen Bericht über die Ausstellung von 1899 hat er zum großen Teile selbst verfaßt. Den Arbeiten des Technischen Vereins in Riga, dessen Leiter er 1884/85 war, brachte G. Armitstead lebhaftes Interesse und fördernde Anteilnahme entgegen, ebenso der Kurländischen ökonomischen Sozietät und der Kaiserlichen Livländischen gemeinnützigen und ökonomischen Sozietät, welche letztere ihn 1897 zu ihrem Ehrenmitgliede ernannte. In den Jahren 1892—94 war er Direktor der Dünaburg-Witebsker Eisenbahn. Indessen auf wie mannigfaltigen Tätigkeitsgebieten sich G. Armitstead im Laufe der Jahre auch bewegt hatte, so blieb es doch erst seinem reifsten Mannesalter vorbehalten, den Vollwert seiner Gaben, die ihm eine große, führende Stellung längst anzuweisen schienen, einer einheitlichen hohen Aufgabe dienstbar zu machen. Und das Arbeitsfeld, das sich ihm, als Leiter unserer alten baltischen Metropole, auftat, war in der Tat bedeutungsvoll genug, um den Schaffensdrang eines bedeutenden Mannes herauszufordern.

Als G. Armitstead Stadthaupt wurde, war Riga, dank der ungemein raschen Entwicklung seiner Fabrikindustrie in den neunziger Jahren, bereits in die Reihe der großen Fabrikstädte eingetreten. Die Bevölkerungszunahme, beschleunigt durch großen Arbeiterzuzug, ging im raschem Tempo vor sich, begleitet von lebhafter Bautätigkeit und stetiger Ausdehnung der städtischen Besiedelung nach fast allen Seiten hin. Riga gewann in vieler Hinsicht, sowohl in der Intensität seines wirtschaftlichen Lebens, wie in der Gestaltung seines Ortsbildes und in der sozialen Struktur seiner Bevölkerung, einen andersartigen

Charakter, es erwuchs das Großstadtgebilde mit allen seinen typischen Erscheinungen, und die Kommune sah sich neuen, gesteigerten Aufgaben gegenübergestellt. In solchem Zeitpunkte fand sich in George Armitstead ein Mann, der mit fester Hand und weitausschauendem Blick das Steuer in die Hand nahm, getragen von einer mit Elementarkraft quellenden und doch stets bedächtigen Schaffenslust, unterstützt durch ein in diesem Maße nur selten vorkommendes organisatorisches Talent und durch gründlichste Kenntnis des praktischen Lebens auf seinen verschiedensten Gebieten: dem technischen, finanziellen, industriellen, landwirtschaftlichen. Diese Vielseitigkeit, verbunden mit jener für den Administrator so unendlich wichtigen Beweglichkeit des Geistes, die sich den realen Verhältnissen des fließenden Lebens anzupassen und rasch die in ihnen liegenden Forderungen zu erfassen weiß, ermöglichte es ihm, bald in allen kommunalen Verwaltungszweigen heimisch zu werden. Ganz ein Mann der zielbewußten Tat, besaß er den sicher treffenden Scharfblick, der überall das Wesentliche vom Unwesentlichen rasch zu unterscheiden und in verwickelten Fragen den springenden Punkt herauszufinden wußte. Feind aller Doktrin und jeglichen Phrasen- und Scheinwesens richtete sich sein Gedanke stets auf das, je nach den gegebenen Verhältnissen, praktisch Erreichbare, das er dann aber auch mit unbeugsamer Energie verfolgte und in die Tat umsetzte. Liegt doch hierin überhaupt der Schlüssel zu den Erfolgen aller Verwaltungskunst, zu glücklicher Bemeisterung derjenigen Aufgaben, die in sehr anderer Gestalt, als dem Herrscher in entrückten Gedankenwelten, sich für den Lenker eines großen Gemeinwesens aus dessen zahllosen praktischen Interessen und Bedürfnissen, zumal in einer so bewegten und vorwärts drängenden Epoche, ergeben — Aufgaben, die zu ihrer Bewältigung ebenso viel kühl abwägende Besonnenheit, wie kühnes Vorrücken erfordern.

Beides besaß Armitstead in hohem Maße, und so gelang es ihm, trotz aller Hemmnisse, die sich in heutigen Zeitläuften bei uns dem Manne des öffentlichen Wirkens entgentürmen, auf den verschiedensten Gebieten der Kommunalverwaltung in pausenlosem Fortschreiten eine fruchtbare schöpferische Tätigkeit zu entfalten, deren Resultate, glänzend genug, bei größerer Gunst der Verhältnisse sicherlich noch weit glänzender gewesen wären. Wir können dieser Tätigkeit hier nicht in allen ihren Einzelheiten nachgehen, das hieße eine Geschichte der Rigaschen Stadtverwaltung seit 1901 entrollen, so sehr hat George Armitstead in die Bearbeitung der großen kommunalen Vorlagen dieser Zeit mit direktem, meist bestimmendem Anteil eingegriffen. Es genüge, an die wichtigsten kommunalen Schöpfungen, die unter seiner Ägide erstanden, zu erinnern.

Im Gesundheitswesen sind sehr bedeutende Schritte vorwärts getan worden. Die Reform der Wasserversorgung, seit Jahrzehnten aufs gründlichste vorbereitet und eingeleitet, kam für den Hauptteil des Stadtgebiets zu glücklichem Abschluß: seit dem 26. Oktober 1904 funktioniert erfolgreich die

Grundwasserleitung, und schon im folgenden Jahre wurde die Versorgung auch der linken Stromseite mit demselben reinen und bazillenfreien Wasser in Angriff genommen, das gegenwärtig schon großen Bezirken auch dieses Vorstadtgebietes zugute kommt. Was das für die Bewohner Rigas zu bedeuten hat, zeigt ein Vergleich mit den unheilvollen Verhältnissen Petersburgs, wo die Wasserkalamität noch immer eines der Haupthindernisse für durchgreifende Sanierung bildet. — Die systematische Kanalisation, unter den hygienischen Bedürfnissen einer modernen Stadt ebenfalls ganz obenan stehend, ist während der Amtszeit Armitsteads, bei deren Beginn sie in Riga erst in den Anfängen ihrer Durchführung stand, so wesentlich ausgestaltet worden, daß bald etwa zwei Drittel der dichter besiedelten rechtsdünaschen Stadtteile nach dem Schwemmsystem kanalisiert sein werden, wobei außerdem auch am Kanalisierungsprojekt für den linksdünaschen Stadtteil gearbeitet wird und auch dort schon 1913 mit den praktischen Arbeiten begonnen werden soll. — Die städtischen Heilanstalten, seit Juli 1904 ins Ressort der im Anschluß an die Sanitätskommission neu geschaffenen Krankenhauskommission übergeführt, erfuhren eine kräftige Weiterentwicklung. Im Stadt-Krankenhause, wie auch im Armitsteadschen Kinderhospital kamen große Neubauten zur Ausführung, und das im Jahre 1910 eröffnete zweite allgemeine Krankenhaus (im Mitauer Stadtteil) erfährt jetzt bereits eine bedeutende Erweiterung. Geplant wird die Begründung einer städtischen Lungenheilstätte. In Kemmern wurde 1906 ein Sanatorium für infolge des russisch-japanischen Feldzuges kurbedürftige Krieger eröffnet. — Seit dem Juli 1912 bildet die städtische Krankenhauskommission, vom Sanitätsamte getrennt, ein besonderes Unterorgan des Stadtamts, wodurch eine für die Fortentwicklung des städtischen Gesundheitswesens sehr ersprießliche Reorganisation getroffen ist. Mit dem Jahre 1909 ist in Riga die obligatorische ärztliche Todesbescheinigung eingeführt worden und dadurch die Grundlage zu einer zuverlässigeren Statistik der Todesursachen gelegt.

Zu den städtischen Betrieben kam im Frühjahr 1905 das Elektrizitätswerk hinzu, das wenige Jahre später schon eine Erweiterung erfuhr. Für die Verwaltung desselben sowie des Wasserwerks und der Gasanstalt wurde, als wichtige Neuorganisation, das städtische Betriebsamt ins Leben gerufen. Die wachsende Ausgestaltung, die Rigas städtische Betriebe unter der Amtsführung Armitsteads erfuhren, macht sie zu einer ergiebigen Einnahmequelle für die Stadt, wodurch es dieser ermöglicht wird, immer größere Summen der Förderung städtischer Wohlfahrtszwecke auf den verschiedensten Gebieten zuzuwenden. In welchem, sich beständig erweiternden Umfange dies geschieht, lassen die Zahlen über die Finanzgebahrung der Rigaschen Stadtkommune erkennen.*)

*) Aus Rigas kommunaler Finanzstatistik, die für die Zeit seit Einführung der neuen Stadtverwaltung (1878) in einer demnächst erscheinenden amtlichen Edition zu eingehender

Unter G. Armitstead hat Riga, neben so vielen wichtigen Fortschritten, auch seine längst ersehnte kommunale Feuerwehr, die 1907 an Stelle des Polizei-Brandkommandos trat, erhalten. Der allseitigen Vervollkommnung des städtischen Feuerlöschwesens schenkte das verstorbene Stadthaupt sein eingehendes Interesse, dem auch das jetzt in Riga zur Einführung gelangende neue System der Feuermeldung zu danken ist.

Im Verkehrswesen sind die vorrückende Ausdehnung des Straßenbahnnetzes, der Ankauf der Eisenbahnbrücke, sowie Brücken- und Viaduktbauten und große Straßenpflasterungsarbeiten, die namentlich auf beschleunigte Ausbreitung des Reihensteinpflasters auch auf die Hauptverkehrsadern zur Stadtperipherie abzielen, besonders erwähnenswert; im Bauwesen die Ausarbeitung der 1903/04 erlassenen Bauordnung, die zurzeit abermals einer Revision unterzogen wird, was von weitgehender Bedeutung für die baulichen und sozialhygienischen Verhältnisse der Stadt ist. Mit offenem Blick und vollstem Verständnis für die in unserer Zeit sich Geltung verschaffenden neuen Gesichtspunkte auf diesem Gebiete, aber zugleich mit umsichtig ablehnender Kritik gegenüber den mancherlei, dabei mitspielenden utopistischen Ideen trat Armitstead an die modernen Reformfragen im städtischen Bebauungswesen heran. Wie sehr der Weitschauende auch hierin der Zukunft die Wege ebnen wollte, davon zeugt allein schon die Tatsache, daß während seiner Amtshaltung umfangreiche Terrains in und um Riga in den Besitz der Stadt übergeführt und so der privaten Bodenspekulation entzogen worden sind.

Zahlreiche große kommunale Bauten sind in rascher Folge ausgeführt worden, außer den schon erwähnten Krankenhäusern verschiedene Bauten im Armenressort: die Siechenhauserweiterung, das Peterasyl, ein Nachtasyl, ein Kinderasyl; ferner in großem Umfange Kasernenbauten und endlich mustergültige Schulbauten.

Dem Schulwesen und seiner Hebung hat Armitstead, in stetigem Kampfe mit den bekannten großen Schwierigkeiten, besonderes Interesse gewidmet. Die städtischen Elementarschulen sind erheblich vermehrt, eine Reihe neuer städtischer Armenfreischulen ist eröffnet, die städtische Handelsschule begründet

---

Darstellung kommt, seien hier nur folgende illustrative Zahlen (in abgerundeten Summen) hervorgehoben. Während für das Jahr 1901 die Realisierung der Einnahmen und Ausgaben der Stadt Riga etwas über 4 Millionen Rubel betrug, hatte diese Summe sich bis 1910 ungefähr verdoppelt (über 8 Mill. Rbl.) und erreichte 1911 sogar ca. 11 Mill. Rbl. Der Überschuß der ordentlichen Einnahmen über die ordentlichen Ausgaben der städtischen Betriebe und Unternehmungen (ohne Berücksichtigung der Schuldentilgung und -verzinsung) steigerte sich von 367 000 Rbl. im Jahre 1901 auf 1.220.000 Rbl. im Jahre 1910. Für das öffentliche Gesundheitswesen (inkl. Krankenverpflegung) wurden 1901: 686.000 Rbl. dagegen 1910: 1.476.000 Rbl. ausgegeben; der Aufwand für das städtische Armenwesen erhöhte sich in derselben Zeit von 299.000 auf 511.000 Rbl., für städtische Park- und Gartenanlagen von 38.000 auf 83.000 Rbl. u. s. w. (obige Zahlen in der durch systematische Klassifizierung gewonnenen, von den betreffenden Kapitelsummen der amtlichen Berichte mehr oder minder abweichenden Gestalt.)

worden. In der Petition der Stadt Riga an Seine Majestät den Kaiser vom Juni 1905 wurde auf die Reform des durch die Russifizierung aufs schwerste geschädigten Schulwesens besonderer Nachdruck gelegt. Als günstigere Verhältnisse eintraten, ist, soweit es sich zunächst erreichen ließ, der deutschen und lettischen Unterrichtssprache wieder Eingang in die Stadt-Elementarschulen geschafft worden. Bei den Neubauten für städtische Elementarschulen sind die heutigen schulhygienischen Anforderungen in solchem Maße berücksichtigt worden, daß Riga jetzt über eine Reihe von Schulgebäuden verfügt, die den besten westeuropäischen Mustern nicht nachstehen. Der Pflege der Schulhygiene ist auch sonst immer größere Aufmerksamkeit zugewandt worden. Mit der Einführung von Haushaltungsunterricht und Schulküchen, desgleichen von Schulspeisungen, ferner von Schulbrausebädern, auch von augen- und zahnärztlicher ambulatorischer Behandlung sind in den städtischen Elementarschulen vielversprechende Anfänge gemacht. — Nicht unerwähnt bleiben darf auf dem Gebiete des Schulwesens die in jüngster Zeit erfolgte Übernahme der Gewerbeschule des Rigaer Gewerbevereins durch die Stadt Riga.

Der Pflege der Kunst galt das neu erbaute, im Herbst 1905 eröffnete Kunstmuseum, in dem der bildenden Kunst eine würdige Stätte bereitet worden ist. 1906 wurde durch Übernahme der Jung-Stillingschen Zeichenschule eine städtische Kunstschule geschaffen, für die ein stattlicher Neubau aufs Programm gesetzt ist. Die Vorarbeiten für Errichtung eines dritten (lettischen) Stadttheaters sind, unter des verewigten Stadthaupts persönlicher Leitung, in Gang gebracht worden. Die wissenschaftlichen Institute der Stadtbibliothek, des Stadtarchivs und des Statistischen Amtes genossen verständnisvolle Fürsorge, die unter anderem in einer Erhöhung ihrer Etats Ausdruck fand.

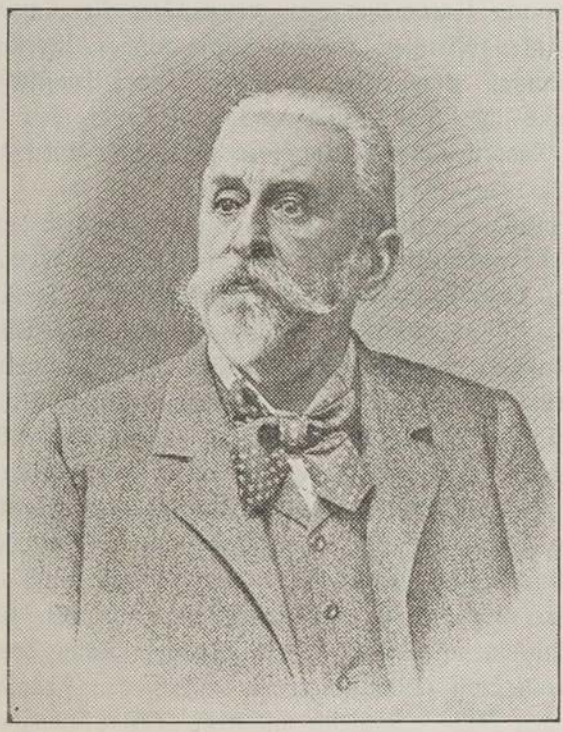
Die städtischen Gartenanlagen, Rigas schönste Zierde und die liebste Erholungsstätte seiner Bewohner, sind durch Neugründungen und Arealerweiterungen wesentlich ausgestaltet worden. Die fortschreitende Umwandlung des Kaiserwaldes in einen Volksgarten findet ein noch großartigeres Seitenstück in der von Armitstead ersonnenen Anlage eines Volksparkes nebst Villenviertel auf dem Esplanadenterrain der Kobernschanze, zu dessen Bebauung es ihm die Erlaubnis zu erwirken gelang. Wenn nach Jahren auf der weiten Niederung zwischen den Vorstädten Hagensberg und Thorensberg der Peterpark seine Laubkronen ausbreiten wird, so wird er noch für viele Generationen, die sich hier dankbar der Erquickung freuen werden, ein Denkmal bleiben jener ins Große gehenden Arbeit George Armitsteads, die hier mit einem ans Faustische erinnernden Schaffensdrange durch gewaltige Bodenumgestaltung aus dem Sumpfgelände einen blühenden Garten schuf. Besondere Hervorhebung verdient auch die rüstig fortschreitende Anlage eines Zentralfriedhofes nach dem neuen, von der schematischen Form der jetzigen Kirchhöfe sehr vorteilhaft abweichenden Typus der Waldfriedhöfe, wie solche in

manchen Städten des Auslandes jüngst geschaffen worden sind. Die neue Anlage erhält einen gartenartigen Charakter, mit einer den ästhetischen Forderungen angemessenen Wegführung und Bepflanzung und mit räumlicher Abschließung einzelner Familienbegräbnisse oder Gruppen von Begräbnisplätzen.

Um in solcher Weise, wie es Armitstead tat, für die Gegenwarts- und Zukunftsbedürfnisse eines großen Gemeinwesens zu sorgen, bedarf es gefüllter Kassen. Und so hat mit dem städtischen Finanz-, Steuer- und Anleihewesen Stadthaupt Armitstead sich ebenfalls besonders eindringlich beschäftigt und sich um Rigas, wie allbekannt, musterhaft geordnetes Finanzwesen große Verdienste erworben. Unter anderem erwähnten wir schon die Hebung der Erträge aus den städtischen Betrieben und Unternehmungen. Das für die Förderung der mannigfachsten städtischen Wohlfahrtszwecke so bedeutungsvolle Anleihewesen ist aufs rationellste fortentwickelt, neue große Anleihen sind kontrahiert worden. Indessen macht sich gerade auf dem Finanzgebiete, das von so grundlegender Bedeutung für den Fortschritt des kommunalen Lebens ist, die Enge des Rahmens, in den leider noch immer die Bewegung der Stadtkommunen gespannt ist, in besonders drückender und hemmender Weise fühlbar. An angestrengten langjährigen Bemühungen, diesen Rahmen zu erweitern und zumal das kommunale Steuersystem in einer den gewaltig gestiegenen Bedürfnissen gerechtwerdenden Weise fortzubilden, hat es im Rigaschen Stadthause nicht gefehlt. Solange aber eine durchgreifende Kräftigung der ordentlichen städtischen Finanzquellen noch ausbleibt, mangelt auch die unerläßliche Vorbedingung zu so mancher weiteren Neuschöpfung, die längst schon Plan und Absicht ist. Das gilt insonderheit von mancherlei Aufgaben sozialer Wohlfahrtspflege. Für G. Armitsteads Administration ist es von charakteristischer Bedeutung, ein wie weitblickendes Verständnis und tatkräftiges Interesse er der kommunalen Sozialpolitik geschenkt hat. Wir erwähnen das auf seine Initiative i. J. 1904 gegründete städtische Bureau für Arbeitsnachweis, das 1907 dem Verkehr übergebene städtische Volks-Speise- und -Teehaus, die 1906, 1909 u. 1912 eröffneten drei städtischen Lesehallen und öffentlichen Bibliotheken. Besondere Hervorhebung verdient ferner die 1911 eingeführte städtische Wohnungsinspektion, die als Grundlage und Anbahnung einer systematischen Wohnungspflege von hohem sozialen und hygienischen Werte ist. Gleichzeitig sind auch Vorarbeiten für eine Wohnungsenquete geleistet worden, von der erst ein umfassender Einblick in die bestehenden Wohnungsverhältnisse und ihre Mängel zu erwarten wäre. — Für die städtischen Arbeiter ist eine Invaliden- und Hinterbliebenenversorgung, nach ausländischen Mustern ausgearbeitet, 1908 in Kraft gesetzt worden, während andrerseits die städtischen Pensionsrechte auf einen sehr erheblich erweiterten Kreis städtischer Beamten, mit besonderer Rücksichtnahme auf die unteren Stellungen, ausgedehnt wurden und neuerdings, im Hinblick auf die anhaltende Preissteigerung außer manchen Gehaltsverbesserungen, auch eine Erhöhung der in Zukunft zu be-

willigenden Pensionen erfolgt ist, — Maßregeln von nicht zu unterschätzender Bedeutung für die Konsolidierung der städtischen Beamten- und der Arbeiterschaft.

Die vielgestaltige gemeinnützige Vereinsarbeit, die traditioneller Gemeinsinn auf dem Boden Rigas hat erwachsen lassen, fand in George Armitstead den verständnisvollsten Förderer. Eine von festen Zielen geleitete



Stadthaupt George Armitstead.

und gesunde Bahnen einschlagende Arbeit dieser Art betrachtete er als wertvolle Bundesgenossin für allseitige Erfüllung der Aufgaben einer modernen Kommunalverwaltung. So hatten sich denn auch mannigfache, der Armenpflege und sozialen Fürsorge gewidmete Vereine der städtischen Unterstützung und Subventionierung aus Stadtmitteln zu erfreuen. — Entgegenkommende Förderung erfuhr seitens der Stadtverwaltung die im Sommer 1907 in Riga veranstaltete Ausstellung für Arbeiterwohnungen und Volksernährung, desgleichen die vom Verein zur Förderung der Volkswohlfahrt ins Werk gesetzte Anlage von Arbeitergärten (Laubenkolonien). Und als derselbe Verein seine Mütterberatungsstellen für den Säuglingsschutz einrichtete, als der Verein zur Bekämpfung der Tuberkulose in Livland seine Fürsorgestelle für Lungenleidende ins Leben rief, als der St. Johannesverein an die Gründung der Trinkerheilstätte „Johanneshöh" bei Riga ging — da ward diesen zukunftsvollen sozialhygienischen Bestrebungen sogleich die Beihülfe der Stadtverwaltung zu teil, deren noch so manche Unternehmungen verwandter Art sich erfreuen durften. Der soziale Gedanke, sofern er, frei von utopistischer Uferlosigkeit, sich reale Ziele und Schranken setzte, fand in Stadthaupt Armitstead, dank seinem offenen Auge für die Bedürfnisse und Triebkräfte der Zeit und seiner Fähigkeit, neue Gedanken vorurteilsfrei zu würdigen, einen treuen und kraftvollen Anwalt.

Sozialen Zwecken in großem Stile sollte die für Riga geplante allgemeine und progressive kommunale Einkommensteuer dienen, deren Projekt unter Armitsteads direkter Leitung und eingehendster persönlicher Mitwirkung ausgearbeitet und Anfang 1906 der Staatsregierung vorgestellt wurde, — leider bisher ohne praktischen Erfolg. Die Erträge der Einkommensteuer sollten bekanntlich in erster Linie dazu dienen, die unentgeltliche Krankenverpflegung in Riga einzuführen, sie sollten der Stadt zugleich die Mittel geben, in wachsendem Umfange auch sonstige soziale Fürsorge zu treiben. Das Projekt ist, neben seiner steuerpolitischen und sozialpolitischen Tragweite, von programmatischer Wichtigkeit für die längst zur dringenden Notwendigkeit gewordene Reform unseres veralteten Armenrechts, das, zurzeit noch auf dem Prinzip des Heimatrechts ruhend, im Zusammenhang mit der Einführung einer kommunalen Einkommensteuer in Riga auf der Basis des Unterstützungswohnsitzes — wenn auch zunächst nur hinsichtlich der Krankenverpflegung — reorganisiert werden sollte. Zugleich mit dem großen finanzpolitischen Schritte sollte so die zeitgemäße Reform eines der bedeutungsvollsten kommunalen Verwaltungszweige angebahnt werden. Daß unter dieses, von G. Armitstead so großzügig konzipierte Projekt, allem Anscheine nach, das elegische „in magnis voluisse sat est" geschrieben werden muß, bleibt tief zu bedauern. Doch hat sich ja, wenn irgendwo, so gerade in unserem Baltenlande der Patriot damit abzufinden, Säemann zu sein, ohne zu wissen, wann und von wem einst die Ernte eingeheimst wird.

Ein segenschweres Saatkorn aber hat George Armitstead selbst, gleichsam noch als letztes Vermächtnis seiner menschenfreundlichen Gesinnung, in den Heimatboden gesenkt, indem er, gemeinsam mit andern Gliedern seiner Familie, der Stadt Riga im Herbst 1912 eine reiche Stiftung zur Errichtung eines Sanatoriums für tuberkulöse Kinder am Rigaschen Strande dargebracht hat.

Eine Schöpfung G. Armitsteads ist die 1907 gegründete Gesellschaft für kommunale Sozialpolitik in Riga, dazu bestimmt, durch das Studium und die Eröreterung sozialpolitischer Fragen die Tätigkeit der Kommunalverwaltung auf diesem großen Felde zu fördern. Was in anderen Großstädten, besonders in den westeuropäischen, an sozialen Wohlfartseinrichtungen geschaffen worden, wird hier in Vorträgen und lebendiger Diskussion besprochen und auf seine Verwertbarkeit für unsere andersartigen Verhältnisse geprüft. Vor allem die großen sozialhygienischen Fragen, wie die Bekämpfung der Tuberkulose, des Alkoholismus und der Säuglingssterblichkeit, die Bebauungs- und Wohnungsfrage, die Nahrungsmittelkontrolle, die Schulhygiene, und manche andere Probleme, die in unserer Zeit überall im Vordergrunde städtischer Wohlfahrtspflege stehen, sind hier unter Armitsteads Vorsitz und unter reger Beteiligung fachmännischer Kreise und verschiedenster Berufsgruppen (Mediziner, Juristen, Verwaltungsbeamte, Techniker u. s. w.) zur Verhandlung gelangt. Referate über die Vorträge und Diskussionen wurden der Tagespresse zur Verfügung gestellt. Einerseits sollte so in immer weiteren Gesellschaftskreisen das Interesse und Verständnis für soziale Wohlfahrtspflege und für die schon im Gange befindlichen praktischen Arbeiten auf diesem Felde gefördert werden; andrerseits aber galt es auch Neuanregungen zu geben. Und in der Tat ist inzwischen, teils von der Stadtverwaltung selbst, teils von Vereinen, manches bereits in die Praxis umgesetzt worden, was zuerst in der sozialpolitischen Gesellschaft verhandelt worden war. Die Gründung derselben enthielt — und darin ist sie wiederum prinzipiell bedeutsam — eine weitgehende Aufforderung an die Gesellschaft zur Mitarbeit an den großen Aufgaben städtischer Sozialpolitik. Es lag auch hierin jener große Zug, wie er für G. Armitsteads Wesen und Wirken charakteristisch war: jede Ansicht soll sachlich und vorurteilsfrei geprüft, jeder vernünftige, auf reale Basis gestützte Reformgedanke gebührend erwogen werden; nicht darauf, wer etwas sagt, sondern was gesagt wird, kommt es an, und jedermann, der tüchtige Kenntnisse, Erfahrungen und ein sachliches Urteil mitbringt, ist willkommen als Mitberater in den großen Fragen der kommunalen Wohlfahrt.

Von demselben Geiste strenger Objektivität und Gerechtigkeit geleitet, wußte Stadthaupt Armitstead überall den billigen Ansprüchen der verschiedenen nationalen und sozialen Gruppen der Stadtbevölkerung Rechnung zu tragen. Stets nur das Gesamtwohl im Auge, suchte er ein friedliches Zusammenwirken dieser Gruppen, soweit in seinen Kräften stand, zu fördern — eine jedenfalls nicht leichte und keineswegs immer dankbare Aufgabe bei unseren komplizierten

öffentlichen Zuständen. Unbesorgt um Gunst oder Ungunst, ist er hierin, wie überall, den Weg gegangen, den ihn seine Überzeugung wies und auf dem er dem wahren Wohle seiner Vaterstadt am besten zu dienen glaubte.

Ihrem Danke für Armitsteads große und bleibende Verdienste um die Stadt Riga hat diese noch zuletzt dadurch Ausdruck gegeben, daß sie ihn zum Ehrenbürger der Stadt ernannte — eine sehr seltene, nur wenigen Erlesensten zu teil gewordene Auszeichnung. Armitstead selbst aber hat es oft und mit Nachdruck hervorgehoben, wie sehr er die Voraussetzung für eigenes fruchtbares Wirken in beständiger gleichgesinnter Mitarbeit der Stadtverordneten, der Glieder des Stadtamts und der städtischen Beamtenschaft sah. Auf ein solches einmütiges Zusammenwirken, und zwar ohne jede unnötige Einengung der Bewegungsfreiheit für die einzelnen Organe und Amtsträger im vielgegliederten städtischen Verwaltungskörper, legte er ein besonderes Gewicht. In seiner Auffassung gemeinsamer Arbeit — und kommunal heißt gemeinsam — offenbarte sich Armitstead immer wieder als ein Mann, der die Welt und das Leben, die Menschen und ihre Eigenarten, ja auch ihre Sonderbarkeiten kannte und damit rechnete, und der in so manches tiefer hineinschaute und es in seiner wahren Natur erfaßte, worüber der gewöhnliche Blick hinwegzugleiten pflegt.

Wir haben im Vorstehenden viel von den Früchten und Erfolgen Armitsteadscher Arbeit gesprochen — Erfolge, von denen einer der nächsten und verdientesten Mitarbeiter des Verewigten im Nachruf des „Rigaer Tageblatt" gesagt hat: „Erst ein kommendes Geschlecht wird voll zu würdigen wissen, was dem gegenwärtigen, das geblendet ist durch die Menge und Schnelligkeit Armitsteadscher Erfolge, bloß imponiert hat." Vergessen wir aber nicht, daß, wie ja überall in menschlichem Tun, so auch in der Wirksamkeit der sozialen Körperschaften das sichtbar zutage Tretende nur die äußere Erscheinungsform des Geistes ist, der, bestimmend und Richtung gebend, im Innern waltet. In Stadthaupt Armitstead hat jener alte traditionelle Geist, dem die baltische Selbstverwaltung in Stadt und Land ihr Bestes verdankt und der sie bisher auch durch dunkle Zeiten noch immer geleitet hat, einen kraftvollen Vertreter gefunden. Es ist der Geist, der, frei vom tötenden Buchstaben eines bureaukratischen Formalismus, in unentmutigter Arbeitslust und mit warmer Hingabe dem Gemeinwohl zu dienen bereit ist, der Geist, in welchem Vorgesetzte und Untergebene sich die Hand reichen als gemeinsame Mitarbeiter an der allen gleich teuren Sache. Daß Riga von G. Armitstead in diesem Geiste geleitet wurde, ist, neben der wahrhaft großartigen Begabung dieses Mannes, neben der innigen Verbindung, zu der sich Tradition und Fortschritt in ihm vereinigten, eine der Hauptwurzeln gewesen, aus der seine Erfolge erwuchsen. Denn durch nichts vervielfältigt sich die Kraft der Starken so sehr, wie dadurch, daß er viele Kräfte, eine jede an ihrem Platze, in Bewegung zu halten weiß.

Zu so hochragenden Gestalten, wie George Armitstead eine war, blicken wir mit Verehrung und Bewunderung auf. Und wir tun recht daran. Was wir aber vor allem dem Andenken solcher Männer schuldig sind, ist dieses: daß wir, solange es Tag ist, einmütig fortarbeiten für das Gemeinwohl, und daß wir nachstreben jener hohen Pflichtauffassung, wie sie in Armitstead vorbildlich verkörpert war und wie sie am Ende doch Kern und Stern alles segenbringenden Wirkens bleibt.

❀ ❀ ❀

Der Tod.

Novelle von Boris Saizew.

Autorisierte Übersetzung von Johannes Kordes. (Moskau.)

Im Zimmer waren die Doppelfenster entfernt worden, als Pawel Antonitsch die Aprilluft tief einatmete, wobei er den bleichen Himmel, die zwitschernden Spatzen und das zarte Grün im Gärtchen erblickte. Da fühlte er, daß dieser Frühling — sein letzter wäre. Der Gedanke an den Tod erschreckte ihn nicht. Pawel Antonitsch vermochte es nun seine Lebenslage klarer zu übersehen.

„Welch eine Luft!" — sagte er zu seiner Frau — „Wie schön! Du hast mir eine große Freude bereitet."

„Friert dich nicht?" — fragte Nadeshda Wassiljewna.

Es klang aus all ihren Worten und Reden nur das eine heraus: ich muß Pawel Antonitsch vor allem helfen; ich darf ihm nur ja nicht schaden.

„Nein!" — Er atmete tief auf. „Mir ist leichter. Ich kann freier atmen." Nadeshda Wassiljewna küßte ihren Mann auf die Stirn und verließ das Zimmer. Den ganzen Tag über war er ruhig und schweigsam und litt nicht an Atemnot. Immer wieder sah er in den Garten hinaus, und als es Abend wurde, bat er, man möge den Spatzen etwas Futter auf der Veranda ausstreuen. Hierbei lächelte er und sagte:

„Es ist eine Freude, den Spatzen zuzuschauen."

Der nächste Tag und die ganze folgende Woche verliefen ruhig. Fast schien es sogar, daß die bösartigen Anschwellungen nachzulassen begannen. Wer sich aber veränderte, war Pawel Antonitsch selbst. Stundenlang sah er den Spatzen zu, er las nicht, und in seinen Augen, deren Ausdruck Nadeshda Wassiljewna so gut kannte, las sie nun hartnäckige, heimliche Gedanken.

„Pawel Antonitsch," — fragte sie einst — „Woran denkst du? Warum willst du mir nichts sagen?

„Woran ich denke?"

Er lachte auf:

„An mein Testament."

„Warum sprichst du in solch einen Tone? Warum? Pawel Antonitsch!" Er wurde ernster und sagte:

„Ich muß mit dir sprechen, Nadeshda." — Dennoch verschob er an diesem Tage die Auseinandersetzung mit ihr, vielleicht deshalb, weil er seine Gedanken noch nicht bis zu Ende gedacht hatte, vielleicht auch, weil gerade, als

er sprechen wollte, der Doktor eingetreten war. Endlich in den ersten Tagen des Mai, als es im Garten schon ganz grün geworden war, als die Glocken im Kloster so hell klangen und Pawel Antonitsch auf die Veranda hinaus gebracht wurde, sagte er zu seiner Frau:

„Nadeshda, ich will dir nichts verheimlichen. Es ist sehr angenehm im Frühling zu leben, aber . . . nun du verstehst mich ja. Also . . .“ er mußte Luft schöpfen: „Du liebtest mich sehr. Sehr.“

„Ja, das ist wahr“, antwortete sie. Ihre Stimme zitterte.

„Ja, ich habe dich viel gequält. Das steht fest. Wirst du mir verzeihen?“

„Ach, sprich nicht so! Laß das! Gott sei mit dir; was habe ich dir zu verzeihen? . . . .“

Nadeshda Wassiljewna trommelte leise mit der Hand an der Bettlehne, ihre grauen Haare bebten unter der Haube.

„Vielleicht verzeihst du aber doch“, sprach Pawel Antonitsch, ebenso leise und langsam. „Doch eben will ich von einer anderen Sache reden.“

Er atmete tief auf, machte eine Pause und zündete sich eine Zigarette an.

„Du weißt: es lebt eine Frau, die ich geliebt habe.“

„Ich weiß es.“

„Ich habe eine Tochter, das weißt du auch.“

„Ich weiß es.“

„Also. Und ihr, d. h. du und Anna Petrowna, habt euch immer gehaßt.“

„Sprich weiter. Ich werde alles anhören, was du auch sagen magst.“ Nadeshda Wassiljewna hielt sich an der Bettlehne fest, die Finger zusammengekrampft.

„Da ich bald sterben werde, will ich dich bitten, gütig zu sein; um ein Opfer will ich dich bitten. Und auch sie soll ein Opfer bringen. Hier habe ich ihr geschrieben.“

Er zeigte das Kuvert.

„Ihr werdet nach meinem Tode nichts zu teilen haben. Wir haben so viel bei Lebzeiten gelitten — werdet ihr auch — nachher euch hassen?“

„Sag, was willst du von mir?“

„Versöhnung, Nadeshda. Und Verzeihung. Damit ich ruhig sterben kann.“

Nadeshda Wassiljewna vermochte es nicht sogleich zu antworten.

„Müssen wir einander in die Arme fallen?“ Ihre Stimme klang beklommen und heiser.

„Nein. Verzeiht beide einander und verzeiht auch mir. Damit sie dieses Haus nicht verflucht; und du . . . damit du meine Tochter nicht von dir stößest.“

Nadeshda Wassiljewna schwieg.

„Deine Tochter? — sagte sie dann. — „Deine Tochter kann zugleich nur auch meine Tochter sein. Andere Töchter kannst du nicht haben.“

„Nadeshda — entgegnete Pawel Antonitsch und sein Gesicht erblaßte noch mehr. „Ich fühle mich sehr schuldig. Aber . . . tu das. Um Gottes willen.“

Sie stand da, wie aus Stein gemeißelt. Etwas flammte in ihren Augen auf, wie der Abglanz eines inneren Feuers. Doch beherrschte sie sich.

„Pawel Antonitsch, ich fürchte, du wirst Zug bekommen.“

Sie schloß die Verandatür. Dann verließ sie das Zimmer und sagte:

„Wir wollen darüber nicht mehr reden."

Hierauf schwieg Pawel Antonitsch. Zuerst lag er, ohne sich zu rühren, sodann schluchzte er auf — mit bitteren, greisenhaften Tränen. Nun fühlte er, daß er tatsächlich allein sei, tödlich allein mitten in der strahlenden Frühlingswelt. Er wollte wieder Kind sein, er wollte, daß die Mutter ihn in ihren Armen halte, ihn sorglos liebkose. Doch sein Leben lag nun schon hinter ihm, sein grenzenlos verfehltes Leben! Was tat er denn in seinem Leben? Zwei Frauen hatte er tief unglücklich gemacht, und sich selber? . . .

Nadeshda Wassiljewna trat wieder ins Zimmer. Sie war schon eine andere geworden: — der alte Freund, der Arzt, die barmherzige Schwester. Aber bei Pawel Antonitsch hatte das letzte Gespräch einen bitteren, nachhaltigen Eindruck hinterlassen. Er wußte nun von seiner Frau, daß die Feindschaft tief in ihrer Brust sich eingenistet haben mußte, wenn sie in einem solchen Augenblicke ihm nichts zu sagen wußte.

Ich muß mich fügen, sagte er zu sich selbst; ich habe Vergehungen begangen, ich habe gesündigt; jetzt lastet das alles auf mir; ich werde weder Anna Petrowna noch Natascha wiedersehen. Ich füge mich.

Er dachte auch an seinen ehelichen Sohn, Andrei. Der war Student an einer südlichen Universitätsstadt. Pawel Antonitsch wurde von der Sehnsucht ergriffen, seinen Sohn zu sehen.

„Warum schreibst du Andrjuscha nicht?" — fragte er seine Frau. „Er könnte doch herkommen."

„Er steht eben im Examen; warum soll man ihn beunruhigen?"

„Ja, ich werde aber doch bald sterben," wollte Pawel Antonytsch seiner Frau entgegnen, doch sprach er es nicht aus, sondern seufzte nur tief.

„Übrigens kann ich ihm auch schreiben, wenn du es willst."

Mitte Mai verschlimmerte sich der Zustand des Kranken; man versuchte wohl auf alle mögliche Weise ihn im Garten gut unterzubringen, er selbst bemühte sich auch möglichst viel Frühlingsluft in seine Lungen einzuziehen — dennoch fiel ihm das Atmen immer schwerer. In den Nächten schlief er schlecht, von der Wassersucht geplagt, und in diesen einsamen, schlaflosen Nächten rieb ihm seine Frau bis zur Erschöpfung den Rücken und die Brust mit ihren Händen. Endlich wurde ihm ein heißes Luftbad bereitet. Das war so qualvoll, daß Pawel Antonitsch alle seine Kräfte zusammennehmen mußte, um nicht laut aufzuschreien. Nachdem die Ärzte gegangen waren, wandte er sich zur Wand und sagte, die Tränen niederwürgend, zu seiner Frau:

„Warum quälen sie mich?"

An diesem Morgen litt er furchtbar. Wie noch nie im Leben quälte ihn die Geschichte seiner einstigen Liebe, und es peinigte ihn der nahende Tod. Er vermochte kaum zu reden, doch bat er, man möge ihm Flieder pflücken. Der Flieder war frisch, zartlila und taubeträufelt. Mit schwachen Fingern berührte Pawel Antonitsch die Blüten, indem er den Duft einatmete. Und dann lächelte er bitter, denn ihm kam der Gedanke, daß es ihm nie im Leben vergönnt gewesen wäre, eine Fliederblüte mit fünf Blumenblättchen — eine Glücksblüte — zu finden. Sodann schloß er die Augen und begann an Gott zu denken. In diesen Augenblicken vergaß er sein Leben, seine Freunde, seine Feinde; es schien ihm, daß ein Gott lebe, und daß der Flieder, sowie all die wunderbaren Blumen, und die herrliche Liebe Beweise für Gottes Dasein seien. Als er jedoch an die Frauen, die er einst

geliebt hatte, zurückdachte, kam ihm der Gedanke, daß er die allerlieblichste, die überirdische Liebe, von der er einst in seiner Jugend geträumt hatte, wahrscheinlich überhaupt niemals gekannt habe. Hierauf ergriff er wieder die Fliederblüten, küßte sie, und flehte in Gedanken zu Gott, er möge ihn schneller von diesem unglücklichen, qualvollen Leben erlösen.

Abends schrieb er seinem Sohne. Dieser Brief enthielt folgende Stelle:

„Gern hätte ich dich wiedergesehen, Andrei. Wir haben uns schon seit langer Zeit nicht gesehen. Es ist möglich, daß du mich schon vergessen hast, aber ich habe dich nicht vergessen. Du bist mein Sohn; du warst noch ein Kind, ein Knabe mit schwarzem Lockenköpfchen, als es mir noch besser ging als eben. Nun aber leide ich an einer Krankheit, die unheilbar ist, und zugleich erliege ich unter den Sünden meines Lebens. Die Sache ist nämlich die, daß ich bis in die letzte Zeit hinein außer mit deiner Mutter — auch noch mit einer anderen Frau, Anna Petrowna Gorjainowa, in einem nahen Verhältnis gelebt habe. Von dieser Frau habe ich eine Tochter, die Natascha heißt. Das alles weiß Nadeshda Wassiljewna. Was in diesem Augenblicke besonders auf mir belastet, ist die Tatsache, daß Nadeshda Wasiljewna sich mit Anna Petrowna nicht aussöhnen will, und in Zukunft wohl auch nicht aussöhnen wird, wozu sie gewiß schwerwiegende Gründe hat. In dieser Angelegenheit ist alle Schuld auf meiner Seite. Auch du, mein Sohn, kannst deinen Unwillen hinzufügen, aber du bist noch jung. Ich wünsche dir ein helles und friedvolles Leben; vergieß nie, mein Freund, daß die Liebe das größte Glück, aber auch das größte Leid des Menschen ist, und bemühe dich ein Leben zu schaffen, das würdiger werden soll, als das Leben deines Vaters. — Habe Mitleid mit mir, wenn du es vermagst, und wenn du nur einen Tropfen Liebe zu mir hegst — hilf mir: verlaß Anna nicht nach meinem Tode, sei gut zu Natascha, — denn sie ist ja trotz allem deine Schwester."

Nach diesem Briefe fühlte sich Pawel Antonitsch äußerst erschöpft. Die ganze Nacht verbrachte er schlaflos, nach Atem ringend, und starrte mit weitgeöffneten Augen das Licht der Kerze an. Nadeshda Wassiljewna wich nicht von seiner Seite; er schwieg, seufzte, tastete oft mit der Hand nach dem Herzen. Ebenso verging der folgende Tag, die Nacht, und noch ein Tag. In der dritten Nacht verstärkten sich die Anfälle.

— „Nadeshda," — sagte er etwa um zwei Uhr nachts: — „ich sterbe."

Sie umschlang ihren Mann und preßte ihn an sich, als könne sie ihn nimmer lassen.

— „Liebe Frau, Nadeshda, du meine treue Frau!" — sprach er. — „Du wirst mich nicht halten können. Aber dennoch — halte mich."

Hierauf begann er schneller zu atmen, seine Züge verzerrten sich. Nadeshda Wassiljewna vermochte kaum sich aufrecht zu halten.

— Still saß im Nebenzimmer die Krankenpflegerin. Plötzlich sprach Pawel Antonitsch, in den Pausen zwischen seinen Anfällen, folgende Verse:

Te spectem suprema mihicum venerit hora.
Te teneam moriens deficiente manu.

Er küßte seiner Frau die Hand. Nadeshda Wassiljewna verstand nicht, was er gesagt hatte, doch fühlte sie den Sinn der Worte.

Und ganz leise, kaum hörbar, hauchte er:

— „Verzeih, — Nadeshda! Nadeshda, verzeih!"

Nadeshda Wassiljewna wußte wohl, was er damit meinte. Sie schluchzte auf, preßte seine Wange an sich und erschauerte, als sie in diese großen, etwas

strengen, so lange geliebten und nun von Qual zerrissenen Augen blickte. Vielleicht las er in diesem Augenblicke etwas wie Hoffnung in ihren Zügen. Er nickte schweigend mit dem Kopfe und sagte:

— „Ja!"

Am Morgen starb er.

* * *

Am Donnerstag fand die Beerdigung statt, und leise klangen die Trauerglocken im Kloster. Nadeshda Wassiljewna und Andrei kamen schon am Morgen und wohnten dem Gottesdienste bei. Ein milder Abend färbte den Himmel kristallklar; in die Klosterkirche flutete das Abendlicht, und zuweilen drang auch das Geräusch des Lebens hinein. Als Andrei seinem toten Vater ins Antlitz schaute, über dem der Diakon ein Räuchergefäß mit Weihrauch schwang, da lebte in Andreis Erinnerung der Vater als kräftiger und gesunder Mann wieder auf. Er erinnerte sich des Briefes, den er vor einigen Tagen erhalten hatte, und es wurde ihm nun verständlich, warum sein Vater auch früher an Schwermutsanfällen gelitten hatte. Andrei verstand nun auch, warum seine Mutter so früh ergraut war, und warum im Hause immer eine gespannte Atmosphäre geherrscht hatte.

Nun kam der Augenblick heran, wo man sich vom Toten trennen mußte, und lange vermochte es die Mutter nicht, sich von ihm loszureißen. Andrei schloß die Augen. Als er sie wieder aufschlug, erblickte er am Sarge eine hochgewachsene Dame in Trauer, die dem Toten die Hand küßte. Sie war so erregt daß sie sich kaum aufrecht halten konnte ... „Die Gorjainowa", flüsterte jemand. Andrei erschauerte. Das war sie also — seine Liebe! Die Liebe des Vaters, das Leid der Mutter. Andrei betrachtete die Dame lange und genau: Wodurch mochte sie ihn nur bezwungen haben? Diese Gorjainowa war doch im Grunde eine Frau, wie es ihrer viele Tausende gibt? ... Ja, dachte er, sie hat eine Tochter, die auch meine Schwester ist. Meine Schwester! Und sie durften nicht in der Sterbestunde bei ihm sein .....

Als der Gottesdienst zu Ende war, stützte er beim Hinausgehen seine Mutter. Vor der Leidtragenden trug man den Sarg. Der Trauerzug bewegte sich langsam vorwärts, inmitten weißer Grabdenkmäler. Der Entschlafene wurde auf dem neuen Klosterfriedhofe, der soeben erst eingeweiht worden war, zur letzten Ruhe gebettet. Man hatte eine Wiese gewählt, auf der noch viele Blumen blühten, nur in einer fernen Ecke erhoben sich zwei Kreuze. Pawel Antonitsch wurde hier als dritter bestattet. Es klirrten die Weihrauchgefäße, es blauten die Weihrauchwölkchen; ein goldener Abend senkte sich nieder; am Horizonte schwebte der weiße Dampfschleier eines vorübereilenden Eisenbahnzuges ... in weiter Ferne einige Hügel. Als der Sarg in die Erde gesenkt wurde, brach Nadeshda Wassiljewna zusammen. Andrei suchte sie zu halten. „Mutter, Mutter!" Er mußte alle seine Kräfte zusammennehmen, um sich aufrecht zu halten. Als aber alle Fremden gegangen waren, weinte er zusammen mit seiner Mutter lange über dem Grabe seines Vaters.

* * *

Eine Woche war vergangen. Es dunkelte. Andrei ging im kleinen Gärtchen unter den Pappeln auf und ab; im abgelegensten Gartenwinkel brach er sich einige Fliederblüten. Auf der Veranda wurde der Teetisch gedeckt. Nadeshda Wassiljewna saß still und bleich im Lehnstuhle. Im Kloster, wo

der Vater ruhte, wurde zum Abend geläutet. Rosige Tauben schwebten im Abendhimmel. „Mutter", sagte Andrei, und seine Stimme zitterte etwas: „Wir müssen miteinander reden. Über eine wichtige Angelegenheit."

„Was ist geschehen?" — fragte die Mutter. Andrei verließ die Veranda und kam mit dem Briefe des Vaters zurück.

„Sieh Mutter, hier . . . Verzeih, wenn ich deinem Herzen weh tun werde . . . aber mir scheint . . . endlich muß man doch . . ."

Er stockte etwas und sagte dann, daß er es nicht übers Herz bringen könne, den letzten Willen seines Vaters unerfüllt zu lassen. Er meinte, daß die Menschen, die einst dem Vater nahe gestanden, nun nicht ganz ihrem Schicksal überlassen werden dürften.

Nadeshda Wassiljewna las den Brief. Ihr Gesicht blieb ruhig, nichts veränderte sich in ihren Zügen.

„Armer Pawel Antonitsch"! sagte sie. Einige Zeit schwieg sie.

„Wie wird deine Antwort lauten, Mutter?"

Er fragte das zaghaft und fühlte einen Druck auf der Brust.

„Was soll geschehen?"

„Das ist eine alte Geschichte," begann seine Mutter. „Nun ist aber alles zu Ende. Ich habe nichts wider diese Frau."

Sie schwieg wieder.

„Pawel Antonitsch hat nicht viel hinterlassen. Ich habe nicht viel nötig. Falls sie was bedürfen sollte, kann ich ihr helfen. Das alles mußt du tun. Ich meine, du mußt sie aufsuchen und ihr das hier übergeben. Das ist alles."

Sie seufzte auf. Andrei küßte ihr die Hand.

„Ich danke dir, Mutter," sagte er. „Du bist sehr gütig."

„Teile ihr mit," fügte sie hinzu, „daß ich in meinem Herzen keinen Groll mehr gegen sie hege. Aber —" ihr Gesicht zog sich in tiefe Falten — „ich wünsche nicht sie zu sehen."

Mehr sprachen die beiden nicht. Nadeshda Wassiljewna trank ihren Tee und schaute zu den Wolken empor, die im Sonnenuntergange rosig leuchteten.

Nachdem die Teemaschine fortgetragen worden war, lächelte sie, und es war ein klares, erdenfernes Lächeln.

„Wenn du heiraten wirst, Andrjuscha, wird dir vieles klar werden."

Um elf Uhr zog sie sich in ihr Zimmer zurück. Andrei schritt im Gärtchen die Wege auf und nieder, dort wo der Flieder duftete und die Pappeln dunkelten. Am Himmel blinkten die ersten Sterne auf, die blaue Tiefe des Himmels zog den Beschauer zu sich empor. Andrei blickte in diese blaue Tiefe und mußte an die Qualen des Daseins und an die dunkeln Leidenslose denken, die den Menschen beschert werden. „Wenn du heiraten wirst, Andrjuscha, wird dir vieles klar werden!" Ist es wahr? Mußte wirklich auch er in seiner Liebe zu Sina durch eine Kette von Qualen, Erniedrigungen und Unwahrheit gehen? Er dachte an Sina, und sein Herz krampfte sich in der Brust zusammen. Er lag auf der Gartenbank, sah zum Himmel auf und fühlte, daß die Liebe ewig sei, ebenso ewig wie der Sternenhimmel, der über seinen Augen leuchtete. Sodann ging er lange — bis Sonnenaufgang — auf und ab, und kehrte ins Haus zurück, als schon ein Hahn hell und dünn aufkrähte.

* * *

Andrei war abgereist, und der Lebenskreis Nadeshda Wassiljewnas schloß sich noch enger zusammen. Das Haus verließ sie nur abends, um das

Grab ihres Mannes aufzusuchen. Sie schritt durch den Klosterhof, inmitten der goldenen Kuppeln, vorüber an altehrwürdigen Gebäuden mit Klosterzellen, vorüber an Grabdenkmälern; unterwegs erblickte sie auch eine marmorne Urne und eine weiße Kapelle aus der Alexandrinischen Zeit; auf dem Grabe eines Generals aus dem Jahre 1812 gewahrte sie auch zwei bronzene, ganz mit Patina überzogene Ritter. Das alles sah sie nun sehr häufig. Endlich gelangte sie zum neuen Friedhof. Sie bog den Weg nach links ein und setzte sich dann auf die Bank neben dem Gitter nieder. Am Kreuze brannte ein Kirchenlämpchen, frische Blumen lagen auf dem Hügel. Hier saß sie oft stundenlang und betete, hier fühlte sie sich dem Toten nah, doch nicht so, wie sie ihn im Leben gekannt hatte. Alles Zeitliche und Alltägliche schien von ihm genommen zu sein. In der Erinnerung lebte sein Bild reiner und erdenfern auf.

Einst, an einem Juliabende, saß sie wie gewöhnlich neben dem Grabe. Die Sonne ging unter. Der Himmel war hell und golden. Es duftete nach Heu. Als Nadeshda Wassiljewna ihren Kopf erhob, erblickte sie ein Mädchen von etwa vierzehn Jahren; es hielt Blumen in der Hand.

„Verzeihen Sie mir, ich habe sie gestört."

Das Mädchen wandte sich, um wieder zu gehen.

Nadeshda Wassiljewna erzitterte leicht. Etwas Trautes und Liebes fand sie in den Augen des Mädchens.

„Bleiben sie nur. Warum wollen sie schon gehen?"

Das Mädchen blieb stehen. Nadeshda Wassiljewna betrachtete es aufmerksam. Das Mädchen errötete verlegen.

„Sie stören mich nicht," sagte Nadeshda Wassiljewna. „Treten Sie näher. Ich sehe, Sie haben Blumen. Wollten Sie diese Blumen auf das Grab legen?"

„Ja," entgegnete das Mädchen. „Auf das Grab von Onkel Pawel."

Nadeshda Wassiljewna seufzte auf: „Ach, so!"

Das Mädchen wurde noch verlegener. Es stand unschlüssig da und wollte gehen.

„Sie heißen Natascha?" fragte Nadeshda Wassiljewna.

„Ja."

„Treten Sie näher, Natascha. Wollen wir bekannt werden. Onkel Pawel war mein Mann."

Natascha sah sie überrascht an, die Blumen entfielen ihren Händen.

„Sie haben Ihrem Onkel Blumen mitgebracht, also haben sie ihn lieb gehabt. Dann sind Sie meine Freundin."

Natascha näherte sich schüchtern Nadeshda Wassiljewna, umarmte und küßte sie.

„Heben Sie Ihre Blumen auf, und legen Sie sie auf das Grab. Ihm wird das wohl tun. — Onkel Pawel," fuhr sie fort, „hat in seinem Leben sehr viel leiden müssen."

Natascha legte die Blumen auf das Grab und setzte sich neben Nadeshda Wassiljewna auf die Bank. Sie schwieg, etwas flatterte in ihren Augen. Nadeshda Wassiljewna strich ihr über's Haar. Es begann zu dämmern; der Himmel schien höher und reiner geworden zu sein — die ersten Sterne flimmerten auf.

Eine Nonne trat auf die beiden zu, verneigte sich und sagte:

„Wir werden gleich schließen."

In der abendlichen Kühle und vom Tau benetzt begann das Heu stärker zu duften. Hie und da brannten auf den Gräbern Kirchenlämpchen. Nadeshda Wassiljewna schritt mit Natascha Hand in Hand dem Tore zu. Am Klosterausgange umarmte sie Natascha und sagte:

„Küssen Sie Ihre Mutter von mir, küssen Sie sie herzlich, und sagen Sie ihr, daß ich Sie sehr bitte, mich zu besuchen. Ich will sie auch selbst aufsuchen, wenn sie es mir gestattet."

Indem Nadeshda Wassiljewna nach Hause schritt, fühlte sie, daß nun alles zu Ende sei. Sie hatte von ganzem Herzen verziehen und sich ausgesöhnt. „Alles, was du gewünscht, habe ich nun erfüllt, Pawel Antonitsch." Sie fühlte, wie die letzten Fesseln der Erde und des Lebens von ihr niederglitten. Sie hatte noch die Absicht, ihrem Sohne zu schreiben, doch war sie müde und legte sich schlafen. Im Traume sah sie Pawel Antonitsch. Er war sehr lieb zu ihr, er sprach auch, aber was, — das konnte sie nicht verstehen.

Nadeshda Wassiljewna sollte weder ihren Sohn, noch Frau Gorjainowa wiedersehen.

Nach einer Woche starb sie.

❀ ❀ ❀

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Die indogermanische Urheimat und der Ursprung des russischen Nationalnames „Rus" (Русь).

Von Gregor von Glasenapp. (Dorpat.)

Unter den Theorien über die Urheimat der Indogermanen und ihrer Kultur, mit denen wir auch in den letzten Jahrzehnten reichlich beschenkt worden sind, verdient diejenige des Professor Dr. Friedrich Knauer in Kijew, daß hier über sie referiert werde, weil sie auf solidem linguistisch-geographischem Fundamente ruht und sich mit einer fruchtbaren Hypothese über den Ursprung des Namens „Rus" verbindet, während die meisten andern nicht viel mehr leisten, als daß sie sich auf dem bequemen Aeroplan von allgemeinen Vermutungen in die Lüfte erheben, „denn federleicht ist ihr Gepäck".

Dem Vortrage, den Professor Knauer im Jahre 1899 in Kijew auf dem archäologischen Kongresse gehalten und der 1901 in Moskau in russischer Sprache gedruckt worden ist, und der Abhandlung, die der Verfasser jetzt eben in den „Indogermanischen Forschungen" (Straßburg, bei Karl J. Trübner, 1912) veröffentlicht hat, entnehme ich zunächst folgendes.

Die indo-eranische Tradition spricht mehrfach von einem großen Flusse, der im Sanskrit Rasa heißt, altpersisch Raha, altbaktrisch Ranha und der sich im Urheimatgebiete der Indoeranier befunden haben muß. Linguistisch gibt das die parallelen Wurzelformen: 1) idg.* rosa = skr. Rasa, altp. Raha, griechisch Ra, russisch rosa, ros. 2) idg.* ronsa = altbakr. Ranha = russisch Rusa, rus, griechisch Ros. (Der Stern bedeutet, daß die indogerm. Wurzel

linguistisch erschlossen ist.) Die aus dem Worte unmittelbar zu entnehmende appellativische Bedeutung des Namens „fließendes Wasser", „Fluß" ist schon in Vorzeiten zu „der Fluß" d. h. zum Eigennamen eines bestimmten Flusses geworden. Und dieser Fluß ist die Wolga. Darauf weisen das ptolemäische Rā und das später bezeugte griechische Rôs als Bezeichnungen der Wolga. Über diesen Umstand können wir kurz sein. Prof. Knauer teilt mit: auf dem Orientalisten-Kongresse in Kopenhagen 1908 habe ein Eranist ihm gesagt, er lehre in seinen Vorlesungen schon seit lange, die Rasa, Raha, Ranha sei kein anderer Fluß als die Wolga; er kannte aber Knauers Theorie nicht. Die griechische Form Rôs wird in einer „abgekürzten Geographie" gebraucht, die man dem Agathemeros aus dem 3. Jahrhundert n. Ch. zuschreibt; der Verfasser dieses Buches hatte also aus einer andern Quelle als Ptolemäus geschöpft. Auch arabische Schriftsteller kennen den Wolganamen Ros oder Rus (über den Vokal läßt sich im Arabischen ja nicht bestimmt entscheiden).

Übrigens muß es auch dem Nicht-Linguisten auffallen, daß mit der fraglichen indogermanischen Wurzel im Russischen die Bedeutung „Feuchtigkeit", „Wasser", „fließendes Wasser" jetzt noch verbunden wird; man denke an: ruslo, das Flußbett; rosá, der Tau, ruslka die Flußnymphe ꝛc). — Ohne uns bei den linguistischen Einzelheiten aufzuhalten, kommen wir mit Knauer zum Schlusse, daß die Wolga einst auch einen slavisch-russischen Namen in Form von Ras, Ros und Rus hatte; und auch jetzt gibt es ja in Rußland manche Flüsse dieses Namens: „Rusa" im Nowgorodschen und „Ros" im Kijewschen Gebiete. Das Wort wurde eben auf andere Flüsse übertragen, so ähnlich wie es auch in Indien und Eran mit Rasa, Raha, Ranha geschehen ist. Eine solche Namensübertragung von einem Prototyp ist schon darum anzunehmen, weil ja die appellativische Bedeutung des Wortes längst vergessen und das Wort zum Eigennamen geworden war, man also auch für weitere Flüsse Eigennamen brauchte und doch nicht immer bloß „Fluß" sagen konnte.

Hatte die Wolga einst den Namen Rusa, Rus, wie aus dem griechischen Ros der erwähnten „verkürzten Geographie" sich ergibt, so konnte danach sich auch ein Volk „Rusy" (Russen), eigentlich „Wolgabewohner", oder in der Sammelnamenform Rus, „Wolgavolk", nennen; was denn auch von den arabischen Schriftstellern für die Zeit vor 713 n. Chr. bezeugt wird; und zwar verlegen die Araber den Sitz dieses Volkes an die obere und mittlere Wolga, während ihre Kenntnis vom unteren Lauf der Wolga offenbar auf Autopsie beruht, da sie dem Hauptarm den arabischen Namen „Athel" („der Fluß") gegeben haben.

Freilich belehrt man mich, die Araber hätten die Leute des Volkes Rus (Ros) als gelegentlich hinkommende, nicht einheimische bezeichnet. Aber das stimmt ja auch zu Knauers Darstellung: in das Stammland der Rus waren die Araber nicht selbst gekommen. Die Setukesen sind auch in Livland nur gelegentlich auftauchende Leute, und dennoch ist ihre Heimat nicht in einem fernen Lande, sondern dicht an unsrer Grenze zu suchen. Wie an der Wolga

auf das Volk Rus, so stießen die Araber am Indus auf das Volk Sindh, das sich seinen Namen nach dem Indus geschaffen hat. „Sindh" heißt Indusvolk wie „Rus" Wolgavolk. Und von der Wolga stammt dann auch das „Rôs" der Byzantiner als slavisch-russischer Volksname, dann aber auch Rus als Nationalname der heutigen Russen. Eine hübsche Analogie hierzu bietet die Herkunft des bulgarischen Nationalnamens: der Professor Schischmanow in Sophia hat in einer bulgarischen Zeitschrift nachgewiesen, daß „Blga" (mit vokalischem „l") die bulgarische Form für finnisch „Wolga" sei; (bulg. b = wolgafinnisch w) und somit Bulgaren=Bolgaren nichts anderes bedeutet als Wolgavolk; der Bolgar ist der Wolgamann. Wäre nicht geschichtlich bezeugt, daß die Balkanbulgaren einst an der Wolga gewohnt haben, so würde man an dieser Ableitung zweifeln, weil es unwahrscheinlich erschiene, daß bei dem großen geographischen Abstande die heutigen Bulgaren noch eine Erinnerung an ihre einstige Heimstätte bewahrt hätten. Was sich mit den Bulgaren in geschichtlicher Zeit ereignete, konnte mit den Russen in vorgeschichtlicher Zeit geschehen sein.

Haben nun aber, — so lautet Prof. Knauers wichtigste Folgerung, — Inder, Eranier und Slaven einen gemeinsamen indogermanischen Namen für die Wolga gehabt, so haben sie einst auch an diesem Flusse gesessen; und die der Wolga am nächsten wohnenden östlichen Slaven haben diesen Nationalnamen auch noch bewahrt. Ist damit die Urheimat einer großen Gruppe der indogermanischen Völker fixiert, so doch wohl auch die der Indogermanen überhaupt. Hierbei hebt Knauer hervor, die letztere Annahme sei zwar nicht notwendig, aber doch sehr wahrscheinlich. Dann fährt er fort: „Wenn es mir gelungen wäre, ein urindogermanisches Flußgebiet genau zu bestimmen, hätte dann das nicht mehr Gewicht als alle andern allgemeinen Argumente zusammengenommen? Pflegen doch geographische Namen feste Grenzpunkte darzustellen. Ein Ortsname ist übertragbar, wie jeder andere Name; der Ort selbst aber bleibt natürlich an der alten Stelle und wandert nicht wie Pflanzen, Bäume, Früchte, Vögel, Tiere, Kornarten, Metalle und Menschen; er bildet also immer einen sicheren Ausgangspunkt. So muß denn auch ein Flußbeweis, wenn er geführt werden kann, weit mehr in die Wagschale fallen, als z. B. der beliebte Buchenbeweis. Warum mußte „Buche" von Haus aus die Buche sein, die wir kennen . . . und nicht die Speiseeiche (griech. phegos)? Wenn letzteres, ... so bedarf es keiner Linie zwischen Königsberg und der Krim, um die Buchenregion für die indogermanische Urheimat in Anspruch zu nehmen. Ist mein Nachweis für die Wolga nicht gelungen, so bezog er sich doch auf einen Landstrich, den auch andere Forscher aus anderen Gründen als indogermanische Urheimat betrachteten, und der jedenfalls besser als manche andere vorgeschlagene Gegenden alle Bedingungen für einen urindogermanischen Kulturfortschrift erfüllen konnte." —Wozu Knauer hier vom Kulturfortschritte spricht, ist unbegreiflich; im übrigen verteidigt er sich jedoch meistens mit Glück

gegen die Mißverständnisse, denen seine Theorie ausgesetzt gewesen ist. So hatte z. B. die Zeitschrift „Globus" 1901 eine Rezension von Knauers Arbeit mit den Worten begonnen: „Die gegen die Anhänger der sg. skandinavischen Theorie von russischen Gelehrten verfochtene Annahme von der slavischen Abstammung der Gründer des Russischen Reiches hat im Verfasser obiger Schrift einen neuen Vertreter gefunden." — „Welch grausames Mißverständnis!" ruft Knauer aus. „Ich habe bloß die slavische Herkunft des russischen Nationalnamens zu erweisen gesucht, nicht aber auch die slavische Abstammung der Gründer des russischen Staates. Die Gründer des russischen Reiches waren auch nach meiner Meinung zweifelsohne Germanen; daraus folgt nicht, daß auch der russische Volksname germanischen Ursprungs sein müsse. Das ist eben das proton pseudos der Normannisten wie auch ihrer Gegner der Antinormannisten, daß sie Namen und Person in Kausalnexus bringen, statt sie als zwei verschiedene Dinge auseinanderzuhalten."

Die eigentlich linguistischen Ausführungen des Verfassers, die wohl den wichtigsten Teil der Arbeit bilden, aber hier nicht wiederholt werden sollen, scheinen, soweit ich mir überhaupt ein Urteil darüber erlauben darf, durchaus überzeugend zu sein. Ich sage das mit Reserve; denn auch ihm beizustimmen wird Prof. Knauer einem Unkundigen nicht gestatten. Nicht völlig zutreffend scheint jedoch einiges zu sein, was in betreff der sg. Warägerfrage vorgebracht wird. Da heißt es: Der russische Chronist Nestor läßt die Waräger vom Stamme Rus übers Meer aus Skandinavien berufen werden, um bei den Slaven Ordnung zu schaffen. „Sein Zeugnis kann hier ebenso auf verschobener Tradition beruhen, wie sein Zeugnis über die skandinavische Herkunft des russischen Nationalnamens. . . . . Es genügt festzustellen, daß die Waräger, die nach Nestor 862 den russischen Staat gegründet haben, unmittelbare alte Nachbarn und abwechselnd Freunde und Feinde der Slaven in Rußland gewesen sein können. . . . Von wo sie auch gekommen sein mögen, für uns hätte das hier keine besondere Bedeutung, wenn man damit nicht auch die Frage nach der Herkunft des russischen Nationalnamens in Verbindung brächte. — Es ist jedoch ein Unterschied zwischen Volksname und Stammesname; der letztere kann, ohne es gerade zu müssen, wie der des einzelnen Menschen, aus politischen Gründen fremden Ursprungs sein; die Selbstbezeichnung eines Gesamtvolkes dürfte aber stets nur der eigenen Sprache entspringen. Falls aber einmal der Volksname Rus bei den Slaven vorkam: wäre es da unsinnig anzunehmen, die Tradition, die Nestor vertritt, habe diesen Namen auch auf die Waräger, ohne deren germanische Herkunft zu verkennen, allmählich übertragen und so unbewußt einen germanisch-warägischen Stamm Rus geschaffen, der in Wirklichkeit niemals existiert hat? Die Waräger, die kulturell den Slaven jedenfalls überlegen waren, werden in nicht sehr großer Anzahl im slavisch-russischen Lande erschienen sein, um da „Ordnung zu schaffen" und den Grund zu einem Riesenreiche zu legen. Waren sie aber den Slaven gegenüber in

unvergleichlicher Minderzahl und haben sie jenen sprachlich so gut wie nichts beibringen können (insofern als im Russischen Wörter skandinavischen Ursprungs fast garnicht nachweisbar sind), so ist es auch unwahrscheinlich, daß sie ihnen einen germanischen Volksnamen verschafft haben . . . . Will man etwa noch an die Dnjeprstromschnellen erinnern? Sie trugen einst Doppelnamen, „russische" und „slavische". Die Namen, die ein byzantinischer Autor schon damals als „russisch" bezeichnet, erweisen sich als skandinavische, und die, die als „slavische" angeführt werden, als slavisch-russische. Es ist wahrscheinlich, daß das anwohnende slavische Volk die für die einzelnen Stromschnellen charakteristischen Namen erfunden hat, die dann von den dort passierenden germanischen Ankömmlingen in ihre Sprache übersetzt und in beiden Sprachen den Byzantinern übermittelt wurden. Sie konnten übersetzen, nicht das Slavenvolk. „Daraus ergibt sich wiederum nur, daß eben die „Rôs" der Byzantiner, die „russisch" sprachen, Germanen waren, daß sie zur Zeit, wo die Stromschnellen zweisprachige Namen führten, ihre Muttersprache noch hochschätzten und also noch nicht slavisiert waren; nicht aber folgt daraus, daß dann auch ihr Name „Rôs" germanisch sein muß."

Die jetzt folgenden Worte sind noch konfuser als das vorhergehende. Erstens ist also mit dem Inhalte von Nestors Chronik als mit einer gegebenen Tatsache zu rechnen. Solche positive Traditionen aus alter Zeit behalten für uns so lange ihre Beweiskraft, bis es gelungen ist, sie durch ebenso positive Argumente zu nichte zu machen. Die positiven Argumente können in historischen, linguistischen, geographischen Tatsachen bestehen oder in dem Hinweis auf das, was psychologisch möglich und wahrscheinlich ist. Wenn wir hier also der leeren Möglichkeit Ausdruck geben: Nestor könne sich vielleicht auch in einigem oder in allem geirrt haben, so ist eine solche Kritik bis auf weiteres unbrauchbar. Die Skandinavier (oder ein Teil von ihnen) heißen bei den finnischen Nachbarn der Slaven bekanntlich „Rôtsi" (wie jetzt im Estnischen). Hört ein Volk Worte einer fremden Sprache, so kommen die Laute ihm „hart" vor; es erweicht sie, wie auch die Kinder beim Sprechenlernen es tun, und macht sie sich auf mannigfache Art mundgerecht, z. B. durch Weglassen eines Buchstabens. Die dentale Tenuis, das t vor einem s-Laute, fällt sehr oft weg, wofür die französische Aussprache zahllose Beispiele liefert; es wird z. B. aus Althd. „reiza" (nach Diez) im Span. raza, Ital. razza, deutsch Race oder Rasse; im Estnischen sagt man für „Schwein" an dem einen Orte tsiga, am andern siga (das s ist immer hart zu sprechen). So konnte bei den Nachbarn der Slaven, bei den Finnen, aus „Rots" leicht werden „Ros" und „Rus". Und um solche Möglichkeiten zu behaupten, braucht man nicht Linguist zu sein, sondern nur die Ohren aufzumachen und hinzuhören, was mit der Sprache auch heute noch allenthalben in der Welt vorgeht; dort nämlich, wo die Sprache ihr wirkliches Leben hat: im Munde der Leute. Fällt doch auch im Deutschen

der t—Laut vor dem ſ—Laut alle Augenblicke weg; (ſitzen, geſeſſen; beizen, beißen; reizen, reißen).

Der Umſtand aber, daß man keinen Warägerſtamm namens „Rus“ hat auffinden können, d. h. die Folgerung ex silentio, würde Neſtors Angabe nur dann ſuſpekt machen, wenn uns die Namen aller übrigen ſkandinaviſchen Stämme bekannt wären.

Die Achillesferſe an Knauers Arbeit bildet indeſſen, fürchte ich, ſeine Erklärung zum Verzeichniſſe der Stromſchnellen des Dnjepr. Man erwäge, was ſie uns zumutet. Die ſkandinaviſchen Waräger ſollen damals, als ſie ſich noch in allem von den umwohnenden Slaven unterſchieden, wo ſie ſogar noch die Namen der Orte im fremden Lande in ihre Sprache zu übertragen befliſſen waren, alſo durchaus an ihrer Sprache hingen, doch ſchon zum Unterſchiede von allen ſie umgebenden Slaven mit dem ihnen fremden Namen „Rus“ bezeichnet worden ſein, obgleich ſie dieſen ſelben Volksnamen „Ruſſen“ von niemandem anders als von eben dieſen Slaven, unter denen ſie lebten, entlehnen konnten. Das iſt ja ärger als Straßenraub: daß ſie der ſlaviſchen Majorität den Namen „Rus“ wie ein Gewand abſtreiften, ihn ſich, den ſkandinaviſch Redenden, umhingen und dann, damit paradierend, zum Unterſchiede von den ihres Namens entblößten Slaven, ſich Ruſſen nannten.

Wie dem auch ſei: Profeſſor Knauers Verdienſt um die linguiſtiſch-geographiſche Begründung der von ihm aufgeſtellten neuen Theorie darf trotz dieſer Einwände nicht verkannt werden, weil ſeine Gründe ebenſo poſitiv ſind wie Neſtors Chronik, und eines das andere nicht einmal ausſchließt. Oder gibt es etwa Vernunftgründe gegen das Vorkommen zufälliger Übereinſtimmungen?

Was verſteht man nun aber eigentlich unter der indogermaniſchen Urheimat, um die man ſich ſo ſtreitet, wie um die Geburtsſtätte Homers? Was es über dieſen Tummelplatz der Phantaſie für Anſichten gibt, enthüllt ſich uns aus einer Schlußbemerkung Prof. Knauers. Er ſagt: „Ich füge noch hinzu, daß ich vom Wolgagebiet als urindogermaniſchem das ſüdliche Wolgaſteppengebiet ausſchließe; denn Berg, Wald und faſt grenzenloſe Steppen ſind keine geeigneten Länder für Ureinwohner oder Autochthonen und ſind daher in alten ſtaatenloſen Zeiten auch ſtets nur Durchgangsgebiete geweſen.“ —

Darüber wird wohl Einigkeit herrſchen: Die Urheimat iſt das Land, wo die Indogermanen noch als ein Volk mit einer Sprache lebten; hier trennten ſich die Stämme, und die Sprachen der einzelnen Stämme begannen ſich immer mehr zu differenzieren. Die Sprachen bilden den feſten Anhaltspunkt: das Reſiduum, das zu uns herüberragt. Nach obiger Bemerkung ſcheint's jedoch ſo, als ob von Rechts wegen die Urindogermanen es in ihrer Urheimat ſo urgemütlich gehabt haben müſſen, daß ſie dort beſonders lange gewohnt, eine fixa sedes gehabt haben. Allein, wer ſteht dafür ein,

daß nicht gerade die Urheimat eine kurze Etappe auf der Wanderung war, daß nicht das bisher noch einigermaßen, aber notdürftig zusammenhaltende Gesamtvolk von andern Völkern gedrängt, gestoßen oder durch den Mangel an Weiden veranlaßt, endlich nach kurzer Rast von einem letzten gemeinsamen Wohnorte nach verschiedenen Richtungen auseinanderstob? Dann wäre gerade ein Durchgangsgebiet, wo man vielleicht ein Jahr, vielleicht einige Monate gelebt hatte, die Urheimat. Oder ist diese Annahme für Autochthonen zu schlecht? Verträgt sie sich nicht mit der hohen Würde der Urheimat einer edlen Rasse? Dürfen wir dann mit besserem Rechte dem vorletzten Wohnorte der Indogermanen den Titel „Urheimat" geben? Und weshalb nicht dem drittletzten? Er lag vielleicht weit vom letzten, und zwischen je zweien lagen Wanderungen; und welche Garantie haben wir, daß unserem Wörtchen „ur" zu Liebe der Aufenthalt dort besonders lange dauerte? Oder tun wir besser, noch immer weiter zurückzugehen und nicht nach dem letzten, sondern nach dem *ersten* Wohnorte der Urindogermanen zu fragen? Dort werden sie doch wohl lange genug gehaust haben! Uns aber schwinden die Sinne bei dieser Spukidee; denn das wäre der Ort, wo unsre Urahnen wie Pilze aus der Erde geschossen oder aus dem Nichts geschaffen worden sind. Und wer mit dem Nachspüren nach einer solchen dauernden Urheimat der Wissenschaft einen Dienst zu leisten glaubt, versucht das relativ Bekannte aus dem völlig Unbekannten zu erklären, d. h. die späteren Zustände dadurch klarer zu machen, daß er einen Zustand hinzudenkt, von dem er absolut gar nichts weiß und nie etwas wird wissen können. Das ist schlimmer als wiederauferstandene Scholastik. — Man will nun aber endlich einmal einen Ruhepunkt finden und Halt machen; und sein subjektives Ruhebedürfnis überträgt der fleißige Forscher auf den Verlauf der wirklichen Dinge, die auch in der grauen Vorzeit keines solchen Ruhepunktes benötigten und uns zu Gefallen sich nicht zur Idylle abrunden.

Diese Erwägungen richten sich noch gegen manche andre Leute, die auch der „Urheimat" auf der Spur zu sein glauben, und dürfen den Wert der Theorie des Prof. Knauer durchaus nicht beeinträchtigen, insofern sie ja lediglich an einen Begriff des Wortes „Urheimat" anknüpfen, der nicht ganz befriedigend und zwar zu eng und unklar gefaßt zu sein scheint, und Knauers eigne Forschungsergebnisse garnicht berühren. Gerade das südliche Wolgagebiet ist ja das einzige, das die arabischen Schriftsteller des 8. Jahrhunderts, so weit wir zu urteilen vermögen, sicher gekannt haben und auf das sich ihre ethnographischen Nachrichten beziehen; ob sie dann aber in der Urheimat der Indogermanen gewesen sind, bleibt allerdings noch eine offene Frage.

❀ ❀ ❀

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Neue baltische Lyrik.

Von Bruno Goetz. (Riga; d. Z. Berlin.)

(Schluß.)

Die Gedichte Guido Hermann Eckardts klingen wie Erinnerungen an ein Fest in einer lange verlassenen Heimat. Sie sind wie der zitternde Abglanz von etwas Verlorenem, von dem man weiß, daß es irgendwo ist in der Welt, zu dem aber nur noch die Träume den Weg zu finden wissen. Es ist, als wenn ein vertriebener Königssohn unter niederem Volke in unwirtlichen Landen sein Leben fristen müsse, unerkannt und fremd. Er hat keine Gemeinschaft mit der Schar der Hastenden und Wollenden, er lebt mit Schemen und Erinnerungen voll blasser, trauriger, müder Schönheit. Es ist wie ein Sich-Besinnen auf ein früheres Leben in hohem königlichem Glanze.

Das Sonett „Verlorenes Paradies" erzählt von einer Rückkehr in die Welt nach einer Traumflucht in die fernen Gärten des verlassenen Königtums:

„Mich scheuchte gelles Uhrwerk auf aus blauen
goldmilden Gärten, die mich überdachten.
Nun stehn sie still, die dünnen und genauen
unfrohen Zeiger, die das Unheil brachten.

Den lauten Märkten soll ich mich vertrauen,
soll ungeliebtem Handwerk mich verpachten —
und hab auf Euern Sockeln nichts zu bauen,
auf Eure Wägeschüsseln nichts zu frachten.

Ihr nahmt den Atem allen meinen Stunden
und habt sie fest an Pflöcke angebunden
und könnt doch meine Fremdheit nicht erkunden.

Und während Tag und Nacht mich so erbittern,
weiß ich in meinem Park die Sonne zittern
und weiß die Wege, harrend an den Gittern."

Die Gewißheit, zu einer andern Welt, zu einem andern Leben zu gehören, von einer andern Art zu sein, als die, unter denen man lebt, ist schmerzlich und — befreiend. Und hie und da erkennt das spähende Auge dann auch sich Ähnliche, andere vertriebene umherirrende Königssöhne, Sonnenkinder, die es friert. Wenn sie einander erkennen, sind sie nicht mehr allein, sondern schreiten in heimlicher Gemeinschaft durch die Welt der Barbaren und Söldner, voll stummer Tapferkeit. Manchmal dünkt es sie, den Weg zu sehen in ihr Land — aber sie zögern und erwägen. Denn auch ihrem Lande sind sie fremd geworden, und nichts bleibt ihnen, als das Wissen um ihre adelige Gemeinsamkeit in einer Welt der Gemeinheit:

„Die Sterne sanken rasch im Flimmerbogen.
Der goldne Herbst steht über schwarzen Lachen.
Aus Wolken kam ein Funke hergeflogen,
die Buntheit in den Wäldern zu entfachen.

Wir blieben da. Die klugen Vögel zogen
dorthin, wo lichte Himmel sie bedachen.
Wir zögerten, berieten und erwogen
und hören nun den Sturm in Wipfeln krachen.

So lasse Deine Seele sich erweiten
und fasse Mut. Es soll uns nicht bereiten
der Frost die allertiefsten Einsamkeiten.

Und wird er unter Deinen Füßen klirren,
so soll im Wind Dein tapfres Lachen schwirren:
wir werden in den Wäldern nicht verirren."

In dieser adeligen Gemeinschaft finden die Königssöhne ihre neue Heimat, eine Heimat, die sie sich erst schaffen, die sie einer feindlichen, widerwilligen und mißtrauischen Umgebung abtrotzen müssen. Und wenn die Qual des Lebens sie zu ersticken und zu vernichten droht, so finden sie immer wieder neuen Trost im Wissen um diese neue, selbstgeschaffene Heimat in der Gemeinschaft. Ihr Zusammensein wird ihnen zum Fest; auf solchen Festen löst sich der Krampf des Fremdseins, und alles wird neu und alles wird Licht:

„Als noch die schweren Wolken Regen gossen
und sonst kein Schuh sich mühte in dem Kote,
war dieses Fest in meinem Haus beschlossen
und zu den Gästen unterwegs der Bote.

Da kommen sie, des Lebens Frohgenossen.
Wo blieb, was ihre Heiterkeit bedrohte?
Die Berge stehn von klarem Licht umflossen,
und neue Fahnen wehn im Abendrote.

Und wird es Nacht, so nehmen wir die Helle
von vielen Kerzen mit in meine Kammern
und bergen sie in glasumhegte Klammern.

Die Säle grüßen leuchtend auf der Schwelle,
und allen Sinn und alles Sein entsiegelt
der Glanz, der sich in unsren Augen spiegelt."

Man muß die absonderliche schmächtige Schönheit der Verse Guido Hermann Eckardts auszukosten verstehn. Der eigentümliche Reiz, der von ihnen ausgeht, erschließt sich nur feinhörigen Ohren: unwägbare Nuancen des Rhythmus, des Reimes, der Wortstellung geben seinen Dichtungen etwas Matt-Funkelndes, Verstecktes, ja Verschnörkeltes. Dadurch erhalten sie eine merkwürdige feierliche, verhaltene Würde und seltsame Anmut. Man muß sie lesen, wie wenn man kostbare alte Schalen beschaue . . . .

* *

Von trunkenen Festen jubeln auch die ersten Gedichte von Elfriede Skalberg: ein übermütiges tapferes Sich-Verschwenden ist in ihren ersten Versen, ein wilder Lebenstrotz, ein tollkühnes Ringen mit Gott und Welt, ein bakchisches Jauchzen und Überschäumen. Es ist, als ob eine Seele nach langer lichtloser Gefangenschaft Hymnen des Kampfes und der Freiheit singe, noch unbekümmert um den Ausdruck, unmittelbar sich ergießend in ungestüm flutende Rhythmen.

Doch die Kränze welken. Die Farben verglühn. Alles leuchtet im matteren Glanz der Spätsommertage:

„Aus einem blauen Himmel tropfen Tage,
die matt sind und ihr Leuchten scheu verbergen.
Sie sind nicht laut in lärmendem Gelage,
sie tragen keine Trauer an den Särgen.

Sie lassen ruhig ihren Atem steigen:
Sie brauchen nicht zu schenken und erfüllen;
denn jeder Wunsch verstummt in ihrem Schweigen
und läßt sich gern in ihre Klarheit hüllen.

Sie können nicht mit harten Farben malen,
sie perlen sanft wie einer Flöte Töne.
Sie dämpfen ihren Glanz gleich den Opalen
und wissen nicht um ihre eigene Schöne. . .“

Dieses Gedicht ist wie ein leuchtender Scheideblick nach einem langen großen Glück. Da brechen grause Gewalten ins Leben ein. Aus dem Verborgenen dringt es ans Licht empor, finster, furchtbar und zwingend. Dumpfe Ahnungen lasten. Ein schwüles Erwarten martert. Und fremde Gäste nahn. Vor ihrem bleiernen Blick erlischt aller Glanz. Vor ihrem tötenden Anhauch verdorrt alles Blühn. Ein schauerlicher Taumel packt die Seele und reißt sie fort ins Ungewisse:

„Nun steht der Uhr geschwätziges Tiktak still . . .
Ich weiß nicht, wessen Hand die Zeiger angehalten.
Ein fremder Gast, den ich nicht kennen will,
trat ein. Ich hörte nicht, wie seine Schritte hallten.
Doch meine Augen wurden seltsam schwer:
es legte sich ein Blick wie Blei auf ihre Lider.
Ein Mund sprach klanglos müde Worte her,
die fielen ohne Laut wie graue Schatten nieder.
Mein Herz liegt still in einer kalten Hand
und weiß den Takt nicht mehr und braucht nicht mehr zu schlagen . . .
Es kam ein Gast aus einem fremden Land,
der will mein Leben mit in seine Ferne tragen.“

Nun ist die Seele allen Qualen und Ängsten preisgegeben. Drohende Gesichte, hetzende Unrast, jagende Lebensangst, tödliches Grauen schleudern sie von Stunde zu Stunde. Alles, auch das Geringste wird zum unheimlichen Vorzeichen. Jeder Schritt geschieht wie auf sumpfigem Boden, in den man ver-

sinken kann. Jeder Laut ist voller Schrecken. Jedes Ding zeigt viele fremde Gesichter. Nichts hält Stand. Alles weicht. Alles verwandelt sich, ist im nächsten Augenblicke irgend etwas anderes. In tiefem Entsetzen vor den dunkeln Gewalten schreit die gequälte Seele auf:

„Du hast den Spiegel an die Wand gedreht,
weil ein paar Augen dir entgegen starrten
aus seinem Glase, die in Wahnsinn brannten . . .
Du gehst von Wand zu Wand mit lauten, harten,
rastlosen Schritten, die wie Hammerschläge
in deiner Stube tiefe Stille fallen.
Bleibst plötzlich stehn, entzündest viele Kerzen,
daß Glanz und Helle an die Wände prallen.
Und setzest dich, blätterst in einem Buche,
und wirfst es weg und greifst nach einem andern.
Schließest die Augen und versuchst zu schlafen,
fühlst aber wieder dir entgegenbrennen
die Blicke, die dich aus dem Spiegel trafen.
Erhebst dich wieder und beginnst zu wandern
rastlos und laut von einer Wand zur andern.
Und pfeifst ein keckes Lied mit blassen Lippen . . .
Aus allen Winkeln aber springt die Angst."

Und aus diesen furchtbaren Wirren nnd übermenschlichen Leiden, aus diesen zuckenden Rasereien und verzweifelten Delirien, aus diesem entfesselten Inferno in der eigenen Brust ruft die Seele nach dem Befreier, nach dem Bruder, dem Tode:

„Wo bist Du Bruder? Hörst Du meinen Ruf?
Ich bat die Winde, ihn zu Dir zu werfen . . .
Das Leben stellte mich in Feindesland
und ließ mir keine Zeit, mein Schwert zu schärfen.

Vor tausend Pfeilen ging mein schneller Lauf,
daß kaum mein Fuß noch an den Boden rührte.
So war mein Weg ein Fliehen vor der Angst,
das immer nur zu neuen Ängsten führte.

Ich bin so tief in Müdigkeit gehetzt,
daß alle Sterne über mir erblinden . . .
Wo bist Du, Bruder Tod?! ich suche Dich,
und meine Rufe können Dich nicht finden!"

Die Qual hat ihren Höhepunkt erreicht. Das Auge schaut mit brechendem Blicke ins Wesenlose und kann nichts mehr gewahren. Da wird es von einem starken übermächtigen Glanze getroffen: aus blauen Nebeln löst sich eine Gestalt, huldreich und mild, ihre Augen sind ganz voll süßen Lichtes. Maria, die Himmelskönigin, spricht zur verzückten Seele:

„Wenn ich des Abends durch die Gassen schreite,
so fällt von mir ein Leuchten an die Mauern.
Mein Herz verbrennt in eines Wunders Schauern.
Mein Blick geht ohne Sehnsucht in die Weite.

Wohin ich segnend meine Hände breite,
da schmilzt in warmen Tränen alles Trauern . . .
Mein Leben wird die Welten überdauern:
Ich bin Maria, die Gebenedeite!

Am Herzen Gottes hab ich Kraft getrunken —
so läßt mich alle Wirrnis unbeschadet,
und Leid und Schuld sind ferner Blitze Funken.

Mein Blut ist, süß und schwer, in Licht gebadet,
in einer tiefen Ehrfurcht ganz versunken
vor meinem heiligen Leib, den Gott begnadet."

Mit diesen Gedichten steht Elfriede Skalberg als Ebenbürtige neben den größten deutschen Dichterinnen. Ihre Verse überragen alles, was von zeitgenössischen Dichterinnen geschaffen worden ist. Man vergleiche dieses inbrünstige Schauen und heilige Erschauern ihrer Kunst mit der parfümierten Salon-Erotik einer Marie Madeleine, mit den formlosen, manieriert konfusen Dichtungen der Lasker-Schüler, mit den gartenlaubereifen Sentimentalitäten einer Anna Ritter. Alle diese Dichterinnen *reden über* die Dinge des Lebens in poetischer Sprache. Elfriede Skalberg *schaut* und stellt das Erschaute und Erlittene in blutvollen, gedrängten, straffen Versen von einem so persönlichen Klang und Rhythmus, daß man jede Zeile, die sie geschrieben, als von ihr herstammend erkennen kann. Welch ein Weg von ihrem, bei uns allgemein bekannten Versband „*Ueber drei Stufen*", der zwar sehr viel versprach, aber noch kaum etwas von dem verriet, was kommen wird, — bis zu diesen letzten, meist noch ungedruckten Versen der Dichterin. In ihrem ersten Bande wirbelt noch alles durcheinander: Gelungenes und Nichtgelungenes, Erschautes und Rhetorisches. In diesen ihren letzten Versen ist nichts mehr von jener jugendlich-wirren Buntheit. Alles, auch das Schaurigste und Trunkenste, ist gebändigt in große feste Formen, die nach außen hin starr und kalt erscheinen mögen. Der zuckende Rhythmus ihres Pulsschlages verrät aber ihre inbrünstige starke Glut. Von dieser Glut zeugt aus das schmerzliche Pathos ihrer Kunst. Jeder Vers wirkt wie ein heiliger Sieg über ein flammendes urgewaltiges Chaos, ist etwas Errungenes, mit Blut und Nerven Erzeugtes. Das gibt allem, was sie geschrieben hat, jene Gemütswucht, die wir an ihr bewundern und verehren.

* * *

Die strenge kühle feste Form scheint überhaupt zum Wesen unserer neuen Dichter zu gehören. Anstelle der pseudovolksliedhaften Nachlässigkeit der Gestaltung ist ein unendlich subtiles Gewissen für die Formung getreten. Alles Schleierhafte, Verschwommene, Allgemeine wird streng verpönt. Die Bilder sind prägnant, scharf umrissen. Alle Fahrlässigkeiten des Rhythmus und Reims werden als unangenehm störend empfunden.

Wo wir Abweichungen finden, sind sie sicher nicht unbeabsichtigte Zufälligkeiten oder kümmerliche Notbehelfe, sondern ein beabsichtigtes Raffinement. Durch eine rhythmische Verschiebung wird oft eine Bewegung wiedergegeben, die durch andere Mittel mit derselben Prägnanz überhaupt nicht wiederzugeben ist. Durch einen gelegentlichen unreinen Reim (anstelle des gedankenlosen und geschmacklosen urein-Reimens von früher) erhält ein Bild eine ganz bestimmte unsagbare Nuance.

Die Strenge der Form wirkt oft kühl und herb, die Linien sind stark und groß gezogen. Von innen heraus wird aber alles verlebendigt. Nichts bleibt starr und leblos. Man denke an die Schicksalsode von Herbert von Hoerner oder an das Marienſonett von Elfriede Skalberg. Die Sonettform wird ihrer wundervollen Architektur wegen von den neueren Dichtern überhaupt sehr bevorzugt.

* * *

Ich kenne nun keinen, der diese scheinbar starre Form so bis ins Letzte mit neuem Geiste erfüllt hätte, wie Gustav Adolf Specht. Für jede Bewegung findet er eine unnachahmliche rhythmische oder klangliche Nuance. Besonders raffiniert sind die Einschnitte in den einzelnen Verszeilen, durch die seine Verse oft eine ganz beispiellose Bewegtheit erhalten: trotzdem sie wie aus Marmor gehauen sind, haben ihre Linien die ganze Wärme, die ganze Bewegtheit des Lebens. Wie lichte Tempel ersteht es vor uns:

„Es gleiche einem Dome Dein Gedicht!
Auf starke Fundamente sollst Du's gründen,
als ob sie seit Erwinus' Zeiten stünden
und dauern müssen bis zum Weltgericht.

Dem Tempel nimm das drückende Gewicht.
Nur sanft darf sich der Strebebogen ründen.
Jedweder Pfeiler soll von Sehnsucht künden,
die stumm zu uns in schlanken Wundern spricht.

In zwei Terzinentürme laß ihn münden,
den Jambenbau. Heb ihn ins höchste Licht.
Dem reinsten Äther soll er sich verbünden.

Vergiß am Knauf die Kreuzesblume nicht!
Dann tritt hinein, gedenke alter Sünden
vor Frau Marias süßem Angesicht."

Man vergleiche diese lächelnde Maria mit der Himmelskönigin bei Elfriede Skalberg, und man wird ermessen, welche Welten diese beiden Künstler von einander trennen. Die Kunst Elfriede Skalbergs bändigt die Qual eines seelischen Inferno zu blutvollen zuckenden Gebilden. Die Kunst Gustav Spechts meißelt aus leuchtendem Stein die Fülle der Gesichte, die ihn umdrängt. Es ist, als ob alle schönen Dinge und Gestalten der Welt sich wie Schatten um ihn geschart hätten, um in seinen Versen noch einmal zu erstehn

zu neuem Leben. Die toten Götter kehren wieder. Sie küssen seine Augen, damit er sie erschauen könne in all ihrem Glanz und all ihrer Schönheit, damit er von ihnen sänge zu den Menschen, die sie im Hasten und Taumel des wirbelnden Getriebes vergessen haben. So ziehen sie in funkelnder Reihe an uns vorüber in seinem Zyklus „Göttersonette". Der Dichter hat ihnen von seinem Blute zu trinken gegeben, die Schatten erschauern in lebendiger Lust. In neuem Lichte erstehen sie vor uns, die ihrem jüngsten Dichter sich neigten in hoher göttlicher Liebe.

„Ein letzter Abendkuß des Helios
trifft Helikons olivendunkle Lehne.
Im Jambos rauscht die heil'ge Hippokrene.
Durch laue Triften wandelt Pegasos.

Entführe mich, geliebtes Flügelroß,
der ich mich so nach meinen Musen sehne,
entführe mich im Flimmer der Selene
nach Frau Eratos goldnem Liebesschloß.

Dort blüht auf jedem Baume ein Gedicht,
betäubt mich Weihrauch wie der Nebel Lethes.
War... ich... jemals... ein Mensch? Ich weiß es nicht!

Im heilgen Rausch des lyrischen Gebetes
lob ich den Gott, der mir den Lorbeer flicht,
den Herrn des Lichts, Apollon Musagetes."

Die goldene Vision des Apollon Musagetes entsteht aus dem scheidenden Sonnenstrahle. Der Mondnacht entsteigen die Gestalten Endymions und Dianas:

„Diana spürt ein schüchternes Gelüste.
Ein Jäger schlummert in der Rosenhecke,
Endymion im lieblichen Verstecke...
Der Mond erschrak, als sie ihn leise küßte.

Im Schlaf! Im Schlaf! Im Schlaf! Wenn er es wüßte,
wenn er erwachte! Nachtigall, o wecke
den Schläfer nicht! Barmherzge Nacht, bedecke
den Schimmer ihrer himmelsüßen Brüste!

Zarteste Küsse, Küsse ohne Zahl,
Küsse, die jähe Todesglut entfachen,
verschwendet sie in niegenossener Qual.

Am Himmel schwimmt Selenens Sternennachen.
Auf Latmos' Gipfeln spielt ein Mondenstrahl.
Der Jüngling mochte nimmermehr erwachen."

Man achte auf das Schweifende, Schattenhafte dieser Verse: Schatten im Mondlichte. Und dann dieses merkwürdige tempo rubato im Rhythmus. — Von einer ganz andern Art ist die Erzählung von der verbannten Hebe, voll wehen, grotesken Humors, fast barock:

„Goldhebe schenkt bei Tisch im Götterlande
den Jugendtrank . . . Verträumt im Augenblick
schaut sie sich um. Welch frevles Ungeschick —
und über quillts am goldgesäumten Rande.

Plump bückt sie sich im luftigen Gewande
und hascht den Tropfenfall . . . Pfui, ist sie dick
und ungraziös! Mit stummem Vorwurfsblick
straft Zeus die Maid. Laut lacht die Götterbande.

Von Stund an ward auf ewig sie verbannt
vom Schmaus der Götter. Siech, im Nebelgrunde
der Menschentäler irrt sie, unerkannt.

Es welkt der Lenz auf ihrem Nektarmunde.
Ich traf sie irgendwo in Griechenland
in einer Kneipe zur Gespensterstunde.

Doch nicht nur Götter leben auf in seinen Versen. Alle lebensstarken, gewaltigen Zeiten und Völker erstehen neu vor uns in großen freien übermenschlichen Gestalten. Im Rausche erschaut, im Rausche festgebannt erscheinen sie vor uns und nicken uns zu mit geheimnisvollem Lächeln.

Der lustige Benediktinerpater Dom Perignon zu Epernay, der Erfinder des Champagnerrezepts, grüßt uns, mit den weinseligen Augen blinzelnd:

Der Vater Perignon zu Epernay
Schlägt wild ein Kreuz und ruft: „venite — ite!
Ihr duftgen Geister! Seelendynamite!
Flammt auf: Chasselas, Goutte d'or und Blanc doré!"

Er betet laut des Hexen-A B C,
vermischt den Trank, auf daß er wohl geriete:
ein Schlückchen Busenmilch von Aphrodite
und vom Parnaß ein Flöckchen Musenschnee . . .

Der Trank mousiert. „Laudamus!" singt der Pater.
Er füllt ein Glas aus dem gelobten Faß:
„Das erste Dir, Maria, Sancta Mater!"

Er füllt und trinkt und füllt ohn' Unterlaß:
„Das hundertste zu Rom dem heilgen Vater!
Und dir, Ave Champagne! — das letzte Glas!"

Und wie ein Dank an die großen herrlichen Meister, die ihn gelehrt, klingt das Sonett an Fra Guittone d'Arezzo, den ersten Sonettendichter:

„Sei mir gegrüßt, Du alter Fra Guittone!
Du Frauenfreund voll göttlicher Bravour!
Du wilder Mönch! Du kecker Troubadour!
Sonettenvater! Ritter der Kanzone!

Wir holen uns zu Rom die Dichterkrone,
ein Lorbeerreif beschattet die Tonsur.
Wir leisten unsern heilgen Sängerschwur
im herben ehernen Trecentotone.

Es läutert sich in sanftestem Genuß,
wer rastlos opfernd immer dichten muß,
weil es auf Erden so viel Schönheit gibt.

Dir, würdger Meister, beut den Friedenskuß
Dein jüngster Jünger, Dein discipulus,
zwar noch nicht Mönch, doch heiß in Gott verliebt! . . ."

Auch Furchtbares und Grausiges lebt in seinen Versen. Doch als Lust, als Steigerung des Lebensgefühls, als seelischer Reichtum, als neue Schönheit und formende Kraft. Sein ganzes Werk dünkt uns ein heiliger Reigen des Großen, Freien und Starken in goldenem Licht — hoch über allem Staub und aller Kleinheit des verwirrenden, tosenden Getriebes. Seine Kunst ist eine Erfüllung, ist das Wiederfinden der Urheimat aller Sehnsüchtigen und Trunkenen. Die Gärten tun sich auf vor uns, nach denen uns alle verlangt während unseres verwegenen Schreitens durch lichtloses, ödes Gelände.

In seinem Gedichte „Die Beiden", in dem er die Begegnung der beiden größten gotischen Meister, Dante und Stefan George, in ekstatischer Entrückung schaut, — über Zeit und Raum hinweg, — erkennen wir ein Sinnbild, das wir nicht zu deuten wagen, weil es höchstes Glück, heiligstes Entzücken offenbart:

„Durch Kreuz und Himmelfahrt der Welt entronnen,
luftwandelten sie auf verklärten Wegen
einander wie im hellen Traum entgegen,
und ihre Male funkelten, wie Sonnen.

Vor ihnen reglos Engel und Madonnen.
Die mochten kaum die Wimper leis bewegen,
so lautlos lauschten sie dem stummen Segen,
in Meisters Anblick huldigend versonnen.

Und tief die Stirn gebeugt von Schöpfersorge
tat auf den Mund der Eine Selge Dichter:
Nos militamus, Stephane George!

Und wie er herrlich da die Arme spannte,
dem Freunde zu, der Andre Selge Dichter:
Et triumphamus, o divine Dante!

* * *

Zum Schlusse gestatte ich mir noch einige meiner eigenen Dichtungen hinzusetzen.

Nach dem Feste.

Ein letzter bläulich roter Tropfen Wein
ruht auf der hohen edlen Kelche Grunde.
Wie eine nie verheilte bleiche Wunde
erglänzt das Glas im schwachen Kerzenschein.

Und schlanke Vasen stehn in stummen Reihn.
Verwelkte Knospen schaun in bunter Runde
in dieser späten, leblosleeren Stunde
verwundert in die tote Glut hinein.

An einem langen dünnen Silberfaden
läßt eine vielgegliedert graue Spinne
sich still herab aus ungestaltem Dunkel, —

ein letzter Gast, den niemand eingeladen.
Und träg umspinnt sie die verschlafnen Sinne
mit eines Netzes weißlichem Gefunkel.

Suchende Segler.

Du wußtest uns, als wir verdarben in gramvollen Klagen,
von bunten Vögeln und fernen Inseln zu sagen,
von starrenden Inseln in blauer ruhender Leere,
jenseit der Meere, —
aber die Meere sind weit,
sind weit. . . .

Da eines Tages, im Banne gebietender Stunden,
bist Du schweigend den trauernden Treuen entschwunden,
daß Dir keiner die suchende Irrfahrt wehre
über die Meere, —
aber die Meere sind weit,
sind weit.

Lange saßen wir harrend am hallenden Strande.
Keine Kunde kam uns vom fernen Lande.
Horchend spähten wir aus mit bangem Begehre
über die Meere, —
aber die Meere sind weit,
sind weit.

Auf! Suchende Segler! Die Anker gelichtet! Ans Steuer!
In trotzende Meere treibt uns ein zehrendes Feuer
zu starrenden Inseln in blauer ruhender Leere,
jenseit der Meere, —
die Meere sind weit,
sind weit!

Abend.

Lange Wellen kommen langsam gezogen.
Müder Wind streift kraftlos die schläfrigen Bäume.
Über den fernen schneeigen Bergen liegt Goldstaub.
Und des Tages schwerer Bann löst sich leise.

Leise Stimmen, die lange drückend geschwiegen,
reden zu mir durch die blaue dunstige Stille.
Aus den Wassern lockt mich kaum hörbar ein Rufen.
Und erzitternd lauscht meine wartende Seele.

Seele des Tags! Aus tausend atmenden Blüten
hast Du den dunkeln duftenden Trank mir bereitet.
Reiche mir gnädig die kühle glänzende Schale,
daß ich hinübergleite ins Wiegen der Nacht!

Die Blume.

Als ich des Nachts den Silbersee durchfuhr,
entstieg dem Grunde eine wirre Fülle
von breiten Blättern und in dünner Hülle
verschlossen eine Blume — Knospe nur.

Aus unbewegter klarer Wasserflur
erhob sie sich, daß sich ihr Los erfülle,
daß ihre scheue Schönheit sich enthülle
und schweigend wieder schwände ohne Spur.

Sie wuchs im seelenlosen Mondesglaste
und reckte zögernd ihre junge Blüte
zum drohend hellen Lichte — schlaff und schlank:

ob sie sein kosend kalter Strahl betaste.
Und schmeichelnd traf sie seine eisige Güte,
daß ihrer Krone Blatt um Blatt entsank.

Bauern.

Mit ruhigem Trotze im harten Gesicht
mühn sich Bauern im ersten Frühsonnenlicht.
Und lassen in schwerem sorgendem Sinnen
gelbe Saaten zur Erde rinnen.
In ihres Ganges wuchtigen Tritten
lebt alles Leid, das sie dumpf durchlitten.
Sie schauen forschend und unverwandt
weit über das schweigende ruhende Land
und horchen nicht auf, wenn in der Luft
hoch oben ein ferner Vogel ruft.
Und fühlen nichts, als der dampfenden Erde
ernteträumendes mächtiges „Werde".
Stumm schreiten sie im braunen Meer
der Schollen saatenstreuend umher.
Und des zeugenden Lichtes klares Glühn
strahlt ewig gleich auf das gleiche Mühn.

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Frauenberufe.

Von Hildegard Sachs. (Berlin.)

9. Das Hochschulstudium.

Die Zahl der Frauen, die sich akademischen Berufen zuwenden, nimmt von Jahr zu Jahr zu, und zwar naturgemäß am meisten in denjenigen Fakultäten, in denen sie nicht von vornherein in ihrer Laufbahn benachteiligt sind. Solange z. B. Deutschland keine weiblichen Prediger, Rechtsanwälte und Richter zuläßt, wächst der Prozentsatz der Jura und Theologie Studierenden langsamer als etwa der der Medizinerinnen. Zur Orientierung soll hier nur eine allgemeine Übersicht über die für Ausländerinnen wichtigsten Bestimmungen der von Studierenden aus Rußland am meisten aufgesuchten deutschen Hochschulen gegeben werden

Im allgemeinen stehen Ausländern, sofern sie eine Vorbildung nachweisen können, die der in Deutschland geforderten entspricht, bei der Ablegung von Universitätsprüfungen keine besonderen Hindernisse entgegen; auch gelten in der Regel für Frauen dieselben Bedingungen wie für Männer. Nur als Ausnahme ist beispielsweise die Sonderbestimmung zu betrachten, daß Ausländerinnen in Preußen zur Immuatrikulation, auch an den technischen Hochschulen, in jedem Fall der Genehmigung des Kultus-Ministers bedürfen. Über sonstige Einzelbestimmungen unterrichtet am besten die „Auskunftsstelle" der betreffenden Hochschule.

Bei der Ablegung von Staatsexamina, wie bei der Erteilung von Rechten, die auf Grund dieser Examina gewährt werden, genießen Ausländer nicht dieselben Rechte wie Angehörige deutscher Bundesstaaten. Im allgemeinen können Ausländer die Examina der deutschen Bundesstaaten ablegen, doch ergeben sich daraus noch keinerlei Rechte. Auch für Inländer erwächst in den Fällen, in denen eine staatliche Zulassung zu der Ausübung des Berufes erforderlich ist, aus dem bestandenen Schlußexamen kein Anspruch auf diese Zulassung, z. B. nicht die Approbation als Arzt und Zahnarzt. Der Deutsche wird zur Doktorpromotion an der medizinischen Fakultät nur nach erfolgreicher Ablegung des großen Staatsexamens zugelassen, das als Vorbedingung die Absolvierung eines reichsdeutschen Gymnasiums verlangt. Eine Sonderbestimmung für Ausländer gestattet diesen, auch ohne vorangegangenes Staatsexamen zu promovieren. Darum erwerben Ausländer, die überdies zur Ablegung des ärztlichen Vorexamens (Physikum) noch einer besonderen Genehmigung bedürfen, die nur selten erteilt wird, gewöhnlich in Deutschland nur die Doktorwürde und legen in ihrer Heimat das entsprechende Staatsexamen ab.

Ein näheres Eingehen auf die medizinischen Fächer scheint insofern geboten, als ihr Studium relativ günstige Aussichten bietet und auch für Ausländer sehr wohl in betracht kommt.

Die Beteiligung der Frauen in Deutschland am medizinischen Studium ist in stetigem Wachstum begriffen. Sie üben Privatpraxis aus, sind an öffentlichen Stellen als Schulärztinnen, als Polizeiärztinnen, als Vertrauensärztinnen bei Versicherungsgesellschaften tätig und finden an öffentlichen und privaten Heil- und Pflegeanstalten ein weites Arbeitsfeld. Im Ausland, vor allem in der Schweiz, haben Ärztinnen verschiedentlich Sanatorien für Frauen und Kinder eröffnet, die sich eines regen Besuches erfreuen.

Das Studium dauert mindestens 10 Semester. Der Reichsdeutsche legt nach 5 Semestern eine Zwischenprüfung (das Physikum) ab, nach weiteren 5 (klinischen) Semestern das große Staatsexamen.

Aus den oben erwähnten Gründen bildet für den Ausländer meist die Promotion den Abschluß des medizinischen Studiums in Deutschland.

Ähnlich günstig wie die Aussichten der Ärztin stellen sich die Aussichten der Zahnärztin dar. Das zahnärztliche Studium, das durch die Prüfungsordnung vom 15. März 1909 eine wesentliche Umgestaltung erfahren hat, ist gleich dem medizinischen reichsgesetzlich geregelt. Die Zahnheilkunde gehört aber in den meisten Universitäten zur philosophischen Fakultät. Für die Zulassung zum Staatsexamen schreibt § 6 der Prüfungsordnung vor: „Das Zeugnis der Reife von einem Gymnasium, einem Realgymnasium oder einer Oberrealschule außerhalb des Deutschen Reiches darf nur ausnahmsweise als genügend erachtet werden."

Das Studium, das nach dem 3. Semester durch eine Vorprüfung unterbrochen wird, dauert 7—8 Semester.

Sowohl der ärztliche als auch der zahnärztliche Beruf stellen hohe Anforderungen an die körperliche Widerstandsfähigkeit, besonders an die Nervenkraft.

* * *

Im Rahmen dieser Artikelserie konnte naturgemäß keine erschöpfende Darstellung, sondern nur eine Übersicht derjenigen Berufsarten gegeben werden, die in Deutschland heute jungen Mädchen der gebildeten Stände offen stehen. Auch unter diesen sind mit Rücksicht auf den nicht-reichsdeutschen Leserkreis solche Berufe nicht erörtert worden, bei denen die Ausbildungs- wie Erwerbsmöglichkeiten für Ausländer unsicher, wenn nicht aussichtslos sind; darum bleiben z. B. die Beamtenberufe im Post-, Telegraphen- und Eisenbahndienst, ferner der Beruf der Bibliothekarin, unerwähnt. Trotz dieser Beschränkungen ist es hoffentlich gelungen, den verschiedensten Neigungen und Begabungen Rechnung zu tragen und jedem ernsten Willen die Wege zu weisen. Um Interessenten instand zu setzen, zuverlässige, detaillierte Erkundigungen einzuziehen, bevor die Entscheidung für einen Beruf endgültig gefällt wird, ist bei jeder Berufsart die umfassendste Organisation angegeben. Darüber hinaus gehende Fragen allgemeinerer Natur, die dort infolge der ausgeprägten Spezialisierung keine Beantwortung erfahren, sind am besten an das „Kartell der Auskunfts-

stellen für Frauenberufe", Berlin N. W. 23, Brückenallee 33 zu richten. (Gegen 50 Pfg. in Marken, die zur Deckung der Bürounkosten dienen.)

Der oberste Grundsatz für alle die erörterten Berufe, der gar nicht genug betont und nicht oft genug wiederholt werden kann, heißt: gründliche, eingehende Erlernung. Je länger und sorgfältiger die Vorbereitung, umso günstiger die Aussichten für die Zukunft in materieller wie in ideeller Hinsicht. Es gibt kein besser angelegtes Kapital, als das für die Ausrüstung eines jungen Menschen für den Lebenskampf geopferte. Den Frauen aber, bei denen Zeit und Geld keine Rolle spielen, die nur einen Beruf ergreifen, um sich einen Lebensinhalt zu schaffen, sei zum Schluß noch besonders ans Herz gelegt, daß sie nicht durch Arbeit für ein bloßes Taschengeld die Erwerbsmöglichkeiten derjenigen verschlechtern, die auf ihr Berufseinkommen angewiesen sind. Keinem noch so reichen Mann würde es einfallen, durch Verzicht auf angemessene Bezahlung seiner Leistungen die Arbeit seiner Kollegen zu unterbieten. Je mehr die Frauen aus der Isolierung ihres Hauses treten und ihren Gesichtskreis durch das Wirken im öffentlichen Leben erweitern werden, umsomehr wird auch ihr Solidaritätssinn sich entwickeln und solch gedankenloses Unrecht unmöglich machen. Doch nicht nur auf das Verhältnis zu ihren Geschlechtsgenossinnen wird diese Entwicklung von wohltätigster Wirkung sein; in jeder Hinsicht ist die Erweiterung des Horizonts, die mit einer vertieften Bildung Hand in Hand geht, heilbringend. In dem Maße, in dem die Interessen der Frau sich nicht in dem sich ständig verengenden Wirkungskreis des Hauses erschöpfen werden und ihre Anteilnahme an dem Wohl und Wehe der Allgemeinheit wachsen wird, muß die Diskrepanz zwischen den Interessenkreisen der Geschlechter schwinden, die sich bis zur inneren Fremdheit gesteigert hat, und Mann und Frau werden gemeinsam an dem Bau der Menschheitskultur schaffen.

❀ ❀ ❀

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Die Korporation „Teutonia" in Dorpat.

Von Pastor J. Stach. (Eugenfeld; Gouv. Taurien.)

Am 17. Februar hat die jüngste Dorpater Studenten-Korporation „Teutonia" ihren fünften Stiftungstag gefeiert. Sie besteht ausschließlich aus Söhnen von deutschen Kolonisten in Rußland. Gegenwärtig gehören zu ihr 29 junge Männer, darunter 10 aus Bessarabien, 5 aus den Kolonien an der Wolga, 5 aus den schwäbischen Dörfern Transkaukasiens, 4 aus dem Gouvernement Jekaterinoslaw, 2 aus dem Dongebiet, 2 aus der Krim und 1 aus Podolien. Der Konfession nach sind alle evangelisch, wozu selbstverständlich auch die zwei zu ihr gehörenden Mennonitensöhne zählen. Die

meisten Korporellen widmen sich gegenwärtig dem Studium der Medizin und der Theologie. Zur Teutonia gehören bereits 3 Theologen und 1 Mediziner als Philister. Auch sind einige ältere Herren aus dem Süden zu Ehrenphilistern ernannt werden. In der kurzen Zeit ihres Bestehens hat es die junge Korporation verstanden nicht nur sich selbst, sondern auch der mächtig aufwärts strebenden deutschen Kolonistengesellschaft in Südrußland und an der Wolga Anerkennung und Achtung unter ihren baltischen Stammesgenossen zu verschaffen, was bei ihrem ernsten Streben um die allgemeine und fachmännische Ausbildung, um die Pflege des Deutschtums und seiner Literatursprache, sowie um die Wahrung der edelsten Heimatgüter sich von selbst versteht. Der Musik, besonders dem Gesang der deutschen Volkslieder, verdanken die Teutonen den hoch entwickelten Sinn für edle Geselligkeit und Heimatliebe.

Für uns alte Bewohner der deutschen Kolonien in Südrußland und an der Wolga ist es eine besondere Freude zu beobachten, wie richtig unsre Dörptschen Musensöhne ihre Kulturaufgabe der Heimat gegenüber auffassen. Unsrer Jugend zu Hause mangelt es fast überall an edler Geselligkeit. Jede Roheit, jede sittliche Entartung läßt sich fast ausschließlich auf diesen Mangel zurückführen. Nicht selten gelingt es unseren Müttern und Volkslehrern, Verständnis und Begeisterung für alles Gute, Wahre und Schöne in die Herzen ihrer Kinder zu pflanzen. Aber diese zarten Pflanzen verkümmern oft kläglich in den Jahren nach der Konfirmation, wo die zur Selbständigkeit herangereifte Jugend keinerlei Anleitung zu edler Geselligkeit findet. Ebenso traurig ist es häufig um die Heimatliebe in den Kolonien bestellt. Man klebt nicht mehr an der Scholle, man sieht in ihr einen einträglichen Handelsartikel, auch macht die Landflucht sich bereits bemerkbar. Wollen wir unserem Volke die altüberlieferte Einfachheit und zähe Ausdauer im ehrlichen Kampf um das irdische Fortkommen erhalten, so müssen wir in ihm die Liebe zur Heimat entflammen. Beides sind in unserem gegenwärtigen, auf das Materielle gerichteten Zeitalter keine leichten Aufgaben. Wer anders könnte sie besser lösen, als unsre aus Dorpat und anderen Bildungsstätten zurückkehrenden Studenten und geistigen Führer. Darum blicken wir deutschen Kolonisten und mit uns jeder edeldenkende russische Vaterlandsfreund mit Wohlgefallen und Stolz auf die im fernen Norden zu unser aller angenehmen Überraschung still erblühte Blume unseres Volkstums. Auch im Norden scheint die Sonne, und wir wissen unser Pflänzlein in Dorpat gut aufgehoben. Seit Jahrhunderten erblühten dort die besten Blumen deutschen Geistes. Sie gehören heute noch trotz mancher über sie ergehenden Stürme zum schönsten Schmuck des für das Gemeinwohl kämpfenden Teutonen. Drum lebe die Teutonia!

Wenn mir die geneigten Leser gestatten, ein wenig persönlich zu werden, so will ich als jüngster Ehrenphilister, wozu mich die warmfühlende Jugend bei meinem Besuche in Dorpat am 24. Januar ernannt hat, einige Verse veröffentlichen. Ich schrieb sie ein paar Tage darauf in das Album eines ge-

schätzten Amtsbruders in Estland, dem ich mit meiner Frau den Besuch seiner Gattin erwiderte; da die Verse ja weiter nichts sind als der Ausdruck jener warmen deutschen Freundschaft, wie sie zwischen Balten und Kolonisten nicht zum wenigsten durch das Band der Teutonia sich allmählich entfaltet, so werden mir meine lieben Freunde diese Indiskretion großmütig entschuldigen.

Es kam ein Vöglein geflogen,
Fern vom Baltischen Strand
In des Südens alter Teutonen
Sonniges Steppenland.

Das Vöglein, jung und munter,
Der Teutonen Herz gewann.
Es zog zurück zum Neste
Und rief: „Kommt, seht's Euch an."

Da folgt dem freundlichen Rufe
Bereits im zweiten Jahr
Zum Neste des munteren Vögleins
Ein wandernd Teutonenpaar.

Im trautwarmen Nestlein im Norden
Fand's eine Teutonenschar,
Der Zauber wich, und das Vöglein
Teutonenmutter war.

Nun fanden sich Väter und Kinder,
Uraltes Teutonenblut
Und brachten zum fröhlichen Austausch
Teutonisch erstrebtes Gut.

So lebe der alten Teutonen
Rastlose ehrliche Tat,
Sie gedeihe wie bisher so ferner
Zum Segen für Kirche und Staat!

❀ ❀ ❀

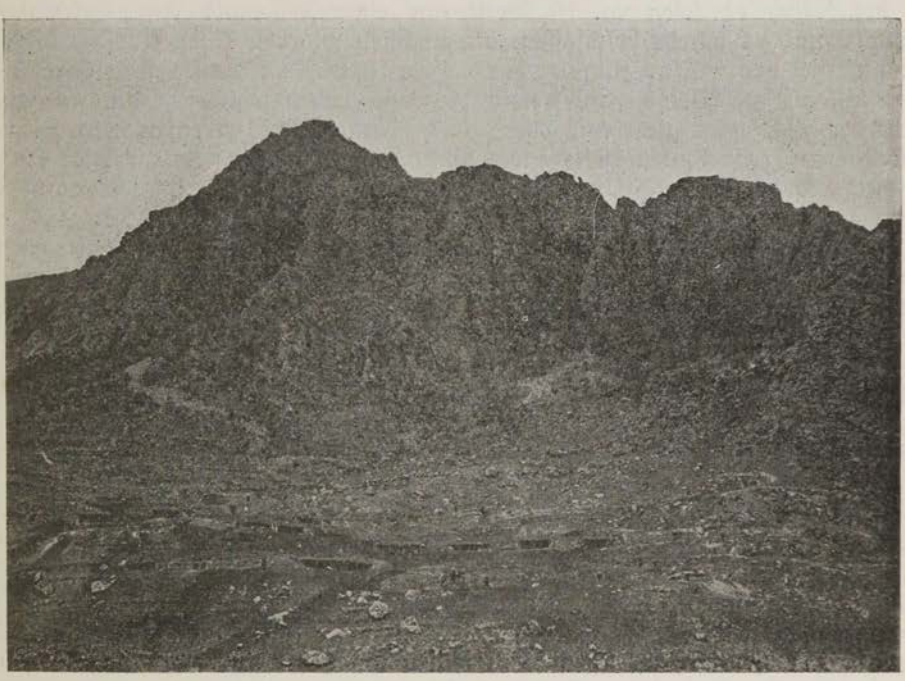
Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

An der Geierwand.

Von F. E. Stoll (Riga.)

Zwei klapperdürre Pferde, eine uralte Fuhrmannsdroschke und einen seltsamen Kerl auf dem Bock, so fuhr ich im Juni 1912 am frühen Morgen in ein fruchtbares Steppenland hinaus, an dessen Horizont die Ausläufer des Kleinen Kaukasus in welligem Blau sich erhoben. Über die weißen Mauern der Weingärten lehnen in saftigem Grün die sperrigen Büsche des Granatapfels und lachen mich an mit Blüten so rot, als hätte die sengende Sonne Feuer in's Laub gesetzt. Wohl winkt mir hier und da ein bekanntes Kraut, sonst aber ist die Flora fremd, so merkwürdig fremd. In den Büschen, auf den Bäumen zirpt und schwirrt es von singenden Zikaden. Da sitzt an der Borke einer Platane so ein singendes Etwas: groß, dick, grau wie eine riesige Bremse mit langen glasklaren Flügeln und der Stirn eines Büffels. Sorglos sitzt es und singt, — und greift man zu, dann schwirrt es dahin, als hätte es nie hier gesessen. Unter einem breitästigen Walnußbaum am Rande eines Baches, der rauschend und brausend aus dem Gebirge kommt, machen wir Rast, um den müden Pferden etwas Ruhe zu gönnen. Die Steppe liegt hinter uns und vor uns türmen sich Berge. Von der Höhe eines Hügels tönt ein frischer fröhlicher Gesang: Zi—zi—zi—zi—zia—zia—züh, ein richtiger Ammergesang den Urheber, — und bald habe ich auch entdeckt. Da sitzt der schöne Sänger auf der Spitze eines Dornbusches, goldgelb mit schwarzer Kappe und bräunlichem Rücken, und singt, und singt. Kappenammer nennt ihn die Wissenschaft, doch will das wenig sagen; Freude der Berge" will ich ihn nennen, so wonnig mutet sein Gesang an. Weiterhin singt schlicht und einfach der Zippammer sein

kleines Lied. Die Straße folgt dem Laufe des Baches in die Berge hinein. In der Sonnenglut umgaukeln uns schillernde Falter; schwarz-gelbe Käfer und blau-rote Widderchen „Blutstropfen" umschwirren zu Hunderten die roten Blütenköpfe der Disteln, und über die heiße Felswand huschen schlanke, langfingerige Echsen und dornige Agamen. Sie zu fangen, ist müßiges Begehren: selbst die plumpe Agame verschwindet blitzschnell in den Spalten des Gesteines. Kaum daß ein Vogel wo piept, nur zitternder Zikadengesang in gleichmäßigem Takt. Aus einem nahen Eichbusch fliegt mit lautem Geschrei ein Krünnickshäher und verschwindet im Flußtal. In gleitendem schwebendem Schwalbenfluge erscheint ein Schwarm Bienenfresser. Ihr grünes Gefieder, die goldgelbe Kehle leuchten in sonnigem Glanz. Staunend folgt das Auge diesen Märchenvögeln, bis sie im strahlenden Sonnenlicht verschwinden.



Der Geierfelsen von unten.

Im Vordergrunde ein sogen. „Kután", d. h. eine Erdhöhle, wo das Vieh im Winter über Nacht bleibt, ebenso Hirten, Frauen und Kinder. Eine „Filiale" des Dorfes Tschowdár.

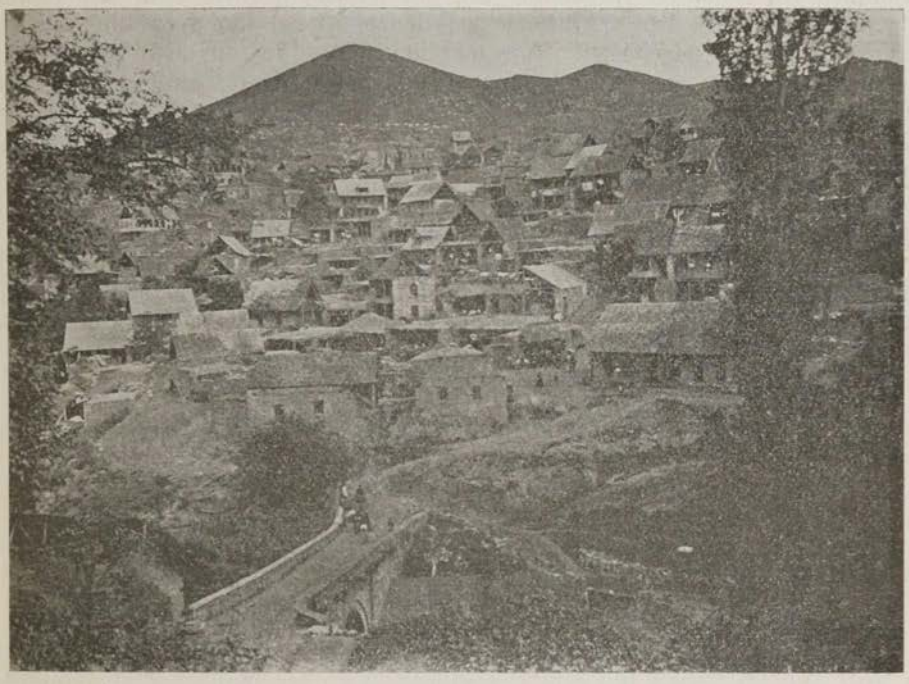
Vor mir liegt Surnabad. Dort, hatte man mir in Tiflis gesagt, würde ich sicher Tiere für unseren Zoo erhalten, dort lebe ein Balte, der ein großer Jäger vor dem Herrn sei und selbst verschiedene Tiere in Volièren und Käfigen halte. Von weitem schon sah ich auf einem Dach in einer großen Volière mehrere Geier sitzen. Dorthin lenkte ich mein Gefährt und fand dort ein Haus von solch herzenswarmer Gastlichkeit, daß ist statt der beabsichtigten vier Stunden — vier Tage blieb.

Surnabad ist eine staatliche Antipeststation, wo gegen die gefürchtete Rinderpest täglich riesige Quantitäten Pestserum bereitet und ins Reich ver-

sandt werden. Die Station ist mit allen Errungenschaften der Neuzeit reich ausgestattet: prachtvolle Laboratoriumsräume, Apparate für Mikrophotographie und für Aufnahmen mit ultraviolettem Licht, weite blitzsaubere Ställe mit langen Reihen todgeweihten Viehes. Täglich müssen etwa zehn Ochsen ihr Blut lassen, und da man für das Fleisch keine Verwendung hat, so werden die Tiere einfach vergraben. Der Verwalter der Station war verreist, und sein Gehilfe Herr Luß, mein freundlicher Gastgeber, vertrat ihn. Hausherr und Hausfrau, er Livländer, sie Rigenserin, überboten sich in dem Bemühen, mir den Aufenthalt so angenehm als möglich zu gestalten. Jagdtrophäen aller Art, Geweihe, Gehörne, Felle und Vögel schmückten das Haus, und draußen in Gehegen und Volièren lebten Schakale und Alferackifüchse, Rehe, Fasan und Frankolin, ein junger, sehr täppischer Bär, mehrere Gänsegeier, ein Schmutzgeier und ein Lämmergeier. Im Gespräch erfuhr ich bald, daß sich in der Nähe, es seien ca. 16 Werst, an einer Felswand eine Geierkolonie befände und es wurde beschlossen, am nächsten Morgen einen Ausflug dorthin zu unternehmen. Fünf Mann hoch, Herr und Frau Luß, zwei Strashniks und ich, alle zu Pferde, traten wir die Reise gegen neun Uhr an. Anfangs geht der Weg recht glatt und eben, doch dann heißt es einen Berg hinauf. In langen Zickzacklinien klettern die Pferde den schmalen steinigen Pfad hinan. Sicher und fest sitzt man im hohen Sattel, um die Pferde braucht man sich nicht zu kümmern, sie wissen es besser, wo sie hinzutreten haben. Auf der andern Seite des Berges geht es wieder ins Tal hinab und dann wieder hinauf. Um die Mittagszeit gelangen wir durch einen Buschwald, der sich an einer Lehne entlang zieht, an ein Armenierdorf und machen im Schatten breitästiger Apfelbäume Rast. Während die Pferde abgesattelt und der mitgenommene Proviant ausgepackt wird, mache ich einen Abstecher in die Büsche, um nach Schildkröten und anderm Getier zu suchen. Bald aber muß ich mein Vorhaben aufgeben; schlüpfrig und glatt ist der Pfad, und das Gesträuch, von Brombeeren durchwachsen, zu dicht. Zwei leere Hüllen von Zikadenlarven sind meine ganze Ausbeute. Auf Decken und Mänteln ausgestreckt pflegen wir der Ruhe und laben uns an Butterbröten, weißen übersüßen Maulbeeren, die hochgehäuft auf einem Teller gereicht werden, und einer kühlen sauern käsigen Milch, die die Quintessenz aller gesundheitsfördernden Nährstoffe sein soll. Als lebendes Beispiel wird mir gleich ein alter graubärtiger Armenier präsentiert, der auf einem Esel ins Gebirge reitet, um Holz zu fällen. Mit treuherzigem Handschlag begrüßt er meinen Gastgeber und reicht auch mir seine braune Faust. Auf einige Sechzig taxiere ich ihn, und doch hat er schon neunundneunzig Jahre auf dem Rücken. Und drüben im Dorf lebt ein alter Kerl, der hundertundelf Lenze zählt, aber freilich das Bett nicht mehr verläßt.

Unter uns braust in wilden Kaskaden ein Gebirgsbach, an dessen steilen Felsufern einige menschliche Wohnungen wie Schwalbennester kleben. Wenn die Frühjahrswasser zu Tal brausen, dann nehmen sie auch mal so ein Nest mit allen Insassen mit; doch tut das weiter nichts. Wie die Schwalbe oft ihr Nest an Stellen baut, wo Menschenhand es zerstört, so baut auch der wilde Bergmensch mitunter sein Haus, wo Tod und Verderben ihm drohen. — Bald sind die Pferde wieder gesattelt, und weiter geht es in die Berge hinein. Noch einmal wird in einem Tal auf blumiger Au gerastet. Die weißen Blütendolden eines Schierlingkrautes sind förmlich bedeckt von bunten Faltern, Käfern, Fliegen und Wanzen, und schnell ist eine dickbauchige Spiritusflasche mit Käfern gefüllt. Und dann geht es wieder hinauf, immer höher und höher. Immer

langsamer werden die Schritte der Pferde, sie können kaum noch weiter. Einer der Strashniks ist längst vom Pferde gestiegen und führt das Tier am Halfter; allmählich bleibt er zurück, — es geht nicht mehr. Gegen fünf Uhr abends haben wir die letzte Höhe genommen und sind am Ziel. Rechts vor uns fällt eine Wand ab, steil und tief: die Geierwand. Vom Wegrande hebt sich ein Gänsegeier und schwebt in die Tiefe; einen zweiten Geier sehe ich als prachtvolle Silhouette auf einem spitzen Felsvorsprung. Der eine Strashnik wird ins nahe Dorf geschickt, um für Unterkunft zu sorgen, der andere bleibt bei unsern Pferden. Frau Luß, müde vom Ritt, wirft sich ins weiche Gras, um die schlaffen Glieder zu erholen. Herr Luß und ich winden uns durch krüppeliges Eichengestrüpp bis an den Rand des Felsens, um nach Geiern Ausschau



Das Armenier-Dorf „Bajân“,
auf dem Wege zur Geierkolonie. Ein ziemlich reiches Dorf, deshalb auch die Häuser mit Ziegeldächern.

zu halten. Da rauscht auch schon einer auf etwa hundert Schritt aus der Felswand heraus, für den Postenschuß zu weit. Wie ich weiterschleiche, dringt mir ein scharfer Raubvogelgeruch entgegen: hier muß in nächster Nähe ein Horst stehen, doch zu sehen ist nichts im wilden Geklüft, deutlich nur höre ich das scharfe Zischen des jungen Vogels. Während ich am sichern Orte bleibe, steigt Herr Luß tiefer in die Wand hinein und kommt auch bald zu Schuß. Der Geier schüttelt sich und fliegt davon. Der Schuß bringt Leben in die Wand. Aus den Klüften rauscht es heraus mit mächtigen Flügelschlägen, schraubt sich empor in den blauen Äther, schwebt um Kuppen und Zinnen und

senkt sich hinab ins grüne Tal. — Ein großes, unvergeßlich schönes Bild! Wieviel ihrer waren, weiß ich nicht, gezählt habe ich zwanzig. Ein Steinadler streicht heran, saust vorüber und verschwindet hinter der nächsten Kuppe.

„Tiefer sinkt das Gestirn und schattiger werden die Pfade." Wir schwingen uns auf die Pferde und reiten dem Dorfe zu. Ein seltsames Ding, so ein Armenierdorf! Stufenförmig in langen Reihen liegen die Hütten oder richtiger Höhlen über und neben einander, derart, daß der Vorraum der einen Hütte das Dach der tiefer liegenden bildet. Und in solch einem rauchgeschwärzten Erdloch sollen wir übernachten?! Ein weißer Schmutzgeier kreuzt meinen Weg, als wollte er mir sagen, daß Schmutz und Ungeziefer mitunter eine ganz schöne Sache seien. Aber siehe, wir reiten durchs Dorf hindurch weiter in die Berge hinein. Dort steht auf blumiger Halde zu meinem größten Erstaunen ein schmucker Ziegelbau, rot mit flachem grünen Dach und freundlichen Fenstern. Ein Bergwerkbesitzer in Helenendorf hat ihn aufgeführt und mit einigem Komfort ausgestattet. Wie wohlig ruht es sich auf dem harten Bett! Die müden Glieder, des Reitens ungewohnt, haben ihren Dienst aufgesagt und liegen in bleischwerem Schlaf. Als ich nach einer Weile erwache, ist es draußen Nacht. Um ein glimmendes Kohlenfeuer hocken rotbeleuchtete Gestalten, die an Spießen saftigen, köstlich schnurgelnden Schaschlyk braten. Aus dem Tal herauf, von den Hängen ringsum tönt weich und melancholisch der Zwergohreule Pfiff. Köstlich schmeckt das Abendbrot.

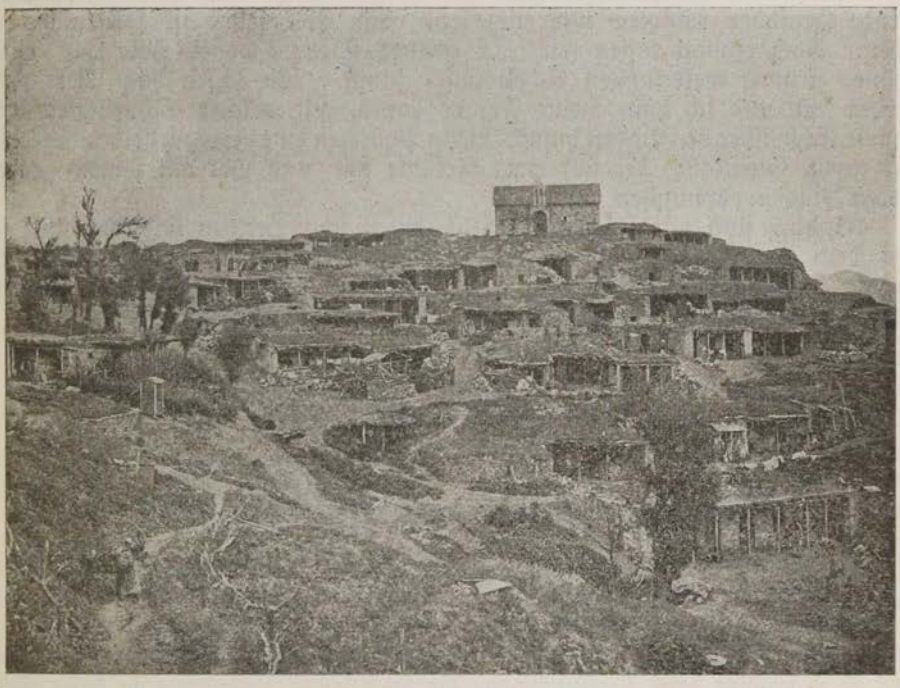
Die Geier gestern an der Felsenwand haben meine Jagdlust erweckt; ich möchte gar zu gerne einen haben. Aus dem Verdangewehr eines Strafhniks werden auf eine Felsplatte einige Probeschüsse gemacht, die leidlich sitzen, und dann in den Sattel in den taufrischen Morgen hinein:

Goldene Ähren in brennendem Mohn,
Glühende Felder im Sonnenschein,
Wonniges Weben umgaukelt schon
Buntes zackiges Felsengestein.
Summende Käfer, brummende Bien'
Schwirren durch flimmernde Sommerluft hin,
Und der Vögel jauchzender Sang
Hallt die Hänge und Halden entlang!

Heute will ich's von unten her versuchen. Herr und Frau Luß bleiben im Tal, und ich klettere mit dem Verdangewehr an der Wand hinauf. Anfangs geht es über schwankes Geröll noch recht glatt von statten, doch dann heißt es mühsam von Busch zu Busch kraxeln, bis überhängende Felsen ein weiteres Klettern unmöglich machen. Hier niste ich mich unter einem Apfelbaum ein, lege das Gewehr schußbereit über die Knie und blicke zur Wand hinauf. Große kalkigweiße Kleckse auf dem dunkeln Gestein zeigen die Horste an, doch von den Jungen ist nichts zu sehen, die sitzen tiefer in den Spalten. Die Geier haben mich bald bemerkt, und ich muß in einem Busch Deckung suchen. Wohl rauschen sie jetzt in sausendem Fluge heran, in die Wand hinein, doch wie ich mich nur etwas rühre, schweben sie auch schon davon. Jetzt streicht wieder einer heran und verschwindet in einem Spalt. Langsam, sehr langsam drehe ich mich um und schau hinauf. Nichts ist zu sehen. Händeklatschen. — Da kommt er in wackelndem Lauf heraus, bleibt auf einer Felsnase sitzen, schüttelt das Gefieder und schaut sich nach dem Störenfried um. Etwa hundertfünfzig Schritte mögen es bis dahin sein, die Büchse liegt im Anschlage, doch der

Schuß will nicht heraus. Der Abzug ist zu schwer, ich kann das Ziel nicht festhalten. Auch er streicht unbeschossen ab. Die Geier rauschen an und ab, in den Horsten heiseres Zischen. Ein prachtvoller Lämmergeier mit langem Keilschwanz zieht langsam vorüber. Die Luft ist still, so totenstill, daß ich nicht nur den brausenden Flügelschlag der Geier höre, sondern auch das Fußfassen und Gefiederschütteln deutlich vernehmen kann, wobei die Entfernung zwei- bis dreihundert Schritte beträgt. Das laute Schelten einer Amsel läßt mich fast erschreckt zusammenfahren. Sie raschelt im Gebüsch und schwebt dann zeternd in die Tiefe.

Die Mittagsstunde rückt heran und mahnt mich zum Aufbruch. Noch zögere ich, es ist zu schön, doch da ruft's aus dem Tal herauf: „Hop—hoo—p!" —



Das Armenier-Dorf „Tschowdár",
ca. 3. Werst von der Geierkolonie. Ein armes Dorf. Oben auf der Spitze des Hügels die Kirche; das Kreuz auf dem Glockentürmchen nicht sichtbar auf der Aufnahme. In der Nähe des Dorfes sehr reiche Kupfererzlager.

Unter dem Laubdach mächtiger Walnüsse wird Mittag gespeist und dann aufgebrochen. Auf einem andern Wege geht es heim. In Zickzacklinien bergauf — bergab, durch Buchenwald, über Alpenwiesen und glattes blankes Felsgestein, über Wildbäche, die jetzt zahm und friedlich dahinplätschern, an Winterdörfern vorüber, leer und verlassen, umwuchert von üppigem Krautwuchs, den Vorratskammern für den Winter. In diese geschützten Winkel, wohin Frost und Schnee sich ungern verirren, ziehen sich im Herbst die Bergvölker für die kalte Jahreszeit zurück. Herrliche Schlupfwinkel für unstete

Räuber. Weiter geht der fast weglose Ritt einen steilen Berg hinab, wo in der Tiefe der Wildbach von gestern tost. An seinen Ufern wuchert als wildes Schlinggewächs echter Wein, dessen sauere ungenießbare Trauben im Herbst wohl gern von Staren und Drosseln genommen werden. Wir gelangen nun, ein reiches Dorf passierend, auf eine breite Landstraße, die sich in Schlangenwindungen am jenseitigen Ufer um grüne Matten und schroffes Gestein in die Höhe zieht. Hier begegnen wir einem eigenartigen Möbeltransport. Fahren kann man hier nicht, und so wird denn alles auf den Rücken kleiner stämmiger Esel verpackt, die mit unglaublichen Lasten ohrwackelnd die Berge hinauf- und hinunterkraxeln. Einer der Esel trug, wenn ich nicht irre, sogar eine Kommode auf dem Rücken. Meist werden die Sachen in große Bündel und Körbe verpackt, die rechts und links am Esel herabhängen, und obendrauf thront ein graubärtiger Herr der Berge. Auch auf Eselsbeinen wandelnde Heufuder kommen uns entgegen, vom Esel selbst ist fast nichts zu sehen. Noch einmal rasten wir auf grüner Wiese, wobei Herr Luß einen schönen grünen meterlangen Scheltopusik fängt. Wir lassen das Tier gleich wieder frei, und ich habe meine Freude daran, mit welcher Schnelligkeit diese fußlose Echse über den Boden huscht. Beim Passieren eines Stoppelfeldes begegnen wir einem Steinkauz, der auf einer Felsecke sitzt und uns mit seinen großen gelben Augen verwundert ansieht.

Endlich sind wir zu Hause. Mit steifen schmerzenden Gliedern sinke ich aus dem Sattel, die letzte Strecke war eine Folter. Vor beinahe dreißig Jahren hatte ich als Knabe zum letzten Mal auf einem Pferderücken gesessen, und nun ein zweitägiger Gebirgsritt! Aber schön war es doch!

❀ ❀ ❀

Das Vaterunser der Bauern 1812.

Im Archiv des Fideikommisses Kuckers der Barone Toll, deponiert im Estländischen Ritterschaftsarchiv, wurde eine aus dem Anfang des XX. Jahrhunderts stammende Abschrift (von der Hand Friedrich Ludwigs von Toll, geb. 1781 Mai 8, gest. 1841 März 1) des nachfolgenden Gedichtes aufgefunden, dessen Verfasser jedoch nicht genannt ist. Vielleicht ist es möglich, durch Veröffentlichung des interessanten Dokumentes an dieser Stelle den Verfasser ausfindig zu machen. Jedenfalls bezieht sich das Gedicht auf deutsche Bauern und wird wohl auch in Deutschland entstanden sein.

Dr. P. v. d. Osten-Sacken (Reval).

Vater unser, der Du bist im Himmel,
Befrei' uns von dem Kriegsgetümmel
Und von der Tyrannei Gezücht,
Auf daß ihr Unternehmen nicht
Geheiliget werde,
Und nicht Frankreichs frecher Same
Bei uns mehr gelte als
Dein Name!
Sie quälen ohne Ruh' und Rast
Und schreien: Bauer, was du hast,

Zu uns komme!
Sie rauben, plündern immerdar,
Und wenn sie könnten, auch sogar
Dein Reich.
Herr, wenn Du sie wollt'st all' erschlagen,
Wir Bauern würden mit Freuden sagen:
Dein Wille geschehe!
Denn wenn man nichts von ihnen hört',
So lebten wir auf dieser Erd'
Wie im Himmel.
Ich weiß nicht, wem dies Volk gehört,
Im Himmel sind sie garnichts wert, —
Also auch auf Erden.
Feig, ohne Treue, ohne Glauben,
Sind sie nur tapfer, wenn sie rauben
Unser täglich Brot;
So treiben sie 's an allen Orten,
Ihr Deutsch besteht nur in den Worten:
Gieb uns!
Drum wär' es uns die größte Freude,
Wenn sie verstummten lieber
Heute,
Als morgen. Doch was frommt das Klagen!
Laßt uns nicht mehr nachgiebig sagen:
Vergieb uns!
Denn lassen wir sie stets so walten,
So ist 's, wenn sie für dumm uns halten,
Unsere Schuld.
Darum verachten sie uns eben,
Daß gleichsam so,
Wie wir vergeben
Uns unsre Ehre, unsern Ruhm,
Vergeben wir uns zum Eigentum
Unsern Schuldigern.
Mißtrauet künftig ihren Zügen,
Und krähen sie von ihren Siegen,
So laßt es zwar dabei bewenden,
Doch sagt mit aufgehob'nen Händen:
Und führ' uns nicht in Versuchung!
Laß, lieber Gott, von ihren Tücken
Uns auch in Zukunft nicht berücken,
Sondern erlöse uns
Von Frankreichs und des Teufels Bund
Von Bonapartes Einfluß und
Von dem Übel
Der allgemeinen Monarchie!
Der Deutschen Ehre welke nie,
Denn Dein ist das Reich.
Vergebens floß viel Menschenblut,
Doch nun ist 's aus, es fehlt der Mut

Und die Kraft;
Der Franzmann läuft mit langer Nase;
Zerplatzt ist nun die schöne Blase
Und die Herrlichkeit,
Die Schande folgt
In Ewigkeit!
Amen!

❀ ❀ ❀

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Carl Eitz und seine Schöpfung „Das Tonwort".

Von Emsy Aeckerle-Klau, Stimmbildnerin für Gesang und Sprache (Berlin).

Voll ehrfurchtsvoller Bewunderung stehe ich ich vor der genialsten Erfindung dieses Jahrhunderts auf dem Gebiete der Schulgesangreform, deren Werte jedoch weit über diese Grenze hinausreichen, und ergreife mit Begeisterung die Feder, um meinen Landsleuten in Rußland einen Einblick zu gewähren in den Werdegang dieses Meisters, und in den kostbaren Schatz, den Gott durch ihn dem deutschen Volke schenkte.

Zwar hat Carl Eitz nach eigenem Ausspruch „dem deutschen Volk zulieb" sein Meisterwerk geschaffen, doch trägt es zugleich eine, die ganze Menschheit umfassende Kraft in sich, denn es ist nicht nur ein Erziehungsmittel zur Kunst des Gesanges, sondern es erzieht zugleich in bewußter Absicht das musikalische Denken, das ja in allen Völkern pulsiert.

Der Werdegang dieses hochgelehrten Mannes vollzog sich nicht in dem gewöhnlichen Rahmen von Gymnasial- urd Universitätsbildung, ja selbst ein Lehrerseminar blieb ihm verschlossen. Er wurde, was er ist, aus sich selbst. Sein heller Geist drang trotz der Ungunst des Schicksals hindurch zu den sprudelnden Quellen der Wissenschaft, und was er dort schöpfte, verstand er genial in reale Werte umzusetzen, in Erfindungen, die zugleich Kunstwerke sind.

Carl Eitz wurde als Sohn eines armen Gärtners am 25. Juni 1848 in Wehrstedt bei Halberstadt geboren. Seine Jugend verlebte er teils in Wehrstedt, teils in Halberstadt. Seine Mutter, die aus Neustadt bei Magdeburg stammte, hatte sich dort nicht nur eine gute Volksschulbildung angeeignet, sondern auch einen reichen Volksliederschatz, durch den sie das Gemüt ihrer drei Kinder aufs schönste beeinflußte, und wohl auch zum Teil hiermit den Grund zu der tiefen Herzensbildung legte, die den Menschen Eitz auszeichnet.

In seinem ersten Lebensjahr wurde er schon, obgleich als gesundes Kind geboren, von einem hartnäckigen Leiden befallen. Man vermutet, daß eine Quecksilbervergiftung die Ursache der Erkrankung gewesen ist. Seine Eltern wohnten bei einem Thermometermacher, und dieser ließ die Kinder, nicht

ahnend, welcher Gefahr er sie dadurch aussetzte, mit dem giftigen Metall spielen, auch während sie dabei aßen.

Das arme Kind wurde von Geschwüren an Stirn und Hals, deren Narben noch jetzt sichtbar sind, geplagt. — Dieses Übel hörte mit dem fünften Lebensjahre auf. Statt dessen stellte sich nun eine heftige Augenentzündung mit Geschwürbildung auf der Hornhaut ein, die sich bis in das zwanzigste Lebensjahr hineinzog. Vom 6. bis zum 7. Jahr hat er die Schule nicht besuchen können. Wochen- und monatelang mußte der so schwer leidende Knabe jeden Lichtstrahl meiden, weil er ihm Schmerz und Angst verursachte. Von seinem jüngeren Bruder wurde er, auf beiden Augen verbunden, zur Schule geführt. Allmählich bildete sich bei ihm die ruhige Heiterkeit aus, die meistenteils den Blinden eigen ist. Die Eltern siedelten nun für einige Jahre nach Halberstadt über. Hier wurde der Klavierpädagoge Heinrich Germer sein Lehrer. Trotz seines Augenleidens hielt der hochbegabte Knabe mit seinen Altersgenossen vollkommen Schritt. Als dann seine Eltern wieder nach Wehrstedt zurückkehrten, nahm sich dort der Kantor Feuerstake des Knaben besonders an, indem er ihm von seinem Wissen, das er sich einst auf dem Domgymnasium zu Halberstadt erworben hatte, in freigiebigster Fülle mitteilte. Ein Jahr über den Pflichtschulbesuch hinaus wurde dieses eifrige Lernen fortgesetzt. Im Lateinischen brachte er es etwa bis zum Pensum der Obertertia, doch waren die Sprachen nicht seine Liebhaberei, deshalb hat er deren Studium später auch nicht mehr fortgesetzt. Dagegen hatten es ihm die Zahlen angetan, und die ewige Gesetzmäßigkeit der Natur erfüllte seine Seele mit hoher Andacht. So war nun der Grund gelegt zu dem starken wissenschaftlichen Interesse, aus dem dann später die großen Taten seiner so bedeutungsvollen Erfindungen sich entwickelten.

Ein bewegtes Leben begann nun für den immer noch leidenden Eitz. An weiteren Schulbesuch war nicht zu denken, da die Eltern vollkommen mittellos waren. Vergebens bemühte man sich, wohlhabende Gönner für ihn zu gewinnen. Selbst für ein Handwerk konnte der Vater das Lehrgeld nicht aufbringen. So wurde denn Eitz erst Schreiber, dann Lehrling in einer Maschinenwerkstätte. — Hier hätte sich wohl für ihn, bei seiner hervorragenden Begabung für Mechanik, eine glänzende Laufbahn entwickeln können, allein auch diesen Beruf mußte er seines Augenleidens wegen wieder aufgeben. Seine Sehkraft hatte durch zurückgebliebene Narben auf der Hornhaut eine starke Trübung erfahren, die selbst durch den Gebrauch von Augengläsern nicht verbessert werden konnte. — Endlich gelang es ihm, sich das Wohlwollen eines Kaufmannes in Halberstadt zu erwerben, der ihn als Kommis mit gutem Gehalt in sein Lein- und Weißwarengeschäft einstellte. Mit diesem Geschäft wurde 1865 ein Nähmaschinenhandel verbunden, für welchen Eitz als Verkäufer und Lehrer der Käuferinnen angestellt wurde. — Der Jüngling mit dem wissensdurstigen Geiste konnte sich jedoch auf die Dauer nicht darin fügen, der heiß-

geliebten Wissenschaft für immer zu entsagen. So trat er aus dem Geschäft in das Bruderhaus zu Neinstedt bei Tale ein, wo es aber leider für ihn auch nicht mehr viel zu lernen gab, doch fand er sehr bald Verwendung als Gehilfe bei den verwahrlosten Knaben, und darauf als Lehrer in dem Blödenhause zu Neinstedt. Von dort aus ging er als Hauslehrer zu dem blödsinnigen Sohne eines Fabrikbesitzers. Hier nun blieb ihm viel Zeit zum Studieren übrig, allein es fehlten ihm die seinen Bedürfnissen entsprechenden Bücher. So blieb er wieder auf sein eigenes Forschen und Denken angewiesen, ein Einsamer inmitten der ihn umgebenden Menschheit.

Endlich brach ein heller Lichtstrahl in das Dunkel seines Lebens. Ein edler Mann, der Provinzial-Schulrat Trinkler aus Magdeburg, erkannte die Kraft dieses ringenden Geistes und hob ihn, den bereits Zwanzigjährigen, mit hilfreicher Hand aus der ihm widerstrebenden Laufbahn, indem er ihn, um ihn vorläufig zu versorgen, als Vikar in kleine Schulstellen sandte. Auch stellte er ihm zugleich zur Ergänzung seines Wissens bestimmte Aufgaben und verhalf ihm schließlich dazu, daß er im Jahre 1872 sein Lehrerexamen im Seminar zu Eisleben ablegen konnte. Durch dieses Examen erwarb Eitz seine Anstellung als zweiter Lehrer in Schochwitz bei Salzmünde mit einem Jahresgehalt von 750 M. Im Jahre 1875 bestand er glänzend ein zweites Examen. Wohl gehoben von dem schönen Erfolg seiner rastlosen Geistesarbeit, wurde er so frohen Mutes, daß er sich trotz des geringen Gehaltes verheiratete. In schneller Aufeinanderfolge schenkte ihm seine Gattin 5 Kinder.

Beim Dorfschulmeister wurde Schmalhans Küchenmeister, wie es im alten Liede heißt. —

Die Zeit der überaus knappen Lehrergehälter mußte Eitz auch über sich ergehen lassen. 1878 stieg sein Gehalt durch seine Versetzung an die zweite Bürgerschule in Eisleben auf 900 M. (inkl. Wohnungsentschädigung). Doch erst vier Jahre später kam eine jährliche Zulage von 150 M. — Trotz alledem bezeichnet Eitz diese Zeit seines Lebens als die glücklichste, nicht nur weil seine heranwachsenden Kinder ihm viel Freude machten und er auch in den schwersten Stunden seinen unverwüstlichen Humor nicht verlor, sondern weil er auch in angestrengtester Arbeit ein Mittel fand, seine schweren materiellen Sorgen zu vergessen und zu überdauern. —

Auf allen möglichen Wissensgebieten tummelte sich Eitz, doch galt der Mathematik, der Physik und der Chemie seine Hauptstudium.

Auch hier in Eisleben stand ihm die für sein Studium erforderliche Bibliothek nicht zur Verfüguug. In seinem Bekanntenkreise fand er niemand, der ihm hätte Wegweiser sein können. Um zu wissenschaftlichen Zwecken Reisen zu unternehmen, fehlte es ihm natürlich an Geld, und so blieb es beim Alten: er selbst, er allein mußte sein Lehrer sein. —

Ganz besonderes Interesse hatte er für die Akustik, in die er sich längere Zeit vertiefte. Möglicherweise lag die Veranlassung dazu in dem Umstand,

daß er hierbei seine umfassenden mathematischen Kenntnisse verwerten konnte, oder vielleicht wurde er durch seine ersten Erfindungen, die er auf diesem Gebiete gemacht hatte und die mit Erfolg gekrönt waren, dazu bestimmt, länger bei diesem Spezialfach zu verweilen. — Er hatte nämlich 1882 einen Apparat zur Veranschaulichung longitudinaler und transversaler, stehender und fortschreitender Schallwellen, sowie eine Wellenscheibe für fortschreitende longitudinale Wellen konstruiert, die beide von fast allen Universitäten und vielen höheren Schulen angeschafft worden sind. — Seine weiteren Studien führten ihn zur musikalischen Akustik, auf welchem Felde er die schönsten Siege errang.

Wundersam ist es, daß Eitz für die musikalische Kunst eigentlich nicht gerade heiß erglühte. Die Liebe zum Volksliede, die ihm seine liebe Mutter ins Herz gepflanzt hatte, die war ihm geblieben. Als Knabe hatte er sich für seinen Sparpfennig von acht Groschen eine Violinschule gekauft, um auf der vom Großvater ererbten Violine Volkslieder und Tänze geigen zu können, und in der Zeit seines Vikariates mußte er auch die Orgel spielen, was ihm leidlich geglückt sein soll, doch als der Kirchendienst aufhörte, verkaufte er sofort das alte Tafelklavier, das ihm zur Vorbereitung gedient hatte. — Noch jetzt soll er eine wahrhaft ängstliche Scheu vor der Klaviertaste haben. Wenn er es irgend ermöglichen konnte, so ließ er sich von dem Gesangunterricht, den er in seiner Schulklasse zu geben hatte, befreien, weil er sich für dieses Fach nicht genügend befähigt fühlte.

Dennoch war Eitz der Überzeugung, daß eine gute Allgemeinbildung des musikalischen Faktors nicht entraten könnte. Diese Überzeugung fand ihren Ausdruck in der Tatsache, daß er sich ohne instrumentale Übungen mit der Notenschrift vertraut zu machen suchte. Um dieses Vorhaben gründlich durchführen zu können, studierte er verschiedene Schulgesangsmethoden, von der Ansicht ausgehend, daß wenn dieselben die Schüler zum Verständnis der Notenschrift führten, sie auch ihm denselben Dienst leisten müßten. Er fand jedoch, daß keine der vorhandenen Schulgesangsmethoden seinen Erwartungen entsprach, es mangelte ihnen allen das, was Eitz suchte, wissenschaftliche Begründung, logischer Aufbau und stimmbildnerische, zugleich das musikalische Denken fördernde Werte. Als Beweis für die Wahrheit dieser Erkenntnis galt ihm die Tatsache, daß die Mehrzahl der Gebildeten und Ungebildeten bis heute musikalische Analphabeten seien. Hier schien ihm doch ein fühlbarer Mangel vorzuliegen, denn er selbst gehörte ja auch zu den musikalischen Analphabeten.

Zunächst lag ihm der Gedanke noch ganz fern, daß er hierin für sich und seine Leidensgefährten eine Abhilfe schaffen könnte, doch als er bis zur tonischen Akustik vordrang, da sagte er sich: Wenn irgendwo, so muß man auf diesem Gebiete erfahren können, worin die Ursachen liegen, die den breiten Massen das Eindringen in das Musikverständnis erschweren und vereiteln;

wenn man die Ursachen kennt, dann findet sich vielleicht auch ein wirklich gangbarer Weg für die Massen, der ihnen eine elementare musikalische Bildung in Aussicht stellt.

Gegen seinen Willen konnte Eitz sich von diesem Problem nicht mehr losmachen.

Er studierte das Tonsystem aufs genauste, berechnete die Schwingungszahlen und Klangverhältnisse u. s. w., ohne die auf diesem Gebiete schon vorhandenen Arbeiten zu kennen. Er fand diese Berechnungen äußerst umständlich und sann daher auf Vereinfachung des Verfahrens. Er kam dadurch auf den Gedanken, statt, wie es bei der temperierten Stimmung geschieht, die Oktave in zwölf gleiche Teile zu teilen, dieselbe in tausend gleiche Teile zu zerlegen. Eitz fand hiermit das Oktavenmaß.

Es stellte sich jedoch später heraus, daß es schon von Euler (1707—1783) einmal gefunden, aber später wieder vergessen war. Die Gelehrten übernahmen es nun aufs neue von Eitz als praktische Handhabe.

Die Resultate seiner Forschungen legte Eitz in seiner Schrift: „Das mathematisch reine Tonsystem", Leipzig 1892 (Breitkopf und Härtel) nieder, zu der der bekannte Physiologe W. Preyer eine Vorrede schrieb. Dadurch legitimierte er sich als selbständig schaffender Forscher. Im Jahre zuvor hatte Eitz das praktische Ergebnis seiner Studien Helmholtz vorgelegt. Dieses war ein vollständiger Plan zu einem großen Harmonium in reiner Stimmung. Helmholtz sagte ihm: „Das ist endlich einmal etwas Vernünftiges; das Instrument muß für die Universität Berlin gebaut werden."

Darauf wurde Eitz vom Preuß. Kultusministerium damit beauftragt. Er bekam zwei Jahre Urlaub, Stellvertretungskosten und reichliche Unterstützung. Er reiste nach Stuttgart und ließ bei J. u. P. Schiedmayr sein Instrument bauen. Es steht jetzt im Institut für Experimentalphysik in Berlin. Später wurde ein solches Harmonium noch für das Kaiserlich russische Hoforchester, und eins für das Deutsche Museum in München erbaut. Übertroffen wurde es bisher noch von keiner anderen Leistung.

Diese an und für sich schon so hoch bedeutungsvolle Erfindung sollte auch zugleich die Grundlage zu dem noch größeren Meisterwerk werden.

Beim Studium der Stimmungsprinzipien drängte sich Eitz die Erkenntnis auf, daß unsere Notennamen gar keinen logischen Aufbau haben, indem sie die Töne den Noten entsprechend in drei Gruppen zerlegen: in Stammtöne und erhöhte und erniedrigte Töne. In Wirklichkeit sei jede der zwölf Stufen innerhalb der Oktave, in der sie ihre Selbständigkeit behauptet, zu einem unabgeleiteten, selbständigen Namen berechtigt.

Der unermüdliche Denker stand nach dieser Erkenntnis nicht still, er sann weiter und fand, was er suchte.

Eitz griff zunächst zurück bis zu Guido von Arezzo, dessen sogenannte aretinische Silben ut, re, mi, fa, sol, la, die dieser für seinen elementaren Ge-

sangunterricht erfunden hatte, ihm als gute, lautsprachlich sangbare Tonsymbolik jener Musikepoche galten. Er wollte das Solfeggieren, wie man diese Art der Gesangübungen nannte, zum Segen des Gesanges, wie sie damals gewirkt hatten, wieder zu Ehren bringen. Da sich dieses Silbensystem leider nicht weiter entwickelte als bis zu der Hinzufügung der Silbe si im 17. Jahrhundert durch Kilian Hammer, blieb es weit hinter der graphischen Notierung der Musik zurück, die 200 Jahre nach Guido von Franco von Paris bedeutend gefördert wurde und sich allmählich zu der Vollkommenheit unserer jetzigen Notenschrift entwickelte. Dem dadurch entstandenen Mißverhältnis suchte man dadurch abzuhelfen, daß man wieder zu den schon im 6. Jahrhundert von Papst Gregor I. verordneten Buchstaben des Alphabetes zurückgriff. Die Buchstabenreihe c, d, e, f, g, a, h, und deren Abwandlungen cis, dis u. s. w., ces, des u. s. w. sind jetzt allgemein als lautsprachliche Tonsymbolik im Gebrauch. Zwar waren im Laufe der Zeit verschiedene Versuche gemacht worden, das Solfeggieren wieder aufzunehmen, sie drangen jedoch nicht durch, die Buchstabenreihe behauptete das Feld.

Diese letztgenannte Tonsymbolik ist es, die Eitz als vollkommen unausreichend für die elementare Gestaltung eines fruchtbaren Gesangunterrichtes erachtet, da sie nicht nur unsangbar ist, wenngleich sie den Vorzug vor den aretinischen Silben hat, alle musikalischen Töne benennen zu können, sondern weil sie zugleich den Mangel aufweist, daß diese Buchstabenreihe in keiner Weise die Gliederung der diatonischen Leitern nach Ganz- und Halbtonstufen sicher erkennen läßt.

Sorgfältige Studien und Versuche überzeugten Eitz davon, daß den logischen Anforderungen vollkommen genügt wird, wenn das System den chromatischen und enharmonischen Unterschied zweckmäßig versinnbildlicht.

Er wählte nun für die chromatischen Stufen bestimmte Konsonanten, nämlich

für c (cis), d (dis), e, f (fis), g (gis), a (ais), h —

die Laute r, t, m, g, s, p, l, d, f, k, n, b.

Die Laute wählte er nicht willkürlich, sondern nach der Art ihrer Bildung, in Augenblicks- oder Stoßlaute und Dauerlaute geschieden.

Augenblickslaute: b, t, g, p, d, k.

Dauerlaute: r, m, s, l, f, n.

In der chromatischen Reihe wechseln Augenblicks- und Dauerlaute regelmäßig mit einander ab. Auch nach dem Ort ihrer Entstehung d. h. je nach dem, ob die Laute den Lippen, der Zunge oder dem Gaumen entstammen, hat er eine gesetzmäßige Folge innezuhalten gesucht.

Die Vokale verwertete er für die Bezeichnung der enharmonischen Unterschiede. Hier wollte er besonders feststellen, worin die enharmonischen Unterschiede eigentlich bestehen. Beim Abstimmen einer reinen Quintenfolge, z. B. von as aus 12 Quinten hindurch bis gis, kommt man nicht wieder genau auf die Tonhöhe des Ausgangspunktes, in diesem Falle ist also gis ein Komma

höher als as. Bei den 12-stufigen Tasteninstrumenten gleicht der Stimmer diesen Unterschied aus durch Verteilen auf die 12 Quintenintervalle. Er läßt jede Quinte in entsprechender Weise etwas unterschweben, welche Maßnahme man temperieren nennt. Da die enharmonisch unterschiedenen Töne hierbei auf eine Taste zusammenkommen, wird ihr klanglicher Unterschied vollkommen aufgehoben. Theoretisch hält aber die Notierung den Kommaunterschied durch die verschiedenen Namen as und gis aufrecht.

Eitz will bei seinem Tonwort den Kommaunterschied der enharmonischen Töne hörbar machen, was ihm glänzend gelungen ist. Er fügte seinen 12 Konsonanten nach beifolgendem Schema die Vokalreihe hinzu:

a e i o u

N B R T M G S P l d f k n

— Bi — To — Gu Su — la — fe — ni

Die oberste Zeile bietet die enharmonische Vokalskala, die zweite die chromatische Konsonantenskala, und die dritte die Bi-dur, das heißt die c-dur Tonleiter. Hierzu stellte er die Regel auf: Ist ein Kreuz vorgezeichnet, so geht man von dem entsprechenden Namen der Bi-dur Tonleiter sowohl in der chromatischen Konsonantenfolge, wie in der enharmonischen Vokalfolge einen Schritt vorwärts; ist ein Be vorgezeichnet, so geht man einen Schritt in beiden Skalen rückwärts. — Zwei Oktaven hat Eitz für den Schulunterricht vorgesehen, vom kleinen ges und fis bis zum zweigestrichenen ges und fis, welcher Umfang sich ungefähr mit dem einer Kinderstimme deckt.

Die tiefere Oktave von La bis Pa-Pu (ges-fis) schreibt Eitz mit großen Anfangsbuchstaben, die höhere Oktave mit kleinen Anfangsbuchstaben.

Auch die Zwölfteilung der Oktave bringt Eitz durch das Tonwort sehr anschaulich zum Ausdruck, indem er die Namen zweier enharmonisch verwandter Töne stets mit demselben Konsonanten beginnen läßt: z. B. as-da, gis-de u. s. w.

Die neuen Namen sind nicht willkürliche Gebilde; phonetische und logische Gesichtspunkte sind bei Bildung dieser Formen maßgebend gewesen. Das Tonwort erläutert den logisch-grammatischen Zusammenhang und das Maß der Tonverhältnisse, das ersieht man besonders klar an den vorzüglichen Tabellen, die Eitz seinen Schriften über das Tonwort beigefügt hat, von denen die zweite Tafel besonders dazu geeignet ist, die Grammatik dieser Tonsprache verständlich zu machen.

Es würde im Rahmen dieser Besprechung zu weit führen, wollte ich noch eingehendere Erklärungen geben. Einen Überblick über diese geniale Schöpfung habe ich durch das, was ich anführte, glaube ich, wohl ermöglicht. Im übrigen weise ich auf die in einem Bande vereinigten Schriften von Carl Eitz hin, die unter dem Titel „Bausteine zum Schulgesangunterricht im Sinne der Tonwortmethode" bei Breitkopf und Härtel erschienen sind und ein glänzendes Zeugnis der wissenschaftlichen Begründung seines Meisterwerkes darstellen.

Auch eine Singfibel für das erste bis dritte Schuljahr hat Eitz herausgegeben, die zugleich auch Begleitworte für den Lehrer enthält, von denen ich hier einige zum weiteren Verständnis noch hinzufüge.

„Das Wesen der Tonwortmethode beruht zunächst darauf, daß alle Gesangübungen auf Tonnamen ausgeführt werden. Damit wird eine Gleichzeitigkeitsassoziation erreicht, die allmählich immer stärker und erfolgreicher in den gegenseitigen Reproduktionsprozeß zwischen Tonsymbol und Tonvorstellung eingreift. Schon aus diesem Gesichtspunkt muß die Tonwortmethode mit der vielfach üblichen Trefflehrmethode brechen, die derartige Reproduktionsmittel nicht kennt und ausnutzt, sondern ihre Maßnahmen fast ausschließlich auf das Intervallenmessen zuspitzt. Sodann betrachtet die Tonwortmethode die Tonart als einen Familienverband von drei Hauptdreiklängen, und die Töne als Mitglieder der Dreiklangsfamilien. Der Lehrgang nimmt vorwiegend auf die Tatsache Rücksicht, daß sich aus dem Zusammentreten der Dreiklänge die Tetrachorde und Tonleitern erst entwickeln. Der stufenmäßige Zusammenhang der Tonleiter gilt deshalb in der Tonwortmethode nicht als das eigentliche Wesen der Tonart, sondern als eine Erscheinung sekundärer Natur. Hierin unterscheidet sich die Methode von der der Zifferisten, welche den stufenmäßigen Aufbau der Tonleiter als das eigentliche Wesen der Tonart betrachtet und ihn in äußerst extremer Weise zur Grundlage aller ihrer Maßnahmen macht, indem sie die Töne und die ganze Gliederung der Tonverhältnisse immer nur durch die Siebenstufenbrille betrachtet. Damit beraubt sie den Ton seines konkreten Wesens und versperrt dem Schüler den Gesamtüberblick. Während der ersten Schuljahre gilt die buchstäbliche Darstellung der Tonworte als Tonschrift. Vom vierten Schuljahre ab wird unser gebräuchliches Notensystem als Tonschrift verwendet. Dann gilt die Note als graphisches Zeichen für das Tonwort. Alle Vorzüge des Notensystemes können von da ab ihre fruchtbare Wirkung entfalten, dagegen werden die Mängel der Notenschrift, z. B. daß sie den Unterschied zwischen großen und kleinen Intervallen und deshalb auch die diatonische Gliederung der Tonleiter nach Ganz- und Halbtönen nicht zu versinnbildlichen vermag, durch das hinzutretende Tonwortsystem auf das zweckmäßigste ergänzt. Taktstriche, Schluß und Wiederholungszeichen werden in der Buchstabenschrift wie in der Notation gebraucht. Die Pausen werden in der Buchstabenschrift mit Nullen bezeichnet."

Ich möchte an dieser Stelle auch noch auf das mit ausgezeichnetem musikpädagogischem Geschick, nach den Grundsätzen des Eitzschen Tonwortverfahrens in mehreren Teilen bearbeitete Schulsingbuch von Raimund Heuler (Würzburg) aufmerksam machen. Carl Eitz faßt sein Urteil am Schluß einer Besprechung dieses Schulsingbuches in Folgendem zusammen: „In Raimund Heuler vereinigen sich gründliche musikalische Durchbildung, psychologischer Tiefblick, pädagogische Meisterschaft und mit tatkräftiger Energie gepaarte Begeisterung für musikalische Volksbildung zu einem System von Kräften, das ein

Meisterwerk wie das „Deutsche Schulsingbuch" zeitigen mußte. Es wird sich seine Wege bahnen."

Auch eine Anzahl von Schriften hat Heuler verfaßt, welche rasch in Theorie und Praxis des Tonwortverfahrens einführen. Alle angeführten Sachen von ihm sind bei Richard Banger Nachf. (A. Oertel) Würzburg erschienen. — —

Als Eitz sein Meisterwerk geschaffen hatte, überblickte er es noch einmal prüfend nach allen Seiten hin, ob wohl noch irgend ein Fehler oder eine Lücke zu finden wäre; da stand er tief bewegt wie auf die Stelle gebannt: „Das Tonwort stand in seiner unantastbaren Vollkommenheit da," es war kein Mangel dran zu finden.

So ward Eitz ein Reformator, dessen Name gleich dem des uns so teueren Reformators auf religiösem Gebiete, Martin Luthers, unzertrennlich mit dem Städtchen Eisleben verbunden ist, denn an dieser Stätte hat er ja sein Werk, die Reformation des deutschen Schulgesanges, vollendet. Wundersam mutet es einen an, wenn man an Luthers Liebe zum Gesang denkt, wenn man sich seine Aussprüche vergegenwärtigt, wie: „Ein Schulmeister muß singen können, sonst sehe ich ihn nicht an," oder, „es sollte kein Schulmeister angestellt werden, der die Kinder nicht singen lehren kann," — und nun hat ein Schulmeister in Eisleben, in Luthers Geburtsstadt, ein solches Werk vollbracht, das Luthers höchste Freude gewesen wäre, denn er erkannte mit hellsehendem Blick den hohen ethischen Kulturwert der Musik, ganz besonders des Gesanges, wovon folgende, weitere Aussprüche aus seinen Tischreden Zeugnis ablegen: „Musica ist eine halbe Disziplin und Zuchtmeisterin, so die Leute gelinder, sanftmütiger, sittsamer und vernünftig macht. Man muß Musicam von Not wegen in Schulen behalten. Singen ist die beste Kunst und Übung, es hat nichts zu tun mit der Welt, ist nicht für dem Gericht noch in Hadersachen. Die Musica ist eine Gabe und Geschenk Gottes, nicht ein Menschengeschenk. So vertreibt sie auch den Teufel und macht die Leute fröhlich, man vergißt dabei alles Zorns, Unkeuschheit, Hoffart und anderer Laster. Ich gebe nach der Theologia der Musica den nächsten Lohn und höchste Ehre."

Die Freude an seinem Meisterwerk sollte Eitz nicht ungetrübt beschieden sein. Wie er es mir persönlich sagte, ahnte er nicht, daß er mit demselben den Weg des Martyriums betreten würde. Wie jede neue Erkenntnis, so wurde auch das Tonwort von verschiedensten Gesichtspunkten aus bekämpft. Die einen legten es als eine Absurdität bei Seite, spotteten darüber und nannten es die Neu-Methode. Andere nahmen die Sache ernst, schrieben dagegen, erklärten die Silben für „barbarisch" und suchten dem System die Lebensadern zu unterbinden. Wieder andere schwiegen gänzlich davon, denn sie fühlten den Grund ihrer eigenen Methoden bedenklich wackeln. Einen praktischen Versuch machte zunächst keiner.

Der erste, der Verständnis für die Sache zeigte, war Eitz' Freund und Kollege Karl Rühlmann. Dieser überredete Eitz zu einem Lehrversuch an

seiner Schule. Der Rektor Starbeck gab seine Einwilligung und förderte das Werk nach Kräften; eine Anzahl Kollegen schlossen sich an.

Das Kgl. preuß. Ministerium gestattete einen fünfjährigen Lehrversuch. So wurde Eitz mit seinem fünfzigsten Jahre Gesanglehrer. Durch alle Angriffe heftigster Art ließ er sich nicht verleiten, in eine Polemik für seine Sache einzutreten. Er steht auf dem Lutherschen Standpunkt: „Das Werk muß sich selbst durchringen, kraft des ihm innewohnenden Wertes." — Es hat sich durchgerungen, denn schon singen $1^1/_2$ Millionen deutscher Schulkinder nach der Tonwortmethode.

Dagegen ließ er sich von der Notwendigkeit aufklärender Artikel und Aufsätze überzeugen. So schrieb er 1902 das „Tonwort"- (3 Flugblätter). 1905 „Das Tonwortsystem und sein Verhältnis zu den in den Musik bestehenden drei Stimmungsarten," nämlich der reinen Quintenstimmung, der temperierten und der natürlich reinen Stimmung. Dieses Heftchen bildete den Reisebegleiter auf einer vom Kgl. preuß. Kultusministerium durch Urlaub und Reisespesen begünstigten vierwöchentlichen Studienreise nach England, erschien daher auch in englischer Sprache. Die Behan lung der Stimmungsprinzipien geschah mit Rücksicht auf die in England allgemein eingeführte Tonic-Solfa-Methode, die die natürlich reine Stimmung auf den Schild erhoben hat. Ihr gegenüber konnte sich die Tonica-Do-Methode nicht behaupten. Die Ausbeute seiner Studien in England ist in der Schrift „Die Schulgesangsmethoden der Gegenwart" niedergelegt. Sie ist die erste deutsche Schrift, die sich mit den beiden englischen Methoden, die die letzten, aber noch unvollkommenen Vorstufen zum Tonwort bilden, ausführlich beschäftigt.

Die zahlreichen Anhänger, die das Tonwort inzwischen gefunden hat, haben sich zu einem Tonwortbund zusammengeschlossen. Der älteste unter den Mitgliedern des Tonwortbundes, der berühmte Physiker und Begründer des dualen Systems der Harmonie, Professor Arthur von Oettingen, sagt im fünften Bande seiner neu herausgegebenen Harmonielehre: „Jedermann im Volke müßte nach Noten singen lernen; die von Carl Eitz eingeführten Tonnamen verdienen durchaus Beachtung. Eitz Tonsilben sind geistreich erfunden, sie gestatten sowohl das temperierte wie das reingestimmte System anzuwenden, so daß selbst auf höheren Unterrichtsstufen das System nicht versagt." Diesem Urteil des großen Theoretikers möchte ich als Praktikerin, die in ihrem Kunstgesangsunterricht sich auch des Tonwortes mit glänzendem Erfolge bedient, hiermit beistimmen.

Ein wohlerfahrener Seminarmusiklehrer schrieb über das Tonwort, nachdem er es eingehend studierte hatte: „Ich habe erkannt, daß wir an dieser Methode nicht vorübergehen können, ohne die Wahrheit zu verleugnen."

Erwächst einem schon aus der theoretischen Bekanntschaft mit dem Tonwort diese Erkenntnis, so wird man durch das Ergebnis eines praktischen Versuches in ehrfurchtvolles Staunen und in Bewunderung versetzt.

Da meine kunstgesangliche Stimmbildungsart auch auf dem Prinzip der Vereinigung von Sprache und Ton beruht, das heißt, ich auch meine stimmbildnerischen Übungen mit Silben ausführe, wodurch ich ja auch die Rumpfmuskeleinstellungen der Typen vermittelst verschiedener Silben fand, was ich in meiner Besprechung über das Rutzsche Typensystem schon darlegte, so war ich natürlich sofort gefangen genommen, als ich dem ersten Referat über das Tonwort begegnete. Zu meiner Freude machte ich bald darauf Carl Eitz persönliche Bekanntschaft und kam dabei gleich mit ihm in ein höchst anregendes Gespräch. Er gab mir in kurzen Worten Aufschluß über die Prinzipien, nach denen er sein Harmonium in reiner Stimmung schuf. Später traten wir in Briefwechsel, wobei Eitz so liebenswürdig war, mir eine Zusammenstellung der Tonleitern mit seinen Silben zu senden. Ich erkannte in diesen, ohne nähere Erklärung, die grundlegenden Prinzipien des Tonwortes und nahm es sofort in Gebrauch, um den praktischen Wert zu prüfen. Mit zwei Schülerinnen, deren musikalisches Gehör sehr unvollkommen war, die von Natur keine Singstimme besaßen, denen ich jedoch klangvolle Stimmen herausgebildet habe, machte ich den ersten Versuch mit dem Tonwort. Sie konnten wohl leichte Lieder und Choräle nach längerem Üben ohne Begleitung in richtigen Intervallschritten singen, aber eine Tonleiter ohne Begleitung richtig zu singen war ihnen unmöglich. Nachdem ich in vier Stunden neben den Stimmbildungsübungen die Tonleiter mit den Tonwortsilben mit ihnen geübt hatte, konnten sie sie vollkommen rein und sicher ohne Begleitung singen und den tonischen Dreiklang ohne instrumentale Hilfe richtig finden und treffen.

Zugleich hatten die Tonwortsilben einen großartig fördernden Einfluß auf die Sprache, nicht nur beim gesungenen, sondern auch rückwirkend aufs gesprochene Wort. Jedes gesang-sprachliche Kunstwerk, das zuerst tonwortiert und dann erst mit dem Text gesungen wird, hat die doppelte Klangschönheit und eine wunderbare Reinheit der schwierigsten chromatischen Tonfolgen, wie sie die jetzige Gesangesliteratur in Hülle und Fülle aufweist. Die Tonwortsilben ermöglichen einen wunderbar fließenden Klangstrom, der auch nicht durch die schwierigsten Intervallfolgen zerrissen wird, — es ist als ob ein goldner Faden alle Intervallschritte mit einander verbindet, ohne sie in einander verschwimmen zu lassen, im Gegenteil, wie kristallklare Perlen reihen die Töne sich auf dem verbindenden Faden klangschön aneinander. Ich denke, diese Wirkung beruht auf dem Wechsel von Stoß- und Dauerlauten in der chromatischen Konsonantenskala. Durch die prägnante Artikulation der Konsonanten wird der drauffolgende Vokal nach vorne gedrängt, wodurch sich die so bedeutende Tragfähigkeit der mit den Tonwortsilben gesungenen Töne erklären läßt.

In höchste Bewunderung wurde ich versetzt, als ich mit diesen beiden musikalisch mangelhaft begabten Schülerinnen die Probe machte, sie ein unbe-

kanntes leichtes Lied nach dem Üben der Tonleiter mit dem Tonwort vom Blatt singen zu lassen, natürlich ohne instrumentale Unterstützung. Es gelang ihnen wirklich. Auch konnten sie mehrfach mit Tonwortsilben geübte Choräle aus dem Gedächtnis in Noten aufschreiben. — All diese Wirkungen sind so überwältigend, daß man in helle Begeisterung versetzt werden muß, wenn auch nur ein Atom von Musik in einem pulsiert.

Wenn solche Ergebnisse an erwachsenen, denkenden Menschen schon in Erstaunen setzen, so wird man tief bewegt, wenn man kleine 7jährige Kinder ohne jede instrumentale Unterstützung dreistimmige Übungen singen hört, oder Zeuge ist, wie sie leichte Sätze in der Tonart, die ihnen schon geläufig ist, von der Tafel abzusingen vermögen, wo der Lehrer sie in Noten hinschreibt, in einer Klangschönheit und Reinheit, daß einem die Augen vor Rührung übergehen; wenn man elfjährige Knaben schöne, ihnen noch unbekannte, schwierige, ihnen vom Lehrer an die Tafel geschriebene Modulationen, dreistimmig fehlerlos, wunderbar klangschön ausführen hört, wie ich es im verflossenen Sommer in Würzburg innerhalb des Fortbildungskurses für Schulgesanglehrer, unter der Leitung von Raimund Heuler, zu hören Gelegenheit hatte, — dann fühlt man sich dem Himmel um ein gutes Stück näher gerückt und meint, man höre Engelchöre singen, so klingt und singt es einem in die Seele hinein.

Welch veredelnden Einfluß wird solches Singen rückwirkend auch auf unsere geliebte deutsche Sprache haben, die, wenn die so singende Generation herangewachsen sein wird, nicht mehr in häßlichen Dialekten, sondern in vollstem Wohllaut, den man ihr jetzt garnicht zutraut, auch im Volksmunde erklingen wird!

Nicht unerwähnt darf der hohe stimmhygienische Wert des Tonwortes bleiben. Es wird keine kranken, verdorbenen Kinderstimmen mehr geben, denn der richtige, natürliche Sprachmuskelgebrauch, der zugleich eine richtige Atmung auslöst, schiebt jeder schädlichen Willkür einen Riegel vor.

Eitz wollte, wie er es ausgesprochen hat, eine Brücke vom Volks- zum Kunstgesang bauen und damit zugleich der Kunst dienen. Das ist ihm wunderbar gelungen. Ich möchte jedem Kunstsingenden raten, nicht stolz an dieser Brücke vorüber zu gehen, denkend, ein Schulmeister könne dem Künstler nichts lehren, sondern sie selbst zu beschreiten, und er wird erkennen, daß sie auch ihm noch Wegweiser zu sein vermag.

❀ ❀ ❀

Zur Entwickelungsgeschichte der Wolga-Kolonien.

Von Pastor Stenzel. (Krassnojar, Gouv. Ssamara).

Eine wichtige Erscheinung in der russischen Kulturgeschichte war die Einwanderung der Wolga-Deutschen. Katharina II. hatte mit scharfem Blick die Schäden des eigenen Landes erkannt und setzte ihren Willen mit aller Entschlossenheit durch, in dem festen Bestreben, das von Peter dem Großen begonnene Kulturwerk weiter auszubauen, jedoch mit dem Unterschiede, daß sie ihr Hauptaugenmerk nicht, wie ihr großer Vorgänger, auf Handel u. Industrie, sondern auf die Landwirtschaft richtete: hier lag für sie Rußland's „verborgener Schatz". Die Anhalter Prinzessin kannte Friedrichs des Großen Wort, „daß wahrer Reichtum nur sei, was die Erde hervorbringe; wer den Boden verbessere, wüst liegendes Land urbar mache, der mache Eroberungen von der Barbarei; die Bauern seien die Pflegeväter der Gesellschaft, die man zum Ackerbau ermuntern müsse; mit dem Ackerbau sei anzufangen, dann könne man zu Manufakturen nnd endlich zu einem kleinen Handel übergehen," — und handelte ihm gemäß, indem sie im Jahre 1764 zahlreiche Werber nach Süd- und Mitteldeutschland, der Schweiz und den Niederlanden schickte, um dort, gestützt auf ein Kaiserliches Manifest, tüchtige Landwirtfamilien zur Erschließung der ungeheuren, längs des Wolgaflusses sich erstreckenden Kirgisensteppe zu gewinnen. Dem kaiserlichen Ruf folgten etwa 6—7000 Familien, 25—27,000 Seelen stark, indem sie die ihnen gewordenen verheißungsvollsten Versprechungen und die ihnen feierlichst angebotenen Zugeständnisse bona fide angenommen und sich nicht, was gegenüber der ganz absonderlichen Darstellung von gewisser Seite ausdrücklich betont sei, hier eingeschlichen oder aufgedrängt haben.

Das am 22. Juli 1763 veröffentlichte Manifest enthielt folgende Bestimmungen: 1) Es wurde allen Ausländern, ausgenommen Juden, gestattet, sich in Rußland nach Beliebten anzusiedeln; 2) die mittellosen Übersiedler erhielten Reisegeld und Diäten; 3) die Übersiedler durften sich in Städten niederlassen u. in Kaufmannsgilden oder Handwerkerzünften anschreiben lassen, sich auf freien Ländereien ansiedeln und das Land bebauen; 4) es wurde ihnen freie Religionsübung, der Bau von Kirchen u. Bethäusern (aber nicht von Klöstern) gestattet; gestattet war die Mission unter den Mohammedanern, auch durfte man letztere zu Leibeigenen machen; 5) die Dorfansiedler waren für 30 Jahre, die Stadtansiedler für 5—10 Jahre von jeglicher Steuer und Dienstpflicht frei; 6) zum Ankauf von Inventar und Fabriksgerätschaften, besonders für solche Fabriken, die man in Rußland nicht hatte, zum Bau von Häusern, zum Ankauf von Vieh und Landwirtschaftsgerätschaften standen die Mittel offen; zinslose Anleihen bei einer Tilgungsfrist von 10 Jahren, d. h. nach Ablauf dieser Zeit in 3 Jahren zu gleichen Teilen rückzahlbar, wurden gewährt; 7) Freiheit der inneren Selbstverwaltung; 8) Freiheit der Einfuhr des mit-

gebrachten Vermögens; 9) für ewige Zeit Freiheit vom Militär- und Staatsdienst, ausgenommen die Landsteuerpflicht, von der man nur für eine Reihe von Vergünstigungsjahren befreit war; 10) freie Kostgelder und Fuhren bis zu den Ansiedlungsplätzen; 11) bei Waren, die in Rußland nicht hergestellt wurden, freie Einfuhr für 10 Jahre; 12) das Recht, auf mit eigenen Mitteln errichteten Fabriken Leibeigene und Bauern als Arbeiter zu kaufen; 13) die Eröffnung von Jahrmärkten und Märkten, ohne dafür Abgabe zu zahlen; 14) das Recht, Rußland verlassen zu dürfen, bei einer Abzahlung von $^1/_5$ des Vermögenswertes nach einem 1—5-jährigem Aufenthalte und von $^1/_{10}$ nach 5—10-jährigem Aufenthalt.

Eine genügende Erklärung findet der Erfolg jenes Werberufs wohl, wenn wir bedenken, daß man damals in Westeuropa Rußland mit dem einstigen Herrscher Peter dem Großen, der als humaner und guter Zar bekannt war, identifizierte, daß jene gnädige Zarin niemand anders war, als die Tochter des Fürsten Christian August von Anhalt-Zerbst, die als Vierzehnjährige in Zerbst zugegen gewesen war, als 1743 ihr Oheim die Regierung übernahm und ihren Vater zum Mitregenten erwählte; daß, und dies nicht zuletzt, der Siebenjährige Krieg beendet war und unzählige Familien hof- und obdachlos gemacht hatte; auch wollte man gerne mal sehen, so sagte sich der mitunter so abenteuerliche germanische Heroismus, was man noch nicht gesehen, — ist und bleibt doch Rußland für den Westen das Land unbegrenzter Möglichkeiten, von dem man noch bis heute die seltsamsten Vorstellungen hat.

Russische Segler brachten die Wanderer von Lübeck nach Petersburg, wo die Ausstattung der Leute mit Kleidung, Lebensmitteln, Geld u. a. längere Zeit in Anspruch nahm. Endlich wurde aufgebrochen. Der Weg war kein leichter, weder für die Leute, noch für die sie begleitenden Kommissäre; erstere wurden, da man ihnen alles, was sie zu ihrem Lebensunterhalte brauchten, nur für teures Geld verkaufte, ausgesogen, letztere erfuhren es von ihren Schützlingen zur Genüge, daß man in dieser Beziehung mit sich nicht nach Belieben umspringen lasse, wobei es manchmal sogar zu Tätlichkeiten kam.

Diese sich unter dem Protektorat der Petersburger Regierung fühlende Ausländermenge unterlag nun gänzlich der Massenpsychose: wo man ihr irgendwie hindernd, mit oder ohne Recht, entgegentrat, wußte sie sich, nicht immer in gesetzlicher Art, zu behaupten; die so bunte Gesellschaft: Landwirte, Handwerker, Kaufleute, Künstler, Offiziere, selbst Gelehrte und Edelleute, konsolidierte sich unterwegs zu einer kompakten Einheit, der man so oder anders Rechnung tragen mußte. Dies bekamen die Bewohner der Stadt Twer zu erfahren, wo es beim Einkauf von Viktualien zu Exzessen kam, bei denen die städtische Jugend, die mit Stöcken und Stangen bewaffnet sich an die Segler heranwagte, schlecht abschnitt; die deutschen Sieger verfolgten die Angreifer bis in die Stadt, demolierten das Rathaus und mißhandelten die Stadträte. —

In dem von Twer zirka 60 Werst entfernten Städtchen Torshok bezog

man die Winterquartiere; der lange Winter bot gute Gelegenheit, der Ortsbevölkerung näher zu treten und sich von ihr die ersten russischen Laute anzueignen.

Das Jahr 1767 war angebrochen. Der lieblichste Frühling schaute zu den kleinen Fenstern der mit jungen hoffnungsfrohen deutschen Ansiedlern vollgepropften Häuser hinein, und mit neuem Mut setzte man, als die Wolga eisfrei geworden war, die Fahrt fort, um im Laufe des Sommers die Endstation Saratow zu erreichen.

Erst hier erfuhr man, wohin man gekommen war, und lauschte den Erzählungen aus der bewegten Vergangenheit von Land und Leuten. Im 16. Jahrhundert von Johann dem Schrecklichen auf der linken Uferseite der Wolga gegründet*), war Saratow in kurzer Zeit wiederholt von den Kalmüken geplündert worden. sodaß man den Plan, hier ein Bollwerk gegen die Steppennachbarn zu haben, fallen lassen und 1591 ein neues Saratow auf der Bergseite, stromüber, mit Graben und Wall versehen, erstehen lassen mußte; aber auch Graben und Wall hinderten 80 Jahre später den verwegenen Stenka Rasin nicht, der jungen Stadt seinen Besuch abzustatten.

Das war die neue Heimat der Ansiedler! Man kann sich lebhaft die Stimmung der deutschen Ankömmlinge denken, die nun gar in die, von wilden Kirgisen und Tataren-Haufen bewohnten, endlosen Wolgasteppen hinausziehen sollten. Ein geringer Teil der Leute blieb in der Stadt, um von Handwerk und Handel zu leben; die anderen zogen hinaus, stromauf- und abwärts und gründeten auf der Berg- und Wiesenseite c. 102 deutsche Wolga-Kolonien.

Wie bekannt, scheidet die Wolga die beiden Gouvernements Saratow und Samara, in denen sich längs der Ufer die Kolonien erstrecken. In gewaltiger Breite durchfließt die Wolga die beiden Gouvernements; der majestätische, immer mehr versandende Strom wälzt trüb und langsam seine Wasser durch niedrige, mit Wald und Gestrüpp bewachsene Inseln oder tote Sanddünen, in zahlreiche Arme geteilt, dem Kaspischen Meere zu. Auf der rechten Seite des Stromes, die Bergseite genannt, ragen öde Kreide- und Kalksteinberge empor. Auf der linken Seite zieht sich eine Ebene, nur am Flußrande mit Graswuchs und Wiesenniederungen bedeckt, sonst aber endlos und uferlos, wie es nur eine baum- und strauchlose Steppe sein kann, dahin.

Die Anlage der Dörfer war nicht immer eine gelungene; bald mußten einzelne von ihnen anderswohin verlegt werden, hier aus Mangel an genießbarem Trinkwasser, dort, weil im Frühjahr der schmelzende Schnee das Fluß-

*) Die Stelle — im Nowousenschen Kreise, etwa 2 Werst nördlich von dem gegenüber dem jetzigen Saratow gelegenen großen Russendorfe Pokrowskaja Sloboda, — ist heute an einem Holzkreuze erkennbar, das, laut der bei der 300-jährigen Feier des Bestehens der Stadt auf dem rechten Ufer 1891 gefaßten Bestimmung der lokalen archäologischen Gesellschaft, durch ein würdigeres Monument ersetzt werden soll, — eine Bestimmung, die nun seit 20 Jahren auf ihre Verwirklichung wartet.

wasser aus den Ufern trieb und Menschen und Vieh gefährdete, wie dies in den beiden im Nowousenschen Kreise (Gouv. Samara) am Großen Karamanflusse belegenen Dörfern Lipowka (Schäfer) und Ossinowka (Reinhardt) der Fall gewesen sein soll.

Dort, wo noch keine Holzhäuser fertiggestellt waren, wohnte man in Erdhütten, für das nötige Bauernhof-Inventar war gesorgt: zu zinsfreiem, langfristigem Darlehn erhielt man Viktualien, Frucht zur kommenden Saat, Wagen, Pflüge, — auf viele Jahre war man von allen Steuerabgaben befreit, für immer des Zivil- und Militärdienstes ledig (die Vergünstigung der Militärfreiheit wurde später aufgehoben, und im Jahre 1874 mußten die ersten Soldaten gestellt werden). Das große Kolonisationswerk verschlang Unsummen, die Regierung kargte nicht, und bald war die Höhe von 5 Millionen Rbl. erreicht.

In der Auswahl der Ansiedlungsplätze hatten die Ankömmlinge freie Hand, zu größeren und kleineren Partien, entsprechend dem Auswanderungsort und der konfessionellen Zugehörigkeit, ließ man sich hie und da nieder auf den von der Krone angewiesenen Ländereien.

Die besiedelten Ländereien waren in gleiche Parzellen geteilt und den einzelnen Familien zu Grund und Boden-Besitz angewiesen; ganz unerklärlich ist es, wie dieser Familienbesitz, der sich bei den hiesigen Mennoniten als praktisch und zweckentsprechend bewährt, bei den Deutschen, wohl Anfang des vorigen Jahrhunderts, verschwunden ist, um dem jetzigen verhängnisvollen Gemeindebesitz Platz zu machen, von dem sie bis heute in ihrem falschen Konservatismus nicht lassen wollen.

Ungeachtet der guten Ausstattung von Haus und Hof, des großen Landbesitzes brachten die ersten Jahre den Kolonien Mißwachs und dadurch Sorge und Kummer die Hülle und die Fülle. Erklärlich! Mußten doch die in ihrer Masse ernster Arbeit entwöhnten Menschen zunächst in hartem Kampfe ums Dasein ringen und sich jahrzehntelang ihres Hab und Guts, ja nicht selten ihres Lebens im Streite gegen die Kirgisen erwehren.

Obs ein guter Menschenschlag war, der damals die deutsche Heimat verlassen, um in der gewaltigen Wolga-Einöde eine zweite Heimat zu finden?

Wir müssen richtig denken und gerecht urteilen können! In Deutschland hatte man eben nach sieben Jahren das Schwert in die Scheide gesteckt. Der Krieg war beendet, aber nicht zu Ende waren seine Folgen; mit rauschender Musik und wehenden Fahnen war man ausgezogen, — heim kehrte man anders gestimmt, über Stadt und Land hatte Armut und Not ihre Flügel gebreitet und eine Unmasse Proletariat gezeitigt; diese Armen, von Haus und Hof vertrieben, bei einem allgemeinen Ruin von Handel und Wandel vielleicht für ihr ganzes Leben bestimmt, am Hungertuche zu nagen, griffen gierig nach dem Rettungsseil, das man so weit ausgeworfen hatte, horchten aufmerksam auf die Kunde vom fernen Osten, die ihnen Brot versprach; daß dabei auch bedenkliche Existenzen mitgingen, daß die 1½jährige Fahrt mit ihrem Müßiggang

die Leute der Arbeit entwöhnt und unerwünschte Erscheinungen ihre Blüten getrieben, daß viele von ihnen nur zur zeitweiligen Arbeit kommen wollten, wie jetzt ihre Nachkömmlinge leichten Fußes arm nach Amerika und mit gefülltem Beutel zurückwandern, — alles das unterliegt keinem Zweifel: ebenso zweifellos ist es aber, daß die jungen Kolonien mit mancherlei Art Schwierigkeiten zu kämpfen hatten und lange Zeit ein Leben „à la guerre comme à la guerre“ führen mußten.

Nicht so leicht läßt der deutsche Mann von den alten Lebensgewohnheiten. Besonders der deutsche Landmann ist gewöhnt, zäh an dem Herkömmlichen zu haften: Sitte und Gewohnheit heißt hier das oberste Gesetz. Das neue Land mit seinen klimatischen und bodenrechtlichen Sonderheiten stellte neue Anforderungen und rächte sich durch Hunger und Teuerung an dem Unbotmäßigen; resigniert stand er da, und, anstatt mit ihm zu raten und zu taten, war der über ihn befohlene „Tschinownik“ sofort zur Wahrnehmung eigenster Interessen bereit: für die von der Krone bewilligten Summen wurden mit Absicht unbändige Kirgisenpferde erstanden, die, der Arbeit ungewohnt, bei erster Gelegenheit dem Besitzer entliefen, um ihre heimatlichen Weideplätze am Jeruslan- und Jaikfluß aufzusuchen, von wo sie wiedergebracht und für gutes Geld weiterverkauft wurden. Ein Prachtexemplar war jener Patron, der auf einer Wolga-Insel, 90 Werst stromabwärts von Saratow, eine ganze Herde gestohlenen und entlaufenen Viehes unterhielt, aus dem der Viehbedarf seiner Schützlinge versorgt wurde: das war der „Mehlstaub“ in der „Kronsmühle“.

Doch dieser inneren Schäden, Unkenntnis des Himmelsstriches und Gewissenlosigkeit mancher Kommissäre nicht genug; der Sturm des alles verwüstenden Pugatschowschen Aufstandes brauste auch über die hiesige Gegend und hinterließ mit seiner sonderbaren Rechtspflege der Tscheremissen und Baschkiren, unter der tollkühnen Führung des wüsten Kosaken aus dem Dongebiet, tiefgehende Spuren. Noch immer war des Wehes kein Ende: ein neues Gewitter zog diesmal aus dem unheimlichen Osten auf, die damals noch völlig wilden, erst kurz zuvor zu Rußlands Untertanen gewordenen Kirgisen und Tatarenhorden zogen sengend und brennend herauf und hausten nach ganz asiatischer Weise unter dem ihnen fremden Element, das sie aus ihrem tausendjährigen Wohnsitz verdrängen sollte, die weiten Steppen aufwühlte, auf der ihre Väter einst die wilden Herden gezogen. Furchtbar müssen diese Nomaden in den jungen Ansiedlungen gewirtschaftet haben, noch haben sie die Enkel nicht vergessen, diese „Sprüche aus alter Zeit“, noch weiß man, wie die vor dem Dorfe angebrachten, mit Brennstoff versehenen Stangen durch ihren Feuerschein gemeinsam mit den sturmgezogenen Kirchenglocken der Nachbarskolonie das Signal abgaben, daß wieder Mal das wilde Reitervolk auf seinen flinken Pferden in Sicht war, dessen Besuch die Bewohner des Dorfes ihre Kostbarkeiten nebst Frau und Kind im Keller verstecken und sie selber mit verhaltenem Atem hinter Schloß und Riegel schwere Stunden durchleben ließ, noch erzählt

man sich, daß bis Mitte des vorigen Jahrhunderts die Mütter ihre schreienden Kleinen zu beschwichtigen suchten mit dem Rufe: „Die Kirgisen kommen!"

Bei dem ersten Überfall der Kirgisen auf die südlichste Kolonie Rownoje (Selman), auf der Wiesenseite, hielten wahnwitzige Deutsche sie für Befreier, eilten ihnen entgegen, um mit ihnen den Weg nach der Heimat zu finden, und wurden mit dem katholischen Ortspater fortgeschleppt.

Die ziemlich weit in die Steppe vorgeschobene katholiche Kolonie Tonkoschurowka (Mariental) feiert kirchlich bis heute einen Erinnerungstag an den glücklichen Ausgang eines Kirgisenüberfalls aus dem Ende des 18. Jahrhunderts.

Auch die Metropole der Wiesenseite, das große Dorf Katharinenstadt, jetzt schon mehr einem Städtchen ähnelnd, nach seinem Gründer, einem holländischen Baron auch Baronsk genannt, von welchem Orte ursprünglich die Besiedlung, wenigstens der Wiesenseite, ihren Ausgangspunkt genommen hat, blieb von den Nomaden nicht verschont; als diese mit einer reichen Beute von Menschen und Vieh das Dorf verließen, setzte ihnen der Ortspastor Wernborner „groß von Gestalt und Mut" mit den Tapfersten nach, um ihnen das Geraubte, vor allem die gefangenen Dorfgenossen, zu entreißen; panische Furcht überkam die Tapfern, als die Kirgisen mit wildem Geheul über sie herfielen; mit einer Wurfschlinge wurde der Führer aus dem Sattel gerissen und schändlich zugerichtet: Wernborner's Leiche fand man später mit ausgerissener Zunge. Man kann vermuten, daß die Stelle des Zusammenstoßes 10—12 Werst von Katharinenstadt in der Nähe der Kolonie Boaro zu suchen ist, auf einer Anhöhe, bis heute der „Kirgisenberg" genannt. Truppen mit Major Gogol setzen der Horde nach, schlugen sie und brachten das Geraubte wieder.

Um nun dieses traurige Kapitel zu schließen, sei noch erwähnt, daß ein Haufe Auszügler aus Katharinenstadt von Bewohnern des gegenüberliegenden Russen-Dorfes „Beresniki" unter dem Vorwande, ihnen den Weg nach Deutschland zu zeigen, auf eine Wolga-Insel gelockt, dort beraubt und erschlagen wurden; diese Insel heißt „die Mordinsel" und liegt, wie man mir angab, c. 4 Werst stromabwärts, an der Mündung des Klein-Karaman-Flusses in die Wolga.

(Fortsetzung folgt.)



F. Stadler, Riga, Telephon 5917. Kl. Königstr. 17

Photographische Apparate und Bedarfsartikel, Projektionsartikel, Lichtbilder-Serien.

Kataloge kostenlos.

Schwer erziehbare Kinder, sowie Kinder, die durch Krankheit oder aus andern Ursachen in ihrer Entwicklung und ihren Fortschritten zurückgeblieben sind, oder den Anforderungen der Schule nicht genügen, finden in meinem Hause Aufnahme. Es soll ihnen durch genau angemessene, streng beobachtete hygienische Lebensweise, entwickelnden, individuellen Unterricht und sorgfältige Erziehung in völlig veränderter Umgebung ein neuer Anstoß zu gedeihlicher Entwicklung gegeben werden.

Kinder, die ausschließlich in ihren Schulleistungen zurückgeblieben sind, — sogenannte schwache Schüler, können als Externe für den größten Teil des Tages aufgenommen und durch intensiven, individuellen Unterricht rascher gefördert werden.

Auch Schüler, die hier am Ort öffentliche Anstalten besuchen, werden als Pensionäre aufgenommen, stehen aber in der von der Schule nicht beanspruchten Zeit als Glieder des Hauses ausschließlich unter dessen Einfluß, werden in ihren Schularbeiten beaufsichtigt, und, wenn nötig, in schwächeren Fächern gefördert. Die Umgangs- und Unterrichtssprache ist Deutsch.

Der Preis für Pensionäre beträgt im Schuljahr 700 Rbl., für Tagesschüler je nach dem Klassenprogramm nicht unter 50 Rbl. monatlich. Der Preis für wohnende Zöglinge, die auch den ganzen Unterricht im Hause genießen, wird nach den Erfordernissen vereinbart, kann aber nicht unter 80 Rbl. monatlich, — beim Kursus der Vorklassen und der I. Schulklasse, — nicht unter 90 Rbl. von der III. Schulklasse ab, festgesetzt werden.

Mein Heim befindet sich in **St. Petersburg,** Wass. Ostr., am großen Prosp. Nr. 44, Wohn. 1, — vom 15. Mai an für die Sommermonate am estländ. Strande, auf dem Gute Türsell in der Nähe von Sillamäggi. Frau Inspektor **K. Thomson.**

Konservenfabrik E. Behr,

Blankental bei Reval.

Gegründet 1895.

Die Waren sind von anerkannt vorzüglicher Beschaffenheit, da nur **selbstgezogenes Gemüse ganz frisch** verarbeitet wird. Diese Konservengemüse enthalten **keine der Gesundheit schädliche Zutaten** und sind frei von jeglichem Beigeschmack.

Die Dosen sind luftdicht ohne Lötung verschlossen und enthalten:

1/1 Dose — 2 1/2—2 3/4 Pfund.
1/2 „ — 1 1/4—1 1/2 „
1/4 „ — 3/4 „

Vorrätig in vielen Handlungen des Reiches.

Versand auch direkt an Private, in jeder beliebigen Quantität, unter Nachnahme des Betrages.

Preiskurante werden auf Verlangen zugesandt.

Adresse: **E. Behr, Reval** (Ревель, Эстляндск. губ.), Kaddakscher Weg 2.

Dieser Nummer liegt ein Prospekt der Buchhandlung Karl Block in Breslau „Wunder der Natur" bei, den wir der geneigten Beachtung unserer Leser empfehlen.

Buchdr. der „Revalschen Zeitung", Reval. — Verantwortlicher Redakteur: Hans J. Eggers.

FR. WIEGAND'S

Naphthamaschinen „RUSS“

sind innerhalb **2** Jahren über **300** Stück mit ca. **6000** PS in Betrieb genommen

MASCHINENFABRIK FR. WIEGAND



REVAL

1910	St. Petersburg	**goldene Staats-Medaille**
1910	Jekaterinoslaw	**große goldene Medaille**
1911	Reval	**goldene Medaille**
1912	Baku	**große goldene Staats-Medaille**
1912	Reval	**goldene Medaille**
1912	Rostow am Don	**große goldene Medaille**

Außer diesen **15 erste Preise.**



Das Original
steht immer höher
als die Kopie!

UNDERWOOD
allen voran!

Der Allerwelts-Siegeslauf

der **Original-Underwood-Schreibmaschine**, der ersten und maßgebenden Maschine mit sichtbarer Schrift, hat Anlaß gegeben zu zahlreichen Nachahmungen. Diese Anerkennung selbst der Konkurrenz ist der beste Beweis der mustergültigen Konstruktion der **Original-Underwood-Maschine**. Seit 13 Jahren 700.000 „Underwood"-Maschinen verkauft. Tägliche Produktion 500 Maschinen. Überall höchste Auszeichnungen und Siege bei internationalen Wettschreiben. Viele tausend Underwood-Maschinen in Petersburger ersten Institutionen. Größte Schreibmaschinen-Fabrik der Welt (4000 Arbeiter).

Generalvertreter für ganz Rußland:

G. Gerlach,

St. Petersburg, Newsky Pr. 7. (Haus Wawelberg.)
Warschau, Czysta 4.
Moskau, Große Lubjanka 14.

Vertreter in allen wichtigen Orten Rußlands.



Deutsche Monatsschrift für Rußland.
Herausgegeben von Alexander Eggers.

Nr. 4. Reval, 1. (14.) April. 1913.

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Die Zarenwahl des Jahres 1613 und ihre Vorgeschichte.*)

Von Dr. P. von der Osten-Sacken, Estländischem Ritterschaftsarchivar. (Reval).

Um die Erinnerungstage historischer Ereignisse ist es etwas eigenartiges: viele der wichtigsten Daten fristen ihr Leben nur in den Büchern der Wissenschaft, während andere nach je 50 oder 100 Jahren aus diesem latenten Fortleben herausgerissen und in das hellste Licht der jeweiligen Gegenwart gestellt werden.

Wer gedenkt — außer in der Schulzeit — des Jahres 476, als in der Barbarennacht der Völkerwanderung der letzte Schimmer des weströmischen Imperiums sein Ende fand? Aber wer erinnert sich nicht zu jeder Jahrhundertwende des Weihnachtstages des Jahres 800, als Karl der Große dieses selbe Imperium neu aufleben ließ? — Und als dieses Imperium nach etwas mehr als 1000 Jahren, im Jahre 1806 sein Ende fand, geschah das

*) Dem folgenden Vortrage, gehalten in der Estländischen Literärischen Gesellschaft am 20. Februar 1913, liegt hauptsächlich die Arbeit von H. Almquist: Die Zarenwahl d. J. 1613 (Zeitschr. für osteurop. Gesch. III. (Jan 1913), Heft 2. S. 161 ff. zu Grunde, sowie einige der dort zitierten Quellen, und Werke von S. F. Platonow u. a., die ebenfalls dort — zum Teil — zitiert sind.

ebenso sang- und klanglos, wie 476, und 1906 ist es wohl nur wenigen bewußt geworden, daß der 100-jährige Todestag des alten „Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation" hätte begangen werden können. Die Jahrhundertfeier des zehn Jahre später einsetzenden Ereignisses, der Befreiung des ganzen, nationaldenkenden Europas von der Zwangsmacht des Usurpators, der jedoch als letzter „Imperator" mit universalen Herrschaftsideen zu gelten hat, — hat diesseit und jenseit der Grenzen gewaltige Festlichkeiten hervorgerufen. — Vor bald 3 Jahren, 1910, konnten Livland und Estland freudig die zweihundertjährige Zugehörigkeit zum Russischen Reiche feiern; aber der 29. September 1710 ist unseren Vorfahren sicherlich nicht als Tag von dauernder, sondern eher von vorübergehender Bedeutung erschienen. — Dagegen erfaßten auch sie die historische Bedeutung des 30. August 1721, als der Große Nordische Krieg durch den Frieden von Nystadt beendet wurde, als Liv- und Estland endgiltig an Rußland fielen, und als der große Kaiser Peter sich voll und ganz zur Annahme des ihm am 22. Oktober 1721 angetragenen Imperatorentitels berechtigt fühlte.

Nicht die Zeitgenossen, sondern die Gegenwart entscheidet über die Jubiläumsfähigkeit eines historischen Ereignisses. Oft genug ist es der Fall, daß dessen historische Wichtigkeit auch den Zeitgenossen voll bewußt war, aber sehr häufig war dem nicht so. Und in den historischen Ereignissen *selbst* liegt auch der Charakter ihrer Erinnerungsfeiern: entweder ist die Wucht des damaligen Geschehens in Zertrümmerung oder Aufbau so groß, daß über die Jahrhunderte hinweg der Widerhall nachdröhnt und uns zu feierlicher Andacht zwingt, oder das kleine Ereignis, von den Zeitgenossen wenig oder garnicht beachtet, wird erst in seinen Wirkungen groß, — gleich dem Samenkorn, aus welchem der Riesenbaum als Merkzeichen des Landes wächst.

Wer es nun unternimmt, der Gegenwart die Vergangenheit vorzuführen, hat es im ersten Falle leicht, — er braucht nur zu schildern, und kann der Wirkung auf die Zuhörer sicher sein. Anders im zweiten Falle: da muß die Schilderung zur Erklärung werden, da muß Ursache und Wirkung aufgezeigt, da muß der Boden, in den das Samenkorn kam, nach seinem Gehalt geprüft, und das Wachsen und Wirken des Baumes erklärt werden.

Ein solches Ereignis, dessen Tragweite von den Zeitgenossen nicht übersehen werden konnte, vollzog sich am 21. Februar 1613. Was aus dem damaligen Samenkorn ward, wissen wir: die untrennbare Machteinheit Rußlands und seines Kaiserhauses. — *Wie* das Samenkorn zum Riesenbaume wurde — ist der Inhalt der Geschichte Rußlands in den letzten drei Jahrhunderten: das zu schildern soll nicht unsere Aufgabe sein, obgleich es ja gerade diese drei Jahrhunderte sind, und weniger ihr Beginn, was der heutigen Jubiläumsfeier im tiefsten Grunde die Weihe gibt.

Zum Verständnis des 21. Februar 1613 müssen wir in die vorhergehenden Jahrhunderte zurückgreifen, denn die Wirren um die Wende zum

XVII. Jahrhundert finden ihre Grundursachen in der Geschichte des XVI. Jahrhunderts, im Wirken und Wüten des grausamen Iwan IV. (1533—1584), und in den Zuständen, gegen die er wütete.

Die skandinavischen Eroberer des slawischen Territoriums wurden die Begründer des russischen Reiches. Die geringe Zahl der Eroberer wurde von der Masse der Eroberten assimiliert, — aber das neubegründete Reich behielt den Charakter einer Eroberung: es gehörte den Eroberern als ihr Eigentum, mit welchem sie schalten und walten konnten nach ihrem Gutdünken. Das Reich war ein Privatgrundbesitz der Herrscherfamilie, kein Staat; daher konnte der Großfürst es teilen und vererben, und die beispiellose Vermehrung des großfürstlichen Hauses führte dazu, daß das Reich sehr bald in eine große Menge von Teilfürstentümern zerfiel, die alle ihrerseits wieder als Privatbesitz der betreffenden Fürsten galten. Um die Mitte des XIII. Jahrhunderts hatte die mongolische Woge, die erst im westlichen Europa unbezwinglichen Widerstand fand, es leicht, das zersplitterte Rußland zu überschwemmen, das schon lange nicht mehr unter der zur Theorie gewordenen Macht der Großfürsten zu einigen war. Aber die Woge vernichtete nur wenig, sie modifizierte: die Machtlosigkeit der Großfürsten, den Hader der Teilfürsten sahen die Mongolen gerne, — das eroberte Land war dadurch leichter zu beherrschen. Die Fürsten, soweit sie genehm waren, blieben in ihrem Besitz, die Geistlichkeit hatte völlige Freiheit in der Religionsausübung; und nur das Volk hatte außer diesen beiden Machthabern nun noch den obersten, die Mongolen, zu befriedigen und seufzte unter dem verstärkten Joch.

Der Großfürst erlebte aber bald eine Änderung seiner Macht, da sie nun als Würde, die verliehen werden konnte, von der Gnade des Chanes abhing. Und dieser verlieh sie natürlich demjenigen, der sein Vertrauen zu gewinnen und seine Kasse am besten zu füllen vermochte.

Das war der Großfürst von Moskau. Entsprossen einer jüngeren Linie des Rjurik-Geschlechtes, hätte er durchaus keinen theoretischen Rechtsanspruch auf die großfürstliche Würde erheben können; aber dieser Zweig des Geschlechtes verstand es, den Befähigungsnachweis auf den Besitz der Würde praktisch zu erbringen.

In erster Linie durch die Sammlertätigkeit. Ein Teilfürstentum nach dem anderen wurde eingezogen, — d. h. seiner selbständigen politischen Rechte zu Gunsten des Großfürsten beraubt. Der bisherige Teilfürst blieb meist Herr seines Landes, — aber als Magnat, als privilegierter Grundbesitzer, — wofür er dem Großfürsten Heerfolge leisten und ihm in der Administration und am Hofe dienen mußte.

Ferner: wenn auch der Gedanke, daß das Reich ein Erbeigentum des Großfürsten sei, noch immer lebendig war und Teilungen hervorrief, so trugen diese jetzt einen anderen Charakter. Die jüngeren Söhne erhielten wohl

Landbesitz, aber keine politischen Rechte für diesen Besitz, und ihr Anteil war immer verschwindend gegenüber dem des ältesten Sohnes, dessen Macht nicht nur ungeschmälert blieb, sondern sich ständig vergrößerte.

Und drittens: der Charakter der großfürstlichen Macht wurde ein anderer. Abhängig in seiner Würde vom Chan, wurde der Großfürst gewissermaßen dessen Stellvertreter, also der Chan in Rußland, — war nicht mehr wie früher primus inter pares, sondern wurde zum absoluten Ersten, zum Despoten. Und diese Macht wuchs in demselben Verhältnis, in welchem im Osten die Macht der Mongolenchane abnahm.

Aber ein neuer Machtkonkurrent erstand im Westen: Litauen. Dessen Großfürsten verstanden es, die Teilfürsten des russischen Westens an sich zu ziehen und zum Teil selbst Russen zu werden. Schon im ersten Viertel des XIV. Jahrhunderts bestand Litauen zu zwei Dritteln aus russischen Landen.

Selbständig waren zumSchluß der Entwicklung zwei russische Lande geblieben: die Republiken Nowgorod und Pleskau. Um sie und um die Grenzfestung Smolensk begann der Konkurrenzkampf zwischen Moskau und Litauen.

Entscheidend in diesem Kampfe waren die Jahre 1380 und 1386.

Mit der Vernichtung der Teilfürstentümer vollbrachten die Moskauer Großfürsten das patriotische Werk der politischen Einigung und Vereinheitlichung und begegneten dabei den Sympathien des Volkes. Also ist es durchaus möglich, von einem Bündnis des Großfürsten von Moskau mit dem Volke gegen die Teilfürsten zu sprechen, — und als 1380 die Stunde geschlagen schien, das große Werk der Befreiung vom Mongolenjoch zu unternehmen, da zog der Großfürst Dmitri Donskoi auf das Kulikower Feld hinaus im Namen von ganz Rußland und für die Interessen des ganzen Volkes, nicht mehr aber für die Interessen eines Teilfürstentums. Vom Jahre 1380 an kann von einem nationalen russischen, d. h. dem Moskauschen Reich gesprochen werden.

1386 aber fand die Vereinigung Litauens mit Polen statt, durch welche Litauen katholisch wurde. Das stieß alle bisher zu Litauen tendierenden Russen ab, und von da an beginnt das Übergewicht Moskaus im Konkurrenzkampf.

Iwan III. (1462—1505) versuchte sich an Nowgorod, das nach Litauen hinüberneigte; er eroberte es, und es war, als ob die Heere Moskaus gegen die Nowgoroder zogen, um Volkstum und Glauben zu verteidigen. Iwan brachte dem Reiche 1480 die endgiltige Befreiung vom Mongolenjoche und rollte als Erster mit voller Energie und Klarheit die erst zu Ende des XVIII. Jahrhunderts in der dritten Teilung Polens (1795) beendete Frage zwischen Moskau und Polen-Litauen auf, indem er die Herausgabe aller russischen Lande verlangte. Er fühlte sich und nannte sich Fürst von Moskau und ganz Rußland, — er, der absolute Herrscher, der Despot, dessen Macht

dennoch durch das nationale Bündnis mit dem Volke im Grunde demokratisch war.

Aber in diesem scheinbar so fest begründeten Machtbereiche gab es Differenzen, die schließlich zur Krisis, zur Erschütterung des Reiches in den Grundfesten führten.

Die Bojaren waren mit Rat und Tat die Gehilfen des Großfürsten, seine Nächsten und Freunde, ohne welche er kaum eine Regierungshandlung unternahm. Das waren wenigstens die alten Bojaren. Mit der Vernichtung der Teilfürstentümer trat nun neben die alten Bojaren der Kreis der früheren Fürsten, — er trat zwischen sie und den Großfürsten als eine Sonderklasse, die Vorrechte der Geburt und des Besitzes besaß und noch andere Vorrechte, insbesondere dasjenige der Mitregierung, beanspruchte. Darin bestand der erste, der innerpolitische Widerspruch: der Herrscher, den der Gang der Geschichte zum demokratischen Despotismus geführt hatte, war genötigt, mit Hilfe einer höchst aristokratischen Administration zu herrschen, die den Anspruch auf Mitregierung erhob, während auch ihre höchsten Spitzen vor dem Herrscher doch nur als Sklaven galten, wie alle übrigen.

Wir sehen also zwei Klassen von Bojaren, die sich untereinander bekämpfen, weil keine der anderen den Vorrang lassen will, und die zusammen, insbesondere aber die fürstliche, die absolute Macht des Herrschers zu beschränken versuchen.

Die große Gefahr erkannte Iwan IV., der Grausame, und er kämpfte nicht nur für seine Willkürherrschaft, sondern auch für das Prinzip der Einheitlichkeit der Macht als für die Grundlage der staatlichen Kraft und Ordnung. Zuerst versuchte er es mit milden Mitteln, dann wandte er immer schärfere an, — um endlich in der Wut der Verzweiflung zum grotesken Mittel der Opritschnina zu greifen. Er teilte die Hofhaltung und das Reich umgab sich mit treuergebenen, meist aus dem niederen, gegen die Bojaren erbitterten „Dienstadel" genommenen Leuten als seiner Administration, und überließ den anderen Teil des Reiches den Bojaren. In sein Reich der Opritschnina zog er nun fortschreitend immer mehr Territorien des anderen Teiles und führte in ihnen durchgreifende Veränderungen ein. Er siedelte alle diejenigen Magnaten und Bojaren, die er nicht in der Opritschnina haben wollte, aus, beraubte sie also ihres angestammten Grundbesitzes und ließ ihnen dafür in der anderen Reichshälfte — meist an den Grenzen — neue anweisen. An ihre Stelle aber setzte er neue Leute, die ihm treu ergeben waren. Diese Veränderungen geschahen vor allem dort, wo die alten Fürsten-Magnaten ihre privilegierten Latifundien hatten. Es war also eine Revision des Landbesitzes, eine Gleichstellung des alten Allodbesitzes mit dem Dienstlehen. So wurde allmählich, wo es nötig schien, das ganze Reich von der Opritschnina überzogen; der letzte Schimmer der Selbständigkeit der Teilfürsten wurde zertrümmert, — sie wurden den übrigen Bojaren völlig gleich-

gestellt. Die Art und Weise des Landbesitzes wurde uniformiert, — er verpflichtete jetzt überall zum Dienste. Aber durch diese allgemeine Mobilisation des Grundes und Bodens wurde Furcht und Unzufriedenheit, vor allem aber das Gefühl der Unsicherheit erregt. Und vergessen wir nicht, wie Iwan der Grausame seine Maßregeln auszuführen liebte.

Aber nicht nur zur Zertrümmerung der Bojarenmacht diente Iwans Opritschnina: er schuf durch sie, indem die bisherigen Beamten und Dienstleute der Magnaten direkt dem Herrscher verpflichtet wurden, sich eine neue Armee, die er dringend zu seinen vielen verfehlten kriegerischen Operationen brauchte.

Im XVI. Jahrhundert waren alle anderen Interessen durch den Kriegsdienst in den Schatten gestellt. Nicht nur der gewaltige Verbrauch an Menschenmaterial muß hierbei in Betracht gezogen werden, sondern vor allem der Umstand, daß die Kriegerklasse, die Dienstleute, den Kriegsdienst und Staatsdienst auf der materiellen Grundlage des ihnen verliehenen Landbesitzes zu leisten hatten. Ihre Bauern hatten den Unterhalt zu stellen, konnten ihn jedoch bei der Häufigkeit der Kriege und der Überhäufung mit anderen Lasten bei weitem nicht genügend leisten, und den Zwangsmaßregeln gingen sie durch Verlaufen aus dem Wege. Mit allen Mitteln wurde daher versucht, sie auf dem Grund und Boden festzuhalten, ihnen den Abzug zu erschweren und sie in völlige Abhängigkeit vom Grundherrn zu bringen; nur zum letzten Mittel, der Leibeigenschaft, wurde noch nicht gegriffen. — Die Städte, früher Landschafts-, Gemeinde- oder Handelszentren, wurden nun zu administrativ- militärischen Zentren und wurden so auch der produktiven Arbeit mehr oder weniger entzogen. Und dazu vollzog sich die ganze Entwicklung, von der Opritschnina begünstigt, sprunghaft und unregelmäßig; im Zusammenhang mit dem Verlaufen der Bauern kam es geradezu zu einem Börsenspiel mit Land und Leuten. Eine ungefähre Berechnung ergibt, daß im Zentrum des Reiches mehr als die Hälfte des Ackerlandes privilegiert und im Klosterbesitz, also steuerfrei war; die nicht privilegierten Dienstlande, von denen die ganze staatliche Steuer und Kriegslast zu tragen war, lagen aber zu zwei Dritteln wüst! — Die verlaufenen Bauern zogen auf Klosterland, häufiger aber zu den Kosaken in die Steppen des Südens, oder bildeten Räuberbanden; es kann nicht scharf genug zum Verständnis der nachfolgenden Zeit hervorgehoben werden, daß im verlaufenen Bauernelement sich der Anarchismus breitmachte und der glühendste Haß gegen die landbesitzenden Dienstleute, gegen die Bojaren und gegen jede staatliche Ordnung großgezogen wurde, durch welche die besitzenden Klassen geschützt wurden.

Wir gewinnen also folgendes Bild zu Ende des XVI. Jahrhunderts: Die Bojaren sind unzufrieden und in Angst, die Dienstleute — der niedere Adel — materiell erschöpft, weil ihnen die Bauern weglaufen und weil sie selbst ständig im Kriege sind; das niedere Volk ist völlig ausgesogen und der Ver-

zweiflung preisgegeben, oder dem Anarchismus bei den Kosaken und Räubern. Alles befand sich in Gährung, besonders im Süden und Zentrum des Reiches, während der Osten und Nordosten am wenigsten von diesen Übelständen ergriffen war.

Die Zeit der Wirren zu Anfang des XVII. Jahrhunderts hat also ihre Ursachen im XVI. Jahrhundert; aber diese Zeit kann dennoch nicht als Revolution gelten. Sie begann durch einen Zufall: das Aufhören der bisherigen Dynastie; sie wurde durch äußere Einflüsse, durch das Eingreifen der Polen und Schweden, lebendig erhalten; und ihr Ende war: die Wiederherstellung fast der gleichen Formen des staatlichen und sozialen Lebens. Daß sie aber nicht ohne Folgen war, werden wir weiter unten sehen.

Als am 7. Januar 1598 Feodor Iwanowitsch, der letzte degenerierte Sproß aus dem Hause Rjuriks, gestorben war, hätte ihm der edelste, der höchstgeborene Mann im Reiche folgen müssen. Aber den zu finden hätte bei den Rangstreitigkeiten der Bojaren schwer gehalten! Am hervorragendsten unter den aus den Fürsten hervorgegangenen Bojaren waren die Schuiskijs; ihr Geschlecht stammte sogar von einer älteren Linie der Rjuriks ab, als das soeben ausgestorbene Haus des Großfürsten. Aber von größerer Macht und Bedeutung waren zwei nichtfürstliche Bojarengeschlechter: die Romanows und die Godunows. Die ersteren waren seit 1547 mit dem Herrscherhause verschwägert, während Boris Godunows Schwester die Witwe des soeben verstorbenen Großfürsten war. Und ferner: Boris hatte für den schwachsinnigen Feodor die ganze Zeit über die Regentschaft geführt, er war der eigentliche Herrscher des Reiches gewesen und hatte als solcher nicht nur die Sympathien des Volkes, sondern auch der Geistlichkeit gewonnen. So wurde denn er gewählt, und zwar, ohne daß es den Bojaren unter Führung der Romanows und Bjelskijs gelang, ihn in seinen Herrscherrechten zu beschränken.

Godunows historische Bedeutung ist darin zu suchen, daß er es verstand, mit seltenem Gerechtigkeitsgefühl das durch Iwan den Grausamen durcheinander geworfene Land zu beruhigen und die Schärfe der Klassengegensätze zu mildern. Daß er sein Ziel nicht erreichte, war nicht seine Schuld, wie es auch nicht seine Schuld war, daß nach ihm die Zeit der Wirren losbrach. Sein Fluch war der Mangel der Legitimität seines Herrschertums: derjenige, der soeben primus inter pares gewesen war, sollte nun durch die Herrscherwürde hoch über alle gerückt sein?! Wohl war er vom Volke rechtmäßig gewählt worden, von der heiligen Landesversammlung, dem Semski Ssobor; aber dieser Wahlakt an und für sich war etwas Neues, Ungewohntes, das dem Anrecht Godunows auf den Thron ein eigenartiges Gepräge gab, — das Gepräge der Abhängigkeit von der Stimme des Volkes, das ihn gewählt hatte und das Bewußtsein haben mußte, daß es ihn wieder stürzen könne.

Und hinzu kam noch der Schatten des 1591 ermordeten Dmitri, des kleinen Sohnes des grausamen Iwan, der der Nachfolger seines Bruders

Feodor geworden wäre. Sein Mörder war nach damaliger und heutiger fast allgemeiner Anschauung Boris Godunow, der nach dem Throne strebte. Nach den wenigen unverfänglichen und unverfälschten Quellen war der Tod Dmitris vielen Bojarengeschlechtern nicht unerwünscht, und für Boris Godunow als Nicht-Mörder spricht sehr viel, gegen ihn sehr wenig. Aber eine kategorische Entscheidung zu fällen ist ausgeschlossen, und abgesehen von dem sehr geringen Verdacht ist Boris einer der sympathischsten Moskauer Zaren.

Im Jahre 1601 verbreitete sich das erste Gerücht, daß Dmitri lebe. Wir wissen jetzt, daß die moskauschen, Godunow feindlichen Bojaren ihn hatten aufleben lassen: der an der Erhebung des Pseudodmitri beteiligte, vielleicht sogar dessen Rolle ausübende Otrepjew lebte bei den Romanows, bevor er in Polen auftauchte. Also ist der Pseudodmitri eine Frucht innerrussischer Intriguen, denn die Bojaren wußten genau, daß der dem Volke sympathische Boris nur durch etwas Höheres, Legitimeres zu stürzen war; und höher galt dem Volke nur die alte Dynastie, und darum war Boris nur in deren Namen zu stürzen.

Der Pseudodmitri wurde nicht nur von den Bojaren, sondern auch dem Papst, dem polnischen Hof und den Abenteurern und Räuberbanden in Polen und Rußland unterstützt; die gute polnische Gesellschaft hielt sich von ihm fern. Daß er mit seinen kläglichen Banden gegen die Krieger Godunows Erfolge hatte, beweist, daß das Volk an Godunow zu zweifeln begann; daß er aber siegte und in Moskau auf den Thron gelangte, hatte er nur dem plötzlichen Tode Godunows am 13. April 1605 zu verdanken, — denn ein längeres Bekanntwerden mit ihm hätte dem russischen Volke sicherlich die Augen geöffnet.

Wohl verfügte der neue Zar über eine natürliche Schlauheit, aber er zeigte sich weder als Russe noch als Pole, und daher verstand er es, in sehr kurzer Zeit sich mit beiden Parteien, denen er den Thron verdankte, zu überwerfen und beide gegeneinander aufzuhetzen. Die Bojaren hatten ihn ja nur nötig gehabt, um die Godunows zu vernichten, sie hatten durchaus nicht die Absicht, vor dem ihnen wohl nur zu gut bekannten Parvenu auf die Kniee zu fallen! Nicht ein ganzes Jahr dauerte die Herrlichkeit, — da waren Pseudodmitri und seine Polen hingemordet und verschwunden wie Schemen, — aber sie hinterließen einen furchtbaren Abgrund, der das moskausche Reich zu verschlingen drohte. Es begann die Wirtschaft der einzigen Sieger, der Bojaren, die den nun zu Wählenden in allen seinen Handlungen von sich abhängig machen wollten, — d. h. von der unter ihnen gerade herrschenden Partei! Aber das Volk hätte eine Wahl unter solchen beschränkenden Bedingungen nicht zugelassen, und daher wurde der Kandidat der Bojaren, Wassili Schuiskij, von seinen Helfershelfern tumultuarisch zum Zaren ausgerufen, nachdem er den Bojaren gegenüber bestimmte Verpflichtungen eingegangen war. Das Land war verblüfft und im Zweifel, und als rechtmäßig ist Schuiskij nie vom

ganzen Lande anerkannt worden, obgleich er krampfhafte Bemühungen machte, seine Wahl als rechtmäßig hinzustellen und seine Ansprüche auf den Thron zu beweisen. Er war und blieb unpopulär, weil ihm die Stütze im Vertrauen des Volkes fehlte. Dadurch, weil diese das Volk zusammenhaltende Herrschaftsidee fehlte, war allen schlechten sozialen Säften die Möglichkeit zur Gärung gegeben, — und diese Gärung trug an vielen Stellen einen anarchistischen Charakter. Besonders die Kosaken waren in Aufregung; einzelne Teile derselben blieben an dem toten Pseudodmitri hängen, — weil sie eben Schuiskij nicht anerkennen wollten.

Die Gärung der Gedanken wurde bald zu Wirren in der Tat. Aber wenn bisher die Wirren einen höfischen Charakter getragen hatten, so war es nun das Volk, in welchem die Gärung umging, und die Oligarchen in Moskau, welche die Masse gegen die höhere Macht aufgewiegelt hatten, standen nun selbst der in der Bewegung nicht mehr zu hemmenden Masse gegenüber — als deren verhaßte Feinde.

Noch war die Leiche des Pseudodmitri nicht fortgeräumt, als schon in Moskau das Gerücht umging: nicht er, sondern ein andrer sei erschlagen. Daran klammerten sich alle, die Schuiskij feind waren, und an den Grenzorten des Reiches wurde der Aufstand im Namen eines noch nicht einmal vorhandenen Pseudodmitri erhoben. Aber die Flammen, die überall aufzüngelten, waren noch unabhängig voneinander, und ihnen lagen die verschiedensten Motive als Brennstoffe zu Grunde. Die Aufständischen siegten an einzelnen Orten, so in Rjasan, wo die beiden Brüder Ljapunow ihr Organisationstalent als Volksführer entfalteten. Alle Scharen zogen gegen Moskau, gegen die Bojarenherrschaft, und vereinigten sich unterwegs. Aber kurz vor der Entscheidung platzten die sozialen Gegensätze aufeinander: die Vereinigung der aufständischen Scharen teilte sie wieder in die anarchistischen Räuber- und Kosakenelemente und in die staatserhaltenden, wenn auch aufständischen Massen der Dienstleute, und die letzteren unter Ljapunow gingen zu Schuiskij über! Die andern aber strömten dem plötzlich auftauchenden zweiten Pseudodmitri zu: keiner glaubte an seine Echtheit, er hatte viele „Kollegen" unter den Kosaken und war wie diese nur ein Deckmantel für Raub und Plünderung an den besitzenden Klassen. Daher nannten ihn schon die Zeitgenossen sehr treffend den Dieb. In der allgemeinen Verwirrung gelang es ihm zu siegen und ein befestigtes Lager in Tuschino vor Moskau zu errichten, in welches nun alle Banden und zweifelhaften Elemente zusammenströmten. Es gelang dem Diebe aber nicht, weder Moskau noch das Dreifaltigkeits-Kloster zu bezwingen; dafür schwärmten seine Banden durch das ganze Land, sodaß alle sehr bald wußten, was für ein Dieb, aber kein Zar mit Polen und Kosaken ins Land gekommen sei. Jedoch auch Schuiskij war zu schwach, den Dieb zu bezwingen, und suchte daher auswärtige Hilfe. Schon 1608 hatte er Schweden besandt, 1609 kam ein Bündnis zwischem ihm und König

Karl IX. zustande, in welchem Schuiskij auf alle Ansprüche an Livland und Karelien verzichtete und ein ewiges Bündnis gegen Polen versprach.

Damit beginnt diejenige Periode der Wirren, die durch auswärtige Einmischungen gekennzeichnet ist. König Sigismund III., der Sohn des Schwedenkönigs Johann III., war seit 1587 König von Polen und wurde nach dem Tode seines Vaters auch König von Schweden, 1592. Er behandelte aber Schweden als Nebenland, büßte wegen seiner katholisierenden Tendenzen seine Anhänger in Schweden ein, und als er entgegen seinem Versprechen Estland mit Polen vereinigen wollte, kam es zum Kampfe zwischen Polen und Schweden, zwischen dem in Schweden abgesetzten Sigismund III. und seinem Oheim Karl IX., seit 1604 König von Schweden. Im Verlaufe dieses Kampfes gelang es Schweden, auch Livland zu erobern, dessen endgiltiger Besitz ihm erst 1660 im Frieden von Oliva bestätigt wurde.

Unter Jakob Delagardie (seit 1619 Gouverneur von Estland), dem Sohne des berühmten Pontus, kam den Russen die schwedische Hilfe zu, vereinigte sich mit dem Heere des glänzenden russischen Feldherrn Michail Skopin-Schuiskij, eines Neffen des Zaren, — und zog gegen Moskau. Das Lager des Diebes in Tuschino löste sich auf, — aber weniger aus Furcht vor den Schweden und Russen, als wegen der unter Sigismund III. heranziehenden Polen: das war die polnische Antwort auf das Bündnis Schuiskijs mit den Schweden! Als Kandidaten für den russischen Thron stellte Sigismund seinen Sohn Wladislaus auf und belagerte Smolensk.

Ihm strömten Teile der in Rußland räubernden Polen zu, aber auch viele russische Edelleute aus der Mittelklasse, — Dienstleute, die des Krieges und der Wirren überdrüssig waren und eine staatliche Ordnung wieder hergestellt sehen wollten. Nach Abschluß eines Vertrages, in welchem naturgemäß die Interessen der Dienstleute am höchsten stehen und das Hinaufstreben derselben zum Bojarentum bemerkbar ist, erkannten sie am 4. Februar 1610 den neuen Kandidaten als Zaren an.

Unterdessen hatte Skopin-Schuiskij unter dem Jubel des Volkes seinen Einzug in Moskau gehalten. Ihm, dem glänzenden, erst 24-jährigen Jüngling jubelten alle Herzen als dem künftigen Zaren zu; er allein verband noch das Volk mit seinem Oheim auf dem Throne. Da starb er im April 1610, und das Volk schob dem Zaren die Schuld daran zu, der den Nebenbuhler aus dem Wege habe räumen wollen, — fiel von ihm endgiltig ab. Zudem wurde das Heer Schuiskijs im Verein mit den Schweden von den Polen in offener Feldschlacht bei Kluschino besiegt; auch Ljapunow und dessen Schar verließ den Zaren und ging nach Rjasan zurück, — und eine Erhebung des Moskauer Volkes setzte den Zaren Schuiskij ab und schor ihn gewaltsam zum Mönch.

Moskau war damit am Rande des Abgrundes angelangt! Gerade jetzt, wo keine oberste Macht vorhanden war, drohten von allen Seiten her

Feinde: an der Nordgrenze saß abwartend Delagardie und sammelte neue Truppen zum Vorgehen; vor Smolensk lag Sigismund mit dem teilweise anerkannten Wladislaus; im Lager Ljapunows, der sich wieder nach Rjasan begeben hatte, wollte man von einer polnischen Herrschaft nichts wissen, — und überall im Lande zogen die Banden der Kosaken und Räuber — damals identische Begriffe! — im Namen des Diebes oder eines anderen Prätendenten umher. Weil niemand anderes da war, leistete Moskau der Duma der Bojaren den Untertaneneid, bis ein neuer Zar, dessen Wahl zur Abhilfe der unhaltbaren Zustände als dringend notwendig erkannt wurde, erhoben worden wäre. Die Geistlichkeit wünschte einen Russen, und der Patriarch Hermogenes wies auf Michael Romanow hin, den auch die kleinen Leute wünschten; die andere Partei aber wollte einen Fürsten Golizyn, die Vornehmen wünschten Wladislaus, der Pöbel den Dieb! In diesen Tumult hinein kam auf den Ruf der vornehmen Bojaren der polnische Feldherr Sholkiewsky nach Moskau, verjagte die Banden des Diebes und diesen selbst nach Kaluga, und am 27. August 1610 wurde unter dem Drucke der polnischen Waffen Wladislaus zum Zaren gewählt. Die Wahlakte wurde mit einer großen Gesandtschaft, an deren Spitze Sholkiewsky den Metropoliten Philaretes, den Vater Michael Romanows, und den Golizyn stellte, König Sigismund zur Bestätigung zugesandt: so schaffte Sholkiewsky die beiden der polnischen Partei unbequemsten Leute aus Moskau fort. Er beließ in Moskau eine Garnison von Polen und zog selbst zu Sigismund nach Smolensk zurück. Es schien, als ob nun die Wahl Wladislaus beendet sei, als ob Rußland nun einen polnischen Zaren haben werde, — da verdarb König Sigismund alles. Er hielt die Gesandtschaft hin, machte Einwände gegen die von Sholkiewsky angenommenen Wahlbedingungen, verlangte, daß sein Sohn katholisch bleiben solle, daß Smolensk polnisch werde u. s. w., — seine Absicht war, selbst Zar von Moskau zu werden! Er sandte seine Getreuen nach Moskau, ließ durch sie Regierungshandlungen in *seinem* Namen vollziehen, — und die Bojaren ließen das zu; das Volk jedoch, vom Hochmut und durch die Ausschreitungen der polnischen Garnison ohnehin zur Wut gebracht, fiel von Wladislaus ab und schwur dem Diebe Treue — obgleich dieser schon im Dezember 1610 ermordet worden war.

Der nun folgende Kampf ist ein Nationalkampf des betrogenen und empörten Rußland gegen die Polen.

An der Spitze der gegen die Polen einsetzenden Bewegung stand der Patriarch Hermogenes. Durch seine Hirtenbriefe verstand er es, überall die Erbitterung gegen die Polen zum Aufstand zu entflammen, — zu einem Aufstand, der nicht eigentlich gegen die Kandidatur des Wladislaus, sondern gegen Sigismund und die Polen gerichtet war, die den mit Sholkiewsky abgeschlossenen Vertrag zerrissen hatten. Zum militärischen Führer des nationalen Aufstandes schwang sich in Rjasan Prokop Ljapunow wiederum auf, im Ja-

nuar 1611, und um ihn sammelten sich alle Landmilizen. Aber auch die Kosaken unter ihren Führern Trubezkoi und Saruzky schlossen sich der nationalen Bewegung an und zogen ebenfalls gegen das von der polnischen Garnison verteidigte Moskau, das von den vereinigten Heeren bis auf den Kreml genommen wurde; in diesem hielten sich die Polen und die zu ihnen freiwillig und unfreiwillig haltenden Bojaren. Sigismund, der nicht einmal die Kraft hatte, Smolensk zu nehmen, konnte der eingeschlossenen Garnison nicht helfen. Aber — die Kraft des russisch-nationalen Aufschwunges wurde von innen heraus gehemmt.

Die unter Moskau lagernde Miliz war im Grunde ein aus politischen Gründen geschlossenes Bündnis sozialer Feinde, denn die aus den besitzenden Klassen zusammengeströmte Landwehr hatte sich mit den Räubern und Feinden sozialer Ordnung, den Kosaken verbündet. Daher konnte der Ausbruch eines Zwistes mit Notwendigkeit erwartet werden. Zu Anführern des vereinigten Heeres wurden Ljapunow und die beiden Kosakenführer gewählt, aber ihnen wurde ein Rat koordiniert, durch welchen sie von ihren Untergebenen abhingen. Es muß hervorgehoben werden, daß das unter Moskau stehende Heer in sich selbst die Repräsentation des ganzen Reiches, dessen Regierung sah, und daher durch seine Organe das Land regierte und sich auch zur Vorbereitung der Zarenwahl, ja zur Vornahme der Wahl selbst vollberechtigt ansah.

Delagardie war Anfang 1611 mit frischen Truppen gegen Nowgorod vorgerückt, denn seit der Wahl Wladislaus' zum Zaren waren die Schweden, die ehemaligen Verbündeten der Russen, naturgemäß deren Feinde geworden. Die gegen die Polen zusammengeströmte Landwehr suchte nun mit den Schweden wieder in Verbindung zu treten, und der Gesandte der Landwehr, Buturlin, ließ im Vertrauen durchblicken, daß Nowgorod gerne einen der Söhne des schwedischen Königs zum Zaren haben wolle, — der Nowgorodschen Landschaft würden sich die Moskausche und die Wladimirsche ebenfalls anschließen. Etwas später, am 23. Juni 1611, erhielten die Machthaber von Nowgorod von seiten der Landwehr Ljapunows eine eindringliche Aufforderung zur Hilfeleistung gegen die Polen, und zugleich eine Urkunde, laut welcher die Landwehr feierlich den ältesten Sohn des Königs von Schweden zum Zaren und Großfürsten von Rußland erwählte. Nowgorod sollte deswegen mit Delagardie verhandeln, und die Landwehr erklärte sich bereit, eine Botschaft nach Schweden zu schicken, damit der König mit seinem Sohne nach Wiborg käme, um zu den endgiltigen Verhandlungen Rußland näher zu sein. Am 17. Juli 1611 besetzte Delagardie mit Waffengewalt Nowgorod, um ein Unterpfand in Händen zu haben, aber schon am 25. Juli schloß er mit Nowgorod einen Vertrag, laut welchem dieses nun wirklich einen der Söhne des schwedischen Königs, Gustav Adolf oder Karl Philipp, zum Zaren wählte und dabei die begründete Hoffnung aussprach, daß das übrige Rußland sich

ihm anschließen werde, weil dieses in der Landwehr ja selbst den Wunsch dazu geäußert habe.

Delagardie mußte nun einerseits versuchen, das übrige Rußland zum Anschluß an den Vertrag mit Nowgorod zu bewegen, andererseits mußte er das schwedische Königshaus für den Plan gewinnen.

Aber schon war die Stimmung in der aus sozialen Gegensätzen bestehenden Landwehr umgeschlagen. Der Versuch der eigentlichen Landwehr, die Kosaken unter Kontrolle zu stellen, bewirkte die Ermordung Ljapunows am 23. Juli 1611 durch eine Kosakenrevolte; ein neuer Führer fand sich nicht, die Landwehr verlief sich, — und somit waren die Kosaken unter Moskau das einzige Machtzentrum Rußlands geworden! Zudem war am 3. Juni Smolensk gefallen, das Heer der Polen war zum Vormarsch auf Moskau frei, — die Krisis war auf ihrem Höhepunkt angelangt.

Die Kosaken unter Moskau wollten von der schwedischen Kandidatur nichts wissen und räuberten im Namen des kleinen Sohnes der Marina Mnischek weiter. Sie, die stolze Polin, war die Gattin des ersten Pseudodmitri gewesen, — und hatte den zweiten, den Dieb, als den ersten anerkannt!

Aber Ljapunows politischer Sammlungsgedanke lebte noch. Die Städte des Wolgaflachlandes hatten sich im Herbst 1611 gegen die Hegemonie der Kosaken, die das Reich regieren wollten, zusammengeschlossen, und wieder war es der Patriarch Hermogenes, dessen vielfache Sendschreiben den Zusammenschluß befürworteten und vor den Kosaken warnten. In Nishny-Nowgorod entstand der neuaufflammenden Bewegung der großartige Organisator Minin, durch dessen Tätigkeit bald auch Städte anderer Gebiete sich dem Bunde anschlossen. Zum militärischen Führer der neuen Landwehr wurde einer der Mitarbeiter Ljapunows, der Fürst Posharski gewählt, an dessen Seite Minin als Kriegskommissar wirkte. In dieser Landwehr bildete sich aus den Vertretern der einzelnen Gemeinden ein besonderer Landesrat, der mit Erfolg den Anspruch erhob, das Reich zu regieren. Die Landwehr sah ihre Hauptaufgabe darin, ohne und sogar gegen die Kosaken die Polen aus dem Lande zu vertreiben. — Im März 1612 brach die Miliz auf und zog sehr langsam weiter.

Die Kosaken waren isoliert, — ihnen drohte von allen Seiten Gefahr. Aber — die Landwehr zog nur sehr langsam vorwärts. Von Jaroslawlj aus richtete Posharski seine Aufforderung an alle Gemeinden, Vertreter zur Zarenwahl zu entsenden, trat aber gleichzeitig mit Delagardie und den Behörden in Nowgorod in Verbindung, und zwar im Namen der Landwehr, die sich als Nationalversammlung auf Kriegsfuß, als mobilisierten Semski Sobor betrachtete, und mit Recht! —

Die schwedische Kandidatur hatte jetzt die meiste Aussicht auf Erfolg, denn wurde sie von der Landwehr zurückgewiesen, so war Rußland beiden Feinden, Polen sowohl als Schweden, ausgeliefert, und es stand zu befürchten, daß das Reich zerfallen würde: Nowgorod an die Schweden, der Westen an

Polen, der Süden an die Kosaken, resp. einen Räuberprätendenten, deren es überall genug gab. Am lauesten verhielt sich zur schwedischen Kandidatur sicherlich die Geistlichkeit in der Landwehr, aber ihr Einfluß hatte noch nicht eine solche Bedeutung erlangt, wie einige Monate später.

Mitte Mai 1612 sandte die Landwehr an Nowgorod und Delagardie eine große Botschaft und bat, eine Gesandtschaft möge die Landwehr über den zwischen Nowgorod und Delagardie abgeschlossenen Vertrag unterweisen; zu weiteren Verhandlungen wurde sogar eine Gesandtschaft der Landwehr nach Schweden in Aussicht gestellt. Aber Vorsicht schien der Landwehr geboten: sie konnte befürchten, daß der schwedische König ebenso wie der polnische handeln werde, nämlich den Russen vorspiegeln, daß er ihnen einen Zaren aus seinem Hause geben wolle, dann aber ihr Land angreifen, um für sich selbst Eroberungen zu machen. Die Gesandten wünschten daher, daß Herzog Karl Philipp — Gustav Adolf war nach dem Tode seines Vaters 1611 König geworden — sich sobald als möglich an die Grenze, nach Wiborg begeben möge, da hierdurch das Land noch mehr im Festhalten an seiner Kandidatur bestärkt werden werde. Am 19. Mai 1612 waren die Gesandten der Landwehr wieder in Jaroslawlj, und ihre Berichte lauteten günstig, wie sie auch hervorhoben, daß die Schweden sich keinerlei Tyrannei oder Schmälerungen der ausbedungenen Rechte der Russen in Nowgorod erlaubt hätten. Durch Sendschreiben benachrichtigte nun Posharski die Gemeinden, daß die Verhandlungen einen günstigen Fortgang genommen hätten und daß sich Herzog Karl Philipp bald in Rußland einfinden werde. Aus allen glaubwürdigen Zeugnissen, nicht aber aus den später verfälschten Chroniken, die das genaue Gegenteil berichten, geht hervor, daß die leitenden Persönlichkeiten der Landwehr im Mai und Juni 1612 die ernste Absicht hatten, im Anschluß an die Zarenwahl Nowgorods Abhilfe für das Unglück des Landes zu suchen. Weitere Verhandlungen zwischen der Landwehr und Nowgorod zeigten deutlich, daß die völlige Einigung auf die Kandidatur Karl Philipps nur von seinem Eintreffen in Rußland und von seiner Annahme des griechischen Glaubens abhing. Die Landwehr erklärte, sofort nach Ankunft Karl Philipps eine Gesandtschaft ihm entgegenschicken zu wollen; wenn aber der Prinz nicht schon im Laufe des Sommers ankäme, so müsse dieser Umstand Bedenken erregen, und man müsse sich vor Augen halten, daß ein so großes Reich nicht lange ohne Herrscher bleiben könne.

Im August 1612 langte die Landwehr vor Moskau an und bezog ein von den Kosaken gesondertes Lager. Der Kosakenführer Saruzki war mit einem großen Teil seiner radikalsten Anhänger bei Annäherung der Landwehr fortgezogen und hielt an der Kandidatur des Sohnes der Marina Mnischek fest. Der zurückgebliebene Teil unter Trubezkoi schloß sich durch Vermittlung der Geistlichkeit der Landwehr an, und diese vereinigte russische Heeresmacht schlug die zum Entsatz Moskaus herangerückten Polen zurück, — und Ende Oktober

1612 mußte sich die tapfere moskauische polnische Garnison ergeben, nachdem sie zuerst die Bojaren hinausgelassen hatte.

Als wichtigstes Moment muß für das Folgende hervorgehoben werden, daß die Zusammensetzung der Landwehr vor Moskau eine große Veränderung erlitten hatte: ein sehr großer Teil bestand nun aus dem ihr früher fremden Element der — immerhin besseren — Kosaken unter Trubezkoi, und der moskauischen Einwohnerschaft. An der Spitze der Landwehr stand nun auch nicht mehr Posharski allein, sondern als sein Kollege auch Trubezkoi. Es war Posharski daher unmöglich, sich der Mitwirkung der Kosaken bei der Arbeit an den politischen Aufgaben zu entziehen, die nach der Eroberung von Moskau noch zu erledigen waren. Die wichtigste Aufgabe aber war die Zarenwahl, resp. ihre Vorbereitung und Vollendung.

Schon im August 1612 hatte Posharski nach Nowgorod an Delagardie die vertrauliche Mitteilung gemacht, daß zwar die Bojaren- und Adelspartei die Kandidatur Karl Philipps unterstütze, daß diese jedoch bei den Kosaken auf Widerstand stieße, die am liebsten eine vollständige Anarchie sähen und jedenfalls einen schwachen Herrn vorzögen, der mit ihren Räuberinstinkten Nachsicht hätte.

Aber obgleich Delagardie wiederholt Mahnungen nach Schweden sandte, um die Abreise Karl Philipps zu beschleunigen, — dieser kam noch immer nicht, da im schwedischen Königshause selbst die Kandidatur auf Widerstand stieß. Endlich, am 26. Dezember 1612, erhielt Delagardie die Nachricht, daß Karl Philipp vor Ende Februar 1613 in Wiborg anlangen werde. Sofort teilte er das nach Moskau mit und forderte die Landwehr auf, ihrem Versprechen gemäß Boten nach Wiborg zu senden und wegen der Wahl ein genaueres Abkommen zu treffen.

Es waren also nur zwei ernst zu nehmende Kandidaten auf den Thron vorhanden: die Bojaren und der Adel in der Landwehr unter Moskau wünschten Karl Philipp; die Kosaken und der größere Teil der Geistlichkeit hatten sich auf den Sohn des Patriarchen Philaretes, Michael Romanow geeinigt.

Im Januar 1613 versammelten sich die durch Sendschreiben der Landwehr aufgeforderten Wahlleute in Moskau. Im Wahlkampfe wurde der Gegensatz zwischen den Kandidaten zur Prinzipienfrage formuliert: ob man einen Ausländer, oder einen Sohn des Landes zum Zaren wählen solle. Posharski als Führer der Adelslandwehr blieb bei seiner Ansicht, daß die Wahl des schwedischen Prinzen die einzige Rettung vor innerer Anarchie und polnischen Invasionsplänen bildete. Würde man einen eingeborenen Herrn zum Zaren wählen, so würden die Schweden Rußlands Feinde werden, und man würde einen verzweifelten Kampf gegen Schweden und Polen zugleich zu bestehen haben, sowie Nowgorod unwiderruflich von dem übrigen Rußland trennen.

Die Kosakenpartei wies wahrscheinlich darauf hin, daß die schwedische Aufschubspolitik wohl die gleichen Gründe habe, wie einst die polnische, und

daß die wahren Absichten der Schweden sicherlich erst nach erfolgter Wahl Karl Philipps sich zeigen würden.

Die Botschaft Delagardies von der bevorstehenden Ankunft des Prinzen stärkte die Adelspartei so sehr, daß die Wahlversammlung am 7. Februar sich gegen die Wahl eines einheimischen Zaren aussprach, und schon die Zusammensetzung der nach Wiborg zu entsendenden Begrüßungsgesandtschaft erwogen werden konnte. Die förmliche Wahl Karl Philipps wurde auf Ende Februar aufgeschoben, da man bis dahin die Ankunft des Prinzen an der Grenze erwartete.

Damit aber hatte man der Kosakenpartei Zeit zu erbittertster Agitation gelassen, und die Erregung der beiden Parteien wuchs von Tag zu Tag. Schließlich kam es zu gewaltsamen Ausschreitungen, zu Drohungen der Kosakenpartei gegen die Wahlversammlung im Kremlj, und schließlich zu offener Empörung und Vergewaltigung der Versammlung: unter diesem gewaltsamen Drucke faßte am 21. Februar 1613 die Reichsversammlung in irgendeiner Form einen Beschluß, der dahin gedeutet werden konnte, daß der junge Michael Romanow einhellig zum Zaren gewählt sei.

Posharski und Trubezkoi waren von der Leitung der Dinge verdrängt worden, was klar daraus hervorgeht, daß weder sie noch die übrigen Führer der Bojarenpartei an der Gesandschaft teilnahmen, die dem Gewählten den Thron anzutragen hatte. Auch die weiteren Schicksale Posharskis beweisen deutlich, daß sein Verhalten bei der Wahl ihm von dem neuen Zaren nicht vergessen wurde, und die Belohnungen, die er, der eigentliche Befreier Rußlands, erhielt, waren sehr dürftig im Vergleich zu denjenigen anderer.

Auf die Folgen der Zarenwahl, sowie auf die Folgen der Zeit der Wirren einzugehen, ist hier nicht der Ort. Wenn auch die ersten Jahre der Regierung des neuen Zaren noch Jahre der Wirren waren, so waren doch die Ursachen der Wirren, soweit sie akut waren, verschwunden, und der Moment der Wahl des ersten Romanow gleicht, nach dem hübschen Bilde eines russischen Historikers, dem Augenblick, in welchem der Sturm im Aufruhr der Elemente sich legt: das Meer wogt noch hin und her, es ist noch gefahrdrohend, aber seiner Bewegung liegt nur das Beharrungsvermögen zu Grunde, — es muß sich endlich doch beruhigen.

Wenn Posharski und seine Anhänger in der Wahl Michael Romanows nur ein Unglück sehen konnten, — wir stehen heute anders. Und es sind nicht nur die Folgen der Wahl, die 300-jährige Entwicklung Rußlands unter dem segensreichen Szepter der Romanows, was uns dazu zwingt. Es ist vor allem der historische Abstand, der es uns heute ermöglicht, mit freiem Blick die damalige Lage des Reiches zu überschauen und die Kandidatur Karl Philipps als eine Episode zu betrachten, die, wenn er wirklich auf den Thron gekommen wäre, höchst wahrscheinlich nur die Zeit der Wirren verlängert hätte.

Rechtmäßig, einhellig und feierlich war die Wahl Michael Romanows nicht, aber sie war — national. Die Kosakenpartei müssen wir nach dem Fortzuge Saruzkis als die Partei des Volkes und des größeren Teiles der Geistlichkeit ansehen; ihr tumultuarisches Eingreifen in den Wahlgang war aber dennoch, bei einem großen Teile wohl unbewußt und von anderen Gefühlen überwuchert, — der Ausbruch des Nationalgefühls. Durch den kühlen, nüchternen, langsam, aber sicher vorgehenden Verstand des Führers der zweiten Landwehr, die in ihrem Vordringen nur das nahm, was sie sicher bekommen konnte, das Erfaßte aber zäh festhielt, wurde das Land äußerlich gerettet und wurde die Möglichkeit zur Ausübung einer rechten Wahl gegeben. Bei der Wahl selbst aber handelte es sich um Wiederherstellung des Reiches von innen heraus, um seine innere Rettung, und diese war nur möglich durch nationale Begeisterung des Volkes für die Idee der Rettung des Staates durch ein neu zu setzendes Oberhaupt, — für das sich das Volk auch begeistern mußte. An Karl Philipp hätte sich aber das Volk nie begeistern können.

Die Wahl Michael Romanows war also dennoch eine Tat des Nationalgefühls, nicht aber des bisher in der Landwehr herrschenden Verstandes, und die wichtigste Folge der Zeit der Wirren und der Wahl war, daß in den durch die Landwehr und den Wahlakt verbundenen Ständen das Gefühl nationaler und religiöser Einheit wuchs und erstarkte, und daß sich auch in der breitesten Masse eine deutliche Vorstellung von einer staatlichen Zusammengehörigkeit und Einheit gebildet hatte. Im XVI. Jahrhundert wäre dieser Begriff als Form sozialen Zusammenlebens noch nicht für das Volk erdenkbar gewesen, das Reich schien und war ein Erbbesitz des Herrschers, — aber im XVII. Jahrhundert war das Moskowitische Reich schon eine „Landschaft", d. h. ein Staatsgebilde. Die neue, von der Landschaft eingesetzte Macht Michael Romanows eignete sich den Begriff des allgemeinen Nutzens für das ganze Land durchaus an und erscheint daher schon als Macht völlig staatlichen Charakters. Das Hauptresultat der Wirren war also die Geburt des Russischen Staates als eines solchen, und das Hauptresultat der Wahl war die Einsetzung einer Dynastie, die in folgerichtiger Entwicklung den jungen Staat zur Höhe des Russischen Kaiserreiches führen und ihn auf dieser Höhe erhalten und weiter ausbauen sollte.

Vergessen wir nicht: am 21. Februar 1613 wurde der Großvater des großen Peter zum Zaren gewählt!

Nach der Sage hatte sich das von Wirren und Uneinigkeit zerrissene russische Land im Jahre 862 nach Skandinavien gewandt, um sich seine Staatlichkeit von dort zu holen.

Nach achthalb Jahrhunderten suchte wieder in einer Zeit von Wirren und Weh gerade die Repräsentation der staatlichen Ordnung aus Skandinavien Hilfe und Rettung für Rußland, weil sie anderswo keine mehr sah: aber

das zur nationalen Einheit erzogene russische Volk fand die Kraft der Wiedergeburt in sich selbst und blieb sich, seinem Glauben und seinen Idealen treu, — und *seinem* Zaren!

Dreihundert Jahre hat diese Treue gewährt; in den Kreis des russischen Staates sind zu verschiedensten Zeiten die verschiedensten Völker und Zungen hinein bezogen worden, — aber sie alle werden freudigen Herzens am Gedenktage des 21. Februar 1613 dem Kaiserhause der Romanows die alte Treue neu schwören in saecula saeculorum!

❀ ❀ ❀

Nachdruck verboten.

Hebbels und Ludwigs Künstlertum.

Festrede zur Feier ihres 100. Geburtstages.

Von Herm. Anders Krüger. (Hannover.)

Das Neue in der Entwickelung der Nationen wie der Familien bringt immer die Jugend; alles hängt davon ab, in welchem Geist sie heranwächst. Das erweist auch die deutsche Geschichte der letzten 100 Jahre recht deutlich. Die Kinder des Sturms und Drangs und der Romantik befreiten 1813 bis 15 Deutschland zum ersten Mal, nachdem die senile Aufklärung dem jungen Frankreich und seinem genialen Imperator erlegen war. Die Kinder der Sieger von 1813 und 14 lösten 1848 und 49 unser Vaterland zum zweiten Male aus den Banden schwerster Reaktion, und die Kinder dieser Dulder und Rebellen von 1848 und 49 brachten endlich 1871 das geeinte Kaiserreich heim von den blutigen Schlachtfeldern Frankreichs. Liegt nicht vielleicht ein tiefer Sinn in dem Zufall, daß gerade an der Schwelle der Freiheitskriege Otto Ludwig, Friedrich Hebbel und Richard Wagner geboren wurden? Wir gedenken heute noch nicht der Helden des großen Freiheitsjahres, wir gedenken zweier Kinder seines Vorfrühlings. Auch das zufällige Spiel der Daten kann mitunter blitzartig tiefere Zusammenhänge offenbaren.

Am 18. März 1813 begann die stolze Siegesreihe mit dem Einzug des tollkühnen Kosakenführers, des badischen Freiherrn von Tettenborn in Hamburg. Am selben Tage ward dem armen Tagelöhnerehepaar Hebbel zu Wesselburen im benachbarten Dithmarschen ein Sohn geboren, Christian Friedrich genannt, der später zum besten seiner meerumschlungenen Heimat andere wirksamere Siege erringen sollte als der vorschnelle Tettenborn. Und acht Tage vorher hatte man am Südhang des Thüringer Waldes, in der Kirche zu Eisfeld still ein Knäblein getauft auf die Namen Otto Ludwig. Gerade diese beiden Knaben waren Saat auf Hoffnung in schwerster Zeit. Gerade sie beide wurden Träger des neuen freiheitlichen Geistes, der 1848 und 49 scheinbar unterlag, um tatsächlich zu siegen. Freilich weder der kühle Dithmar-

scher noch der besinnliche Thüringer standen in den Reihen der Barrikadenkämpfer, aber Friedrich Hebbel schrieb unter dem Donner der „Wiener Schreckenszeit" von 48 sein großes historisches Leidenschaftsdrama „Herodes und Mariamne"; Otto Ludwig schuf während der Dresdner Straßenkämpfe seine düstre Waldtragödie „Der Erbförster". Ihrer Zeit sagten sie auch damit wenig oder nichts. In Hoffnung auf die Zukunft steht jede große Kunst, und erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts reifte auch hier nach und nach die Ernte, die noch heute nicht völlig eingebracht ist.

Diese Ernte wird allerdings verschieden ausfallen, verschieden wie das Leben, die Persönlichkeiten und die Leistungen dieser zwei Dichter waren, deren hundertsten Geburtstag wir heute festlich begehen. Diese Verschiedenheit gilt es von vornherein zu betonen, da wir Deutschen ja gern zeitlich naheſtehende, wenn auch grundverschiedene Dichter gedankenlos in Parallele stellen wie etwa Lessing und Herder, Goethe und Schiller, Tieck und Novalis, Keller und Meyer usw. Auch die beliebte Antithese vom Niedersachsen Hebbel, vom Obersachsen Ludwig ist eitel Schaum. Hebbel war Dithmarscher und nur Dithmarscher; Ludwig Südthüringer mit stark fränkischem Einschlag. Der eine wuchs auf als ein Proletarierkind, der andere als ein Honoratiorensohn, beide früh vereinsamt, ja verwaist.

Bei dem eigensinnig zähen, trotzig harten und herrisch selbstbewußten Dithmarscher, den keine Demütigung gänzlich niederducken, keine Not völlig entmutigen konnte, führte die Entwickelungslinie langsam, aber unaufhaltsam und auch sozial bergauf. Vom Maurerlehrling zum Schreiber des Kirchspielvogts, vom armseligen Freitischgänger und verpfuschten Studenten zum Stipendiaten des Königs von Dänemark, zum Gemahl der großen Burgschauspielerin Christine Enghaus, ja zum Tischgenossen kunstliebender Fürsten; und an seiner Bahre trauerte schließlich eine erschütterte, wenn auch noch nicht dankbare Nation.

Der Lebensweg Otto Ludwigs war weniger erfolg- und abwechselungsreich und führte sozial bergab. Der Sohn des reichen Stadtsyndikus verarmte rasch. Einsam spann er träumerisch stille Jugendjahre in seinem geliebten Berggarten, in seinem idyllischen Gartenhaus unter den Nußbäumen vor den Toren von Eisfeld. Wohl zog er zweimal mit einem kärglichen Herzogsstipendium zur Musikstadt Leipzig, aber die Sehnsucht trieb den Erfolglosen erst nach der Jugendheimat zurück, dann in die freundlichen Vorstädte Dresdens oder ins lauschige Idyll des Tribischtals, wo er sein einziges Lebensglück, eine stille Mitdulderin, fand. Wohl erfochten treue Freunde seinen wenigen Meisterwerken einige Erfolge — dann aber verbluteten sich der sieche Körper wie der müdegequälte Geist im Ringen um die höchste dramatische Kunst, zu der er wohl berufen, doch nicht auserwählt war. So verlosch Otto Ludwig wie ein Licht, kein Sieger wie Hebbel noch im Sterben, von dessen trotzigen Lippen es triumphierend tönte: „Ein Kaiser findet stets sein Kaisertum" — nein ein stummer Märtyrer seiner unendlichen Sehnsucht, aber auch ein Held seiner

schwer erkämpften, in 15jährigem Leiden behaupteten künstlerischen Überzeugung, die größer war als seine schöpferische Kraft.

Und wie die Persönlichkeiten Hebbels und Ludwigs aus recht verschiedenem Holze geschnitten waren, so auch ihre Dichtung, die eben wie stets bei echter Kunst Ausdruck der Persönlichkeit war. Hebbel war eine durch und durch leidenschaftliche und doch kühl besonnene Natur, war in seiner seltsamen Mischung von überschäumendem Temperament und wundervoller Selbstbeherrschung, von loderndem Gefühl, eisiger Vernunft und unbeugsamer Willensstärke, von trotziger, oft dämonischer Ichsucht und gerechtestem Allgemeinbewußtsein, der geborene Dramatiker des Dualismus der Gegensätze. Ludwig, von Haus aus ein zarter, fast überempfindlicher Musiker, ein feiner weicher Stimmungskünstler, ein idyllischer Naturschwärmer, den nur sein scharfes Auge, seine unbestechliche Wahrheitsliebe, sein instinktiver Haß gegen jeden falschen Schein zum großen realistischen Epiker und bisweilen wohl zum packenden Milieudramatiker machten.

Hebbel dürstete nach dem Welterleben, dieser unstillbare Drang riß ihn immer wieder gewaltsam hinein in den Strudel der großen Städte, der notorischen Zentren der Weltgeschichte; er wollte mit verhaltenem Atem dem Pulsschlag seiner Zeit lauschen, ihr stürmendes Herz pochen hören, dem Weltorganismus gleichsam ins Gehirn spähen, um so den Kampf seiner gewaltigsten Gegensätze wie der Zeit- und Zukunftsprobleme dichterisch zu erfassen. Ludwig dagegen zog es immer wieder zur beschaulichen Stille; weltfern grübeln über die tiefsten Geheimnisse der Kunst, sich berauschen am großen Können anderer oder sich gründlich mit ihren Irrtümern auseinandersetzen, das war die unbezähmbare Leidenschaft dieses merkwürdigen Einsamkeitsfanatikers.

Friedrich Hebbel brauchte inneren und äußeren Kampf wie das liebe Brot; er „verzehrte Menschen", auch die treuesten Verehrer wie Emil Kuh. Wohl zerrieb er sich schließlich an seiner verständnislosen Umgebung, an seiner kleinlichen Zeit; aber dies trotzige Aufbäumen gegen jeden Widerstand, dies rastlose Auseinandersetzen mit jedem neuen Problem schuf ihm auch immer wieder neues künstlerisches Erleben, so daß er schaffensfreudig in den Sielen zusammenbrechen konnte, wie er's gewünscht, „noch glühend von dem letzten Gedicht". Ja selbst die letzte Zeile des Demetrius, die er schrieb, war noch ein ganzer Hebbel: „Und ihm in seinem Grimm das Schwert zerbrach". Otto Ludwig dagegen suchte unablässig nach der inneren Befriedigung, nach der stimmungsvollen Harmonie zwischen Wollen und Vollbringen, nahm dankbar jedes größere Vorbild, jeden teilnahmsvollen Freund wie ein Gottesgeschenk, hörte hier und folgte dort, lernte und lernte, verzagte immer tiefer und erhob sich immer schwächer, wankte schließlich mit restlos verbrauchten Kräften dem Grabe zu und schied mit der wehmutsvollen Lyrik seines letzten Grachusfragments: „Noch einmal, eh ich gehe, laß das Haus, wo meine Wiege stand, mich grüßen, dann wie die Kinder plaudern wir von schönern Tagen — so

gleit ich wie ein welkes Blatt vom Zweig — das niemand fallen sieht" — auch das persönlichster Ludwig.

Aber bei aller Verschiedenheit der Gaben und Leistungen, der Temperamente und Persönlichkeiten waltete in den beiden großen Söhnen des Opferjahres 1813 doch ein gemeinsamer, verbindender Grundzug vor, der ihrem Wesen die entscheidende Note gab, — das war das echte, große Künstlertum. Beide hielten immer und immer wieder unerbittlich „Gerichtstag über sich selbst", arbeiteten unermüdlich an der „Symbolisierung des eignen Innern", die nach Hebbel „alle große Kunst" bedingt. So wuchsen beide langsam hinein in den Ernst des Priesters am göttlichen Feuer, das wohl in anderen zündet und sie erwärmt, aber den Träger nach und nach versengt, den Opfernden selbst zum Opfer macht. Beide erkannten früh die tiefste Bestimmung ihres Berufs, den Weltenschöpfer schöpferisch zu erfassen, schaffend ihm zu dienen, und sich und andere so vom quälenden Zweifel an der persönlichen Offenbarung Gottes durch selbstbefreiende Tat zu erlösen und Gewißheit zu finden im Erleben Gottes in sich und anderen, in Natur und Welt, denn „es gibt keinen Weg zu Gott als durch die Tat", gestand auch Hebbel.

Dieses rastlose Ringen um das wahre echte Künstlertum ist jedoch eine eherne, fast immer tragische Notwendigkeit, die nichts gemein hat mit der genußfrohen Afterkunst erfolgreicher Allerweltsschreiber, der zünftigen Alltagsdramatiker, der flotten Unterhaltungsschriftsteller und schnellen Versifexe. Der kleine Künstler dient sich selbst, im besten Fall einem Stückchen Gegenwart. Der große Künstler muß seiner Zeit vorauseilen, muß der Zukunft dienen, er leidet unter der Gegenwart, die ihn nicht voll verstehen und ihm in seinem Besten nicht gerecht werden kann. Die meisten Werke großer Künstler werden erst ganz verständlich, wenn vornehm nachschaffende Kritik und eine engere rastlos tätige Gemeine ihnen Bahn gebrochen haben bei der führenden Jugend und bei der geistigen Elite der Nation; dann erst kommt auch die Masse der Bildungssüchtigen hinterdrein, und dann erst werden auch solche Werke einträglich. Hebbels „Herodes und Mariamne" ward einmal zu seinen Lebzeiten mit bösem Mißerfolg aufgeführt; sein „Gyges", das künstlerisch vollendetste Drama seines Genius, überhaupt nicht; er mußte es „still in den Kasten legen". Jetzt machen beide Tragödien volle Häuser. Otto Ludwigs unsterbliches Meisterwerk „Zwischen Himmel und Erde" ward von der „Gartenlaube", die eine Erzählung bestellt hatte, abgelehnt, mit der weisen Bemerkung, der Autor möge erst mal französische Novellen studieren. Jetzt fehlt dieses wohl beste deutsche Prosawerk des 19. Jahrhunderts in keiner Bibliothek. Und Ludwigs größte Bühnendichtung schickte ihm ein deutsches Hoftheater erst 12 Jahre nach seinem Tode mit einer faden Ablehnungsbegründung zurück. Daß der Dichter unterdessen verstorben war, wußten weder Intendant noch Dramaturg.

Aber noch viel tiefer greift die Tragik des großen Künstlers. Er wird nicht nur selbst zum Opfer, er muß auch meistens vom Opfer anderer leben.

Einen Hebbel retteten, ja erhielten unserer stolzen Nation der Dichter und Denker letztlich nur ein dänischer König und drei tapfere Fraauen: Amalie Schoppe, obwohl selbst nur ein resolutes Literaturweibchen; Elise Lensing, die arme Hamburger Näherin und mitduldende Geliebte Hebbels, der diese Mutter seiner zwei Söhne trotz aller Dankbarkeit nicht ehelichen konnte, um sich selbst seinem Werk zn erhalten; und endlich Christine Enghaus, die in liebevollem Mitgefühl Hebbel heiratete, um ihn vorm Untergang zu bewahren. Ähnlich steht es bei Otto Ludwig und seiner treuen Gattin Emilie Winkler, denen dann wenigstens die Schillerstiftung bis zu beider Tode mit 37 000 Mark helfen durfte. Auch Hebbel und Ludwig konnten nicht eigentlich erwerben, konnten so wenig von ihren Werken leben wie ein Schiller, ein Kleist, ein Keller, ein Raabe und viele andere unserer Besten; sie alle lebten streng genommen vom Opfer anderer, und das ist ein entsetzlich quälendes Gefühl gerade für stolze Seelen. Nur das Bewußtsein, selbst auch für andere zu leben, für die Zukunft und Größe der Nation ihr Bestes zu geben, half ihnen über das Schlimmste hinweg. Dies erhebende Bewußtsein gab ihnen jedoch nicht nur Trotz, sondern auch Verantwortungsgefühl, gab ihnen die nimmer ruhende, unerbittliche Selbstkritik, die der hohe Vorzug echten Künstlertums ist, freilich oft genug auch sein Fluch wird, ein Verhängnis, dem gerade Otto Ludwig erliegen mußte.

Sich selbst und seinem Gewissen getreu, dem Gott in sich verantwortlich bleiben, das ist das tragische Geheimnis wahrer künstlerischer Größe; und dies Geheimnis im Leben und Schaffen, im Dulden und Sterben aufs neue herzerschütternd zu offenbaren, war das Schicksal, das Heldenlos Otto Ludwigs und Friedrich Hebbels.

Helden zeugen Helden. Ein jeder gibt seine Waffen weiter an Kinder der Zukunft, die er selber nicht kennt. Vorbild wirkt erzieherisch fruchtbarer als jede Moral, und die Tat wird geboren aus dem Geist, und so wird gerade die Poesie, wie Hebbel sagt, immer wieder zum Gewissen der Menschheit.

Das gilt auch für 1813. Nicht nur der preußische Soldat befreite Deutschland, sondern auch der freier aufatmende Bürger und Bauer im Landwehrrock und die innerlich frei und mannbar gewordene Jugend der Freiwilligen, die aus den Werken der klassischen und romantischen Dichter Stolz, Heldenmut und Opfersinn gelernt hatten und deshalb auch später in die Knechtschaft der Reaktion sich nicht zu fügen vermochten. Und darum — wenn wir nun bald die Taten unserer Helden feiern werden, sollen und wollen wir nie darüber vergessen den Geist, der sie lebendig machte und lebendig erhielt, wollen gerade am hundertsten Geburtstag Hebbels und Ludwigs dankbar betonen, daß große Dichter unserem Volke allzeit die ersten Bahnbrecher, die mutigsten Bannerträger des neuen, lebendigen Geistes waren.

❀ ❀ ❀

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Über den Futurismus.

Eine prinzipielle Untersuchung von Bruno Goetz. (Berlin.)

„Futurismus", „Expressionismus" und „Kubismus" werden gerne als Verrücktheiten oder Modetorheiten hingestellt. Wer nur die Resultate dieser Bestrebungen und Richtungen im Auge behält, ist versucht zu meinen, daß solch ein Urteil zu Recht bestehe. Von außen gesehen, erscheinen sie dem Unvorbereiteten närrisch, sinnlos, oder gequält, gesucht, gewaltsam; er sträubt sich instinktiv dagegen, wie gegen etwas Nächtiges, Gespenstisches, Chaotisches, das die Sicherheit seines Schauens, die Wohlgeordnetheit seines Lebens bedroht; und ist deshalb leicht geneigt, etwas für eine Tollheit oder Modernitätssucht zu halten, was lebendigen Quellen entspringt. In jedem Falle sollte sich der tiefer Denkende die Frage vorlegen, ob der Futurismus und die ihm verwandten Bewegungen nicht einen Kern in sich tragen, der, trotz des unvollkommenen verfehlten Ausdrucks, lebensvoller ist, als manches uns vollendet und vollkommen dünkende Epigonenwerk? Ob nicht etwas inhaltlich Lebendiges, Neues, Ungeahntes in diesen Werken ans Licht treten will und nach einem Ausdruck ringt? Ob hier nicht ein neues Weltempfinden zu uns spricht, das — noch nicht zu sprechen versteht, sondern stammelt und lallt, wie ein Kind? Ob wir überhaupt das Recht haben, unsern Maßstab, den wir vollkommenen Werken einer reifen Kultur entnommen haben, an Werke zu legen, die vielleicht gar nicht auf unseren Voraussetzungen aufbauen, deren Lebensquell vielleicht ganz wo anders entspringt?

Die Lösung dieser Fragen ist allerdings nicht im Ästhetischen zu finden, sondern im Ethischen und Psychologischen: mit dem, was wir im allgemeinen Kunst nennen, haben diese Werke, scheinbar wenigstens, nicht viel zu tun. Wenn man den Futurismus als rein künstlerische Bewegung in der Malerei auffaßt, so wird man nicht weit kommen, nicht zum Wesentlichen seiner Erscheinung vordringen können. Wir haben hier tiefer zu graben.

Der Futurismus ist nur ein Symptom unter vielen anderen Symptomen, eine Erscheinungsform unter vielen andern Erscheinungsformen für einen Prozeß, der in unserer Zeit vor sich geht. Wer sich, wenn auch nur flüchtig, in das Wesen dessen vertieft, was Futurismus genannt wird, findet leicht Analogien zu ihm in allen andern Künsten, auch in den Wissenschaften, im religiösen, sozialen, politischen Leben. Diese Verbundenheit einer scheinbar rein ästhetischen Bewegung mit dem Leben sollte nachdenkliche Köpfe stutzig machen, ehe sie das Ganze eine bloße Torheit oder Tollheit schelten, sollte ihnen die Einsicht erschließen, daß wir, wie unser ästhetisches Urteil auch ausfallen mag, in jedem Falle einem höchst merkwürdigen und interessanten Lebensphänomen gegenüberstehn, dessen Untersuchung uns vielleicht Einblicke erschließen könnte in das Innere jenes rätselhaften Prozesses, jener geheimnisvollen Umgestaltung, die in Europa jetzt vor sich zu gehen scheint.

Von diesem Standpunkte aus gilt es, sich an die Untersuchung zu machen; — zunächst vollständig davon abstrahierend, was die futuristischen Kunstwerke für die Kunst bedeuten könnten: erst wenn wir ahnen, was sie als Lebenserscheinung sind, wird uns vielleicht ihre Bedeutung oder auch Nichtbedeutung für die Kunst klar werden.

Es dürfte sich empfehlen, bevor man auf den Futurismus in der Malerei näher eingeht, sich mit ihm verwandten Erscheinungen auf anderen Gebieten zu befassen. Denn vieles, was uns in den Formen und Gestaltungen des politischen, sozialen, religiösen Lebens oder in den Gebilden der Musik, der Dichtung, der Architektur schon fast wie von selbst verständlich erscheint, dünkt uns widersinnig, gesucht, närrisch, sobald es uns in der bildenden Kunst entgegentritt; weil im Optischen, im Sehen, in Bezug auf die sichtbaren Formen die meisten Menschen in einem naiven Realismus befangen sind. Menschen, die auf allen andern Gebieten die bloße Scheinbarkeit, die innere Haltlosigkeit des Realismus empfunden, erlebt, durchlebt haben, klammern sich in ihrem Schauen an die sogenannte reale Welt, wie ein Ertrinkender an den Strohhalm; sie vergessen, daß ihr Schauen, philosophisch-ethisch-religiös gesprochen, nur ihr Schaffen ist, daß sie von außen nicht etwas empfangen, das sich nun in ihren Sinnen spiegelt, sondern daß sie Vorgänge im eigenen Innern nach außen projizieren: dort erscheinen sie ihnen als Wirklichkeit. Nicht innen ist das Spiegelbild eines Außen, sondern scheinbar außen ist das Spiegelbild eines Innen: was im Ich zeitlos-raumlos lebt, erscheint als Ding außen im Raum, als Vorgang außen in der Zeit. Die Welt in Raum und Zeit ist ein Erzeugnis des Ich, ist nichts Wirkliches, nichts Reales, nichts Objektives, ist nur Schein, nur Spiegelbild.

Das ist der eine, der einzige, der Urgedanke, der in aller indogermanischen Religion und Philosophie zu Tage tritt, von den Indern und Griechen an über die gewaltigen deutschen Mystiker, Meister Eckardt und Angelus Silesius, über Giordano Bruno, Kant und Schopenhauer bis zu Omar al Raschid Bey*), dem im vorigen Jahre verschiedenen großen Denker und Mystiker, dessen Buch vom „hohen Ziel der Erkenntnis" zum Tiefsten gehört, was wir in deutscher Sprache besitzen.

Die Welt tut sich dem erleuchteten Denker auf als wesenloser Schein, aus dem Ich geboren. In Wahrheit ist nicht die Welt, sind nicht die Dinge und die kausale scheinbare Verknüpfung der Dinge unsere Herren, — sondern die Dinge sind unser Erschaffenes, „aus uns gewirkte Wirklichkeit der Welt": wir sind in Wahrheit die Herren der Dinge. Daß wir es, von außen gesehen, nicht sind, ist nur Schein, aus uns gewirkter Trug: unsre Schuld. Die Vertreibung aus dem Paradiese bedeutet vielleicht nur dieses: durch eine Schuld des Menschen wurde ihm sein Eigengeschaffenes zum Fremden, er-

*) Es ist der Gatte der Dichterin Helene Böhlau. Die Redaktion.

schienen ihm die Formen und Gestaltungen seines Ich als ein Anderes, ein Fremdes.

Als Einsicht, als religiöse Erleuchtung hat es dieses, wie gesagt, immer gegeben: in diesem Punkte treffen sich die großen indogermanischen Denker aller Zeiten. Sie stehen mit dieser Erkenntnis aber einsam da: die Menschen können eine solche Auflösung der „Wirklichkeit" nicht ertragen, so tief sind sie verstrickt in den Trug, der Schein sei Wahrheit. Und doch lebt in jedem einzelnen eine Sehnsucht nach einer Auflösung. *Auf Umwegen, in Symbolen und Bildern, sucht er den Zugang zum Mysterium*, das er hüllenlos nicht fassen kann.

Alle Kunst ist nur ein Symbole-Schaffen für die Erkenntnis, daß nichts außen, alles nur innen ist, wodurch die Antithese Außen — Innen aufgelöst wird. Das ist der letzte Kern alles künstlerischen Tuns.

Nach außen hin sieht es allerdings anders aus. Diese *Symbole selbst* schienen der Natur der Dinge nach nur der sogenannten Außenwelt entnommen werden zu können: es lag die Tendenz vor, in den *Formen* der Kunst die *Wirklichkeit noch zu übersteigern* durch eine intensivere, sinnvollere ideale Wirklichkeit.

Deshalb führt alles Kunstschaffen, das einerseits Symbole setzt für Unsagbares, Tiefinnerliches, andererseits in seinen sinnlichen Formen noch weiter fort von der Lösung, noch tiefer in die Außenwelt hinein; denn es ist nur eine Widerspiegelung des Spiegelbildes, das uns die Außenwelt von unserem Innern bietet. Das heißt: ihrem Wesen nach führt die Kunst wohl über alle Welt des Scheins hinaus und läßt uns die Welt des Seins ahnen, — in ihren Ausdrucksformen haftet sie aber notwendig am Schein, verstrickt uns noch tiefer in ihn, und ist doch nur ein Schein des Scheins. Sie erhöht durch die Form die Wirklichkeit der Dinge, gibt ihnen eine gesteigerte, erhöhte, konzentrierte Wirklichkeit.

Gegen diesen Trug des Scheins in den Ausdrucksformen der Kunst richten sich seit langer Zeit unzählige Angriffe tiefer denkender und empfindender Künstler deren Bestreben dahin geht, im Kunstwerk nicht mehr den Schein des Scheins, also eine idealisierende *Nachahmung* der Außenwelt zu geben, *sondern etwas ebenso Unmittelbares, wie das Leben selbst, wie die Außenwelt selbst, — also einen unmittelbaren Schein.*

Ihrem Wesen nach hat das die Musik von je gekonnt. Gegenüber der inneren Unmittelbarkeit der Musik erblaßt alles Andere. Aber auch in den hymnischen Dichtungen aller Zeiten lebt etwas, das an dieser Unmittelbarkeit Teil hat. Es ist etwas in ihnen, das *nicht* mehr mit Nachahmung zu tun hat, das *nicht* mehr nur Schein des Scheins ist, der sich dann nachher für erhöhte Wirklichkeit ausgibt.

Diese erhöhte Wirklichkeit, die *Stabilisierung des Scheins* in der Kunst ist es zunächst, was immer mehr als *innerlich unwahr*

empfunden wird. Man will nicht länger den Schein durch Widerschein festhalten und ihn so ewig machen — sondern will ihn eben nur als Schein geben, als schwankendes Traumgebilde, als verwehende Spiegelung von etwas ewig Unbekanntem, ewig Dunklem.

Dieses Auflösenwollen der festen Formen ist im Kern also nicht unfromm zu nennen, sondern entstammt im Gegenteile einer andern Art von Frömmigkeit, — einer Frömmigkeit, die es nicht gestattet mit Formen zu hantieren, welche man für innerlich unwahr hält; die es verbietet, etwas als ewig, wirklich, in sich vollendet hinzustellen, was man als Trug und Schein erkannt hat.

Auch eine neue Art von Tapferkeit ist in diesen Versuchen: man schrickt nicht zurück vor der furchtbaren Gewißheit, nur als Spiegelbild zu leben, — im Gegenteil, man sucht sich selbst und alle Dinge immer intensiver nur als Schemen, als Spiegelung, als unvollendet, als in ewigem Wechsel, ewigem Wandel begriffen darzustellen, nicht nur stofflich, — das geschah zu allen Zeiten, — sondern auch unmittelbar durch die Form.

Das Einzige, das die meisten Künstler dieser Art darüber vergessen, ist die innere Erfahrungstatsache der verborgenen Einheit aller dieser Spiegelungen, aller dieser Scheinwelten. Darum bleiben sie meist im Wesenlosen, im Ungestalten stecken und werden haltlos getrieben durch das uferlose Meer der Visionen, als welches sich ihnen die „Wirklichkeit" darstellt. Das ist zwar ein Mangel an letzter Tiefe, an erhabenster Größe — aber immerhin ehrlicher und bedeutsamer als das Petrifizieren des Flüchtigen, als das Umlügen des Scheins in Wirklichkeit, das in vielen schlechten, aber beliebten und berühmten Werken unserer Zeit besonders lebhaft zu Tage tritt. Die ganze Art, wie z. B. die Sexualität in den Mittelpunkt aller Probleme gestellt wird, ist solch ein Umlügen.

Gegen diese innerliche Unwahrheit richten sich, ihrem Kerne nach, alle diejenigen Kunstbestrebungen unserer Zeit, die es sich nicht genügen lassen, etwas Ausgelebtes noch einmal auszuleben, und die im Dunkel nach neuen Wegen suchen. Hier ist auch der tiefste Grund dafür zu suchen, daß das Publikum die meisten Resultate dieser Versuche als ungenießbar, dunkel und unverständlich empfindet — oder das Ganze, eben nur, weil es gerade Mode ist, mitmacht, ohne zu wissen, was mit diesem Suchen und Streben gewollt wird. Es kann auch nicht anders sein: alle ästhetische Schulung durch Jahrhunderte hindurch baute auf einem andern Kunstempfinden, auf dem Kunstempfinden des naiven Realisten auf. Und auch die Neuerer selbst stecken zum Teil noch tief darin. Jeden Schritt, den sie tun, tun sie ins Ungewisse hinein. Jeder Schritt kann deshalb auch ein Fehlschritt sein.

In allen andern Künsten wird der aufmerksame und willige Zuschauer eine Bewegung wie die oben analysierte wahrnehmen können, ohne unmittelbare Revolutionen zu spüren: die Entwickelung vollzieht sich allmählicher, stiller, unmerklicher. Nur in der bildenden Kunst treten die einzelnen Phasen dieser Entwickelung schärfer hervor, haben fast den Anschein von radikalen

Umwälzungen. Denn, wie ich schon oben hervorhob, das Auge bleibt am längsten in einem naiven Realismus befangen und nimmt die Dinge am längsten als endgültig, abgegrenzt, für sich seiend, wirklich. Bilder waren bisher, ihrer Ausdrucksform nach, wie fast alle anderen Kunstprodukte, fast nur stilisierende, idealisierende Nachahmung der Wirklichkeit. Was als Rhythmus, als Seele, als Musik in ihnen lebte, gelangte zum Ausdruck auf dem Umwege über die Wirklichkeit, war ein unfaßbares Geheimnis hinter den äußeren Scheinformen der Dinge. Die Formengebung der bildenden Kunst hatte bis jetzt (wie ich es oben ganz allgemein für die Kunst überhaupt ausführte) meist die Tendenz, den Schein der Welt, den Schein der Dinge als endgültig, als wirklich vorzutäuschen. Die Künstler neigten dazu, aus einer unbewußten Furcht vor der Flüchtigkeit des Scheins, ihm durch die Kunst ein dauerndes Sein zu vindizieren. Im Innersten eines jeden großen Kunstwerkes lebte allerdings, wie gesagt, zu gleicher Zeit auch schon immer etwas, was mit Schein und Wirklichkeit nichts gemein hatte, etwas, was man allgemein und andeutungsweise Rhythmus, Seele, Musik nannte, ein Geheimnis, tief wie das Geheimnis des Lebens.

Was uns nun in der bildenden Kunst unserer Zeit als „Umwälzung", als „Revolution" auffällt, ist nichts als ein immer stärkeres und energischeres Rütteln an der scheinbaren Endgültigkeit der Dinge und ihrer Formen. Diese Endgültigkeit wird, wie in allen andern Künsten, wie auf allen andern Gebieten des Lebens immer eindringlicher als Täuschung, als Trug empfunden. Es gibt keine Endgültigkeit — niemals und nirgends. Die Tendenz geht jetzt dahin, auch die Formen der Dinge als Täuschung, als Trug, als flüchtige Erscheinung zu geben.

Den Anfang damit machten die sogenannten Impressionisten, vielleicht ohne selbst die menschliche, kulturelle, philosophische Bedeutung ihrer Tat zu ahnen: sie lösten die Konturen in Licht auf, in Schein, — das Gefühl ging langsam verloren für eine sichere Endgültigkeit der Formen. Und wenn die sogenannten Expressionisten und Futuristen auf die Formen der „wirklichen" Dinge überhaupt verzichteten und in den Formen ihrer Kunst nur einen Ausdruck suchten für die geheimnisvollen Vorgänge im Innenleben, wenn sie die Empfindung des Wechsels, der Flüchtigkeit, der trügerischen Existenz der Außendinge verkörpern wollten, — so ist das nur die Konsequenz aus den Bestrebungen der Impressionisten, die jetzt vor dieser Konsequenz aus ihrem eigenen Schaffen entsetzt zurückschrecken.

Zum Teil mit Recht. Denn was uns der Futurismus bisher an Werken geboten hat, ist kläglich, ist nicht gelungen, nicht durchlebt, ist ein hilfloses Tasten und Suchen in Gestrüpp und Dickicht und Dunkelheit. — Und bei einem Teil der Futuristen sicher auch nur Mache und Mode. Aber ein anderer Teil dieser Künstler macht einen, trotz des vorläufigen trostlosen Mißlingens

ihrer Versuche, tief nachdenken. Denn gerade aus diesen mißlungenen Versuchen ist zu ersehn, wie ernst es diesen Künstlern um ihre Kunst ist. Wenn sie nicht Pfadfinder sind, so sind sie in jedem Falle Pfadsucher. Vielleicht bleiben sie nur Anreger. Und spätere stärkere Persönlichkeiten führen tiefer und größer durch, was von ihnen nur geahnt, nur versucht worden ist. Vielleicht ist auch, was sie anstreben und wollen, überhaupt nicht rein künstlerisch zu lösen, vielleicht nur in Verbindung mit einer Neugestaltung des ganzen öffentlichen Lebens. Vielleicht ist diese ganze Bewegung nur ein Anzeichen dafür, daß die großen umwertenden Gedanken der idealistischen Philosophie dunkel auf tausend Irrwegen nach Ausdruck in Kunst und Leben drängen. Ich will damit natürlich nicht gesagt haben, daß die Futuristen irgendwie gemalte Philosophie geben wollen. Im Gegenteil, das Merkwürdige ist: was in der idealistischen Philosophie als Idee, als Gedanke lebte (die bloße Scheinbarkeit, Unwirklichkeit der Außenwelt), — ist ihnen zur ursprünglichen Empfindung geworden. Diese Empfindung ringt in ihnen um künstlerischen restlosen Ausdruck.

Sie reicht übrigens nicht an die letzten Tiefen, nicht an die religiösen Schauer dieser Gedankenwelt. Sie verliert sich vielleicht nur an den Schein, den Wechsel, die Täuschung. Ob sie den tieferen Sinn hinter den Erscheinungen auch nur ein wenig spürt, bleibe dahingestellt: die Werke selbst verraten nichts davon, sie lösen nur die Wirklichkeit auf, nichts weiter. Die großen Werke der alten Kunst lassen uns die ewige Einheit hinter den Dingen fühlen. Aber ihre Ausdrucksform war die Form *ihrer* Zeit, *ihres* Lebens. Wir haben für *unser* Leben noch keine adäquate Ausdrucksform gefunden. Deshalb müssen wir unser ganzes Leben so intensiv und inbrünstig zu leben versuchen, daß sich dem suchenden Auge, dem fühlenden Herzen die neue Form von selbst kund tut. Die alten Formen dürfen wir nicht nachahmen, sonst werden wir zu schwächlichen Epigonen. Und im tiefsten Sinne Epigonenkunst ist fast die gesamte offizielle Kunst unserer Zeit.

Deshalb haben die Futuristen Recht, wenn sie sich von dieser offiziellen Kunst abwenden und eigene Wege gehn: das ist lebendiger als ein geschmackvolles, aber kraftloses Nachgehn tausendmal betretener Wege, das nie zum Ziele führt.

Zwar hat auch noch kein Werk der Futuristen als Werk auch nur entfernt das letzte Geheimnis so tief fühlen lassen, wie es die alten großen Werke tun. Zwar ist noch keines ihrer Werke aus jenem instinktsicheren Formgefühl heraus entstanden, das den früheren Meistern innewohnte. Aber sie *suchen*, ernst und inbrünstig, nach neuen Ausdrucksmöglichkeiten.

Wenn man sich in ihr Schaffen vertieft, wird man diese eventuellen Möglichkeiten nicht verkennen können. Ebenso energisch wird man aber ihre Übertreibungen, Geschmacklosigkeiten, Torheiten ablehnen müssen: denn es wäre fast ein tragischer Witz, wenn die Futuristen ihre Werke, mit denen sie gegen die Endgültigkeit der Formen Sturm laufen, für endgültige Meisterwerke nehmen würden.

❀ ❀ ❀

Nachdruck verboten.

Der Beruf des Lehrers.

Von Wolfgang Wachtsmuth. (Riga.) *)

Wer einmal Gelegenheit gehabt hat, mit den Abiturienten einer Gymnasialklasse im Gespräch Fühlung zu nehmen, der wird nicht lange auf das Lieblingsthema der Schüler haben warten müssen: bald schon geht die Rede auf ihr künftiges Studium über, das Für und Wider wird diskutiert, Pläne und Hoffnungen kommen zum Ausdruck.

Da hat der eine sich von jeher für Geschichte interessiert, — Geschichte will er auch studieren, Historiker will er werden. Den anderen hat die Natur in ihrer Schönheit oder in ihren Problemen gefesselt, — der Natur will er in seinem Studium und in seinem Berufe treu bleiben. Deutsche Sprache, deutsche Dichtung gewannen den dritten, altklassische Philologie, Physik, Mathematik fanden auch ihre Jünger. Und so geht es fort: was alles an Unterrichtsfächern die Schule gelehrt hat, — wohl immer sind es nicht wenige Schüler, die eine dieser Wissenschaften zum Studium erwählen. Da füllen sich die Hörsäle der Fakultäten mit Historikern und Alt-Philologen, Mathematikern, Naturwissenschaftlern, Germanisten. Das Interesse für Ihr Spezialfach hat sie hingeführt.

Und später? Haben all die Hörer der „Philosophischen Fakultät", wie der Sammelname für diese so sehr verschiedenen Wissenschaften noch heute z. B. in Deutschland lautet, sich auch ernstlich gefragt: in welchen Beruf führt mich das Studium meiner Wissenschaft? Der Mediziner, der Theologe, die sind dieser Frage enthoben: ihr Weg ist mit der Wahl des Studiums bereits vorgezeichnet; Arzt und Pastor werden sie fast alle werden, — und das wissen sie schon bei ihrer Immatrikulation. Ganz anders die Studierenden der „Philosophischen Fakultät". Sie wählten ihr Studium aus Interesse für ihre Spezialwissenschaft; wird ihr Beruf sie aber auch ihrer Wissenschaft leben lassen? Werden sie Gelehrte, Forscher werden? Nein, es ist ein Bruchteil, dem diese Zukunft winkt. Die große Mehrzahl der Naturwissenschaftler, Mathematiker, Historiker, der Alt- und Neuphilologen wird einst Lehrer werden müssen. Leute mit den verschiedenartigsten wissenschaftlichen Interessen und Neigungen, aus den verschiedensten Studienzweigen heraus, sie alle werden zu einem Beruf geführt, zu dem des Lehrers.

Gerade entgegengesetzt ist die Lage des Juristen.

Wir Lehrer beobachten es äußerst häufig, daß Schüler, die für keine

*) Wir freuen uns, mit Oberlehrer Wachtsmuths Arbeit bereits einen Ausschnitt bringen zu können aus einem Sammelwerke, das der „Deutsche Verein in Livland" im Herbst 1913 unter dem Titel „Männerberufe" herauszugeben gedenkt. Die stattliche Zahl angesehener Fachmänner, welche Verfasser der einzelnen Beiträge dieses Buches sind, dürfte ihm auch in unserem Leserkreise ein großes Interesse sichern.

Die Redaktion.

einzelne Wissenschaft ein spezielles Interesse haben, das juristische Studium wählen. Mit gutem Grund. Das eine Studium eröffnet ihnen späterhin die Bahn zu den verschiedensten Berufen. Je nach seiner Neigung kann der Jurist sich nach beendetem Studium für die Karriere des Rechtsanwalts, des Richters, des Verwaltungsbeamten entscheiden, also Berufe wählen, die durchaus wesensungleich sind.

Die juristische Fakultät entläßt mithin ihre Hörer in die verschiedensten Berufzweige, — die äußerst verschiedenen Wissenschaften der Philosophischen Fakultät führen ihre Jünger in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle einem Berufe, dem des Lehrers zu.

Das gibt zu denken. Darum müssen gerade die letzteren sich ernst die Frage stellen: bin ich auch zum Lehrer qualifiziert? ist es nur das Interesse für meine Spezialwissenschaft, das mich dieses Studium wählen ließ, oder will ich auch freudig den Lehrerberuf ergreifen? Denn Interesse für ein bestimmtes Wissensgebiet haben, — und darin Lehrer sein, ist zweierlei. Man kann ein glänzender Historiker, Mathematiker, aber dabei ein ganz untauglicher Geschichts- oder Mathematiklehrer werden. Das ist eine Binsenwahrheit, — wie wenige fragen aber bei der Wahl ihres Studiums danach!

Man mißverstehe mich nicht. Nicht Opportunitätsgründe sollen bei der Wahl des Studiums entscheidend sein; wohl aber soll der, welcher ein Studium ergreift, aus dem er mit sehr großer Wahrscheinlichkeit als Lehrer hervorgehen wird, sich darüber klar zu werden suchen: habe ich auch Neigung zum Lehrerberuf? Wird er mir, soweit das sich vorher bestimmen läßt, auch Befriedigung gewähren? Und werde ich den Anforderungen genügen, die man an mich billigerweise stellen kann? Um auf diese Fragen die Antwort zu finden, ist vor allem eines erforderlich: die klare Einsicht, worin der Lehrerberuf besteht, was sein Wesen, seine Aufgabe ist?

Wer da glaubt, daß der Lehrer genügend Zeit zu ernster wissenschaftlicher Forschung, zur Gelehrtenarbeit auf seinem Spezialgebiete finden kann, der wird sich bitter enttäuscht fühlen. Der Lehrer, der es wirklich ernst mit seinem Berufe nimmt, der mit ganzer Seele bei der Sache ist, der als Pädagoge sich weiterbilden will, der ist voll und ganz in Anspruch genommen. Bis zum halben Nachmittag ist er mit Stundengeben beschäftigt. Welche Anspannung der ganzen Persönlichkeit das bedeutet, kann nur der ermessen, der es versucht hat. Dann kommt die häusliche Präparation, Korrekturen und schließlich (wir werden noch sehen, wie wichtig das gerade für den Lehrer ist) die Pflege allgemeiner geistiger Interessen. Wo bleibt da noch Zeit zu wirklich ernster Forschung? Die Ferien allenfalls. Wem daher seine Wissenschaft die Hauptsache ist, der sei eindringlich vor dem Lehrerberuf gewarnt. Er wird verbittert, enttäuscht — oder verknöchert und zur Maschine geworden aus seinem Beruf hervorgehen. Ich hörte kürzlich eine Dame auf die Frage, ob sie Lehrerin sei, ablehnend antworten: „Nein, ich bin keine

Lehrerin; ich bin eine Dame, die Stunden gibt." Ein köstliches Wort! Es muß ein elendes Dasein sein, so ein „Herr, der Stunden gibt!" Den ganzen Vormittag über sich Jahr für Jahr, Stunde für Stunde mit „dummen Jungen" abplacken, sehnsüchtig den Schulschluß erwarten, um endlich „Mensch zu sein", um seinen Neigungen, den „reinen Wissenschaften" leben zu können. Immer dasselbe pauken, in ödem Einerlei. Ja, dann muß man verbittern oder resigniert die Waffen strecken und eben zum Einpauker werden. Denn es gibt keine Abwechselung im Stoffe, man täusche sich da nichts vor! Der Stoff bleibt in der Hauptsache immer derselbe, die kleinen Varianten, die man da anbringen kann, ändern im Grunde nichts. Wohl vermag der Deutschlehrer, wenn er womöglich am selben Tage in zwei Parallelklassen denselben Unterricht erteilen muß, um Abwechselung für sich zu schaffen, hier vielleicht den „Wallenstein", dort die „Jungfrau" lesen zu lassen. Aber der Mathematiker z. B.? Kann der etwa in einer Klasse mit den Dezimal-, in der anderen mit den gewöhnlichen Brüchen sein Pensum beginnen? Nein, die Aufeinanderfolge des Stoffes schreibt ihm der Stoff selbst vor, und wenn dem Lehrer auch bei der Wahl der zu lösenden mathematischen Aufgaben ein Variieren möglich ist, — *ihm*, dem Lehrer, sind die Aufgaben im Grunde doch alle gleich. Das Gesagte gilt auch für die meisten anderen Unterrichtsfächer. Darum nochmals: der Stoff bleibt immer derselbe, es *ist* ein ständiges Wiederholen, es *ist* ein tötendes Einerlei, — *für den, dem der Stoff die Hauptsache ist*, der sein Studium nur aus wissenschaftlichem Interesse für sein Spezialfach wählte und dann, wie so viele, in den Lehrerberuf gedrängt wurde.

Welch einen Ausweg gibt es da? Ist der Lehrer unrettbar dieser Tretmühle ausgeliefert?

Nun, das Bild ändert sich mit einem Schlage, wenn der Lehrer nicht seinen Stoff, nicht seine Spezialwissenschaft, sondern den *Schüler* als sein vornehmstes Arbeitsobjekt betrachtet. Nun gibt es keine Wiederholungen mehr.

Ständig wechselt sein Objekt, immer neue Aufgaben treten mit den neuen Schülern oder beim Heranwachsen der alten an den Lehrer heran. Seine Spezialwissenschaft wird ihm Mittel zum Zweck, wird ihm zum Werkzeug, mit dem er an seinem Objekt, dem Schüler, arbeitet. — Soll ich noch ausdrücklich betonen, daß der Lehrer sein Werkzeug auch von Grund aus zu kennen, zu beherrschen hat? Das muß ein jeder Meister! Keiner Halbbildung des Lehrers will ich daher das Wort reden. Arbeiten soll auch er, fortschreiten mit seiner Wissenschaft. Die wissenschaftliche *Forschung* ist aber nicht seine Aufgabe. Seine Aufgabe ist die Arbeit am Schüler, ist mit einem Worte die Erziehung! *Im Dienste der Erziehung des Schülers muß er leben, nicht aber im Dienste der Wissenschaft.*

Da fragt es sich nun: wie, mit welchen Mitteln will er den Schüler erziehen, und was will er an ihm erreichen?

Zunächst und vor allem: der Lehrer erzieht, er beeinflußt, im Guten und im Schlechten, den Schüler schon allein dadurch, daß er sich in exponierter Lage ihm gegenüber befindet. Der Schüler beobachtet, selbst in kleinen Äußerlichkeiten, den Lehrer mehr, als dieser oft ahnen mag. Man binde seinen Schlips eine Zeit lang anders als üblich, — es wird nicht lange dauern, so haben einige Schüler es nachgemacht. Doch auch in ernsten Dingen: ein unordentlicher Lehrer erzieht zur Unordnung, ein unpünktlicher zur Unpünktlichkeit, und so fort. Es geht, gewollt oder ungewollt, ein ständiger Einfluß von der Persönlichkeit des Lehrers aus, und es ist zu wünschen, daß er sich dessen mehr bewußt wäre. Der erzieherische Einfluß des „Beispieles" ist es, um den es sich hier handelt.

Dann weiter. Der Lehrer erzieht durch den Unterricht. Denn neben der Vermittelung von Kenntnissen steht die erzieherische Aufgabe des Unterrichtes wohl mindestens ebenbürtig da. Erziehung zur Selbständigkeit, — selbständig und klar im Denken, selbständig und warm im Fühlen, selbständig und fest im Handeln, — das ist die vornehmste Aufgabe des heutigen Unterrichtes. Selbständig arbeiten soll der Schüler lernen, denn nur bei selbständiger freiwilliger Arbeit können selbständige Menschen, sittliche Persönlichkeiten erstehen. Auf Persönlichkeitsbildung zielt unsere ganze Schulerziehung hin. Nicht Historiker, Mathematiker, Alt-Philologen, Germanisten will die Schule heranbilden, wohl aber historisch denkende, logisch schließende, vom Hauche altklassischen Geistes berührte, für die Schönheit von Mutter sprache und Mutterdichtung empfängliche Menschen. Auf diese allgemein erzieherische Bedeutung seiner Fachwissenschaft hat der Lehrer vor allem sein Augenmerk zu richten. Immer wieder muß er es sich vorhalten: nicht Fachgelehrte habe ich heranzubilden; meine Wissenschaft ist Mittel zum zweck, an ihr hat Geist, Wille, Gefühl des Schülers zu erstarken.

Das gleiche Ziel, Persönlichkeitsbildung, verfolgt die Disziplinarpädagogik. „Freiwilliger Gehorsam muß hier der Triumph aller Erziehung sein", — das ist der Leitsatz. Selbstzucht, Verantwortlichkeitsgefühl, Ehrgefühl, — die sollen beim Schüler systematisch herangebildet werden. Der ganze Verkehr des Lehrers mit dem Schüler, seine disziplinarischen Maßregeln, seine Strafen und sein Lob müssen dieses Ziel vor Augen haben.

Nicht nur, damit dem Schüler ein vorgeschriebenes Mindestmaß an Kenntnissen beigebracht wird, ist dieser der Schule, dem Lehrer anvertraut. Die Aufgabe des Lehrers ist, wie wir sahen, eine viel höhere. Und allein diese höhere Aufgabe erhebt den Lehrer über das Drillen und Einpauken, sie allein läßt ihn volles Glück in seinem Berufe finden, sie hilft ihm die vielen täglichen Ärgernisse zu ertragen, ja über sie hinwegzusehen.

Denn leicht ist es nicht, das Amt des Lehrers. Es ist ein Kampf. Ein Kampf des Einzelnen gegen die niederen Instinkte, die in jeder Masse schlummern. Aber die Masse will gehorchen, ihr Massenwille ist in Wirklichkeit nur Wille ihres Führers. Sich zum Führer der Masse aufwerfen, die guten

Instinkte in ihr wecken und pflegen, die schlechten verkümmern lassen, — das ist die erste Aufgabe der Klassenerziehung. Und schließlich: „das oberste Ziel der Massenbilduug ist die Massenzersetzung, hervorgerufen durch Bildung von Individualitäten, von Persönlichkeiten, die das Bestreben haben, eigene Wege zu gehen." Ein Kampf des Lehrers für den Schüler ist es mithin, ein Kampf geführt im Interesse der individuellen Entwickelung des Einzelnen gegenüber der Masse. Dahinaus wollen wir. Wer den Kampf scheut, wer geruhsam und bequem dahinleben möchte, der lasse seine Hände vom Lehreramte! Wen aber ein Kampf lockt, wer seine Kräfte mit denen der Masse messen will, — der wird reiche Freude in diesem Berufe finden. Ein froher Kampf soll es werden; und wer die rechten Gaben und den guten Willen hat, wer die rechte Kampfesfreudigkeit mitbringt, der wird auch Sieger werden.

Wie aber muß der Lehrer beschaffen sein, um dieser seiner Aufgabe, sittliche Persönlichkeiten heranzubilden, gerecht zu werden?

Wenn ich im Folgenden ein Bild von der Persönlichkeit des Lehrers zu entwerfen suche, so kann es sich natürlich nur um ein Idealbild handeln. Vollkommenes gibt es nicht unter den Menschen. Aber das darf uns nicht abschrecken. Stellen wir uns ein hohes Ziel an unseren Schülern, schaffen wir für uns selbst ein hohes Ideal, — nun, so erstarken wir auch selbst, heben uns über uns selbst hinaus. Zu einem Ansporn wird uns das Idealbild, auch wenn es unerreichbar bleiben muß.

Zunächst, — will der Lehrer, daß aus seinen Schülern einst selbständige Menschen werden, nun, so muß er auch selbst nach Selbständigkeit streben. Er darf nicht stehen bleiben in der Arbeit an sich. Vorleben muß er den Schülern können, als sittlicher Charakter, als Persönlichkeit ihnen ein Muster zu werden suchen. Was wir Lehrer hier als Ideal für uns erstreben, werden wir an uns gewiß nicht im gewünschten Maße erreichen. Ich sagte das schon. Aber das Streben danach muß vorhanden sein, die ernste Einsicht, daß gerade wir Lehrer dieser Arbeit an uns im höchsten Maße bedürfen, daß sie gewissermaßen zu unserer Amtspflicht gehört.

Doch weiter. Auch die ausgesprochenste Persönlichkeit, der sittlich höchststehende Charakter ist noch nicht ohne weiteres zum Jugenderzieher geschaffen. Da kommt noch das eine, das ausschlaggebende Moment hinzu: nämlich die Liebe zur Jugend, das Verständnis für ihre Eigenart, die Fähigkeit jung zu sein mit ihr. Erzieherisches, pädagogisches Talent nennen wir das gemeinhin. Fühlen muß es die Jugend, daß der Lehrer mit ganzer Seele bei seinem Erzieher- und Lehrberufe ist, daß ihm das Herz warm wird beim Umgang mit ihr. Anteilnahme an ihren Leiden und Freuden, Vertraueu zu ihrem guten Willen muß die Jugend beim Lehrer sehen. Ein mißtrauischer Lehrer, auch wenn er sonst die besten Qualitäten hätte, wird nie und nimmer rechten Einfluß auf die Jugend gewinnen. Wer von Natur mißtrauisch ist, sollte nie Lehrer werden. Er würde die bittersten Erfahrungen machen und nur Enttäuschungen erleben, auch wo er den besten Willen entgegenbrächte.

Was noch alles vom Lehrer zu verlangen wäre? Es ist viel!

Der Lehrer darf nicht nachtragend sein. Vergessen freilich darf er es nicht, wenn ein Schüler sich dieses oder jenes hat zu Schulden kommen lassen, aber kein Übelwollen hat er ihm nachher zu zeigen, im Umgang mit ihm muß er sich unbefangen geben, muß verzeihen können.

Selbstbeherrschung braucht ferner der Lehrer. Wer gleich aus dem Häuschen gerät, schüchtert entweder die Schüler ein oder wird zur lächerlichen Figur. Ein kräftiges Donnerwetter ist freilich dazwischen sehr heilsam, nur darf der Donner nicht zu lange andauern; sonst gewöhnt sich der Schüler an ihn und er verfehlt seine Wirkung. Geduld, viel Geduld muß der Lehrer lernen, wenn sie ihm nicht in die Wiege gelegt war. Hat ihm die Natur dazu noch einen Schuß Humor mitgegeben, nun, so wird er mit Dankbarkeit diese wertvolle Gabe in den Dienst seiner Sache stellen. Der Humor wird ihm so manche Enttäuschung und Bitterkeit ersparen, wird ihm auch dazu verhelfen, in schwierigen Augenblicken den Schüler zu lenken und über heikle Situationen hinwegzukommen.

Weiter. Wenn der Lehrer nicht nur Fachgelehrter, sondern Erzieher sein will, so genügt es nicht, daß er tüchtige Kenntnisse bloß in seiner Spezialwissenschaft hat. Wir kommen hier auf einen Wesensunterschied zwischen Gelehrtem und Lehrer zu sprechen. Der Gelehrte, der Forscher muß sich spezialisieren, und zwar schreitet dieser Spezialisierungsprozeß mit dem Anwachsen der wissenschaftlichen Erkenntnis der Menschheit fort. Immer engere Gebiete wird das Forschungsfeld des künftigen Gelehrten umfassen. Seine wissenschaftliche Leistung wird durch Vielseitigkeit der Interessen herabgedrückt, — er zersplittert sich. Eine gewisse Weltfremdheit, eine Unbeholfenheit dem wirklichen Leben gegenüber beobachten wir nur zu häufig gerade bei den größten Gelehrten. Nie wird sich der Lehrer diese Einseitigkeit, diese Spezialisierung erlauben dürfen. Lebende Menschen sind sein Arbeitsobjekt, mitten im Leben muß auch er stehen, wenn er die Schüler fürs Leben erziehen will. Vielseitigkeit der geistigen Interessen, Kenntnisse auf anderen Wissensgebieten, Verständnis für die Forderungen des Tages, der Zeit muß er besitzen, einen offenen Blick haben für alles Schöne und Große. Kein „Sicheinspinnen ins Gelehrtenstübchen" taugt für den Lehrer. Anregung muß er sich holen auch von außen, mitten aus dem Leben heraus. Dann allein wird er seiner umfassenden Erzieheraufgabe gerecht werden.

Um aber all sein Wissen, seine Gaben in den Dienst seiner Sache stellen zu können, muß der Lehrer auch die Fähigkeit besitzen, dieses Wissen richtig zu handhaben, sein Werkzeug zweckentsprechend zu gebrauchen. Auch das will gelernt sein. Da glaubt vielleicht ein angehender Lehrer: „Ich fühle es, ich habe pädagogisches Talent, wozu also der Wissenskram von Pädagogik, Methodik, Didaktik? — Ich treffe instinktiv schon das Rechte." Freilich, pädagogisches Talent kann durch theoretische Studien nicht erzeugt werden. Läßt sich ein Talent durch systematische Arbeit aber nicht fördern? Das wird im

Ernste doch wohl niemand bestreiten. Alles aus sich allein zu schöpfen, geht auf die Dauer nicht. Da heißt es die Gedanken und Versuche anderer, vielleicht Großer, studieren, ihre Erfahrungen sich zu Nutze machen, aus ihren Erfolgen und Mißerfolgen lernen. Und wieviel Möglichkeit zu lernen ist dem Lehrer geboten! Überreich ist heute die Literatur an Werken über Erziehung und über Technik des Unterrichts. Auf diesen beiden Gebieten, dem der Pädagogik und dem der Methodik, wird heute mächtig gearbeitet. Wie fasse ich das Kind, wie fasse ich den Unterrichtsstoff an, um gute Resultate zu erzielen? Da gehen die Meinungen der Fachleute heute noch vielfach auseinander. Das darf den jungen Lehrer aber nicht abschrecken. Lerne die verschiedenen Methoden kennen, prüfe sie, such, ob Du aus ihnen für Dich etwas gewinnen kannst! Es wird sich immer lohnen. Man lernt ja nicht nur aus den Erfolgen, sondern auch aus den Fehlern und Irrtümern anderer. Da heißt es oft nur, der Sache ernst auf den Grund gehen. — Selbstverständlich sei der sklavischen Nachahmung einer Methode nicht das Wort geredet. Das Ausschlaggebende ist immer die Wirkung von Mensch auf Mensch. Über der Methode steht der Lehrer. Gestalter und Führer ist letzten Endes immer die Persönlichkeit. Seiner Persönlichkeit hat der Lehrer die Methode anzupassen, — nicht aber, umgekehrt, seine Persönlichkeit der Methode unterzuordnen. Auch der Schöpfer einer Methode hat sie aus seiner Persönlichkeit heraus gebildet. Aber, — und das sei jedem angehenden Lehrer eindringlichst gesagt, — ohne Methode gibt es keinen rechten Unterricht. Eine Methode muß jeder Lehrer haben, — nur nicht „die" Methode, die eine alleinseligmachende! Solch eine gibt es nicht.

Das wäre in großen Zügen ein Bild des Lehrers, wie es sich aus seiner Aufgabe heraus ergibt. Leicht ist er nicht, der Lehrberuf. Doch, — so hart es klingt und wenn es gewiß auch cum grano salis zu verstehen ist: — ein jeder Lehrer hat die Schüler, die er verdient. Ein Lehrer, dem die Natur pädagogische Gaben verliehen hat, der dann mit ganzem Ernst und mit ganzem Herzen bei seinem Berufe ist, der wird volle Freuden, volle innere Befriedigung in seinem Amte finden. Das wird ihn reichlich entschädigen, auch für eine gewisse Zurücksetzung, die er noch vielfach erfahren muß. Denn es sei nicht verschwiegen: Gesellschaft und Staat gewähren dem Lehrer nicht die ideelle Anerkennung, die ihm, bei der Bedeutung und dem Maß seiner Arbeit, gebührte. Es hat das freilich seine historischen Gründe.

Das Lehreramt als selbständiger, differenzierter Beruf ist noch nicht alt. Nicht viel über 100 Jahre. Bis dahin wurde es in Deutschland entweder von im Studium verunglückten Studenten oder im Nebenamt von Theologen ausgeübt. Öffentliche Schulen gab es wenige. Die wohlhabenden Kreise ließen ihre Kinder von Hauslehrern, den „Hofmeistern" oder „Gouverneuren", unterrichten. Meist waren es junge Kandidaten der Theologie, die vor Antritt einer Pfarre auf diese Weise sich Geld und auf Reisen Welt- und Menschenkenntnis erwarben. Kein Wunder, daß ein Beruf, der meist im Nebenamt und

vorübergehend ausgeübt wurde, sich als solcher keiner besonderen Wertschätzung erfreute. Dazu kommt noch, daß man im Kinde bloß ein niederes, minderwertigeres Wesen sah, — die Beschäftigung mit einem solchen daher nicht das Ansehen einer Person heben konnte. Dann trat ein Aufschwung im Schulwesen ein. Man erkannte, daß Volksbildung auch Volkswohlstand bedeute. Die Zahl der Schulen und mit ihr der Lehrer wuchs rapid. Es bildete sich der selbständige Stand der Volksschullehrer. Zugleich mehrte sich die Zahl der sogenannten „Gelehrtenschulen", die unseren heutigen Gymnasien entsprechen. Die Lehrerschaft dieser Gelehrtenschulen nahm nun eine Zwitterstellung zwischen Universitätsprofessor und Schullehrer ein, — und das ist es, woran unser heutiger sogenannter „Oberlehrerstand" noch eben krankt. Diese Lehrer waren ihrer Vorbildung, ihren Neigungen und ihrem Streben nach Gelehrte, doch mußten ihre wissenschaftlichen Leistungen naturgemäß schon aus Zeitmangel hinter denen der Universitätsprofessoren zurückstehen. Sie schätzten sich aber selbst nach ihren Erfolgen auf wissenschaftlichem Gebiete ein, — und diese Schätzung hat von ihnen die Gesellschaft übernommen und übt sie, vielfach unbewußt, noch heute an den „Oberlehrern" aus. Noch heute wird der Lehrerstand gerade auf Grund seiner geringeren wissenschaftlichen Leistungen niedriger gewertet, als der Professorenstand und gewissermaßen als seine Unterstufe betrachtet. Das ist aber widersinnig: man wertet den Stand des Lehrers auf Grund einer Forderung, die zu erfüllen, wie wir sahen, garnicht seines Amtes ist.

Es gehört mit zu den Aufgaben der kommenden Lehrergenerationen, die Stellung des Lehrers in den Augen der Gesellschaft zu heben. Erst wenn die Erziehung der Jugend als vollwertiger, selbständiger, seine innere Würde in sich tragender Beruf anerkannt sein wird, erst wenn man diesen nicht für minderwertiger, als die Beschäftigung mit der „reinen Wissenschaft" ansehen wird, — erst dann wird dem Lehrer die soziale Stellung werden, die ihm seiner Bedeutung nach gebührt. — Auch bei uns zu Lande ist hier noch manches zu bessern, wenngleich die Verhältnisse wesentlich günstiger liegen, als in Deutschland. Aber auch bei uns nimmt, vor allem in größeren Städten, unter den Berufen des Literatenstandes, — dem des Arztes, Gelehrten, Rechtsanwaltes, Pastors, — der Lehrerberuf wohl die letzte Stelle ein. Wer eitel ist, wer seine Würde nicht in sich selbst sucht, wem es auf eine unbedingte soziale Anerkennung ankommt, der wird unter dieser Rangfolge zu leiden haben.

Soviel vom Amt und von der Persönlichkeit des Lehrers.

Nun entsteht die Frage: welcher Ausbildung bedarf der Lehrer, damit er den heute an ihn zu stellenden Anforderungen gerecht wird?

Wir kommen zu einem sehr dunklen Punkte; die Ausbildung des Lehrers ist nämlich bei uns eine durch und durch ungenügende!

Wir charakterisierten den Lehrer als Erzieher. Als Erziehungsmittel waren ihm gegeben: der Einfluß, der von ihm als sittlicher Persönlichkeit auf den Zögling gewollt oder ungewollt ausgeht; ferner seine Spezialwissenschaft, die

zielbewußt, „methodisch" gehandhabt, ihre erzieherisch bildende Wirkung auf den Zögling ausübt; und schließlich disziplinare Maßnahmen, die gleichfalls auf Kenntnis der kindlichen Psyche zu basieren sind. Was gibt nun die heutige Ausbildung dem Lehrer mit auf den Weg, um im angedeuteten Sinne erzieherisch tätig zu sein? Es ist erschreckend wenig!

Der Lehrer genießt auf der Universität eine wissenschaftliche Durchbildung in seinem Spezialfach. Wir möchten diese Ausbildung in keinem Falle missen. Wer nach wissenschaftlichen Grundsätzen erziehen, wer die Schüler zur selbständigen Arbeit anleiten will, muß selbst wissenschaftlich durchgebildet sein, muß wissenschaftlich denken gelernt haben. Diese wissenschaftliche Ausbildung ist gemeinsam dem künftigen Gelehrten und dem künftigen Lehrer, sie ist für beide ein unbedingtes Erfordernis. Nun aber die spezielle Tätigkeit des Lehrers. Sie ist, wie wir eben sahen, eine erzieherische, „pädagogische", die, nach der jugendlichen Psyche sich richtend, den Stoff methodisch gestaltet, zielbewußt disziplinare Maßnahmen ergreift.

Was weiß der angehende Lehrer von der kindlichen Psyche? Was weiß er von der Erziehungslehre, — der „Pädagogik" —, ihrer Geschichte, ihren Gesetzen? Was weiß er von der Methodik seines Unterrichtsfaches und des Unterrichts im allgemeinen? Nichts, absolut nichts! Alles, was das eigentliche Wesen des Lehrerberufes ausmacht, ist ihm beim Antritt seiner Tätigkeit eine terra incognita. Nicht das geringste hat ihm seine Ausbildung für die speziellen Bedürfnisse seines Berufes mitgegeben. Und dabei beginnt der Lehrer bei uns seine Tätigkeit nicht etwa als Auskultant, Hospitant, Hilfslehrer oder wie man es nennen will. Nein, sofort wird ihm ein selbständiger Posten anvertraut. Er erhält als selbständiger Klassenlehrer seine bestimmte Stundenzahl und hat zu sehen, wie er mit seiner Aufgabe fertig wird. Die Rechte und Pflichten eines jungen Lehrers, der eben die Universität verlassen hat, unterscheiden sich in nichts von denen des erfahrenen Pädagogen, — höchstens, daß man ersterem kein Ordinariat anvertrauen wird. Ein mit dem Wachsen der pädagogischen Erfahrung wachsendes Avancement innerhalb der Lehrerschaft selbst gibt es nicht. Der Direktor- und Inspektorposten ist bei der großen Zahl der Lehrer und der kleinen Zahl dieser beiden Ämter ja nur einem verschwindenden Bruchteil zugänglich. Auch verlangen diese Posten noch ganz besondere Anlagen, die durchaus nicht jeder tüchtige Lehrer hat und zu haben braucht. — Noch einmal: der junge, ganz unerfahrene, für seinen Beruf ganz ungenügend vorgebildete Lehrer steht neben dem älteren, erfahrenen rechtlich durchaus ebenbürtig da. Ist das nicht geradezu absurd?! Vergleichen wir doch damit andere Berufe.

Der Kaufmann, der Ingenieur, der Handwerker, der Jurist als Verwaltungsbeamter: sie alle fangen zunächst klein an, erst mit dem Wachsen ihrer Erfahrungen und Leistungen und entsprechend ihrer Tüchtigkeit avancieren sie. — Ähnlich der Richter, der Rechtsanwalt: eine vorgeschriebene

Zeit muß da der junge Jurist am Gericht auskultieren, als Gehilfe eines Rechtsanwaltes tätig sein, ehe er einen selbständigen Posten einnehmen darf. — Noch besser steht die Sache beim Arzt. Neben einer wissenschaftlichen Durchbildung wird ihm schon auf der Universität, — auf Kliniken ꝛc., — auch eine praktische Vorbereitung für seinen künftigen Beruf geboten. Hierzu kommt, daß ein absolviertes medizinisches Studium vielfach noch kaum als ausreichend für den Arzt angesehen wird. Wer wirklich Tüchtiges leisten will, pflegt heute meist noch jahrelang als Assistent tätig zu sein. Erst dann läßt der Mediziner sich als selbständiger Arzt nieder. Wo gibt es bei uns „Assistentenjahre" für den Lehrer?! Weiter, — der Theologe. Ihm wird als Student schon offiziell Gelegenheit geboten, zu predigen, Synoden, Konferenzen zu besuchen. Vor allem aber muß er nach absolviertem Studium noch ein „Probejahr abhalten", bei einem Pastor „in die Lehre gehen", ehe er eine eigene Pfarre erhält.

Wohin wir blicken, — für alle Berufe wird eine spezielle Vorbildung verlangt, oder man fängt klein an, und das Avancement richtet sich nach den Leistungen. Nur der Lehrer, der nicht die geringste Vorbildung für die speziellen Bedürfnisse seines Berufes erhalten, der bloß zum Gelehrten ausgebildet wurde, — der kommt sofort in den Sattel. Nun reite! Es wird auch danach. Mancher lernt es nach bitteren Erfahrungen, mancher lernt es nie mehr. Schade nur, daß diese Anfängerversuche auf Kosten unserer Jugend gehen.

Ist man wirklich noch immer im Wahne befangen, daß zum Erziehen der Jugend ein jeder „Gebildete" ohne weiteres fähig sei, ein jeder, der über ein gewisses Maß gesunden Menschenverstandes verfügt; daß weder besondere Gaben, noch eine besondere Vorbildung dazu gehöre? Fast sollte man es glauben! Hier muß Abhilfe geschafft werden. Eine vollständige Reorganisation der Ausbildung des künftigen Lehrers ist unerläßlich, und es mehren sich bereits die Anzeichen, daß der Lehrerstand selbst diese Reform vom Staate erzwingen wird.

Wie würde sich nun das Studium für den Lehrer gestalten?

Von der Notwendigkeit der wissenschaftlichen Ausbildung in einem Spezialfache sprachen wir schon. Die bleibt bestehen; doch wäre gegen Schluß des Studiums eine Spaltung in künftige Gelehrte und künftige Lehrer vielleicht schon angängig. Wessen Arbeitsobjekt nicht die reine Wissenschaft, sondern der Mensch wird, der muß auch von den Gesetzen etwas verstehen, die Geist, Wille, Gefühl des Menschen regieren. Eine philosophisch-psychologische Ausbildung des Lehramtskandidaten ist unerläßlich. Kinderpsychologie vor allem darf nicht fehlen. Doch die Kenntnis der menschlichen Psyche allein genügt nicht. Man muß auch wissen, wie diese Psyche zu lenken ist, um die gewünschten Resultate zu zeitigen. Erziehungslehre, — „Pädagogik", — ihre Geschichte, ihre Lehren wäre also das zweite theoretische Fach, das der künftige Lehrer zu treiben hätte. Damit wäre sein Universitätsstudium

abgeschlossen. Die Mehrinanspruchnahme (etwa ein halbes Jahr) ist kaum sehr bedeutend; ganz fortfallen würde sie, wenn eine Gabelung in Gelehrte und Lehrer sich vielleicht schon auf der Hochschule gegen Schluß durchführen ließe.

Mit Absolvierung seines Universitätsstudiums ist der Gelehrte noch nicht fertig. Ihm steht noch das Magisterexamen, das Privatdozententum bevor, wenn er die Professorenkarriere ergreifen will. — Auch der Lehrer hat seine Ausbildung noch nicht abgeschlossen. Das theoretische Wissen allein genügt nicht. Sein Beruf ist ein praktischer, — eine praktische Vorbildung ist daher durchaus erforderlich. Dieser hat das „Seminar" mit etwa einjährigem Kursus zu dienen. Eine „Übungsschule" müßte der Anstalt angegliedert sein. Im Seminar treibt der Kandidat praktische Pädagogik, experimentelle Psychologie und Methodik des Unterrichts: wie fasse ich das Kind, wie fasse ich meinen Stoff, wie fasse ich mich selbst an, damit ich mit dem Stoffe am Kinde die gewünschten Resultate erziele? An der Übungsschule, unter Leitung tüchtiger Pädagogen, hätte der Kandidat dann sein Können zu erweisen, sich praktische Erfahrungen zu sammeln. Der Universitäts-Polyklinik des Mediziners entspräche mithin diese Seminar-Übungsschule des Lehrers.

Damit wäre die Vorbildung des Lehrers abgeschlossen. Jetzt erst dürfte er sein Amt antreten, und auch hier wäre zunächst ein, vielleicht halbjähriger, Hilfslehrer- (Assistenten-) Posten anzuraten. — Etwa zwei Jahre mehr als bisher brauchte mithin der Lehrer zur Erlangung materieller uud ideeller Selbständigkeit. Vergleichen wir das mit der Dauer der Ausbildung in anderen akademischen Berufen, dem des Arztes, Juristen, Gelehrten, so ist das nicht viel. — Daß mit der Vertiefung der Vorbildung des Lehrers gerechterweise auch eine Besserung seiner materiellen Lage Schritt halten müßte, ist selbstverständlich.*)

Zukunftsmusik ist beides noch für uns. Daher entsteht die Frage: wie haben wir uns zu behelfen, ehe die Reform des Lehrerbildungswesens bei uns platzgegriffen hat?

Zunächst: man fange früh mit der Vorbildung an. Privatstunden und Hauslehrerstellen, beide schon vom älteren Schüler und vom Studenten übernommen, können bereits manche Erfahrung vermitteln. Am empfehlenswer-

*) Mit dem Gesetz vom 1. Juli 1912 ist ein Anfang in dieser Richtung gemacht. Ein Anfang freilich nur, — doch auch dieser ist bei der bisherigen schweren pekuniären Mißlage des Lehrers zu begrüßen. Heute beginnt ein Lehrer mit Hochschulbildung, wenn er 24 Stunden wöchentlich gibt, mit einem Gehalt von 1800 Rbl.; ist er zugleich Ordinarius (er darf dann nur 18 Stunden geben) mit 1950 Rbl. — Nach 25-jähriger Dienstzeit steht er sich auf 3800, resp. 3950 Rbl. — Für Gymnasiallehrer ohne Hochschulbildung(Neu-Philologen z. B.) sind die Sätze 1470, resp. 1710 Rbl. und 2470 resp. 2710 Rbl. — Die volle Pension nach 25-jähriger Dienstzeit beträgt für die Ersteren 1800, für die Letzteren 1000 Rbl.

testen wäre es, zwischen Abiturium und Immatrikulation ein Hauslehrerjahr zu schieben. Da, im ständigen Umgang mit der Jugend, könnte der angehende Student sich Klarheit darüber verschaffen, ob er die für den Lehrerberuf nötigen Gaben auch wirklich besitzt. Wem das Unterrichten, der Verkehr mit jüngeren Schülern Freude macht; wem es gelingt, den Stoff methodisch so zu gestalten, daß er seinem Schüler klar wird, ihn fesselt und anregt, — der hat schon eine gewisse Garantie dafür, daß ihm der Lehrerberuf einst Befriedigung und Erfolg geben werde. Wer dagegen nur mit Hängen und Würgen an seine Hauslehrerpflichten geht, der sollte es sich sehr ernstlich überlegen, ob er ein Studium erwählen darf, das ihn wahrscheinlich dem Lehrerberuf zuführt.

Weiter: der Student lese bereits eine pädagogische Zeitschrift. Er mag zunächst bloß darin blättern; hat er von Natur pädagogische Gaben, so werden ihn die neuen Probleme bald fesseln und er wird sich immer mehr und mehr darin vertiefen. Wiederum einen doppelten Gewinn wird er daraus ziehen: einerseits Aufklärung über seine Qualifikation zum Lehrer, anderseits Bereicherung seines pädagogischen Wissens. Kürzlich hörte ich, daß eine der Dörptschen Korporationen den „Pädagogischen Anzeiger für Rußland" abonniert und auf dem Lesetisch ausliegen habe. Ich weiß nicht, ob das auf allen Konventsquartieren der Fall ist. Es wäre das jedenfalls ein sehr erfreulicher Anfang; die guten Früchte werden gewiß nicht ausbleiben.

Ferner: der Student hat die Möglichkeit, auch nicht offiziell vorgeschriebene Vorlesungen zu hören. Er belege daher ein philosophisches Fach, vor allem Psychologie. Pädagogik wird hierzulande wohl nur auf wenigen Universitäten gelesen; sonst käme dieses Fach neben der Psychologie in erster Linie in Betracht.

Schließlich das Wichtigste: wer es nur irgend ermöglichen kann, suche nach beendetem Fachstudium nicht gleich eine Lehrerstelle anzutreten, sondern gehe zur speziellen pädagogischen Ausbildung auf ein Jahr ins Ausland. Es gibt ja so viele Reisestipendien: von den studentischen Korporationen, Ritterschaften, Kommunen ꝛc. Fast immer werden diese zu weiteren fachwissenschaftlichen Studien erbeten und vergeben. Es ist im Interesse unserer deutschen Kultur dringend erwünscht, daß diese Stipendien mehr Verwendung auch für die pädagogische Ausbildung künftiger Lehrer fänden. Ganzen Generationen käme das zu gute.

Im Auslande nun, da ist dem angehenden Lehrer reiche Gelegenheit geboten, sich pädagogisch zu orientieren. Der Besuch eines Seminars sei sein erstes Ziel. Da hat der Kandidat nicht nur die Möglichkeit, die ihm noch ganz fremden Wissensgebiete „Pädagogik" und „Methodik des Unterrichts" theoretisch zu studieren, sondern ev. auch an den Übungsschulen zu lernen, wie die Theorie sich in die Praxis umsetzen läßt. — Vielfach werden an verschiedenen Seminaren auch verschiedene Unterrichtsmethoden geübt. Wertvoll ist es daher, wenn der angehende

Lehrer nicht nur ein Seminar besucht. Er entginge damit der Gefahr, sich von vornherein für eine Methode allzusehr zu engagieren, — auf Kosten der selbständigen Entwickelung seiner Lehrerpersönlichkeit. Ein Hospitieren an ausländischen staatlichen Schulen und der Besuch allgemeinbildender Vorlesungen wird gleichfalls von größtem Nutzen sein. — Überhaupt, — so ein Jahr im Auslande als reiferer Mensch! Was hört man, was sieht man nicht alles! Das weitet den Blick, befreit von Vorurteilen, legt Keime zu eigenem Schaffen. Gefördert in seinem Wissen, gefördert in seinem Können, gefördert endlich in seinem Menschentum wird er in die Heimat zurückkehren.

Das sei die Ausbildung, wie sie ein Lehrer unserer Mittelschule schon heute sich erwerben müßte. „Fertig" ist er dann aber noch nicht. Stillstand ist Rückschritt. Pädagogische Vereinigungen, pädagogische Zeitschriften, Ferienkurse, Lehrertage und Abkommandierungen*) ins Ausland, — sie alle geben ihm die Möglichkeit, sich weiterzubilden, sein Wissen und Können zu vertiefen. — Und wir brauchen Lehrer. Es sind ihrer viel zu wenige. Aber wir brauchen tüchtige Lehrer! Wir brauchen sie heute so sehr, wie vielleicht nie zuvor. Gilt es doch den Nachweis führen, daß unsere deutschen Schulen Existenzberechtigung haben, — nein mehr, daß sie mit Ehren, mit Auszeichnung bestehen können. Das vermögen sie aber nur, wenn ihr Lehrermaterial sich auf der Höhe hält, wenn es die Vorbildung hat und das Streben zeigt, die allein einen vollen Erfolg garantieren.

Was vom Lehrer der Mittelschule gesagt wurde, das gilt in allen wesentlichen Stücken auch vom Elementarlehrer. Auch er ist Erzieher, auch er hat Geist, Wille, Gefühl der Jugend zu fördern, zu vertiefen. Er ist uns Mittelschullehrern in einem aber weit voraus: er genießt, — ich denke z. B. an das Mitausche Deutsche Lehrerseminar, — die spezielle Vorbildung, die wir Mittelschullehrer so schmerzlich vermissen. Er hat am Seminar die Möglichkeit, Pädagogik und Methodik zu treiben, ihm steht eine Übungsschule zur Verfügung, wo er unter kundiger Leitung praktische Erfahrungen sammeln kann. Es ist zu wünschen, daß Söhne aller Bildungsschichten dem Seminar zugeführt werden. Die Ausbildung beansprucht einen äußerst geringen Kostenaufwand**); dabei können die Absolventen durch Ablegung der „Hauslehrerprüfung" sich auch die Lehrberechtigung in beliebigen Wahlfächern für die vier unteren Klassen der Mittelschulen (z. B. für den gesamten Geographie- oder Arithmetik-Unterricht) erwerben. Die Aussichten sind mithin die denkbar günstigsten. — Eines geht dem Elementarlehrer heute noch ab: die wissenschaftliche Durch-

*) Viel zu wenig werden diese letzteren geübt! Dem Lande erwüchse aus ihnen der größte Nutzen. Eine pädagogische Studienreise wird den reiferen Lehrer, der eigene Erfahrungen und selbständige Kritik mitbringt, noch viel mehr bereichern, als den Anfänger.

**) Vierjähriger Kursus. Pro Jahr 150 Rbl. für Unterricht und vollen Lebensunterhalt. Nur die Kleidung ist selbst zu bestreiten.

bildung in einem Spezialfach. Das wird von den reichsdeutschen Volksschullehrern schmerzlich empfunden, und ihr ganzes Streben geht dahin, sich den Weg zur Universität zu erschließen, um dort etwa in Psychologie, Philosophie, Pädagogik wissenschaftlich denken, wissenschaftlich arbeiten zu lernen. Wir sind hier noch nicht so weit; Abhilfe sucht man jedoch auch hier zu schaffen: an Stelle des mechanischen Einprägens tritt heute auf dem Seminar das selbständige Erarbeiten; freie Vorträge, Referate, Exkursionen, praktische Arbeiten führen zur Vertiefung, zur geistigen Aneignung des Lernstoffes. So ist beste Hoffnung vorhanden, daß uns in Mitau ein tüchtig vorgebildeter Elementarlehrerstand ersteht, der berufen ist, unserer deutschen Kultur die wertvollsten Dienste zu leisten.

Hoffen wir, daß unsere Mittelschullehrer nicht zurückstehen werden. Hoffen wir, obgleich die Regierung von ihnen noch keine spezielle Ausbildung verlangt, daß sie selbst die Notwendigkeit dieser Ausbildung einsehen und selbst dafür Sorge tragen werden, sich das an Wissen und Können anzueignen, was ihnen In- und Ausland bietet. Dann aber, wenn der Lehrerstand auf der Höhe steht, die man billigerweise von ihm verlangen kann, dann wird er in unserer Heimat auch zu dem Kulturfaktor werden, zu dem er seiner Aufgabe nach berufen ist.

Und wenn dem Lehrer, dessen Werk kein bleibendes ist, die Nachwelt auch keine Kränze flicht, so darf ihn das nicht anfechten. Die Wirkung seines Werkes ist eine bleibende! Und dieses Bewußtsein, seinen Teil beigetragen zu haben zur kulturellen Entwickelung unseres Volkes, — das wird ihn voll entschädigen.

Wir sind nicht die „armen Lehrer", „die sich mit ungezogenen Jungen tagaus tagein herumzuplacken haben", — wie es so oft von „mitfühlender" unverständiger Seite uns gesagt wird. Wir brauchen kein Mitleid! Wir haben unsere Not und Sorge, gewiß. Wir haben aber etwas vor vielen voraus: wir dürfen an einem Arbeitsobjekt schaffen, das wohl das höchste, das edelste ist, — am lebendigen Menschen. Und das wird dem rechten Lehrer reichlich alles aufwiegen, was sein Amt an Schwerem mit sich bringt. Wer mit ganzem Herzen und mit ganzem Ernste in seinem Erzieherberufe steht, der wird auch sein ganzes volles Glück darin finden.



Deutschland und Rußland.*)

(1862—1912.)

Von Michael Wassiljewitsch Stanislawski. (St. Peterburg.)

I.

Unstreitig war es der Krimkrieg mit seiner folgenschweren Koalition der Westmächte gegen Rußland, der den ersten und wichtigsten Anstoß gab zur allmählichen totalen Veränderung der politischen Konstellation in Europa, welche nach Niederwerfung der napoleonischen Herrschaft Kraft einer historischen Notwendigkeit gleichsam von selbst sich konstruierte. Die nachfolgenden, ungemein rasch sich abspielenden politischen Ereignisse trugen dazu bei, daß von der früheren, fast ein halbes Jahrhundert dauernden Gruppierung der die Geschicke der Menschheit leitenden Großmächte nichts nachblieb als die bloße Erinnerung. Staaten und Völker, die auf eine Jahrhunderte alte offizielle Freundschaft zurückblicken konnten, erkalteten merklich zu einander, während wiederum andere, deren Gegnerschaft von einer zünftigen europäischen Diplomatie, als traditioneller politischer Faktor, für viele Jahre voraus schon diskontiert zu werden pflegte, ihre Rivalität vergaßen und die gegenseitige Annäherung als den gemeinsamen Interessen entsprechend bis zu einem formellen Bündnis erweiterten. Dank verschiedenen glücklichen Konjunkturen und einer seltenen staatsmännischen Kunst, die es verstand, nicht nur den richtigen Zeitpunkt weise auszunutzen, sondern auch die richtigen Mittel in Anwendung zu bringen, fiel Deutschland die Rolle einer in ganz Europa vorherrschend dominierenden Großmacht zu. Seine zentrale geographische Lage — so wenig vorteilhaft sie in mancher Beziehung, besonders der strategischen, auch sein mag — verleiht andererseits dem Vaterland unserer westlichen Nachbarn insofern eine gar nicht wegzuleugnende erhöhte ökonomische und handelspolitische Bedeutung, als die Vorteile des immerfort sich steigernden internationalen Verkehrs und der gegenseitig unter den Nachbarvölkern stets enger werdenden Beziehungen, Deutschland in erster Reihe zu gute kommen.

Noch vor 50 Jahren pflegte man dieses, im Herzen Europas liegende, von einem hochkultivierten, moralisch wie geistig gleich starken Volke bewohnte Reich, halb spöttisch, halb wegwerfend, als „geographischen Begriff" zu bezeichnen. Wie wenig angebracht diese Bezeichnung im Grunde genommen war, bewiesen die nachfolgenden Jahre. In weniger als einem Dezennium gelang es, die deutschen Volksstämme, die in vieler Beziehung auffallend ähnliche Charakterzüge mit den ewig unter einander im Hader liegenden alten Griechen aufwiesen, zu einer festgefügten, mächtigen Nation zusammenzu-

*) Die vorliegende Studie ist im Februarheft des „Istoritscheski Westnik" erschienen und vom Verfasser selbst für unsere Zeitschrift ins Deutsche übertragen und in einigen wesentlichen Punkten erweitert worden. Die Redaktion.

schweißen, deren Hauptstärke keineswegs bloß in ihrer militärischen Organisation gipfelt, sondern in einem alle Volksschichten gleichmäßig durchdringenden idealen Streben nach sittlicher Vervollkommnung. Daß eine so plötzliche und mit merklicher Kräfteverschiebung verbundene Veränderung, wie die Einigung der deutschen Volksstämme zu einem politisch-organischen Ganzen, nicht ganz ohne Reibungen und Schädigung fremder Interessen vor sich gehen konnte, lag klar vor Augen. Selbst in Ländern, die wenig oder fast gar nicht durch die Wiederherstellung eines deutschen Kaiserreichs tangiert wurden, empfand man ein gewisses Mißbehagen, verstärkt durch das Gefühl der Ungewißheit, welch' weitere Folgen das unvorhergesehene Ereignis noch haben könnte. Die Gewohnheit spielt auch in der Politik eine nicht zu unterschätzende Rolle, so daß manche allgemein anerkannte Hemmnisse, ja selbst Schäden, nur aus dem Grunde nicht beseitigt werden, weil sie durch ihre ehrwürdige Dauer vielen in der Schablone ergrauten Diplomaten gradezu geheiligt erscheinen. Bei den allernächsten Nachbarn des Deutschen Reichs gesellte sich zu dem Gefühl des Unbehagens noch ein merkliches Mißtrauen. Es lag ja klar zu Tage, daß über kurz oder lang Deutschland zu einer Weltmacht mit ausgebreitetem Kolonialbesitz sich entwickeln müsse, und nun erwachte in den Nachbarvölkern noch der Neid. Aus allen diesen seelischen Motiven entsprang nun ganz folgerichtig jener Haß, der bis auf den heutigen Tag nicht wenig dazu beiträgt, daß Europa einem permanenten Kriegslager gleicht.

Was Rußland als unmittelbaren Nachbarn Deutschlands anbetrifft, so lassen sich die gegenseitigen Beziehungen zwischen beiden Staaten und deren Einwohnern keineswegs nur vom politischen Standpunkt aus betrachten. Das könnte zu ganz irrtümlichen Schlußfolgerungen führen und nur zu Verdunklung so mancher unbegreiflicher Vorgänge beitragen, deren Endzweck — die Störung freundnachbarlicher Beziehungen — deutlich genug zu erkennen war.

Obschon die Erforschung der Gründe, die einer aufrichtig gemeinten Annäherung Deutschlands und Rußlands hindernd in den Weg traten, eine lohnende historische Ausbeute verspricht, kann ich mich der Aufgabe insofern nicht unterziehen, als der enge Rahmen eines Essays unmöglich die erschöpfende Behandlung dieser Frage zuläßt. Dennoch will ich es hier versuchen, wenigstens den ursächlichen Zusammenhang nebst der psychologischen Seite dieser unliebsamen Erscheinung im politischen Leben beider Nationen zu skizzieren.

Soweit meine persönlichen Erinnerungen reichen, unterstützt von der Bekanntschaft mit den Literaturerzeugnissen beider in Betracht kommenden Länder, herrschte zwischen Russen und Deutschen, besonders in den gebildeten, privilegierten und sogenannten Bourgoisiekreisen, immer ein latenter Antagonismus, der je nach den Zeitumständen steigende und fallende Tendenz aufwies. Die Unzufriedenheit, die Scheelsucht nebst Neid gegen den Нѣмецъ datiert — wie es sich geschichtlich leicht nachweisen läßt — seit

Peter dem Großen und dessen gewaltsam unternommenen Reformbestrebungen. Schon damals wurden von einflußreicher gegnerischer Seite Versuche unternommen, das Volk gegen die „deutschen Neuerer" aufzuwiegeln, indem alle, durch die staatlichen Umwälzungen hervorgerufenen notwendigen finanziellen Belastungen und Frondienste als unmittelbares Resultat deutscher Bedrückungen hingestellt wurden. Selbst die tatsächlich erst unter Peter dem Großen als rechtliche Institution eingeführte und gesetzlich geregelte Leibeigenschaft der ländlichen Bevölkerung wurde den davon betroffenen als fremdländische resp. deutsche Erfindung bezeichnet. Nun entsprang jedoch diese harte, aber leider ganz unumgänglich notwendige Maßregel der festen Überzeugung des genialen Reformators, daß die Bildung eines russischen Staats nach europäischem Muster ohne feste, seßhafte Bauernbevölkerung einer Kräfte vergeudenden Sysiphusarbeit gleichen würde. Der unbezwingliche, tief im Blut steckende Hang des russischen Volks zum massenhaften, oft ganz planlosen Vagabundieren stellte sich der Schaffung dauernder staatlicher Einrichtungen derart hindernd entgegen, daß der Zar sich endlich entschloß, den zentrifugalen Bestrebungen der ländlichen Bewohner die zentripetalen des Staatsinteresses entgegenzustellen. Mit eiserner Gewalt — im buchstäblichen Sinne des Wortes — wurde das Volk an die Scholle gefestigt. — Die in Bezug auf russische Verhältnisse meist recht unwissende europäische Publizistik machte die sogenannte altrussische oder slawophile Partei für den immer von neuem wieder lichterloh aufflammenden Deutschenhaß verantwortlich. Das trifft jedoch nur in sehr beschränktem Maße zu, besonders wenn man die Zeit um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ins Auge faßt. Erstens entsprang die Opposition genannter Partei einer durchaus ehrlich gemeinten Überzeugung von dem schädigenden Einfluß, den eine gewaltsame, die nationale Eigenart rücksichtslos zerstörende Europäisierung Rußlands im Gefolge haben müsse. Zweitens waren die hauptsächlichsten Wortführer unter den Slawophilen Männer von ganz hervorragender geistiger Begabung und wissenschaftlicher Bildung. Die Aksakow, Ssamarin, Chomjakow, Kirejewski, zu denen sich später Katkow und Leontjew gesellten, hatten alle ohne Ausnahme auf deutschen Hochschulen studiert, sie überragten, was spezielle und enzyklopädische Bildung anlangte, turmhoch das verkrüppelte Knieholz der gegenwärtig sich breit machenden ignoranten, chauvinistischen Schreier aus dem Lager slavischer Pseudopatrioten, die weit mehr auf das hören, was London und Paris ihnen souffliert, als was sie aus der Tiefe der russischen Volksseele vernehmen. Zudem waren die obengenannten Koryphäen der altrussischen slavophilen Partei aufrichtige, überzeugungsvolle, aber immer nur rein akademische Gegner europäischer Staats- und Weltanschauungen, sie erkannten und schätzten deutsche Kultur und deutsche Wissenschaft, verschmähten es jedoch im Gegensatz zu ihren stümperhaften Adepten ihren Ansichten und politischen Überzeugungen durch Lüge, Verleumdung und Verdächtigung größere Be-

weiskraft zu verleihen. Aus all diesen Gründen übten sie auch nur einen verhältnismäßig geringen Einfluß auf die russische Gesellschaft aus, die für alles, was in streng wissenschaftlicher, objektiv-unparteiischer und auch dem Widersacher gegenüber Gerechtigkeit übender Form erscheint, keinen Sinn und Geschmack hat. Die wiederholt auch in neuerer Zeit russischerseits unternommenen Versuche, eine vorurteilsfreie Erklärung für den zwischen Deutschen und Russen herrschenden Antagonismus zu finden, scheiterten entgegen allen vorangegangenen Versicherungen an der offenkundigen Tendenz, die Wahrheit zu verdrehen und alle Schuld dem Gegner zuzuschieben. In diesem Bestreben scheute man selbst vor groben Geschichtsfälschungen nicht zurück. Der Russe läßt sich eben auf allen Gebieten des intellektuellen Schaffens weit mehr vom Gefühl als vom Verstand leiten. So sucht beispielsweise die russische Publizistik den Leser nicht kraft logischer Deduktion zu überzeugen, sondern ihn durch allerhand Verlockungen und oft ganz unhaltbare Versprechungen ins eigene Lager herüberzuziehen. Zu diesem mit Vorliebe angewandten Mittel, politische Anhänger zu werben, gesellt sich noch der echt russische Nationalfehler, da, wo man mit Vernunftgründen den Gegner nicht zu besiegen vermag, Hohn und Spott mit verunglimpfender Satire als ultima ratio ins Treffen zu führen. Nicht umsonst hob der unvergleichliche Turgenjew die traurige Tatsache hervor, daß im Schimpfen und Lügen wir Russen von keinem anderen Volk der Welt übertroffen werden. Die Gerechtigkeit erfordert jedoch zu bemerken, daß auch in Deutschland die einschlägigen Verhältnisse um nicht vieles besser sind, nämlich was die Berichterstattung über russische Verhältnisse anlangt. Aber den Deutschen dient zur teilweisen Entschuldigung ihre überaus geringe Kenntnis der Sprache, Sitten und Gebräuche des eigenartigen fremden Landes; zudem herrschte noch vor gar nicht so langer Zeit in Rußland die Tendenz vor, Ausländern möglichst wenig Einblicke ins innere und politische Leben des eigenen Staates zu gestatten. Noch unter Kaiser Nikolaus I. Regierung machte man in Rußland keinen wesentlichen Unterschied zwischen einem der Falschmünzerei verdächtigen Reisenden und einem fremdländischen Korrespondenten: beide wurden mit gleichem Mißtrauen betrachtet, wobei der Falschmünzer immerhin noch größere Aussicht hatte, ins Innere des Reichs zugelassen zu werden als — der unter dem Verdacht der Schriftstellerei stehende Tourist.

Wenn also bei der deutschen Beurteilung russischer Zustände und politischer Vorgänge in erster Reihe die mangelnden Kenntnisse Schuld an der falschen Berichterstattung tragen, so entspringen die gleichen Fehler auf russischer Seite wesentlich anderen Ursachen. Als Durchschnittstypus bekundet der Russe eine geradezu verblüffende Unfähigkeit zur Beobachtung ihm fremder Erscheinungen und Vorgänge im öffentlichen Leben. Er ist vor allen Dingen Genußmensch, also krasser Egoist, und liebt es nicht, sich den Kopf zu zerbrechen um Dinge, die ihn direkt nichts angehen. Das trifft mitunter sogar auf Hochgebildete und

talentvolle Menschen zu. Schon Puschkin sagte: „Wir sind nicht wißbegierig." Was nicht unmittelbar die Nerven eines Russen in lebhafte Erregung versetzt, tangiert ihn nicht. Der berühmte Satiriker und Publizist Schtschedrin-Ssaltykow warf einmal, anläßlich eines Pariser Zwischenfalls im Jahre 1863, wo ein russischer Tourist, von Franzosen insultiert, seine Nationalität zu verleugnen suchte und sich für einen Polen ausgab, die Frage auf: Was ist ein Russe? und beantwortete sie: Ein nur sexuellen und Verdauungsgenüssen frönender Kosmopolit! Gelangt der Deutsche beim Überschreiten der Grenze nach Rußland, so beginnt er überaus hochmütig, aber meist auch recht kritiklos auf alles mit Geringschätzung hinabzuschauen, was nicht seinem Geschmack, seinen Gewohnheiten und heimatlichen Lebensanschauungen entspricht. Er gibt sich nicht die geringste Mühe, nach den Gründen zu forschen, die eine solche Abweichung von dem, was er zu Hause zu sehen gewohnt war, bedingen; ihm genügt die bloße Tatsache, und schnell ist sein Urteil gefällt. Im strikten Gegensatz hierzu merkt der Durchschnittsrusse beim Betreten deutschen Bodens absolut gar nichts, — falls man ihn nicht besonders auf etwas aufmerksam macht. Die reale Wirklichkeit vermag auf sein blasiertes Gemüt, sein übersättigtes Temperament nicht den geringsten Eindruck auszuüben. Er findet alles langweilig und fad. Nur besonders raffinierter Sinnenkitzel, recte Ausschweifungen, vermögen ihn vorübergehend noch zu interessieren. Er vertieft sich lieber in die Konstruktion abstrakter volksbeglückender Projekte, wobei es ihm unbeschreibliche Genugtuung gewährt, wenn er gesprächsweise, selbst wider seine Überzeugung, alles in dieser Richtung zu Tage Geförderte weit zu übertrumpfen vermag. Kein europäischer sozialistischer Revolutionär der unversöhnlichsten Richtung kommt dem seiner gesellschaftlichen Stellung nach scheinbar harmlosesten Russen gleich, was das Wettspucken nach den utopischen Zielen einer staatlich-sozialen Verbesserung auf anarchistischer Grundlage anlangt. Kehrt nun so ein überradikaler Weltreformator in seine russische Heimat zurück, so hat er selbstverständlich an geistigem Gepäck nichts mitgebracht. Es bleibt ihm demnach nichts anders übrig, als das Fehlende aus der dürftigen Vorratskammer eigener Erfindungsgabe zu ersetzen, wobei lügnerische Behauptungen, tendenziöse Verdrehungen nebst offenkundiger Unwissenheit den Hintergrund für das in entsprechend saftig-grellen Farben entworfene Gesamtbild abgeben müssen.

II.

Das Schicksal hat es gefügt, daß ich in meiner frühesten Jugend, also genau vor 52 Jahren, nach Deutschland kam und mit geringen Unterbrechungen 23 Jahre in diesem, in vielen Beziehungen höchst eigenartigen und mir unvergeßlichen Lande zubrachte. Die nachfolgenden 29 Jahre verlebte ich ausnahmslos in Rußland, knüpfte jedoch, sofern sich Gelegenheit dazu bot, stets von neuem wieder Verbindungen mit einzelnen Vertretern deutscher Kunst, Wissenschaft

und Literatur an. Auch korrespondierte ich sowohl auf politischem wie kunstkritischem Gebiet wiederholt für einige deutsche Zeitungen und Zeitschriften. Durch obengenannten langjährigen Aufenthalt und da ich unmittelbarer Zeuge der großen politischen und historischen Ereignisse war, die sich in den 60-er und 70-erJahren in Deutschland abspielten, erwarb ich mir den zur eingehenden Beurteilung unserer germanischen Nachbarn und ihres gesamten politischen wie kulturhistorischen Lebens so notwendigen Zensus, der jedoch, um es gleich von vornherein zu sagen, in russischen literarischen und publizistischen Kreisen allzeit äußerst gering geschätzt wurde. Wiederholt wurde ich mit meinen eingehenden Kenntnissen von deutscher Sprache, Literatur, Geschichte, Kunst, Sitten und Gewohnheiten hohnlachend abgewiesen. Der erste beste Ignorant und Pasquillant bekam schon aus dem Grunde den Vorzug vor mir, weil er nach Ansicht der ausschlaggebenden Persönlichkeiten nicht von den Deutschen behext war, wie ich, und außer den Worten „Bier trinken", „Ach du lieber Augustin" und „Amalchen" keine Silbe Deutsch verstand, was an und für sich schon genügende Garantie bot für eine unparteiische Behandlung aller auswärtigen Fragen. Hier erscheint es mir notwendig, einiges einzuschalten, was zum besseren Verständnis des Nachfolgenden wesentlich beiträgt. Ich meine die Charakterisierung der gegenseitigen Beziehungen zwischen gebildeten russischen und deutschen Gesellschaftsklassen, wie sie sich im offiziellen, geschäftlichen und gesellschaftlichen Verkehr gestalteten.

Während der gesamten Periode, die der Wiederaufrichtung des deutschen Reichs voranging, galt Deutschland in den Augen der Russen herzlich wenig. Es war die quantité negligeable, über die man bald zur Tagesordnung überging. Was nun die Deutschen als Nation anbetraf, so genossen sie keineswegs die ihnen gebührende Anerkennung, geschweige denn Achtung. Man sprach von den Deutschen nicht anders als in wegwerfend-spöttischem Tone. Selbst in wissenschaftlich gebildeten und gelehrten Kreisen, die in fortdauernder Abhängigkeit von deutschem Wissen lebten, gab man sich keine Mühe, dem westlichen Nachbarvolk gerecht zu werden. Nach der tief eingewurzelten Ansicht des gebildeten Durchschnittsrussen aus der Sphäre der Beamten, Offiziere oder Gutsbesitzer der 40-er oder 50-er des vorigen Jahrhunderts war der Deutsche stumpfsinnig, geizig, pedantisch, kleinlich, undankbar, mit einem Wort höchst unangenehm. Nicht selten kam es vor, daß ein Vertreter deutscher Wissenschaft aus dem Munde eines gesellschaftlich angesehenen Mannes die boshafte Bemerkung hörte, der Gelehrte sei nur aus dem Grunde nach Rußland gekommen, weil er in seinem bettelarmen Lande nichts zu beißen habe. Alles Deutsche wurde ungeniert verhöhnt oder als Karrikatur gegeißelt. Der nach Rußland eingewanderte Deutsche revanchierte sich seinerseits dadurch, daß er schonungslose Kritik an allem übte, was ihm an seinen russischen Arbeitgebern unmoralisch und verwerflich erschien. Dadurch erweckte er bei letztern eine leicht erklärliche und nicht unmotivierte Animosität gegen sich. Doch die

Zeiten ändern sich und mit ihnen auch die Sitten. Deutschland, durch Preußen gewaltsam geeinigt, bezwang in einem blutigen halbjährigen Kriege den französischen Erbfeind, und das bisher so konsequent verhöhnte Vaterland der „Wurstmacher" hörte auf, eine umwägbare Größe bei Beratung europäischer Fragen darzustellen. Das neugegründete deutsche Kaiserreich hatte in dem Kampf mit Frankreich eine ungeahnte moralische und volkswirtschaftliche Kraft bei militärisch-vollendeter Organisation entfaltet; die leitende Rolle, resp. die Vorherrschaft unter den Großmächten fiel ihm, gleich einer reifen Frucht, von selbst in den Schoß. Schon während des deutsch-französischen Kriegs, besonders aber nach dem Frankfurter Frieden machte sich ein schroffer Wechsel in der russischen öffentlichen Meinung gegenüber Deutschland bemerkbar, der nach und nach in offenkundige Mißstimmung überging. Der Sachlage nach vollzog sich dieser Wechsel ganz folgerichtig und vom russischen Standpunkt aus auch logisch. Bis zur Kapitulation von Sedan und der dadurch hervorgerufenen Entthronung Napoleons III. beobachtete die russische Gesellschaft, trotz ihrer auffallenden Vorliebe für alles Französische, noch eine gewisse Neutralität bei Bekundung etwaiger Sympathien gegenüber den Kriegführenden. Mit der Proklamierung der Republik jedoch, die notabene bei uns in Rußland nicht weniger enthusiastisch begrüßt wurde als in Frankreich, begannen die Herzen aller gebildeten Russen mit den Herzen der Pariser Radikalen in gleichem Takt zu schlagen. Das Wort Republik und dazu noch „französische" Republik übte auf unsere nihilistisch-radikal angehauchte russische Gesellschaft eine gradezu magische Wirkung aus. Vor der Republik verharrten alle gebildeten Kreise der 60-er und 70-er Jahre, wie vor der berückenden Schönheit der nackten Phryne, in kniefälliger, anbetend bewundernder Stellung. In der Fortsetzung des Kriegs seitens Deutschlands gegen das republikanische Frankreich erblickte die russische Gesellschaft ein Attentat gegen die heiligsten Güter der Menschheit. Endlich begann die total revolutionär verseuchte Intelligenz ganz Rußland mit ihren Schreckens- und Verzweiflungsrufen zu erfüllen. Die Tagesblätter hallten von dem immer intensiver werdenden Lärm wider, der in der konsequenten und höchst kategorischen Forderung gipfelte: die Regierung möge offen für Frankreich eintreten und der gottesschänderischen Folterung der heiligen Märtyrerin-Republik durch die deutschen Henker ein Ende machen. Solche und ähnliche historische Unkenrufe erschallten aus allen Ecken und Enden Rußlands und wurden vom Kanzler des neuerstandenen deutschen Reichs mit peinlicher Gewissenhaftigkeit notiert. Niemals wurde die Popularität des unvergeßlichen Zar-Befreiers Alexanders II. auf eine so harte Probe gestellt, wie während des deutsch-französischen Krieges. Es unterliegt nach alledem, was bisher geschichtlich festgestellt werden konnte, keinem Zweifel, daß bei den gebildeten, aber radikal angehauchten Bevölkerungskreisen dieser Monarch für seine konsequent beobachtete Neutralität den letzten Rest von Sympathien, der ihn vom

Jahre 1861 nachgeblieben war, einbüßte. Mit staatsmännischem Scharfblick erkannte Alexander II. die Gefahren, die Rußland durch den eventuellen Sieg Frankreichs drohten. Denkwürdig sind in dieser Beziehung seine Worte Gortschakow gegenüber: „Ich kann es unmöglich zugeben, daß die Franzosen siegreich in Berlin einziehen." Er sah voraus, daß an dem Tage, wo die ersten französischen Zuaven durch das Brandenburger Tor marschierten, in ganz Polen die Revolutionsflammen lichterloh bis zum Himmel schlagen würden. Die Publizistik des slavophilen Lagers gab sich sichtbare Mühe, den Beweis zu erbringen, daß die Folgen des Berliner Kongresses die Hauptschuld an dem Verlust der Popularität Alexanders II. trugen und die Mißstimmung gegen Deutschland bis zur offenen Feindschaft verschärften. Selten ist wohl eine falschere und hinterlistigere Behauptung von echt machiavellistischer Tücke aufgestellt worden. Wollte man dieser Versicherung Glauben schenken, so müßte man die Voraussetzung gelten lassen, daß in der damaligen russischen Gesellschaft der Patriotismus hoch in Blüte stand. Nun wissen wir aber ganz genau, von welch' zweifelhafter Beschaffenheit die damalige Vaterlandsliebe der gebildeten Bevölkerungsklassen war. Ja, quantitativ und qualitativ ließ der Deutschenhaß nach Abschluß des Berliner Kongresses wenig zu wünschen übrig; er deckte überall die Kosten der politischen Unterhaltung. Die Presse besaß in ihm ein unerschöpfliches Thema, und es gab wenig Menschen, die nicht mit schadenfroher Genugtuung den Ausfällen gegen den verhaßten Nachbar zustimmten. Warum? Nun, auf diese Frage hätte man schwerlich eine befriedigende Antwort erhalten, da die germanophobischen Tendenzen, wie sie in den weitesten Volksschichten verbreitet und kultiviert wurden, mit der Politik absolut nichts gemein hatten. Jeder 17—18-jährige Lotterbube, der im Gymnasium schlechte Zensuren im Deutschen erhielt, war ausgesprochener Gegner des Deutschen Reichs und wünschte den Untergang der ganzen Nation in der stillen Hoffnung, daß nach einer solchen Katastrophe im Gymnasium kein Deutsch mehr gelernt werden würde ... Nein, der Haß gegen Deutschland florierte schon lange vor dem Berliner Kongreß; er wurde aus verschiedenartigen, heimlichen und offenen Reservoiren genährt und kristallisierte sich hauptsächlich um die monumentale Figur Bismarcks, den man in der öffentlichen Meinung Rußlands zu einer, von der gesamten zivilisierten Welt verachteten, ins Preußische übertragenen Günstlingskreatur von dem Schlage des berüchtigten Araktschejew herabwürdigen wollte. Zu den markantesten Erscheinungen im politischen Leben Rußlands und seiner auswärtigen Beziehungen gehörte die, im grellen Gegensatz zu der wahren Volksstimmung viele Jahrzehnte dauernde, hochoffizielle Freundschaft und Herzlichkeit zwischen Petersburg und Berlin. Die Wärme dieser gegenseitigen Beziehungen stand im umgekehrten Verhältnis zu der auffallenden Kühle, die man in den Bevölkerungsschichten beider Länder bekundete. Von dieser bis zum Gefrierpunkt angelangten Kühle lieferte der seit langer Hand vorbereitete Be-

such Kaiser Wilhelm I. mit seinen Paladinen in Petersburg in den Märztagen des Jahres 1873 einen Beweis. Was den offiziellen Empfang und die programmäßigen Festlichkeiten anlangte, so hatte die nordische Zarenresidenz wohl seit ihrer Gründung keinen annähernd ähnlichen Glanz, verbunden mit einem bis dahin unerhörten Aufgebot aller möglichen Ehrungen, in ihren Mauern gesehen; aber das Volk und besonders die gebildeten Klassen hielten sich absichtlich fern und grollten in der Tiefe des Herzens allen diesen Ehrbezeugungen. In den Augen unserer radikalen Intelligenz waren die hohen Gäste nichts weiter als Vertreter der Despotie, des Militarismus und die grausamen Schänder der von allen Russen schwärmerisch verehrten, idealen Freiheitsgöttin, genannt „Französische Republik", der man zwei blühende Töchter: „Elsaß" und „Lothringen" erbarmungslos geraubt hatte. In den Petersburger Salons jener Tage sprach man nur mit Begeisterung von Leon Gambetta, Jules Favre, Henri Rochefort und allenfalls noch von Garibaldi. August Bebel interessierte die russische radikale Welt nur mäßig, er hatte den unverzeihlichen Fehler ein Deutscher zu sein. Nur wenn dieser damals noch recht ungehobelte und oberflächlich gebildete Drechslermeister eine seiner, von Kraftausdrücken und Schimpfereien strotzenden Reden im Reichstag hielt, wurde ihm aufmunterndes Lob zu teil. Bei solch vorherrschender Stimmung konnte es demnach nicht Wunder nehmen, wenn die durch die Freundschaftsversicherungen beider Monarchen erhöhte Temperatur nicht über die prachtstrotzenden Appartements des Winterpalais hinausging. Nicht einmal die Residenzbevölkerung wurde davon berührt, geschweige denn die Einwohner entfernt liegender Provinzen. Selbst Moskau, die uralte Krönungsstadt, reagierte nicht im geringsten auf die am Hof des absoluten Selbstherrschers sich abspielenden festlichen Vorgänge. Nachdem die Festtage verrauscht waren, begann sofort die doppelte Minierarbeit der Revolutionäre wie der Deutschenfeinde gegen die Regierung.

Wohl in keinem Lande der Welt blühte der politische und sonstige Klatsch in dem Maße, wie in Rußland. Schuld daran trugen die recht unerquicklichen Preßverhältnisse jener Zeit. Am meisten litt jedoch unter dem, den Stempel der Verleumdung deutlich an der Stirn tragenden Klatsch — die Regierung selbst. Ihr wurden Handlungen, sowie Absichten in die Schuhe geschoben, die man sich heutigen Tages scheuen würde, Marokko oder dem Sultan von Dahome zu imputieren. Aber die revolutionären Wühler und Deutschenfresser kannten ihr Publikum: sie wußten, was für ein zuverlässiges Fundament die politische Beschränktheit, die staatsrechtliche Unbildung und die Leichtgläubigkeit unserer russischen Intelligenz für den Aufbau ungeheuerlicher und freventlicher Beschuldigungen bildet. Erst ganz leise — genau nach Vorschrift des Don Basilio — flüsterte und zischelte man sich in Petersburg gegenseitig zu, wie Kaiser Wilhelm I. und sein Reichskanzler dem russischen Selbstherrscher in den Ohren gelegen hätten, die eisernen Fesseln des absolutistischen Regi-

ments noch weit straffer anzuziehen; das wäre die beste Antwort auf die offenen und versteckten Forderungen nach einer Repräsentativ-Verfassung. Nachdem die öffentliche Meinung genügend vorbereitet war, ging man einen Schritt weiter. Bismarck wurde direkt als der Dämon bezeichnet, der den Kaiser Alexander fortgesetzt auch aus Berlin zu möglichst barbarischen Repressalien gegenüber allen freiheitlichen Kundgebungen anstachelte. Daß in Wirklichkeit nichts derartiges stattfand und stattfinden konnte, braucht wohl nicht besonders bewiesen zu werden. Ein Monarch von so hohem Selbstbewußtsein, Ehrgefühl und vornehmem Stolz, wie Alexander II., hätte sich nie die Blöße gegeben, bei einem ausländischen Diplomaten Rat zu holen, wie er Staat und Volk zu regieren habe. Doch den Revolutionären und den Feinden Deutschlands, die, wie es sich noch später erweisen wird, nur zu oft Hand in Hand arbeiteten, waren die Insinuationen Wasser auf ihre Mühlen. Erstens wurde die russische Regierung dadurch kompromittiert und verächtlich gemacht, und zweitens der Deutschenhaß von neuem angefacht.

Die von Jahr zu Jahr in Europa wachsende Animosität gegen das mächtige germanische Kaiserreich und seinen genialen Leiter hatte neben offenkundigen Ursachen auch mehr oder weniger verborgene. Die sozial-revolutionären sowie international-republikanischen Kreise und Verbindungen konnten Bismarck seinen glänzenden Sieg über die antimonarchischen Strömungen, die zu Anfang der 60er Jahre ganz Preußen und zum Teil auch das übrige Deutschland durchzogen, nicht verzeihen. Bei seiner im Jahre 1862 erfolgten Berufung zur Leitung der Staatsgeschäfte in Preußen befand sich die Monarchie am Vorabend einer Revolution. Mit beispielloser Unerschrockenheit ergriff Bismarck die Zügel der Regierung und verfolgte, unbeirrt durch die hochgehenden Wogen der maßlos erregten öffentlichen Meinung, das festgesetzte Ziel. Mit atemloser Spannung verfolgte man nicht allein in Deutschland, sondern auch in ganz Europa den verzweifelten Zweikampf zwischen Monarchismus und Parlamentarismus.

Nicht ohne einen Anflug von bitterer Ironie und Resignation sagte anläßlich eines Vortrags der greise König Wilhelm seinem Premierminister, daß der Einsatzpreis bei diesem Kampf ganz unverhältnismäßig hoch sei: — „Ich sehe schon, wohin das führen wird: erst schlägt man Ihnen auf dem Opernplatz den Kopf ab, dann mir.“ — Der Sieg neigte sich scheinbar immer mehr und mehr der unversöhnlichen parlamentarischen Oppositon zu; noch ein einheitlich unternommene Sturm — und die preußische Monarchie brach zusammen. Und plötzlich diese unerwartete Wendung! Der glänzende Sieg bei Sadowa durchbrach gleich mächtigen Sonnenstrahlen die grauen Nebel der Opposition und des fruchtlosen doktrinären Widerstandes. Die neuen Wahlen fielen mit erdrückender Mehrheit zu Gunsten der Regierung aus. Mit einem Wort: Bismarck hatte das Spiel gewonnen und konnte mit weit mehr Muße und Aussicht auf Erfolg an die

fernere Ausarbeitung des Projekts einer endgültigen Einigung Deutschlands herantreten. Die stille Hoffnung einiger Diplomaten und Regenten, sowie des internationalen Radikalismus: Preußen werde während des Kampfes sich an den Eingeweiden Oesterreichs aufhängen, erfüllte sich nicht. Der Krieg hatte ein ganz unerwartetes Resultat zur Folge, er trug höchst wesentlich zur Hebung und Befestigung des monarchischen Prinzips nicht nur in Deutschland, sondern auch in Europa bei. Besonders konnte man diese Wahrnehmung nach dem deutsch-französischen Kriege hinsichtlich Spaniens und Italiens machen. Diesen schwerwiegenden Erfolg verzieh das internationale Revolutionstribunal Bismarck nie und suchte sich, wo es nur ging, an ihm zu rächen. In Anbetracht der zweifellosen Tatsache, daß die internationalen revolutionären Verbindungen auch in Rußland weit verzweigt waren, hörten die wutschnaubenden Angriffe gegen Bismarck und das monarchische Deutschland in den Spalten der russischen Zeitungen und Journale niemals auf.

III.

Ihren Gipfel erreichte die Deutschenhetze und die Feindschaft gegen das deutsche Reich und die Leiter seiner Politik gegen die Mitte der 80er Jahre. Niemand machte einen Hehl aus seiner Verachtung gegen alles „Teutonische", wie man sich zu jener Zeit mit Vorliebe auszudrücken pflegte. Eine Clique hirnverbrannter Talmipatrioten hatte es sich zur speziellen Aufgabe gemacht, alle angeblichen politischen Schandtaten Deutschlands an den öffentlichen Pranger zu stellen. Jedes größere Unglück, jede Katastrophe, die sich in einem nichtdeutschen Staate ereigneten, wurden den heimlichen Machinationen Bismarcks zugeschrieben. Starb mal irgend ein Deutschland feindlich gestimmter Politiker, Journalist oder Militär eines ganz natürlichen Todes, — flugs waren die Petersburger Straßenblätter (manchmal nicht bloß diese) dabei, das „geheimnisvolle", „unerwartete" Ende des Mannes mit allerhand transparenten Kommentaren über die Genugtuung, die man an den Ufern der Spree über den Tod des Gegners empfände, zu versehen. Indessen saß der bestgehaßte und bestverleumdete Mann von Europa ruhig in seinem ländlichen buen-retiro, rauchte gemächlich seine lange Pfeife und las verächtlich lächelnd all den haarsträubenden Blödsinn, den man nicht müde wurde, mit seiner Person in Verbindung zu bringen. Daß diese fortdauernd gereizte Stimmung Deutschland gegenüber keine praktische, nutzbringende Verwertung finden konnte, erschien manchen der damals an der Spitze stehenden Pseudo-Staatsmänner als eine der Remedur durchaus bedürftige Unterlassungssünde. Es fanden sich auch bald raffinierte Schlauköpfe, die an maßgebender Stelle dafür eintraten, daß man den Deutschenhaß, als den besten Blitzableiter für die im Innern gärende Unzufriedenheit, fruktifizieren solle. Volk und Gesellschaft sollten von den auf allen Verwaltungsgebieten herrschenden Mißständen in erster Reihe abgelenkt werden und zwar durch

den Hinweis auf die von außen drohende Gefahr. Dadurch würde das psychologische Bedürfnis der Massen nach einem Objekt des Hasses zum Teil befriedigt. Was nun die Forderungen bezüglich möglichst baldiger Beseitigung der himmelschreiendsten Übelstände im öffentlichen Leben betrifft, so konnte man wiederum unter Hinweis auf den bösen westlichen Nachbar letzteren als Sündenbock hinstellen, indem man durchblicken ließ, daß die Angst und Sorge um die staatliche Sicherheit alle anderen, für das Volkswohl längst projektierten Unternehmungen und Reformen in den Hintergrund treten ließen. Da durch eine ähnliche, natürlich nicht offizielle, Deklaration Deutschland als ein gefährlicher, weil mächtiger Nachbar charakterisiert wurde, so ging es nicht mehr an, von einer solchen Großmacht als von einer quantité negligeable zu reden. Aber die Sucht, dem verhaßten Staat etwas am Zeug zu flicken, ließ den Vertretern gewisser slavophiler und chauvinistischer Kreise keine Ruhe. Da es mit Spott und bissigem Hohn nicht mehr ging, vertauschte man die Waffe und griff nach der, dem russischen Temperament so zusagenden Negation. Ohne weiteres Bedenken strich man Deutschland aus der Liste der zivilisierten europäischen Staaten. Daß diese Ausmerzung mit einem in Tinte und Galle getauchten Eselshuf vorgenommen wurde, wollten die meisten nicht einsehen. Dem ersten schmutzigen Straßenblättchen, das diese wichtige Entdeckung machte, stimmten sehr bald auch die übrigen Blätter der Schundpresse zu. Es geschah dies mehr aus Geschäftsgründen, als aus Überzeugung. Das Schimpfen, Verläumden und Hetzen gegen Deutschland rentierte sich gut, so daß selbst ernstere Blätter in Versuchung gerieten, in den Ton der kleinen Kläffer einzustimmen. Bald erschienen Feuilletons, Artikel, Studien und Essays, worin mit scheinbarer Objektivität der deutsche Genius kritisch beleuchtet wurde. Daß hierbei ganz unglaublich dumme, stumpfsinnige Urteile zu Tage gefördert wurden, können mir die Leser aufs Wort glauben. Erinnerlich ist mir nur eine Phrase geblieben: „Es hat nur einen einzigen geistreichen Deutschen — Heinrich Heine — gegeben, und das war ein Jude." Nach und nach erweiterte sich das Programm, und man konnte in recht alten Preßorganen folgendes Frage- und Antwortspiel lesen: „Welche Verdienste haben sich die Deutschen um die Kultur erworben?" (Antwort) „Gar keine!" „Was hat Rußland den Deutschen zu verdanken, und welchen Nutzen haben sie uns gebracht? (Antwort) „Gar nichts" — „Nicht den geringsten, höchstens nur Schaden!" „Durch welche nützliche Erfindung haben die Deutschen ihren Namen in der Geschichte verewigt?" (Antwort) „Nur durch die Erfindung des Faustrechts und der Erbswurst!" — Ich glaube, diese Proben genügen, um die Stimmung und den Geist zu charakterisieren, die zu Ende der 80er Jahre bei uns herrschten. Besonders artete aber die Hetze aus, als der famose große französische Patriot Paul Déroulède im Jahre 1887

nach Petersburg kam. Von der Presse wurde er als der „Herrliche" apostrophiert. Alle Welt drängte sich heran, diesem großen Manne die Hand zu drücken. Auf meine verwunderte Frage, welche Verdienste denn dieser Herr um Rußland sich erworben habe, daß man ihn dermaßen demonstrativ fetiere, antwortete man mir mit leidenschaftlicher Erregung, daß Déroulède ein feuriger Patriot sei, daß er uns als leuchtendes Vorbild diene und derartige Gemeinplätze mehr. Doch ich ließ mich nicht einschüchtern und entgegnete, daß meiner Ansicht nach Bismarck ganz zweifellos auch ein begeisterter Patriot sei. Nach dieser Replik verloren meine Widersacher den letzten Rest ihrer Beherrschung, sie warfen mir absichtliche Provokation vor und schlossen die Unterhaltung mit der Bemerkung, daß gegenüber meiner Argumentierung das Klügste— Schweigen wäre. Indem ich alle diese Erscheinungen und Vorkommnisse hier registriere, füge ich nichts hinzu, übertreibe auch nicht im geringsten, sondern reproduziere nur mit photographischer Treue alles, was ich gesehen, gelesen und gehört habe. In den Tagen der franko-russischen Verbrüderungsfeste in Kronstadt, Toulon und Paris verstieg man sich russischerseits bis zur absoluten Ableugnung einer deutschen Kunst, Wissenschaft und Literatur. Ganz gleichwertig erwiesen sich auch alle übrigen, auf die Verkleinerung deutschen Verdienstes um die Kultivierung und moralische Hebung Rußlands berechneten Behauptungen, wie beispielsweise die, daß Peter der Große wohl die Holländer, nicht aber die Deutschen nach Rußland eingeladen habe. Abgesehen von der absoluten Unwahrheit dieser Behauptung übersahen die nationalistischen slavophilen Eiferer ganz und gar, daß der Holländer echt germanischer Abstammung ist und daß zwischen einem Hannoveraner oder Westfalen und dem Bewohner Frieslands ein weit geringerer ethnographischer Unterschied herrscht, als zwischen russischen Bauern aus Smolensk, Witebsk, Poltawa oder Woronesh. Aber solche elementare Wahrheiten werden bei uns prinzipiell nicht beachtet, weil sie einfach in die Polemik nicht passen. Jeder wissenschaftlich gebildete Mensch, der halbwegs gelernt hat, logische Schlußfolgerungen zu ziehen, wird es zugeben müssen, daß ein minimaler, aber immer latenter Antagonismus zwischen den einzelnen Rassen und Volksstämmen notgedrungen vorhanden sein muß. Ohne eine solche, auf das denkbar bescheidenste Maß zurückgeführte nationale Gegnerschaft, gäbe es keine Rivalität und keinen Wettstreit auf dem Gebiete intellektuellen Schaffens, was naturgemäß auf die Verbreitung der Zivilisation nachteilig wirken müßte. Es gibt einen tiefsinnigen philosophischen Aphorismus, nach dem fast alle verbrecherischen Neigungen einem verkümmerten moralischen Impuls entspringen, oder, mit anderen Worten, jede verbrecherische Handlung berge in sich den mikroskopischen Keim einer künftigen Tugend. So wenig ich diesen Aphorismus im gewöhnlichen bürgerlichen Leben gelten lassen möchte, akzeptiere ich ihn mit unwesentlichen Einschränkungen in vielen Fragen der auswärtigen Politik und des internationolen Verkehrs. So erzeugt politische Gegnerschaft Patriotismus, —

materielle Eifersucht und volkswirtschaftlicher Neid fördern die eigene Produktivität u. s. w. Verderblich ist nur der allen Vernunftgründen unzugängliche, blindwütige Haß, der die eigenen Interessen schädigende Spott und Hohn, womit man die Charaktereigenschaften und geistigen Vorzüge einer fremden Nation überschüttet, ohne zu bedenken, daß nur dank diesen besonderen Eigenschaften die anderen Völker groß, mächtig und reich dastehen und daß es herostratischer Frevel ist, wenn man grade das in den Staub ziehen will, was eine Nation in hohem Maße ehrt.

Nun inkliniert aber die gebildete russische Gesellschaft ganz auffallend nach der Seite absichtlicher, tendenziöser Negierung aller guten Eigenschaften bei andern, ihr zufällig wenig sympathischen Nationen. Besonders trifft dies aber hinsichtlich der Deutschen zu. Man beobachte nur einmal das ewig sarkastisch-geringschätzige Lächeln, welches das Gesicht eines Russen bei Erwähnung der deutschen Akkuratesse recte Ordnungsliebe erhellt. Von Alters her wollte man bei uns dieser, ganz fälschlich nur allein den Deutschen zugeschriebenen Eigenschaft den Charakter einer kleinlichen, absolut nutzlosen, ja läppischen, von Geistesarmut zeugenden Neigung verleihen. In hohem Grad symptomatisch erweist es sich, daß außer den Russen und den im russischen Staatsverband stehenden Polen keine andere Nation ihre hämischen Glossen über deutsche Akkuratesse macht und überhaupt das Thema gar nicht berührt, aus dem einfachen Grunde, weil nicht allein die Deutschen, sondern auch die Engländer, Holländer, Skandinavier, Franzosen und andere romanische Völker mehr oder weniger ordnungsliebend sind und den hohen Wert dieser, erst durch Kultur zu erwerbenden Eigenschaft schätzen. Daß unter allen europäischen Völkern die Slaven (mit Ausnahme der Czechen) am wenigsten Ordnungsliebe bekunden, unterliegt keinem Zweifel. Was nun den ökonomischen Schlendrian und die moralische Zügellosigkeit anlangt, so haben wir Russen zweifellos den Rekord erreicht, was jedoch durchaus noch kein Beweis unserer höheren intellektuellen Entwickelung ist, wie man es uns oft einreden möchte. — Analoge Beobachtungen konnte man machen bei Erwähnung des deutschen Patriotismus und der von Tacitus Zeiten her schon poetisch verherrlichten germanischen Heimatliebe. Gelegentlich solcher Hinweise pflegte unsere Presse stets ein wieherndes Hohngelächter anzuschlagen und mit affenartigem Gegrinse die dümmsten Wortspiele und Kneipenwitze vom Stapel zu lassen. Übrigens erfordert es die Gerechtigkeit zu konstatieren, daß das Urheberrecht für diese Art von Ausfällen gegen Deutschland den Franzosen gebührt; bei uns hat man nur, wie es unbegabten Nachempfindern auch zukommt, das fremde Produkt mit frenetischem Jubel begrüßt.

Gleich mit dem ersten Erscheinen der faden Parodie „Le petit Faust“ auf den Pariser weltbedeutenden Brettern wurde „le faterland“ zum geflügelten Wort, das, sobald es von der Bühne erschallte, mit tierischem Gebrüll begrüßt wurde. Dieser geistlose Witz wurde sofort in Rußland aufgenommen. Das Wort „фатерландъ“ wurde jedem Straßenjungen geläufig. Niemand

schien es zu beachten, welch logischer Widerspruch sich in der Verhöhnung des vaterländischen Gefühls bei einer fremden Nation und in dessen gleichzeitiger Verherrlichung bei sich und den Freunden barg. Sowohl die Franzosen im Jahre 1870, wie auch wir Russen in den Jahren 1904—1906, haben es erfahren, was es heißt, den Begriff der Vaterlandsliebe zu schmähen und lächerlich zu machen. Leider ist jedoch wenig Aussicht vorhanden, daß die empfangene Lehre nutzbringende Folgen haben wird.

Die gegenseitigen Beziehungen sowohl zwischen ganz fremden als auch der Rasse nach nahverwandten Nationen hängen keineswegs bloß von der sogenannten Interessengemeinschaft ab. Sie werden auch nicht in dem Maße von ökonomischen Vorteilen bedingt, wie man es gemeinhin annimmt. Auf viel festerer Grundlage ruhen sie, wenn zwischen zwei benachbarten Nationen volles Verständnis für die beiderseitigen Bestrebungen und endgültigen Ziele herrscht. Der aphoristische französische Ausspruch: „Tout comprendre c'est tout pardonner" paßt ganz ausnehmend gut bei der Abschätzung und Bewertung internationaler Beziehungen. Geht man von dieser bedingten Wahrheit bei Beurteilung völkerrechtlicher Abmachungen aus, so ließe sich manche politische Streitfrage ohne große Schwierigkeiten aus der Welt schaffen. Das Haager Schiedsgericht könnte in dieser Beziehung viel Segen stiften. Es ist doch gewiß keine zu unterschätzende Tatsache, daß es seit der politischen Wiedergeburt Deutschlands keinen einigermaßen ernsten Konflikt zwischen Rußland und dem Deutschen Reich gegeben hat. Die etwaigen Mißverständnisse drehten sich ausnahmslos um Fragen und Objekte, die — um eine echt russische und bezeichnende Redewendung zu gebrauchen — noch nicht einmal den Wert einer leeren Eierschale repräsentierten. Indem ich möglichst objektiv und freimütig alle Fehler und Verirrungen, die im Verlauf des letztverflossenen halben Jahrhunderts sich russische Männer auf verschiedenen Gebieten des öffentlichen Wirkens, bei Beurteilung deutscher Verhältnisse, Sitten und Gebräuche haben zu Schulden kommen lassen, kann ich es ummöglich verschweigen, daß auch von deutscher Seite nicht unwesentlich uud leider auch nicht ohne Absicht und Voreingenommenheit durch falsche, unmotivierte und mitunter recht grobe Ausfülle gegen Rußland und alles Russische gesündigt wurde. Ein wesentlicher Unterschied bestand nur darin, daß die deutsche Presse und alle dabei beteiligten Kreise sich von anderen Beweggründen als ihre russischen Kollegen leiten ließen. Sie verfolgten keineswegs den Zweck, Deutschland mit Rußland zu entzweien oder ganz Europa gegen uns aufzuhetzen, sie wollten nur ihrer moralischen Geringschätzung Ausdruck verleihen und Rußland vor den Augen der zivilisierten Welt als einen halbbarbarischen Staat hinstellen, in dem nicht einmal die elementarsten Begriffe von Rechtsordnung und Moral anzutreffen wären. Daß solche maßlos übertriebene und gehässige Urteile nicht zur Besserung der gegenseitigen Beziehungen beitragen

konnten, lag auf der Hand. Man konnte nicht einmal den schwachen Milderungsgrund für das taktlose Gebahren in dem Umstand finden, daß die meisten Deutschen von der Wahrheit ihrer Anschuldigung überzeugt waren, also bona fide handelten. Auch muß hierbei in Betracht gezogen werden, daß in den letzten 40 Jahren bei den Ausfällen, die die deutsche Presse gegen Rußland sich erlaubte, der semitische Einfluß deutlich zu Tage trat. Die faden jüdischen Witzblätter mit dem, jedem anständigen, gebildeten Menschen moralischen Ekel einflößenden „Kladderadatsch" an der Spitze, leisteten an beispiellos roher, geistloser Verunglimpfung der achtungswertesten Persönlichkeiten Rußlands und seiner ehrwürdigsten Institutionen das denkbarst Mögliche. Es genügt, um von der Wahrheit des Gesagten sich zu überzeugen, nur ein Einblick in die Zeitungen und Journale aus den 50-er und 60-er Jahren, um von dem Unterschied zwischen den damaligen Urteilen deutscher Schriftsteller über Rußland und dem gegenwärtigen Geschimpfe jüdischer Pasquillanten sich eine Vorstellung zu machen. — Daß man in Rußland trotz aller politischen Animosität für deutsche Kunst- und Geisteserzeugnisse noch Sinn und Verstand hat, beweisen die Münchener „Fliegenden Blätter", die sich bei großer Verbreitung außerordentlicher Beliebtheit erfreuen. Diese, von echt deutschem, oft entzückend-poetischem Humor durchwehten Blätter mit ihrer harmlosen, aber zwerchfellerschütternden Situationskomik in den Illustrationen, wirken wie die ewig unvergänglichen Naturschönheiten mildernd und versöhnend auf jedes harmonisch gestimmte Menschengemüt. Die „Fliegenden Blätter" repräsentieren seit sieben Dezennien den deutschen Genius weit wahrheitsgetreuer und nachhaltiger als hundert andere Erzeugnisse der Presse. Neidlos teilt man diese Ansicht in Paris, London, Rom, Wien, Petersburg, Moskau und Konstantinopel. (Fortsetzung folgt).

❀ ❀ ❀

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Berliner Theaterbrief.

Von Else von Boettticher. (Berlin.)

Eine der markantesten Persönlichkeiten der Berliner Theaterwelt ist am Ende des Jahres 1912 mit Otto Brahm, dem Leiter des Lessingtheaters, aus dem Leben geschieden. Niemals fehlte er bei den Erstaufführungen in der Direktionsloge links unten am Parkett und niemand, der es genau betrachtet hat, wird sein geistreiches bartloses Gesicht mit den scharfblickenden Augen und dem satirischen Zug um den Mund vergessen. Der Hamburger Kaufmannssohn und gelehrte Germanist war einer der Hauptkämpfer für das moderne Drama. Als Begründer und Führer der „Berliner Freien Bühne"

hat er nicht nur Ibsen in Berlin das Hausrecht erobert, sondern er hat auch dem jungen Gerhart Hauptmann die Bahn gebrochen und hat stets auf den von ihm geleiteten Bühnen den neuen Stil gepflegt, jenen Stil der feinen Realistik und ehrlichen Lebenswahrheit, der dem modernen Drama erst Bühnenkraft verleiht. In keinem Theater Berlins gab es so harmonisch geleitete, bis in die geringsten Einzelheiten durchdachte Aufführungen wie auf der Lessingbühne. Nirgends waren die Glieder der Schauspielertruppe so auf einander abgestimmt, so eng mit einander verschmolzen wie hier.

Wenn das Deutsche Theater durch die bunte Phantastik und die malerische Ausstattung seiner Aufführungen faszinierte, so wirkte das Lessingtheater durch das glänzende Zusammenspiel und die vornehme Einheitlichkeit seiner Darbietungen und ward von ernsten Kunstfreunden als erste Bühne der Hauptstadt geschätzt.

Bald wird das berühmte Ensemble sich auflösen. Zunächst verwalten einige Bühnenmitglieder das Theater für Brahms Erben. Zum Schluß der Spielzeit aber soll der schon lange geplante Austritt der „Sozietäre des Lessingtheaters" aus dem Bühnenverbande erfolgen. Ritter, Marr, Sauer, Wegener vom deutschen Theater, Tilla Durieux und Else Lehmann wollen im Verein mit einigen Mäzenen und Kunstfreunden ein neues Bühnenunternehmen begründen. Im August 1913 wollen sie das Gebäude der wegen Bankerotts geschlossenen Kurfürstenoper beziehen und wollen dort ein modernes literarisches Theater eröffnen. Da sie alle über reiche Barmittel verfügen, wird es eine vollkommen kapitalsichere Gründung sein. Für ihren künstlerischen Wert bürgen die Namen der Sozietäre. Viktor Barnowski, der Leiter des von Max Reinhardt begründeten „Kleinen Theaters" Unter den Linden aber wird mit Abel, Adalbert, Ilka Grüning, Bassermann und anderen erstklassigen Schauspielern in das Lessingtheater ziehen und seinen Platz Dr. Altmann aus Hannover überlassen.

Während des jetzigen Provisoriums begegnen wir auf der Lessingbühne einem gewissen literarischen Stillstande. Man spielt dort fast nur Ibsen und Hauptmann, — die alten, seit Jahrzehnten heimischen Stücke. Die Novitäten sind ziemlich schnell wieder im Meer der erfolglosen Berliner Premièren untergetaucht. Da war zunächst des jungen Österreichers Thaddäus Rittner Stimmungsdrama „Sommer". Eine weiche schlaffe Schwüle herrscht in dem Stück, jene Schwüle des reifen Sommers, der zu süßem Genuß ladet und alle Kämpfe des Lebens verstummen läßt. Es spielt in einem Sanatorium, unter hysterischen Menschen, die dieser Stimmung vollständig nachgeben. Der Held, Hans Torup, ein Neurastheniker, ist rettungslos in Frau Maja, die Frau des Oberarztes, verliebt. Um ihn von ihr zu heilen, redet der eifersüchtige Sanitätsrat ihm ein, er müsse noch in diesem Sommer sterben. Der Erfolg ist ein unerwarteter. Aus dem Zagen wird plötzlich ein Don Juan und Draufgänger, der jede Frau zu erobern sucht und den Rest seines Lebens skrupellosem Genusse

weihen will. Als ihm dann aber der Arzt den Betrug gesteht und ihm die Aussicht auf ein hohes Alter eröffnet, da zerfällt die jäh aufgeloderte Lebensflamme plötzlich zu Staub und Asche und der wider Willen ins Leben Zurückgekehrte weiß nichts Besseres zu tun, als sich ins Wasser zu stürzen. Die Psychologie des Lebenswillens, die sich an diese Vorgänge schließen könnte, ist jedoch ebensowenig ausgeschöpft wie ihr Stimmungsgehalt, und so hinterläßt das Stück nur ein Gefühl unbefriedigter Lauheit.

Auch Hermann Bahrs „Prinzip" hat sich nicht lange auf dem Spielplan gehalten, obgleich es einen großen Lacherfolg hatte. Es schildert die Erziehungsresultate eines prinzipientreuen Oberlehrers, der seinen Kindern das volle Recht individuellen Handelns einräumt und jede Beeinflussung ihrer Herzensregungen vermeidet. Sein Töchterlein geht mit dem Gärtnerburschen durch, — wird aber von diesem wohlbehalten wieder heimgeführt. Der 17-jährige Sohn aber verliebt sich in die dralle Köchin, die von den Eltern auch wirklich als Schwiegertochter empfangen wird, es aber schließlich doch vorzieht, gemeinsam mit einem stattlichen Oberkellner eine Wirtschaft zu begründen. Else Lehmann, die Unverwüstliche, stattete die brave Lene mit solch einer Fülle köstlichen Humors aus, daß sie den Erfolg des Stückes entschied. Sie zog es aber auch ganz in das Derb-Possenhafte, in das der Autor zum Schluß übergeht, nachdem er anfangs mit feiner lustspielhafter Satire gegen die Auswüchse eines modernen Idealismus zu Felde zog.

Mit Pädagogik befassen sich heute alle Dichter, sogar der fröhliche Lebenskünstler Otto Erich Hartleben hat uns eine Komödie „Erziehung zur Ehe" hinterlassen, in der er in recht gewöhnlicher Weise die Liebestorheiten eines unreifen Bürschleins sowie seine „Erziehung zur Ehe" durch einen welt- und liebeskundigen Onkel schildert. Halb Anklage, halb Satire ist das Stück, weder als das eine noch als das andere stark, und selbst das treffliche Spiel der Lessingtruppe vermag nicht über seine Längen hinwegzutäuschen. Es wird zusammen mit dem Ganghoferschen Einakter „Tod und Leben" gespielt, einer derben Dorfkomödie, die das Zusammentreffen einer Tauf- und Beerdigungsgesellschaft in einem Wirtshause darstellt und den Triumph froh bejahender Lebensfreude über die düsteren Schatten des Todes schildert.

Einen der größten Erfolge dieser Spielzeit hat das „Kleine Theater" errungen. Dort hat man schon über hundert Mal Schnitzlers „Professor Bernhardi" gespielt, eines jener gesellschaftlichen Tendenzdramen, die diese Bühne dem Publikum vorzuführen pflegt. Man ist gewohnt, Schnitzler auf Pfaden der Liebe wandeln zu sehen, vertieft in feine psychologisch-erotische Probleme, die er bald mit trübem Pessimismus, bald mit lächelnder Satire löst, stets mit einer gewissen wehmütig-passiven Resignation. Als ein Neuer, Kräftigerer tritt er uns in dem politischen Tendenzstück „Professor Bernhardi" entgegen. Es spielt in Wien und schildert bekannte Vorgänge. Professor Bernhardi, der Direktor des Elisabethinums, des großen städtischen Kranken-

hauses, hat dem Priester, der einer Sterbenden die letzte Ölung geben wollte, den Zutritt verweigert. Sie ist gerade durch Betäubungsmittel in einen Zustand des Glücksgefühls, Euphorie, versetzt, aus dem er sie nicht wecken will. Die Kranke stirbt während des Streits. Die Feinde des Professors aber benutzen den Vorfall, um gegen ihn zu Werke zu gehen. In einer Interpellation im Parlament wird er von der klerikalen Partei zur Sprache gebracht. Bernhardi legt seinen Posten nieder und wird zu zwei Monaten Gefängnis verurteilt. In einer großen Auseinandersetzung treten er und der Priester einander gegenüber. Der individualistische Standpunkt des freidenkenden Juden und die stets das Persönliche dem Ganzen unterordnende Überzeugung des Priesters, zweier Männer, die sich gleichzeitig von einander angezogen und abgestoßen fühlen, treten als Angelpunkte des Stückes hervor. Der Dichter, der selbst Arzt und Jude ist, ergreift jedoch weder die Partei des einen, noch die des andern, sondern kehrt zum Schluß wieder den echten, überlegen lächelnden, wehmütig resignierten Schnitzler heraus, indem er einen fröhlichen Skeptiker in den Schlußakt einführt und diesem das letzte Wort überläßt. „Es lohnt sich nicht zu reformieren; wir könnten die Welt nur ändern, wenn wir die Opferfreudigkeit der großen Reformatoren hätten. Diese aber fehlt uns heute, und darum sollen wir lieber gar nicht am Bestehenden rütteln," sagt dieser dem aufrecht und heiter aus dem Gefängnis heimgekehrten Professor Bernhardi. Alles wird seinen alten Gang weiter gehen. Der Professor wird sich wieder in die Gesellschaftordnung fügen. Was am Beschauer vorüberzog, war nur ein Gewebe scharfgeschliffener Dialektik, witzfunkelnder Satire, geistreichen Spottes, erfüllt von tausend Anspielungen, die nur der Eingeweihte versteht, — war eine Auseinandersetzung über die Judenfrage, die vielseitig beleuchtet wird, ohne zu einer Lösung geführt zu werden. Die Dialektik ist aber so klug und fein, die aufgeworfenen Fragen sind so aktuell, daß kein Hörer sich ihrem Bann zu entziehen vermag. Obgleich das Stück nur ernste Probleme berührt und außer einer weiblichen Nebenperson nur Männerrollen bietet, lockt es Abend für Abend ein dichtgedrängtes Publikum ins Haus, und die bewährte Kunst des vorzüglichen Ensembles stellt Typen auf die Bühne, die die modernen Gelehrten in allen Spielarten charakterisieren und das Stück allabendlich mit neuem Lebensgehalt erfüllen.

In nächster Nähe des Kleinen Theaters wird fast täglich der jüngste Sudermann gespielt „Der gute Ruf", ein Gesellschaftsstück aus Berlin W. das den illusorischen Wert des guten Leumunds schildert. Eines guten Rufes erfreut sich die Frau eines Philisters der Ehre Kommerzienrat, Weißegger, die sich heimlich einem Jugendfreunde hingab, während Dorritt von Tanna, die sorglos Lebenslustige, die doch nie die Grenze überschritt, sich unverdientermaßen einen schlechten Ruf zuzog. Dorrit tritt für ihre Freundin ein und nimmt den Verdacht der Liebelei auf sich, um sie vor dem Zorn ihres Gemahls zu retten. Sie, als Enttäuschte, von allen Verlassene, ist

der verkörperte Edelmut, die Güte in Person. Und nachdem ihre Freundin sie durch ein Geständnis von allem Verdacht gereinigt hat, kommt für sie die Stunde des Triumphes, in der sie, der man nur auf der Hintertreppe nahte, durch das Marmorportal, das Portal der Ehrengäste in das Haus des Kommerzienrats einzieht.

Ein echter Sudermann, voll pikanter und spannender Situationen und voll des geistreichelnden Witzes von Berlin W. Aber leider auch ein echter Sudermann der letzten Jahre inbezug auf innere Hohlheit und Theatermache. Es geht hier nicht um Lösung eines tieferen Problems, sondern nur um den Aufbau einer Reihe interessanter Szenen als Folie für eine interessante Frau, die dem Dichter mit allen Widersprüchen ihres Wesens vielleicht irgendwo begegnet ist. Mit der Darstellerin dieser Frau steht und fällt das Stück. Sie muß elegant und doch kindlich, lebensfroh und doch resigniert, gut und dabei doch passiv sein, muß in allen Widersprüchen unverstandenen Frauentums schillern können. Aus Wien mußte die Darstellerin geholt werden, die alle diese Eigenschaften vereinigt. Es ist Elsa Galafrès, die in Hannover und Wien Lorbeeren geerntet und sich einen berühmten Namen gemacht hat, nachdem sie als talentvolle Anfängerin ihre Laufbahn am Rigaer Stadttheater begonnen. Sie hat jene schmiegsame Eleganz und jene bezwingende Natürlichkeit, die es vermögen, selbst eine Frau von schlechtem Ruf liebenswert zu gestalten. Und so gewann sie auch das Berliner Publikum, und nur ihr ist es zu danken, wenn der Sudermann zum Repertoirestück ward und dem neuen Deutschen Schauspielhause volle Häuser schafft.

Soll ich noch von den Lustspielen dieses Winters reden? Von dem „Wieselchen" des Leo Lenz, jenem munteren Backfisch, der sich so geschickt einen reichen Freier einfängt und im Königlichen Schauspielhause von Elfriede Heisler so schelmisch-eigenwillig dargestellt wird? Oder von dem „Graf Pepi", der im Lustspielhause das Publikum in die behaglich-altmodische Zeit von 1866 führt? Oder gar von „Kismet", der bunten Märchenfeerie im Theater Nollendorfplatz und von Rudolf Presbers und Franz von Schönthans „Retter in der Not", der den Besuchern des Komödienhauses in possenhaft-satirischer Weise die Erziehungsmisère eines illegitimen Fürstensohnes in einem humanistischen Gymnasium schildert?

Ich wende mich lieber den Reinhardtbühnen zu, auf die sich in den letzten Monaten der literarische Glanz der Spielzeit konzentriert hat. Auch hier wurde viel gelacht. In den Kammerspielen behaupten „Schöne Frauen" das Feld, jene anmutigen Wesen, die auf den Pariser Kavalier so unwiderstehlich wirken, daß er die Tore seines Herzens weit auftut, um mindestens zwei oder drei von ihnen auf einmal zu lieben, wofür seine Gattin zwar kein Verständnis besitzt, der jüngste Pariser Lustspieldichter Etienne Ray aber um so mehr. Über die Torheiten des Verliebten weiß er einen Strahl jenes sonnigen Humors zu breiten, der im Einzelnen das allgemein Menschliche erblickt und darum milde lächelnd verzeiht.

Auch Sternheims „Bürger Schippel", der in die Reihen des Bürgertums aufrückende und sich trotz aller wilden Reden in diesem so herzlich wohl fühlende Proletarier, ist mit lachendem Humor gezeichnet und beweist, trotz mancher Unzulänglichkeiten, daß der Dichter vorwärts schreitet und vielleicht zu den Kommenden gehört.

Zwei kühle Achtungserfolge hat das Deutsche Theater mit den zwei schnell wieder vom Spielplan verschwundenen Dramen Fiorenza von Thomas Mann und Astrid von Eduard Stucken erworben. Das erste schildert in theoretisch dialogisierender Weise den Gegensatz zwischen dem weltfreudigen Heidentum der Medicäer und der fanatischen Askese Savanarolas und stellt zwischen beide als Symbol des prächtigen und verführerischen Florenz die Buhlerin Fiore, ein kalt-dämonisches Überweib, das sich nur Helden hingeben will und nach dem Sturze des Medicäertums vor dem Mönche kapituliert. Astrid aber führt uns in die ferne Sagenwelt Islands, in eine Atmosphäre kalten Hasses und wilder Blutrache, in der dem weichen Mystiker Stucken die klingenden, berauschenden Worte versagen und in der er, anstatt gewaltig zu wirken, schwach und gekünstelt wird.

Eine entzückende Weihnachtsgabe hat das Deutsche Theater uns mit Maeterlincks „Blauem Vogel" beschert. Selten wohl ist etwas so Duftiges und Zartes, Poesie- und Gemütvolles über eine Berliner Bühne gezogen wie dieses Märchenspiel, dessen Helden zwei echte rechte, naiv und schlicht gezeichnete Kinder sind. Mytyl und Tyltyl erwachen in der Weihnachtsnacht. Ihnen erscheint die Fee Berylune in Gestalt ihrer Nachbarin und fordert sie auf, in die Welt hinaus zu ziehen und den blauen Vogel zu suchen, der das Glück bedeutet und ihrem kranken Töchterlein Genesung bringen soll. Sie gibt dem Knaben Mytyl ein Hütlein mit einem Wunderstein, der ihm das wahre Wesen der Dinge enthüllt. Er wird inne, daß jedes Ding ein eigenes Leben und Dasein hat, mit dem es uns begleitet und im Leben erfreuen kann. Die Seele des Hausrats tritt hervor, die Wände der armseligen Hütte erstrahlen in lichtem Glanz, die Stunden hüpfen als leichte Tänzerinnen von der Uhr herab, das Brot kriecht als wohlbeleibter Biedermann aus dem Backtrog, das Feuer springt als roter Teufel aus dem Kamin, Wasser und Milch erscheinen in lang herabwallenden Gewändern, Hund und Katze nehmen Menschengestalt an, die Fee aber verwandelt sich in ein junges Weib von strahlender Schönheit. Sie ruft das Licht herbei, die Göttin der Erdenkraft und Schönheit, die sich für eine kurze Zeit in Menschengestalt eingeschlossen hat, um die Kinder das Licht kennen zu lehren, das Licht des Geistes, das niemand sieht und mit dessen Hilfe wir doch alles sehen.

So ziehen die Kinder in die Welt hinaus, mit ihnen die treuen Hausgeister. Sie kommen in das Reich der Nacht, vom dem man durch hohe Pforten in unbekannte Wunderwelten gelangt. Nachtigallengesang und Sterne flattern ihnen entgegen. Sie entdecken prächtige Bäume, die über und über

mit blauen Vögeln bedeckt sind. Mytyl rafft einen ganzen Arm voll blauer Vögel zusammen. Aber draußen fallen sie alle tot zur Erde, und traurig muß er weiter ziehen.

Er geht zu den Toten auf den Friedhof, erkennt aber hier, daß es keine Toten gibt. „Die Toten leben weiter in unserer Erinnerung. Sobald wir an sie denken, erwachen sie aus dem Schlummer". — So ziehen sie ins Land der Erinnerung, besuchen ihre Großeltern und verstorbenen Geschwister und finden dort einen blauen Vogel, mit dem sie freudig heimkehren. Bei Tageslicht jedoch ist er grau und sie müssen weiter suchen. Sie steigen zum Urgrund des Lebens hinab und lernen seine Freuden kennen, die groben Freuden, das Trinken, Essen und derbe Lachen, die Kinderfreuden, die häuslichen Freuden und erblicken vom ferne die großen Freuden des Lebens, Gerechtigkeit, Güte und die große Liebe. Sanft lächelnd steigt die Mutterliebe zu ihnen herab und erweckt in ihnen die Sehnsucht nach Eltern und Heimat. Da kehren sie zurück in die Hütte am Waldesrand, nachdem sie ein Jahr herumgeirrt sind. Jubelnd begrüßen sie die Eltern. Den Vogel aber, der hier wirklich blau erscheint, schenken sie der kranken Nachbarin und diese wird vor Freude gesund.

In den kleinen Dingen des Lebens liegt das Glück. Sich liebevoll in ihr Wesen versenken, hilfreich sein und eigene Ansprüche aufgeben, — das macht uns zufrieden und glücklich. Nur wer mit Dichteraugen die Seele der Dinge zu schauen vermag, wer unter dem Schein das Sein findet, kann dieses Glückes teilhaftig werden. Neu ist die Weisheit ja nicht, auch die Allegorieen sind zum Teil schon bekannte Erscheinungen. Aber der uns hier alte Erfahrung im bunten Gewande des Märchens bietet, ist auch ein Dichter, der die Dinge in ihrem innersten Wesen zu erfassen vermag. Wie beredt schildert er die ruhig strahlende Güte des Lichts, die überwallende Zärtlichkeit der Mutterliebe, das unruhig stammelnde Fragen des Kindergemüts, das stets ein neues „Warum?" auf den Lippen hat. Und wie humorvoll zeichnet er den nimmer ruhenden Streit zwischen Feuer und Wasser, zwischen Hund und Katze und die materielle Behaglichkeit des Brotlaibes!

Lia Rosen mit ihrer kleinen Gestalt und ihrem feinen Kinderstimmchen gab eine Mytyl, die so drollig und kleinmädchenhaft in Ton und Geberde war und in ihren holländischen Holzpantoffeln so gewichtig zierlich über die Bühne schritt, daß Kinderart und Kinderpoesie hier Wirklichkeit wurden. Hinreißend war Mary Dietrich als Licht, in strahlender Schönheit und mit wunderbar beseeltem Stimmklang, während Else Heim's jugendfrische Frauenanmut der Mutterliebe eine leuchtende Verkörperung verlieh.

Bunt und märchenhaft, bald ins Phantastisch-Großzügige stilisiert, bald in froher Farbenpracht das Behagen eines holländischen Interieues wiederspiegelnd waren die Dekorationen, und Humperdincks Musik führte zart und poetisch in die Märchenstimmung des Stückes ein und leitete die Hörer aus dem Alltag hinüber in das Land der Poesie . . .

Monatelang standen die Berliner im Banne des Stücks. Dann aber begeisterten sie sich, dem Gesetze der Reaktion folgend, plötzlich für eine Schilderung menschlichen Elends und tiefster Verkommenheit und wandten sich jäh wieder dem unerbittlichen Realismus des Lebens zu. Tolstois nachgelassenes Drama „Der lebende Leichnam", das hier in der Übersetzung von August Scholz Mitte Februar auf dem Spielplan erschien, ist das große Ereignis des Theaterjahrs. Nur mit größter Mühe kann man einer Eintrittskarte habhaft werden.

Als ich es las, hatte ich den Eindruck, das Stück sei undramatisch, — eine Reihe lose hingeworfener Szenen, die auf der Bühne keine starke Wirkung erzielen könnten. In schlechter Aufführung würde es wohl auch versagen. Aber das Deutsche Theater hat es mit seinen besten Darstellern besetzt und der Aufführung einen Hauch vom Geiste des großen Russen zu verleihen gewußt. Die Schwachen, deren Anwalt Tolstoi immer ist, werden hier mit so viel Liebe dargestellt, daß ihr trauriges Los aufs Tiefste erschüttert und daß man mit banger Frage auf die Rätsel der menschlichen Natur schaut, die oft so viel menschliche Güte und innere Vornehmheit mit so viel Charakterschwäche und Verkommenheit paarte.

Alexander Moissi spielt Fedja, den lebenden Leichnam, jenen verkommenen Sprößling eines vornehmen Hauses, der sich das Leben nehmen will, um seiner Frau den Weg zur Freiheit und zu einer neuen Ehe zu bahnen. Er hat schon den Abschiedsbrief geschrieben, wird aber von seiner Geliebten, der Ziegeunerin Mascha, am Selbstmord verhindert. Sie schickt den Brief ab und veranlaßt ihn, seine Kleider am Flußufer niederzulegen und zu entfliehen. Man findet einen Leichnam und begräbt ihn statt seiner. Er aber sinkt unter in der Hefe des Volkes und erzählt im Rausche einem Kneipbruder sein Geheimnis. Ein Polizeispitzel hört es und verklagt ihn und seine Frau, die unterdessen die glückliche Gattin seines Freundes geworden ist, wegen Bigamie. Die Gerichtsszenen bilden den Abschluß des Stückes. Tolstoi legt seine ganze Abneigung gegen das bestehende Gerichtsverfahren und gegen die Widersprüche der menschlichen Gesellschaft in den Mund des Verkommenen. Und als schwere Strafen alle drei Angeklagten bedrohen, da läßt er Fedja die Lösung herbeiführen, indem er sich das Leben nimmt.

Mit wundersam feiner Psychologie sind die Gestalten erschaut: Fedja, der feinfühlige, aber haltlose Schwächling, Lisa, die in ihren Liebesgefühlen zwischen ihm und dem braven Karenin hin- und herschwankende Frau, die alte Fürstin Karenin, die sich bald von Vorurteilen, bald von ihrer Herzensgüte leiten läßt und Mascha, das wilde Zigeunermädchen mit dem starken, hingebenden Gefühl. Sie geben den Schauspielern Gelegenheit, ihre Kunst der Charakterbildung voll zu entfalten, und Rosa Bertens, Lucie Höflich und Johanna Terwin bieten Gestalten von unwiderstehlicher Lebenswahrheit. Inhalt und Form, Spiel und Dichtung verschmelzen hier so völlig miteinander, und Moissi

weiß den Verkommenen mit so viel innerer Wärme zu durchstrahlen, daß das Theater zum Schauplatz des Lebens wird und die Kunst durch ihre Vollkommenheit sich selbst aufhebt.

Die Russen haben in dieser Spielzeit die größten Theatererfolge in Berlin erzielt. Das russische Ballett stob wie ein funkelnder Flammenregen über die Bühne bei Kroll und bot den Schönheitssuchern den Anblick vollendeter Anmut und geistgewordener Körperlichkeit. Tolstoi erweckte die tiefsten menschlichen Empfindungeu. Maeterlinck, der Belgier, aber bot reine Poesie. Unter den Deutschen waren es die Wiener, die Lorbeeren errangen. Schnitzler und Hofmannsthal, der Textdichter der Straußschen Oper „Ariadne auf Naxos". Was sonst auf den Theatern erschien, war so mittelmäßig, so deprimierend, daß einen Wehmut befällt beim Ausblick in den deutschen Dichterwald ... Mit dem Theater würde es auch besser stehen, wenn es um die Dichtkunst besser stände!

❀ ❀ ❀

Nachdruck verboten.

Psychologie im Atelier.

Von Anna Stahl-Schroeder (Peterskapelle bei Riga).

Ibsen schrieb einmal einem Freunde: „Raffaels Kunst hat mich eigentlich nie erwärmt; seine Gestalten sind vor dem Sündenfall zu Hause ...."

Damit hat er das Wesentliche dieser Kunst bezeichnet.

Was Raffael erstrebte, war die gentilezza im täglichen Leben und in der Darstellung seiner selbst, — und in der Kunst die Wiedergabe himmlischer Harmonie und überirdischer Reinheit und Schönheit.

Jenseit alles Irdischen lag sein Ideal, und hier stand er — umgeben von vielen Freunden — doch einsam in der unübersehbaren Weite seines Könnens.

Obgleich die Visionen seiner Sehnsucht sichtbar aller Welt in Erscheinung traten, fühlte er doch die Schranken, die ihm als Erdgeborenem gesetzt waren, und bekannte resigniert: „Ein Ideal schwebte mir vor der Seele, aber ich konnte es nicht erfassen."

Es ist bekannt, welche Meisterwerke wir der Glaubensekstase der katholischen Maler verdanken. Niemals hätten Andersgläubige Raffaels Madonnen und Fra Angelikos Engelsgestalten schaffen können. Sie gaben ihre Sehnsucht und sie gaben sich selbst. Da reicht die Fähigkeit des Einfühlens in anderer Leute Empfindungen nicht mehr aus.

Sechs Jahre vor seinem Tode begann Fra Angelico die Fresken im Dom zu Orvieto, — die später Luka Signorelli vollenden sollte. Die Engel,

die man da sieht, gehören zum Schönsten, was der fromme Dominikanermönch gemalt hat.

Wie da die Boten des Himmels den Auserwählten entgegenkommen, um sie in's Paradies zu führen, das wirkt erregend und ergreifend auf den Beschauer.

Nur die tiefe Verinnerlichung seines Glaubens, im Verein mit seinem Talent, konnte diesen Ausdruck finden. Er war so eins mit seinem Gott, daß seine Visionen für ihn dieselbe Wirklichkeit hatten, wie seine Umgebung.

Das rhythmische Schreiten, die helfende Handbewegung der Engel, die lebende Erwartung der Erlösten — das Emporsteigen in die Höhe — das alles ist von einer so vollendeten Harmonie, daß man hier nur von einer musikalischen Klangwirkung reden kann

„Seligere Selige sah ich noch nie," sagte Wilh. von Humboldts kunstsinnige Gattin, als sie vor diesen Bildern stand.

Die Madonna eines protestantischen Malers kann der Inbegriff holdester Weiblichkeit sein — niemals wird sie als hohe Himmelskönigin erscheinen, deren Augen vom eigenen Leid reden und die zugleich Zeugnis ablegt von der Seligkeit des Begnadeten, der sie im Geist geschaut hat.

Auch der ungläubige Katholik, der mit überlegenem Lächeln des abgeschworenen Glaubens gedenkt, hat doch noch in seinem Herzen einen Winkel frei, in dem ein der Madonna geweihter Altar steht.

Sie ist ihm nicht mehr die Muttergottes, die Gebenedeite, sie ist ihm nur noch eine lichte Erinnerung, eine liebreizende Gestalt, in deren strahlendem Bereich sein Kinderland liegt. Und den Weg dahin vergißt er nicht. Auch wird ihm niemand den Glauben nehmen können, daß trotz allem die Madonna unendlich viel Segen auf Erden gestiftet hat.

Überall wo wir Werken der bildenden Kunst begegnen, in Museen und Kirchen, im Salon und im Atelier, da werden wir erst von den koloristischen Reizen gefangen genommen und dann beginnt die leise Zwiesprache zwischen Werk und Beschauer, zwischen dem Geber und dem Empfangenden. Wir sehen Ursache und Wirkung, verzweifeltes Ringen, bescheidene Genügsamkeit und die fiebernde Ruhe des Siegers.

Wer kann ein Kunstwerk erklären, wer sieht es, wie tausend Fäden zusammenlaufen, wie Erinnerungen, Ahnungen, Hoffnungen verkörpert werden in Ton und Farbe, in Wort und Stein?

Das Sonnengold des Geistes gibt Licht, die Phantasie bringt bunte Farben und die Zauberweise der ewig jungen, ewig wunderbaren Poesie umgibt mit duftigem Schimmer das entstehende Werk.

Vollendete Technik sollte bei einem Kunstwerk nicht Bedingung, sondern Voraussetzung sein.

Wem es gegeben ist, seine Farbenvisionen, seine Träume und Phantasien gestalten zu können, der ist der Künstler, der der Welt etwas zu sagen hat.

Es ist interessant, ihm nachzugehen auf den Wegen seiner Seele. Ganz abgesehen von malerischen Qualitäten erzählt ein Bild mehr vom Seelenleben des Malers als er vielleicht weiß und wünscht, und die „stillen Bilder" verraten am meisten.

Hier wird wohl der Einwand gemacht werden: Ein Bild soll nichts erzählen, es soll nur das Gefühl erregen und durch Farbensymphonien das Auge erfreuen. Zum Erzählen ist die Literatur da!

Genrebilder und gemalte Novellen und Anekdoten sind hier auch nicht gemeint. Die erzählen allerdings sehr laut und deutlich. — Es gibt noch eine andere Sprache, die durch die Kunstsäle klingt.

Wenn es nur auf Farbenwerte ankäme, da wäre ja ein orientalischer Teppich mit seinen köstlich glühenden, tiefen, harmonisch zusammengestellten Farben das Ideal eines malerischen Vorwurfs. Oder einige Meter durcheinandergeworfener Lyoner Seidenstoffe. Dieser Anblick kann, wenn die Ergänzungsfarben in ganz zarten Schattierungen nebeneinander geraten, eine Augenweide sein, auch für den, der nicht weiß, worauf die Wirkung beruht. „Das Auge fordert nicht mehr, sondern ruht genießend aus."

Sollen die Farben in einem Bilde nur Distanzvermittler sein, dann treten sie doch wieder in ein dienendes Verhältnis zur Form — und ist erst die schöne Form da, dann kann durch ihre Vergeistigung und Beseelung der Wert des Bildes nur erhöht werden.

Ich sah in Rom vor mehreren Jahren in der permanenten Gemäldeausstellung einen Frauenkopf, der eine blendende Wirkung hatte. Das Kolorit war von einer Weichheit und Zartheit, die man bei den alten Meistern vergeblich suchen würde.

Trat man näher heran, da sah man nur fingerbreite Pinselstriche und mattfarbige Punkte und Flecken, die kaum ein menschliches Gesicht erkennen ließen. Ging man zur Ausgangstür zurück und sah von dort das Bild an, da war es wieder die Frau mit dem leisen Lächeln, dem sprechenden Blick und dem Blütenteint.

Auch auf dem Gebiete der Landschaftsmalerei erleben wir diese Wunder der Technik. Wir sehen fließendes, flimmerndes Wasser, Wälder voll durchsichtiger Schatten und kühler Frische und sehr viel Licht, Luft und Sonnenschein.

Diese Bilder flößen Respekt ein vor dem Können der Impressionisten, — zugleich wird man aber an das Wort von den wenigen und den vielen erinnert. Nur die wenigsten können so malen und die vielen malen anders. Man sieht zu häufig das, was sie wollten und nicht konnten.

Bei einem Porträt ist der Impressionismus als Selbstzweck jedenfalls nicht angebracht.

Man denke sich ein Wohnzimmer, in dem in dieser Art gemalte Familienbilder an der Wand hängen. Das müßte ja schließlich eine irritierende Wirkung haben, wenn man jedesmal aufstehen und ins zweite, dritte Zimmer

gehen wollte, um von dort aus zu sehen, wie diese Personen vertraut und bekannt werden.

Von einem Porträt verlangt man doch noch etwas anderes als nur die glänzende Technik und geistreiche Kunstfertigkeit des Impressionisten, — vor allem Ruhe und Vollendung.

Wir wollen bei einem Familienbild kein Werden erleben, — sondern ein Sein genießen, und die schönsten Bilder sind immer die, in denen Farbe, Form und Inhalt eine harmonische Einheit bilden.

Wilhelm Jordan sagt: „Von allen Mächten, die das Schicksal eines Menschen bestimmen, sind die gewaltigsten seine Vorstellungen. Sie führen ihn immer und überall um so unwiderstehlicher, je weniger er sich davon Rechenschaft gibt. Es macht keinen Unterschied, ob sie erwachsen sind aus bedeutsamen Erlebnissen und Weisheitsregeln untrüglichster Wissenschaft oder noch so zeitferne Sagen und selbst unglaubliche Märchen zur Wurzel haben."

Zu den frühesten Erinnerungen gehört das Bekanntwerden mit den biblischen Gestalten. Es sind Wirklichkeiten, die nach Gestaltung ringen.

Der Künstler läßt sich von seinen Erinnerungen beeinflussen, und je länger seine Vorstellungen ein latentes Leben geführt haben, desto ähnlicher werden seine Schöpfungen den Phantasiebildern sein, die ihn in der Kinderzeit umschwebten.

Es gibt Maler und Bildhauer, die sich von diesen Vorstellungen mit Gewalt frei machen und ein auf Geschichtsstudien und Reflexion beruhendes Kunstwerk schaffen, — andere, die genau das Bildwerk hinstellen, das in ihrer Seele lebt und das, so viel auch Geist und Phantasie im Lauf der Jahre hinzugefügt haben mögen, doch den ersten Eindrücken entspricht.

Kunstwerke, die ihre Entstehung Erinnerungen verdanken, deren feinste Wurzeln in die dunklen Tiefen des Unbewußten hinabreichen, sind vom Zauber des Geheimnisvollen umhüllt und haben etwas eigentümlich Anziehendes. Auch der Beschauer, bei dem sie verwandte Empfindungen auslösen, kann ihre träumerische Schönheit nicht erklären.

Nesterow, der auch der russische Präraffaellit genannt wird, schafft derartige Bilder.

Sein Vater lebte im Charkowschen Gouvernement und beschäftigte sich mit der Herstellung von Heiligenbildern. Der Sohn, ein blasser, schweigsamer Junge, wuchs in dieser stillen Welt auf, in der die Gestalten der russischen Legenden lebendig wurden, und was er, der große Künstler, später malte, war immer ein Nachklang aus vergangenen Tagen. Was er als Kind träumte, wie sich ihm die Heiligen darstellten, unter deren Augen und segnenden Händen er aufwuchs, so blieben sie ihm im Gedächtnis. In starrer Hoheit Anbetung fordernd, zogen sie in goldenem Strahlenglanz an ihm vorüber, und die ihm die liebsten waren, schlugen in seinem Herzen ihre Wohnung auf.

Eins seiner schönsten Bilder heißt: „Das Wunder." Es ist das Ende der heiligen Barbara dargestellt. Die Legende erzählt von ihr, daß sie enthauptet wurde, und daß sie, als schon der Kopf vom Körper getrennt war, noch fortfuhr zu singen. Nur ein Künstler wie Nesterow konnte aus dieser schauerlichen Geschichte ein anziehendes Bild machen. Wer diese wunderschöne Heilige einmal gesehen hat, kann sie nicht vergessen. Es liegt so viel Leben im Gesicht dieser Toten, so viel Schmerz und Seligkeit vereinigen sich in ihren feinen Zügen, so wunderbar ist das Leuchten ihrer Augen, daß ihr Blick dem Beschauer folgt, auch wenn er sich schon lange anderen Bildern zugewandt hat.

Der Maler, in dessen Innerem die Gestalten der Legenden ihre wirkliche Auferstehung erleben, wird auch den andersgläubigen Beschauer mit fortreißen.

Durch seinen Glauben, sein Ergriffensein erhält das Bild eine Vertiefung, die uns das Ewige hinter dem Zeitlichen sehen läßt. Er zwingt uns, mit ihm, dem Warmen, warm zu werden, und mit ihm, dem Begeisterten, uns mit zu begeistern, — nicht gerade für das Stoffliche des Bildes, sondern für das Hohe, Heilige und Ewigschöne, von dem sein Herz bis zum Überquellen erfüllt war.

Obgleich diese Vorgänge sich in Wirklichkeit nie zugetragen haben, erschauert man vor der innerlichen Wahrheit seiner Bilder. Seine Gestalten haben auch das Kindlichnaive, Unbeholfene, Fleischlose der echten Präraffaeliten. Nur die Farbengebung ist eine andere.

Diese wenig ausgesprochenen, matten Farben und weichen Töne kamen früher nicht zur Anwendung. Und sie harmonieren so gut mit dem Ton der sanften Klage, mit dem Legenden erzählt werden.

Die Kunstwelt ist überreich an Gestalten, an denen sich Jugendeindrücke nachweisen lassen. Nur das wenigste kann hier erwähnt werden. Da gibt es zwei Marmorwerke von Weizenberg: Christus und Barabbas. Sein Christus, ein edler Jüngling, steht voller Ruhe und Würde da. Über den Augen liegt ein leiser Zug von Schwermut. Es ist die machtvolle Persönlichkeit und zugleich der leidende Menschensohn, der mit der Überlegenheit der Unschuld vor sich hinsieht.

Neben ihm drängt sich Barabbas vor. Tierische Wildheit und niedrigste Roheit sprechen aus den häßlichen Zügen. Voller Wut und Haß ist er eben bereit, sich auf ein Opfer zu stürzen. Das Leben schwellt hier die Adern und zittert in jeder Bewegung. Man glaubt, sein dumpfes Geschrei zu hören. Das sind Christus und Barabbas, wie sie in der Seele des Volkes leben und immer gelebt haben.

Auch im Bilde ist Barabbas von verschiedenen Malern in dieser Art verewigt worden.

Immer ist es der tückische, häßliche Mensch, den das Volk nach seiner Freilassung umringt und dem alle, auch junge, schöne Frauen, zujauchzen.

Es ist ganz undenkbar, daß irgend ein Volk der Erde um die Freilassung eines solchen Menschen gebeten hätte. Sehr ursprüngliche Empfindungen sind von den Künstlern bildlich wiedergegeben worden. Das ist ihre Liebe und ihr Haß, den sie in ihre Werke gelegt haben.

Aus diesem Glauben heraus entstanden auch die Kunstwerke, die dem frühen Mittelalter angehören.

Wie fromm, fleißig und gewissenhaft waren die alten Meister. So gut sie konnten, malten sie in aller Einfalt mit warmem Herzen und demütigem Sinn ihre biblischen Gestalten.

Diese Kunst, die dem Himmel diente, nahm kein Interesse an landschaftlicher Schönheit. Berge, Meer und Wälder malten sie nicht — nur in die Welt des Inneren vertieften sie sich, und da lebte der unerschütterliche Glaube, aus dem das mystische Kunstwerk emporwuchs.

Kain und Barabbas werden in der bildenden Kunst gewöhnlich so dargestellt, wie man sich die Mörder in der Kinderstube denkt: böse, wild und häßlich. Nirgends hat die Phantasie so freien Spielraum wie bei der bildlichen Darstellung biblischer Personen, und nirgends hält man so fest an der einmal überlieferten Schablone.

In der Geschichte des jüdischen Volkes wird erzählt, daß Pilatus grausam, bestechlich und gewalttätig war, oft das national-religiöse Gefühl der Juden verletzte und Hinrichtungen ohne Urteilsspruch vollziehen ließ. Als einmal aus Haß gegen Pilatus ein Aufruhr entstand, kam es zu einem Totschlag. Barabbas war der Täter. Auf Grund dieser geschichtlichen Tatsachen ließen sich andere Möglichkeiten der künstlerischen Darstellung finden. Es kann nicht Trotz allein gewesen sein, was die Menge veranlaßte, mit so tobender Energie nach seinem Anblick und seiner Gegenwart zu verlangen. Da müssen tieferliegende Gründe gewesen sein. Es sind doch immer nur die Anführer, denen das Volk folgt — im Guten und im Bösen, — und der historische Barabbas wird wohl etwas Dämonisches, die Augen Verblendendes gehabt haben.

Wenn man diesen stürmischen Frondeur darstellen wollte, schön wie Luzifer und jung wie Achill, dann hätte man eine Erklärung für das Mitleid des Volkes.

Der andere, häufig dargestellte Mörder ist Kain. Nicht immer ist es der jähzornige Wüterich, zuweilen ist es auch der ruhelose Flüchtling, der in's innerste Herz getroffene Unglückliche. In einer Ausstellung englischer Maler war einmal ein Kain von Ch. Kennedy zu sehen, der eine von der sonst üblichen Darstellung sehr abweichende Auffassung zeigte. Ein schöner junger Mann — Byrontypus — steht am Ufer eines Gewässers und sieht mit schmerzlichem Lächeln auf seine spielenden Kinder.

Trotz und Wildheit sind ganz geschwunden. Eine Welt von Gedanken spiegelt sich in den sympathischen Gesichtszügen, — eine träumende Dichterseele, die es liebt, sich Erinnerungen und elegischen Stimmungen hinzugeben. Das

ist der Kain, der beim Anblick seiner Kinder sich des Wortes erinnert: „Unstet und flüchtig sollst du sein auf Erden."

Der englische Künstler hat den herben Stoff mit so viel Sentimentalität versetzt, daß die Wirkung des Bildes dadurch nicht erhöht, sondern eher vernichtet wird. Solche Bilder wirken anachronistisch. Neuzeitliches Empfinden, von dem seine Gedanken nicht beschwert waren, ist diesem Naturkind in die Seele gelegt worden. Biblische Größe kann nur durch flammendes Pathos oder primitive Einfachheit verdolmetscht werden. Nach Michelangelo fand keiner mehr die leidenschaftliche Geste strenger, alttestamentlicher Hoheit.

Ein anderer Kain, nicht von so sympathischer Schönheit wie dieser — aber von interessanter Unwahrscheinlichkeit anderer Art ist der von unserem Landsmann Kunz Meier. Ich habe einmal zwei effektvolle Landschaftsbilder von ihm gesehen. Das eine hieß Kain.

Man sieht ein tosendes Gewässer, über dem einige, zwischen den Felswänden verirrte Sonnenstrahlen spielen, und mitten darin steht ein ängstlich an den Felsen gedrückter Kain.

Kain war nicht nervös. Er sah im gurgelnden Wasser nicht das Bild des Bruders emportauchen, er hörte nicht den leisen Wehelaut des Sterbenden aus dem Tosen des Wasserfalles — warum blickt er so ängstlich in die Tiefe?

Die Furcht, daß er getötet werden könnte, wurde ihm vom Herrn genommen. Der geheimnisvolle Vorgang wird nicht weiter erklärt.

Was wußte Kain vom Tode? — vom Tode eines Menschen? — Wahrscheinlich nichts — ehe er das Ereignis vor sich sah. Er wird wohl versucht haben, den Bruder aufzurichten, in der Hoffnung, daß er wieder sprechen und leben könnte — aber nein — er schlief und erwachte nicht mehr. Kain wartete — aber er schlief. — Er hatte ihn geschlagen, weil er zornig war — und er blieb auch zornig, weil sein Bruder nicht mehr aufwachte.

Das unheimliche Grausen vor dem Unbegreiflichen erfaßte ihn, und riesengroß stieg das Gefühl der Schuld in ihm empor, — einer Schuld, die nicht vergeben werden konnte.

Und so zog er in die Welt hinaus — Trotz in den Augen und Mut im Herzen, unter dem Schutz des höchsten und einzigen Herrn, den er hatte und anerkannte, ein Kämpfer, der sich weder vor wilden Tieren, noch vor Menschen und am wenigsten vor brausenden Gewässern fürchtete. — —

Irdische und himmlische Liebe, die Freude am Stofflichen und die Freude am Farbigen, der Kampf ums Dasein, das Ringen nach Erlösung, der Wunsch sich von einer seelischen Last zu befreien, Sehnsucht und Erinnerung — alles das und noch vieles andere kann die Entstehungsursache eines Bildes sein.

Sehnsucht und Erinnerung — nicht als banale Allegorie gedacht, sondern als Ausdruck einer Empfindung, die tief im Herzen des Künstlers lebt und deren Dasein nur mit seinem eigenen Dasein enden kann. —

Gebhardt und Uhde gingen, unbekümmert um wechselnde Richtungen,

ihre eigenen Wege. Für sie existiert keine Schablone. Ohne Rätsel aufzugeben, haben sie sich in ihren Werken über verschiedene Lebensfragen ausgesprochen und zu ihrem Glauben bekannt. Beiden ist in hohem Grade die Ausdrucksfähigkeit inneren Erlebens zu eigen. Sie übertrugen die biblischen Geschichten ins allgemein Menschliche — wären aber doch dieselben gewesen, auch ohne den biblischen Inhalt ihrer Bilder.

Gebhardt ist immer der große Monumentalmaler, der weite Räume mit farbigen, prachtvoll gemalten Gestalten füllt und uns bewegte Massen voller Lebenswahrheit vor Augen stellt, — und Uhde zeigt uns in seinen Familienbildern die Gemütsseite des deutschen Volkes. Damit ist auch die Rangstufe bezeichnet, die sie in der künstlerischen Wertschätzung einnehmen.

(Schluß folgt.)

❀ ❀ ❀

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet

Eine Ehe.

Novelle in zwei Briefen von Johannes Kordes. (Moskau.)

I.

Liebe, liebe Ingeborg!

Ich will es Dir nimmer vergessen, daß Du mein langes Schweigen nicht übel genommen hast. Es lag ja so viel dazwischen, ich habe so viel erlebt . . . Aber warum sind auch Deine Briefe voller Trauer? Schreibe mir, was dich quält, schreibe bestimmt — vielleicht werde ich doch irgendwie imstande sein, Dir etwas Sonnenschein und Freude zu geben. Ach, werde ich überhaupt noch jemals im Leben einem Menschen begegnen, aus dessen Augen mir wirkliche Freude an diesem Leben entgegenleuchten wird?

Du fragst, wie es kam, daß sich mein Leben so sehr verändert hat, daß ich geheiratet habe? Ja — wie sonderbar es auch klingen mag — aber ich weiß es eigentlich selber nicht. Alles geschah so plötzlich, so unerwartet. Ja, wie kam es nur? Wie?

Wenn ich jetzt des Nachts (was oft geschieht) plötzlich aus dem Schlaf fahre, und meinen Mann neben mir liegen sehe, ihn — einen Mann — meinen Mann — neben mir, kann ich es anfangs garnicht fassen, muß mir an die Stirn greifen, scheint es mir doch, daß ich noch immer träume, noch immer wie mit halben Sinnen in einem dichten schweren Nebel herumtaste. Und meine Hände gleiten langsam an meinen Wangen nieder, dann wieder empor zu den Schläfen, und wie ich die Schläge meines laut pochenden Herzens schmerzhaft fühle, kommt mir auch mein Leben wieder und die Gewißheit, erst langsam, dann aber immer schneller, immer klarer! . . . es ist wahr, ja es ist wahr, wahr: jener Mensch, der neben dir dort atmet, er atmet wirklich und es ist mein Mann und ich bin sein Weib.

Diese halb geöffneten Lippen haben mich geküßt, in diesen Armen habe ich gelegen, habe ich gebebt . . . geliebt zum ersten mal. Geliebt? . . Und

soll ich wirklich mein ganzes Leben mit diesem Menschen verkettet bleiben, da es zum ersten Mal in seinen Armen geschah? . . .

Auf ewig . . . wegen eines Augenblickes? O . . . Es ist entsetzlich! . . . Ach, und aufzuweinen reißt es mich, die Stirn zu schlagen, die Seele irgendwie zu betäuben, nichts zu denken, nicht zu sein, — aber ich schreie nicht, ich weine auch nicht, und nur immer tiefer bohrt sich die Stirn in die zusammengepreßten Arme.

Liebe Ingeborg, Du fragst, wie es kam. — Ja, wie kam es? Und wenn ich noch einmal mein Leben von Anfang an zu leben hätte, ich weiß nicht, ob dasselbe Unglück nicht wieder geschehen würde. Es lebt in uns Menschen eine Macht, finster und heiß, grausam, dumpf, lebensgierig und zugleich uns vernichtend, eine Macht, die stärker ist als wir, der wir folgen müssen, und der wir folgen, ob wir es wollen oder nicht.

Wie kam es? Nun gut, ich will es Dir erzählen, liebe Freundin, so gut ich es vermag. Also höre. Nachdem Walther, (Du hast ihn gekannt), dieser kranke, göttliche Mensch gestorben war, da war mir auf der Welt alles gleichgültig. Ich fühlte kein Leben, ich wollte keines. Ein sonderbar schwerer Traum, ein Alp, ein Druck lastete nieder auf alle meine Gedanken, meine Gefühle und meine Glieder. Was ich tat, das tat ich wie in einem Nebel oder einem nebelhaften Schlaf, ohne etwas zu fühlen, ohne etwas zu denken dabei. Vielleicht war es der Anflug eines leichten Wahnsinns, vielleicht auch nicht — was weiß ich! Was ich damals gedacht, getan, wie ich gelebt habe, weiß ich nicht mehr. Ich tat alles, was man von mir verlangte. Man sagte mir, ich müsse zu meinem Oheim aufs Land ziehen, und ich zog zu meinem Oheim aufs Land. Man sagte mir, ich müsse zuweilen in die Stadt fahren, um mich zu zerstreuen, und ich tat es, kleidete mich um, und wir fuhren, wenn es Abend wurde, nach M., in die Stadt zu unseren Bekannten, ins Theater, oder zu Konzerten. Man sagte mir, ich müsse tanzen, Bälle besuchen, und ich tat es, obwohl ich fühlte, daß es dumm und lächerlich sei, weil ich mich so unendlich leer, so unendlich müde fühlte. Hätte mir damals irgend jemand gesagt: „Geh, wirf dich ins Wasser", ich glaube, ich hätte auch das getan, und gerade das vielleicht mit einer gewissen Freude. Aber niemand sagte es mir, und ich tat es auch nicht. Inzwischen war die Weihnachtszeit herangenaht, und wir fuhren häufiger in die Stadt. Wir wohnten nur zwei Stunden Fahrt von M. entfernt. Wir fuhren in breiten, bunten Schlitten durch tief verschneite stille Winterwälder, und in unserer Gesellschaft befanden sich immer viele junge Herren. Wir besuchten einige Bälle in der Adelsversammlung und auch viele private Bälle. Ich tanzte viel. Mir wurde gesagt, ich müsse tanzen, und ich tanzte, tanzte, tanzte. Die Erregung tat mir wohl. Wenn sich alles um mich drehte, fühlte ich mich wohler; und bei Maskeraden erzählte man mir jedesmal, daß das Gewand der Mignon mich ausgezeichnet kleide. Ich erinnere mich, daß mir oft plötzlich schlecht wurde; einmal fiel ich um, aber man trug mich in ein Nebenzimmer, knöpfte mir das Kleid auf, brachte mir Eis, Wein — und am nächsten Tage tanzte ich wieder.

Da trat mir ein Mann entgegen . . . es war ein Freund meines Vetters, Herr Wilhelm B., ein junger Ingenieur. Er war groß, stark, sehr schön und gesund. Sein ganzes Wesen stand in einem sonderbaren Kontrast zu meinem nebelhaften, halb wahnsinnigen Zustande. Anfangs erschien Wilhelm B. (und also heißt mein Mann) mir ungeheuer brutal, fremd und unbequem, wohl deshalb, weil alle Lebenssehnsucht in mir wie tot daniederlag. Doch war

seine Neigung zu mir so stark, so rein und er selbst so jung und so schön, daß meine Augen auf einen Augenblick, als er zum ersten mal mir entgegentrat, sich wie geblendet schlossen. Er machte mir Geschenke, besuchte uns auf dem Lande, brachte mir Früchte, Konfekt und Billette in das Große und Kleine Theater. Wir hörten Tschaikowskis Opern, hörten Schaljapin singen, und sahen Tschechows engelreine Stücke an uns vorüber ziehen. Und oft sagte er mir, daß er mich liebe, grenzenlos, heilig, zum ersten mal.... Und da kam auch ein Abend. Wir tanzten. Es war zu Sylvester — der letzte Tag im Jahre, da Walther gestorben war. Wir hatten Glück gegossen .... Mein Glück glich einem Kreuze, aber die Leute meinten, es gliche einem Brautkranz. Und dann tanzten wir. Wilhelm hatte mir Sherry gebracht, dann brachte er mir Champagner, ich trank, ja ich trank ... und eine Stunde darauf überreichte er mir einen Strauß purpurner Orchideen. Und ich tanzte, tanzte wiederum, durchtanzte fast mit ihm allein die ganze Nacht ...

Und da geschah es ... Irgendwo in der Ferne schluchzten die Geigen. Ich weiß nur, daß ich auch aufschluchzte und plötzlich erwachte — wie in Ketten nach monatelangem, dumpfem, entsetzlichem Einerlei. Nur einen Augenblick lang war es mir, als schwebe ich auf lauter schneeigen Fliederblüten, wie in einem wunderbar-rosigen Glanz dahin. Aber ebenso plötzlich, wie er gekommen, zerriß auch dieser Glanz. Dann zerrann auch der Nebel ... es dämmerte ... Ich sah in fremde Augen, ich sah in ein Gesicht, das beinah auf dem meinen lag, und mir unsäglich fremd war, wie ich mir selber in jenem Augenblicke ... Es hatten sich Lippen auf meine Lippen gepreßt, und ich fühlte den Druck starker, weißer Zähne auf den meinen. Ich wollte einen schweren Körper von mir stoßen, aber ich konnte es nicht, ich lag wie in einem lethargischen Krampfe. Ich weiß auch: ich wimmerte auf, ich schluchzte, aber ich erinnere mich wohl, daß keine einzige Träne floß, und nur meine Lippen bewegten sich alt, morsch, hilflos und häßlich. Ich sah mich in einem großen Wandspiegel, der halb über uns gestürzt herabhing, ich sah dort ein entsetztes, altes Gesicht, sah einen starken, schwarzen Nacken, der mir die Luft aus der Kehle auszuwürgen schien, — ich wollte aufschreien, aber wiederum bewegten sich nur alt, morsch und häßlich meine Lippen, und nur ein gebrochener, heiserer, armseliger Ton entrang sich der Kehle ...

Unsere Hochzeit wurde bald und sehr still gefeiert. Er wollte nur mich, nur mich allein, wie er sagte. Noch im Januar verließen wir M., um nach Irkutsk zu fahren, wo mein Mann fürs erste seine Anstellung hat.

Und nun lebe ich hier; im Juni, Juli werde ich ihm ein Kind schenken; alle meine Gedanken weilen bei diesem neuen Leben. Aber der Gedanke, daß ich bald Mutter sein werde, macht mich erbeben. Zuweilen packt mich eine rasende Angst vor meinen eigenen Händen, eine entsetzliche Angst, ich könne vielleicht dieses neue, kommende Lebewesen verstümmeln. Ach, soll es auch zu Qualen geboren werden? ... O, diese Angst durchzuckt mich eiskalt. Oft trete ich ins Freie vor das Haus. Grau ist der Himmel, noch grauer die Erde. Winterlich kahl und frostig ist die Welt. Dunkle Schneewolken hasten in der Ferne. Irgendwo winselt etwas. Ist es der Wind? Ist es ein Kind? Mein Kind? Da kreuze ich die Hände überm Herzen und neige ergebend die Stirn ...

Liebe Ingeborg, ich glaube Dir nun alles erzählt zu haben, was tief auf dem Grund meiner Seele verborgen ruht, verborgen vor der Welt, vor meinem Manne, vor mir selber. Ich will, ich muß glücklich werden, um

seinet-, meinet- und unseres Kindes willen. Verbrenne diese Zeilen und lasse alles, was ich Dir hier geschrieben habe, ein Geheimnis bleiben zwischen Dir und mir. Beachte nicht die Tränen auf diesem Blatt. Der große Gott im Himmel ist ja allmächtig, Er ist die Liebe, Er ist die Güte, und Seine Wunder sind groß. Als ich am Altare stand, schwur ich tief im Herzen all das Beste, was meine Seele besitzt, ganz ihm, meinem Manne zu weihen, ihn zu lieben. Ach Ingeborg, Ingeborg, mich schwindelt. Was soll ich tun? Mein Mann liebt mich ja, liebt mich so sehr, glaubt, daß ich ihn liebe . . . Soll ich ihm sein Glück zerstören? Darf ich das? Nie! Nie! O ich will dulden, schweigen, und ihn zu lieben versuchen. Ach, und vielleicht entzündet noch einmal die Kraft seiner Liebe auch meine Seele. O, ich dürste so endlos danach.

O wenn nur jene Angst nicht wäre. Und jene Sehnsuchtsqual. Hör, eine ungeheuere Sehnsucht packt mich plötzlich, würgt mir die Kehle, würgt mir die Seele und zischt mir ins Ohr, daß mein Leben ein ungeheuerer, wahnsinniger Fehltritt ist. O, und wenn ich dann noch an mein Kind denke . . .

Aber was soll ich jetzt? Was kann ich?

Nun lebe wohl, meine liebe, liebe Ingeborg. Wie hübsch Dein Name ist. Soll ich mein Kind so taufen, wenn es ein Mädchen sein wird? Leb wohl. Laß mich das Beste hoffen, und Gott, der die Liebe ist, er wird mir gewiß auch Liebe schenken.

Es küßt Dich viele, viele mal Deine

Wera B.

P. S. Verbrenne diesen Brief!

II.

Lieber Richard!

Kreuzige nicht, bevor Du den Schuldigen angehört hast. Daß ich in den Stand der heiligen Ehe getreten bin, ist wirklich — ist faktisch wahr. Unser alter Bobb hat Dir diesmal zufällig die Wahrheit gesagt. Warum ich Dir aber so lange nicht geschrieben habe, weiß ich eigentlich selber nicht. Wahrscheinlich aus dem einfachen Grunde, weil so manches Wichtige dazwischen gekommen ist. Dazu gehört also: erstens die wichtige Tatsache, daß ich hierher noch tiefer in die Wildnis versetzt worden bin, um am Ausbau der Sibirischen Eisenbahn teilzunehmen, und zweitens meine Heirat. Meine Stelle habe ich mit einem sehr guten Anfangsgehalt begonnen, was ich der Protektion meines Herrn Schwiegeronkels zu verdanken habe.

Aber es ist Unrecht von Dir und nicht kameradschaftlich gehandelt, daß Du mich bis über die Ohren im Schlafrock Dir vorstellst. Das ist höchstens nur von 8 Uhr abends der Fall. Aber was soll man machen, wenn man eine junge Frau zu Hause sitzen hat und in einer halben Wildnis leben muß? Die Frauen wollen ja vor allen Dingen geliebt sein, sonst werden sie einem untreu. Dazu aber habe ich mir mein Weib nicht genommen. Ja. Im allgemeinen möchte ich Dich aber doch sehr ernstlich ersuchen, Deine Späße über meinen Ehestand (den Du in Deinen Briefen nur Weheſtand nennst) künftighin zu unterlassen. Wera — so heißt mein Weib — liebt mich, glaubt, daß ich sie liebe, und ich habe mir fest vorgenommen, ihr, so weit es in meinen Kräften steht, dieser Gewißheit Glück nicht zu zerstören. Sie hat ein selten edles Herz, zudem ist sie sehr häuslich, sehr treu, und hier in dieser wilden, russischen Einöde ist sie mir zweifellos eine große Stütze. Im Grunde genommen

ist es ja wohl nicht gut, daß ich eine Ehe eingegangen bin, ohne das Weib, welches ich heimführe, wirklich zu lieben. Gebe ein gütiges Geschick, daß dieser Fehltritt nicht einmal in meinem Leben sich noch bitter rächt, daß ich meine Heirat nicht bitter bereue. Aber bedenke — was sollte ich tun? Schließlich war es ja meine Pflicht, sie zu heiraten. Und dann — das Gerede, all die unendlichen Klatschgeschichten der Tanten, Verwandten und der anderen unnützen Geschöpfe. Als ich ihren Onkel zu besuchen begann und hin und wieder mit Wera nach M. fuhr, um die Oper zu besuchen, da steckte schon die ganze Gesellschaft die Köpfe zusammen. Die Menschen sind ja so blöde und leer, daß sie immer ein Ding haben müssen, um darüber klatschen zu können. Und dann bedenk — als es geschehen war — durfte ich sie verlassen?

Ich erinnere mich noch: es war zum ersten Mal, als wir uns trafen — da schloß sie wie geblendet die Augen, und als sie zum ersten Mal in meinen Armen erbebte, da schluchzte sie auf, schluchzte laut auf vor lauter Seligkeit. Ihr Vetter erzählte mir, daß sie tagelang keine Nahrung zu sich genommen habe. Auf den Bällen tanzte sie gewöhnlich nur mit mir allein; dabei wechselten wir nur wenige Worte miteinander, da Wera vor Erregung keine Worte finden konnte. Noch bis heute ist das so geblieben, noch bis heute erregt sie meine Nähe, und noch bis heute geht ein heftiges Zittern durch all ihre Glieder, wenn ich sie in meine Arme nehme. Ach, sie tut mir zuweilen so unsäglich leid, besonders wenn ich bedenke, wie innig sie mich liebt, vor Liebe leidet, aufwimmert vor lauter Seligkeit, — ich aber innerlich nur kalt und ruhig bleiben kann und muß.

Lieber Richard! Was war alle Frauenliebe, die mir bisher entgegengeglüht hat, verglichen mit dieser einen einzigen großen Liebe? Ein Strohfeuer, höchstens ein Strohfeuer! Und es ist doch so unendlich schwer in dieser Welt ein Wesen zu finden, das einen wirklich liebt. Und das Leben ist doch kläglich kurz ... Höre! Eigentlich hätte ich doch allen Grund, an einen gütigen Lenker aller Dinge zu glauben und ihm auf den Knieen für mein Weib zu danken, das mich so innig liebt.

Daß „unsere Lydia" einen ganzen Monat geweint haben soll, als sie von meiner Heirat erfuhr, will ich Dir gerne glauben, aber ich habe dieser Dame nie die Ehe versprochen. Das hat sie sich wieder mal bloß eingebildet. Wenn Dir aber Lydias Schicksal wirklich so sehr zu Herzen geht, nun so heirate sie doch, denn schließlich hast Du dazu ein ebensolches Recht (!) wie ich. Im allgemeinen möchte ich Dir aber als treuer Freund den Rat geben, nie in Deinem Leben eine Maskerade zu besuchen, besonders aber keinen Champagner hierbei zu trinken.

Im Juni erwarte ich die Niederkunft meiner Frau; aufrichtig gesagt, hätte ich es nie erwartet, daß diese Angelegenheit mich so sehr erregen würde. Wera wird mir ein Kind schenken! Vielleicht gar einen Sohn. Ob er mir ähnlich sein wird? Und einen Wunsch habe ich: möge dieses Kind mir die Mutter näher bringen!! Lieber Richard, auf dem Grunde meiner Seele hoffe ich eigentlich noch immer, einst ganz glücklich zu werden. Und schließlich gewöhnt man sich ja doch an alles. Nun aber Schluß, lieber, alter Freund. Addio! Und nochmals: trink keinen Champagner!

Mit Gruß und Handschlag verbleibe ich Dein

Wilhelm B.

❀ ❀ ❀

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet

Gedichte.

Von Maurice von Stern. (Ottensheim in Österreich.)

Vorfrühling.

Im blassen Grün des Winterhimmels schwimmt
Die Silbersichel zart in kühler Ferne.
Ein mattes Licht vom Blütenkranz der Sterne
Im Dämmerlicht, bald hier, bald da, erglimmt.
Im Rauhreif steh'n die Wälder unbewegt,
Im Traume trinkend diese Himmelsmilde,
Die von des Abends goldgestirntem Schilde
Sich segnend auf die weite Erde legt.

Aus tausend Quellen quillt die Lebensflut,
Die allem Sein das ew'ge Leben spendet,
Sodaß der Keim sich schon zum Lichte wendet,
Da still er noch in Todesbanden ruht.
Die Knospe perlt aus welkem Laub empor,
Es schmückt sich jäh mit purpurnen Rosetten
Ein dürres Reis, und an den sonnigen Stätten
Des Waldesrandes webt ein Veilchenflor.

Im Rauhreif glitzern wohl noch Baum und Strauch,
Im Winde aber weh'n die leisen Düfte
Vom Seidelbast, und in die reinen Lüfte
Mischt sich ein Ahnen wie von Veilchenhauch.
Die Silbersichel schwebt so zart und fein
Im ätherhellen, frostig klaren Raume,
Doch aus den kühlen Sternen bricht im Traume
Der Blütenfrühling durch die Nacht herein.

Ostern.

Blauer Himmel. Weiße Wölkchen schwimmen
Selig gleißend in den hellen Tag.
Von verträumten, süßen Vogelstimmen
Klingen festlich Wald und Busch und Hag.
Überperlt von Knospen, steh'n die Birken,
Von den Weiden weht der gold'ne Staub,
Und die zarten Märzenveilchen wirken
Blaue Wunder in das dürre Laub.

Gelt du, Herz, du wolltest nicht mehr glauben,
Daß es wieder einmal Frühling wird? . . .
Flieg' empor nun mit dem Schwarm von Tauben,
Der wie trunken durch die Helle schwirrt!
Schwing' zum Licht dich mit dem Drosselschlage,
Der so selig in den Morgen schlägt
Und wie eine halbvergeß'ne Sage
Aus der Kindheit Heimat dich bewegt!

Bunte Ostereier, Weidenpalmen,
Kinderjubel, festlich, traut und nah,
Und der Drossel glückberauschte Psalmen —
Alles, alles, Herz, ist wieder da!
Und die Quellen kichern durch die Auen,
Frühe Falter taumeln in das Licht,
Watte-Wölkchen schweben hoch im Blauen
Und die Sonne küßt dein Angesicht. . . . .

Auferstehung von des Winters Grabe,
Holdes Wunder, wir begrüßen dich!
Frühling, komm' mit deinem Zauberstabe
Und berühr' das Leben, das erblich!
Alle Farben, alle Düfte werden
Wieder wach, wie in der Kinderzeit,
Und ein sel'ger Friede weilt auf Erden —
Oster-Sonne, sei gebenedeit!

❀ ❀ ❀

Warum?

Skizze von J. Janzen. (Tiege, Gouv. Taurien). *)

Wie ist so plötzlich das Hellsehen über mich gekommen?

Ich sehe die Brust eines jeden Menschen, mag er sie noch so sorgfältig bedecken. Ich sehe sie doch. Ich sehe sogar tief, tief hinein, — ganz bis in's Innerste.

Glaubt vielleicht der Herr Pastor, weil er seinen Talar bis unter den Hals fest zugeknöpft hat, sehe ich seine Brust nicht?

Er irrt. — Ich sehe sie wohl, die breitgewölbte, hohe, in der das heiße Herz bis zum Halse hinauf schlägt einem unbekannten, fernen Ziele entgegen.

Er erzählt uns von den Heidenbekehrungen auf Neu-Guinea, und dabei

*) Der Verfasser ist Mennonit; vgl. seinen Aufsatz „Rußlands Mennoniten" im 1. Jahrgang, № 10.

sucht sein Blick das ruhige, tiefe Auge seiner Frau, die auf einer der hintersten Bänke sitzt. Auch seine Tochter sieht er von Zeit zu Zeit an. Seine Stimme bleibt ruhig, bestimmt und fest, aber sein Herz schlägt noch rascher, noch wärmer, als trage es Verlangen weit, weit über Weib und Kind hinaus zu etwas Herrlichem, Großem ...

* * *

Und dort die wohlverdeckte, wogende Brust des Fräulein L.

Glaubt sie etwa, daß ich die nicht sehe?

Ich sehe sie wohl durch die gelbe Seide hindurch, die sie bedeckt, wie sie sich so unruhig hebt und senkt.

Und zwischen dem schwellenden Auf und Nieder sehe ich das kurze Pochen des kleinen Herzens.

Es lechzt nach Liebe, drum schlägts so unruhig.

Nichts verraten davon die wasserhellen Augen, die schmalen, blutleeren Lippen, aber ich sehe es doch.

Das Wort „Mutter" steht mit Flammenschrift in dieses Herz geschrieben, aber ein nebliger Schleier umgibt es, als trübe ein dunkles Geheimnis diese Kindesliebe.

Und nun weichen die Wände. Unbehindert geht mein Blick in die Weite.

Ich sehe des Fräuleins Mutter fern, fern in den Ostseeprovinzen des Russischen Reiches. Ich sehe in Ihr Herz, in dem das Bild des Kindes verdunkelt wird durch das Bild eines fremden, großen Mannes, dem sich dieses Herz öffnete, weil es so sehr nach Liebe dürstete, — der das Herz in den Staub trat ...

Fester preßt das Fräulein die Lippen aufeinander, wenn es daran denkt.

Sie sieht ihre Schülerin A. an, und warm wird's ihr in der Brust.

Jetzt streift ihr Blick wie zufällig den jungen D., und heftiger beginnt das Herz zu pochen. Es erzittert wie unter einer schmerzhaften Berührung, aber rasch und fest schließt es sich, als dürfte ja niemand in der ganzen Welt einen Blick hinein tun, und am allerwenigsten D.

Und ein Sehnen füllt ihr kleines, liebebedürftiges Herz. Das Sehnen geht weit hinaus in die Ferne.

... zu etwas Großem, Herrlichem.

* * *

Auch in Aljenkas Herz sehe ich, obgleich sie nur flüchtig wie ein Sonnenstrahl an der offenstehenden Tür der dunkeln Arbeiterkaserne vorüberhuscht, — die Brust mit dem weißen, gestickten Hemd bedeckt. Ich sehe hinein, wie mich der Blick der rehbraunen Augen trifft.

Wie weint das arme Herz!

Keinen klaren Gedanken kann es fassen. Nur dunkle Vorstellungen kreisen und drängen sich darin.

Ostapp — — —. Liebe — — —. Eine dunkle Nacht — — —.

Ein Stich durch's Herz — — —. Und nun ein langsames Welken.

Vater, — Mutter — — —.

... und in der Ferne so etwas Herrliches, Großes.

* * *

Iwan Tjutjunik fordert laut und drohend auf dem Gutshofe Futtergras vom Verwalter. Er flucht und droht.

Aus seinen Augen stiert die Gier nach Branntwein. Er sieht so wild und drohend in die Welt hinein, als wäre sein Herz ganz von glühendem Haß erfüllt.

Aber es ist nicht so.

Sein armes Herz ist ganz, ganz leer. Weder Weib und Kind noch sonst ein Mensch wohnt darin, und es zittert vor Frost.

Da kommt das achtjährige Töchterlein des Verwalters aus dem Garten gesprungen. Es kennt die Russen schon und fürchtet sie nicht.

Zutraulich naht es sich dem zornmütigen Iwan und streichelt ihm die harte schwielige Hand.

Ein warmer Hauch zieht über dessen Herz, — da verstummt der ruhmredige Mund. Der Hauch hat das Herz wundersam berührt. Die Augen, — die kleinen trüben Säuferaugen sehen in die Ferne.

. . . . nach etwas Herrlichem, Großem.

* * *

Die Brust des kleinen Jascha und die der alten Akulina habe ich gesehen. Diese beiden tragen ihre Brust nicht verdeckt. Ich sehe die hervorstehenden Rippchen des kleinen, blassen Jascha. — Ich sehe die ausgereckten zusammengetrockneten Brüste der Akulina, zwischen denen das messingne Kreuz an einer grauen Schnur hängt, die nur notdürftig mit dem groben, schmutzigen Leinenhemde bekleidet sind.

Und in dem Herzen der Akulina lese ich den Namen „Jascha". Und in dem Herzen des Knaben lese ich das Wort „Babuschka".

Und die Alte nimmt das Kind auf den Arm, — das blasse, kranke, dem Tod geweihte Kind; — sie, die alte, gebrechliche, dem Tod geweihte Großmutter.

Nun schlagen ihre Herzen so nahe aneinander.

Und sie schlagen im Takt: das kleine immer zweimal, während das alte einmal klopft.

Und sie schlagen gemeinsam etwas Herrlichem, Großem entgegen.

* * *

Und auch in mein Herz sehe ich und achte darauf, wie es so unruhig schlägt und nach Liebe lechzt.

Und ob ich gleich viel Liebe finde, — es ist mir nicht genug.

Ich möchte heim aus der Fremde, heim zu Weib und Kind.

Etwas ruhiger wird es, wenn ich daran denke, wie ich mein Weib an mich drücken, meine Kinder herzen will, wenn ich heimkomme.

Aber ganz befriedigt wird es auch dadurch noch nicht. Es seufzt nach mehr.

Es will etwas Unendliches, Ewiges.

* * *

Und wiederum richte ich meinen Blick in die Ferne.

Unerträglich heiß brennt die Sonne auf einen Hügel nieder, dessen Scheitel drei Kreuze trägt.

An dem mittleren hängt der Menschensohn.

Krampfhaft dehnt und verengert sich seine nackte Brust.

Und in der schmerzdurchwühlten, sterbenden loht das heilige Feuer einer ewigen Liebe.

„Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun!"

Traurig, doch liebeglänzend umfaßt sein Blick die Menge, die ihn umsteht. Als wollte er sagen: „Kommt doch her alle, die ihr friert, und erwärmt euch an dem Feuer meiner Liebe!"

In weitem Kreise umstehen ihn die Menschen. Und ihre Herzen zittern und schlagen dem Gekreuzigten entgegen.

Aber fester hüllen sich die Menschen in ihre Kleider. Weiter entfernen sie sich vom Kreuz und lassen ihr liebedurstiges, armes Herz frieren.

* * *

Warum?

❀ ❀ ❀

Zur Entwickelungsgeschichte der Wolga-Kolonien.

Von Pastor Stenzel. (Kraßnojar, Gouv. Sfamara).

(Fortsetzung.)

Doch die Zeiten änderten sich. Durch viel Not und Elend haben sich die Väter durcharbeiten müssen, aber dadurch wurden die nachgeborenen Generationen allmählich zu einem wohlhabenden Volke, das sich verheißungsvoll und kräftig entwickelte und für seine Umgebung in mancher Beziehung vorbildlich wurde.

Man war heimisch geworden, hatte seine Scholle lieb gewonnen, und die Mutter-Erde sparte nicht an Erträgen; die Natur war, wie aus den zeitgenössischen Beschreibungen zu ersehen, herrlich: im Frühjahr duftete die Steppe von dem aus frischem Erdreich üppig wachsenden Gräser- und Blumenmeer, die Bergseite und zum Teil auch die Wiesenseite waren mit reichen Eichen-, Linden-, Buchen-, Espen- und Erlen-Urwäldern bestanden*), die durch die im Frühjahr aufgefangene Feuchtigkeit zur Zeit der Sommerhitze den für die Felder so schädlichen Einfluß der heißen Ostwinde paralysierten und so zu den unerhörten Ernten mithalfen, die die hiesige Gegend eine „Kornkammer" Rußlands werden ließen.

Man baute, wie heute noch, vorzüglich Weizen und Tabak; an ein Düngen und rationelle Bewirtschaftung der Felder dachte man nicht. Kaiser Paul krönte die Erfindung eines hiesigen Kolonisten, den Dünger wie Torf zum Heizen zuzubereiten, mit einer goldenen Medaille; schon damals haben die Deutschen mit dem herrlichen Boden und der reichen Flora Raub ge-

*) Der beliebte Kompaß zur Orientierung in dem reichen Baumwerk war der zweispännige, jetzt auch bei der russischen Bevölkerung verbreitete deutsche Wagen, der mit der Deichsel nach dem Dorfe zu gestellt wurde, — so illustriert der Kolonist heute noch in der auf ihn überkommenen Weise den einstigen Wälder-Reichtum seiner jetzt total verwirtschafteten, baumlosen Steppe.

trieben, der, bis zur Virtuosität gepflegt, der Grund zum jetzigen Rückgang ist, und, wenn ihm nicht Einhalt geboten wird, auch zum künftigen Ruin. Doch davon später.

Nachdem man die deutsche Selbstverwaltung, der alle wirtschaftlichen und administrativen Angelegenheiten der Kolonisten bis dahin unterstellt waren, in dem Zeitraum von 1782 für 15 Jahre abgelöst hatte, führte man aus Opportunitätsrücksichten diese 1797 wieder ein, was Wohlstand und Blüte, ja Reichtum zur Folge hatte. Die Oberinstanz war das deutsche Kontor für ausländische Ansiedler in Sfaratow, dessen einstige Räumlichkeiten heute noch in einem zweistöckigen Hause auf der Nikolskaja-Straße, unweit der evangelischen Kirche, jetzt der Kontrollnaja Palata gehörig, zu sehen sind; die Glieder des Kontors hießen Richter, der Präsident Oberrichter; einer dieser Oberrichter, die direkt dem Minister des Inneren unterstellt waren, ist den Alten durch seine Energie und sein geschlossenes Wesen, wodurch er den Kolonien manches Vorrecht verschaffte, in guter Erinnerung geblieben; es ist Exzellenz von Lysander. Dem Kontor waren „Aufseher" untergeordnet; mit dem Obervorsteher über ein ganzes Gebiet (jetzt Wolost) und dem Vorsteher der einzelnen Gemeinde erreichte die Beamtenskala ihre unterste Stufe. Das Kirchenregiment lag in den Händen des Sfaratowschen, (jetzt des Moskauschen,) Konsistoriums, das sich auf der Konstantinowskaja-Straße in dem Hause der jetzigen Firma Erdt befunden haben soll und in seinen Annalen eine so würdige und tatkräftige Gestalt, wie Bischof Dr. Theol. Ignatius Feßler, aufweist.

Diese deutsche Selbstverwaltung wurde um 1873 zu Grabe getragen, alle Privilegien wurden den Kolonisten genommen, indem sie in allen Beziehungen den russischen Bauern gleichgestellt wurden, u. a. auch, wie wir oben gesehen haben, die feierliche Versprechung der Befreiung vom Militärdienste. Wenn früher manchmal der Stecken des Treibers fühlbar war, die Fürsorge des Kontors mitunter mit aller Strenge durchgeführt wurde, so hat man sich später überhaupt um das Landleben wenig gekümmert: was die Deutschen in mancher Beziehung von ihrer Umgebung unterscheidet, haben sie nicht zuletzt jener Zeit zu verdanken.

Im großen und ganzen machten die Kolonien auf Berg und Wiesenseite dieselbe Entwicklung durch, mit dem Unterschiede, daß die Kolonien der Bergseite von Anfang an ein geringeres Landquantum zugemessen bekamen, und daher fand schon von 1850—1860 eine Übersiedlung von der Bergseite nach der Wiesenseite statt, wobei sich c. 14029 männl. Seelen in 50 Dörfern auf einem Areal von 266605 Dessjatinen an den Flüssen Jeruslan und Torgun, 100 und mehr Werst tief in der Steppe, niederließen. Die kleineren Landanteile pflegten auf der Bergseite neben dem Ackerbau noch manchen schönen Industriezweig.

Die Landwirtschaft wird, mit geringen Ausnahmen einiger Groß- und

Kleingrundbesitzer, meist nach althergebrachter primitivster Weise betrieben. Daher ist auch, trotz allen Neuerungen von verschiedenen verbesserten landwirtschaftlichen Geräten, von einer rationellen Bodenbearbeitung noch wenig oder garnichts zu merken, es wird mehr auf Quantität als auf Qualität der Bearbeitung und Aussaat gesehen: extensiv, nicht intensiv gewirtschaftet. Gesät wird, wie seit 100 Jahren, Weizen und Tabak (Wiesenseite), andere Getreidearten vereinzelt. Von einer richtigen Schwarzbrache wissen nur einzelne Gutsbesitzer oder Gutspächter (hier „Utschastniki" genannt) zu erzählen, die eben genug Land „zum Verschwenden haben". Den Nutzen der Futtergräser, besonders der Luzerne, hat man wohl schon hier und da eingesehen, daher findet man, allerdings nur in Gemüsegärten angelegt, kleine Kleeäcker; mit Weinbau wurden auf der Bergseite bei Ust-Kulalinka und neuerdings auf der Wiesenseite in Kraßnojar und Swonarewka Proben gemacht, deren Ergebnis noch aussteht. Vieh- und Schafzucht steckt noch in den Anfängen: Rasse-Pferde, gute Milchkühe findet man selten. Handwerker gibt es genug, aber gute sehr wenige, ausgenommen in den sehr großen Dörfern mit Ansätzen zum Fabrikwesen, dagegen „Tausendkünstler" zum Überfluß.

Was uns allen fehlt, ist Unternehmungslust, Initiative; hat aber dagegen jemand in einem neuen Unternehmen Glück, so findet er Nachahmer ohne Ende, was dann meist zur Überproduktion und somit zum Bankerott führt; modern sind in letzter Zeit die Dampfmühlen geworden.

Diesen unleidlichen Zustand kann man dem hier herrschenden agrarkommunistischen Seelen-Land- („Dusch") System auf Rechnung stellen, das die Leute aneinander gebunden hat und sie nicht vorwärts, den einzelnen nicht aufkommen läßt; man muß dieses „entwirtschaftlichende" System mit seinen furchtbaren Begleiterscheinungen in seinen grausamen Folgen kennen gelernt haben, um sich eine mit dem Wesen jedes Menschen unvereinbare Selbstzerfleischung, wie sie leibt und lebt, vorstellen zu können.

Dieses System bewirkt vor allem ein zähes Festhaltenmüssen am Althergebrachten, ein schematisches Einerlei, das sich keineswegs den gegebenen Verhältnissen anpaßt, sondern immer ins Uferlose hineinsteuert, auch dann, wenn Wind und Wetter ihm zuwider sind. Sein Krebsschaden ist primo loco die Vielfelderwirtschaft, ein Nonsens schon an sich, geradezu aber vernunftwidrig, wenn sie in großen Dimensiouen betrieben wird; man denke sich, daß die dem einzelnen Kolonisten gehörenden Landanteile oft in weiten Entfernungen vom Dorfe, und das wäre das wenigste, vor allem wersteweit von einander geschieden liegen (Lappenwirtschaft), man vergegenwärtige sich, daß das Land durch Dezennien nur e i n e Getreideart zu sehen bekommt, und man wird das gänzliche Darniederliegen unserer Agrikultur begreifen, den tiefen Stand unserer Kenntnisse auch sogar in den elementarsten Lehren der Landwirtschaft.. Das Achten bei Beschaffung der Saatware auf die Größe und Schwere der Körner, die Keimfähigkeit der Samen, die Reinheit des Saat-

gutes, gute Lüftung der Stallräume, saubere und reiche Streu, ausgiebiger Gebrauch von Striegel, Bürste und Strohwisch, Reinlichkeitspflege überhaupt — sind bei uns Dinge, über die man sich mit schmunzelnder Miene hinwegsetzt.

Wie schon erwähnt, haben die geringeren Landanteile und das rapide Wachstum der Bevölkerung auf der Bergseite die Einführung verschiedener Zweige von Hausindustrie benötigt. Das berühmte Ssaratowsche Sarpinka ist ein Produkt hiesiger Webstühle; die Firma Bender (Saratow) beschäftigt in den Wintermonaten Hunderte von Familien, vor allem in dem Dorfe Goloi-Karamysch; die Herstellung einfachster Maschinen (Getreideputzmaschinen) besorgt Leßnoi-Karamysch und Ust-Salicha.

Bei dem angedeuteten Stand der Bodenkultur — so könnte man schlußfolgern — wird wohl auch der Wohlstand der Leute ein minimaler sein. Doch dem ist nicht so!

So sehr man auch von Armut bisher geredet, vielleicht hier und da geschrieben hat, so waren das gewiß nicht bewußte Entstellungen, sondern — wie soll ich sagen? — Ausflüsse falscher Auffassung der Gesamtlage auf Grund einzelner Vorkommnisse. Gewiß, wer wollte es leugnen, es gibt hier in jeder Kolonie Arme, — aber Arme gab und gibt es in allen Ländern und zu allen Zeiten, und diese Einzelerscheinungen sind noch nicht normativ für die Gesamtbeurteilung, die ausschließlich die Durchschnittsleistungsfähigkeit einer Bevölkerungsklasse zu beprüfen hat, um richtige, unanfechtbare Resultate zu erlangen. Außerdem ist „Armut" ein gar dehnbarer Begriff.

Ist das Armut, wenn man, allerdings nach einer anstrengenden Arbeitszeit von 3—4 Monaten (Acker- und Erntezeit), den langen Winter gänzlichem Nichtstun widmet, tags sich haufenweise auf den Ecken der Straßen und abends hie und da in den Häusern — jedesmal zu dem denkbar leersten „Zeitvertreib" — zusammenrottet? Ist das Armut, wenn ein Kreis von c. 40.000 Menschen, abgesehen von diversen anderen Spirituosen, schon der einen von den drei hier existierenden Krons-Branntweinhandlungen zu 30.000 Rbl. Einnahme im letztverflossenen Jahre verhilft? Wenn reichere Wirte erst nach langem Suchen für schweres Geld und „gute Worte" zum nötigen Dienstpersonal kommen können, das ihnen bei dem ersten sich bietenden, oft geringfügigsten Anlasse davonläuft? Wenn gewisse Lebensmittel auf dem Dorfe, erst nach langem Suchen, teurer als in der Stadt bezahlt werden müssen? Wenn eine Dorfpostsparkasse, die pro Person statutenmäßig nicht mehr als 1000 Rbl. annimmt, bei ihrer Eröffnung in kürzester Zeit an Einlagen über 180.000 Rbl. aus dem vorhin erwähnten Kreise erhalten hat? Ist das Armut?!

Ihr gutes Auskommen, bei relativ geringer Arbeitsleistung, haben die Leute dem ausnahmsweise guten Boden zu verdanken, der bei der denkbar geringsten Bearbeitung gute Ernten liefert. Zur Übersicht sei eine über die Ziffer des 1912 unter Pflug gewesenen Landes und der davon erzielten, nach hiesiger

Schätzung als fast unter mittel stehenden Ernteerträge für den auf der Wiesenseite belegenen, aus 9 Dörfern bestehenden Kreis Kraßnojar orientierende Tabelle gegeben:

Getreidearten	Krons-Dessjatinenzahl	Ernte pro Dessjatine Pud	Ernte im Ganzen Pud
1. Winterfrucht . .	6.218¼	24¾	154.216
2. Weizen . . .	23.277½	26½	613.819
3. Hafer	338½	18½	6.360
4. Gerste	664¾	19½	13.418
5. Welschkorn . .	305	30	9.150
6. Kartoffel . . .	711	383⅓	264.900
7. Sonnenblumen .	976	20	19.520
	32.491		1.081.383

Zu dieser Tabelle, deren Daten dem statistischen Komitee übermittelt werden, sei bemerkt, daß die Summe, weil die Leute, oft aus Furcht vor dem Eintreiben verschiedentlicher Schulden und aus einem unerklärlichen Verheimlichungstriebe, selten wahre Ziffern angeben, wie mir zuständigen Ortes erklärt wurde, um die Hälfte zu erhöhen sei; so erhalten wir die Summe von 1.081.383 + 540.691 = 1.622.074 Pud. Dieses ist das Ergebnis der Gemeindefelder, während die Ernten der von den reicheren Wirten in Pacht genommenen Privat- und Kronsländereien nicht miteingeschlossen sind.

Zur Vervollständigung des Bildes sei noch erwähnt, daß in demselben Kreise eine gute Tabak-Ernte eingeheimst wurde: so brach eine c. 2300 männliche und weibliche Seelen zählende Kolonie 7000 Pud russischen Tabak à 1 Rbl. pro Pud und 3000 Pud deutschen Tabak à 5½ Rbl., eine andere c. 4000 Menschen starke brach 10—12,000 Pud deutschen Tabak à 6 Rbl. (besseres Land) und endlich eine dritte Kolonie mit 3600 Einwohnern 18,000 Pud deutschen Tabak à 5—6 Rbl. pro Pud. Diese Ertragsfähigkeit der von kompetenter Seite als idealer Nutzträger erprobten kastanienfarbenartigen Erde nebst dem in Rußland vor einigen Jahren so modernen „Fütterungssystem", das die Leute bei schwachen Ernten, anstatt sie mit gemeinnützigen Arbeiten zu beschäftigen, auf fremde Kosten leben ließ, haben schädigend auf die Arbeitslust gewirkt, nicht wenige Tagediebe (hier „Schattenrutscher" genannt) geschaffen und zur Bestärkung der hier so landläufigen Vorstellung mitgewirkt, Saat und Ernte sei das Jahrespensum für die zu leistende Arbeit, was darüber, sei vom Übel und schicke sich nicht für einen rechtschaffenen Mann. Ein Werdegang ganz natürlicher Art: nur Not lehrt arbeiten. Darum mußten alle guten, auf eine Reorganisation und Neubelebung des wirtschaftlichen Lebens abzielenden Vor- und Ratschläge der intelligenteren und ein-

sichtsvolleren Dorfgenossen an dem so maßlos ausgeprägten Dünkel, Unverstand und Egoismus zerschellen, darum bricht sich auch die vom Landeinrichtungsgesetz (14. Juni 1910) vorgesehene Verteilung der Gemeinde-Ländereien unter die dazu Berechtigten als erbliches Eigentum so langsam und unter furchtbaren Wehen Bahn.

Dieser Widerstand wird einigermaßen plausibel, wenn man bedenkt, wieviel Geld, abgesehen von den Ernteeinnahmen, in die Kolonien noch von außen, über die russische Grenze her fließt. Wir meinen die Auswanderungen, vor allem nach Nord- und Südamerika, dann nach Deutschland, weiter Sibirien und teils die, allerdings ins Stocken geratene Wanderung nach den Ostseeprovinzen. Der Abgang nach Livland war 1910—1911 von der Bergseite nur 18 Familien stark; stärker war er vor 4—5 Jahren nach Deutschland (Preußen), von wo einzelne Familien zurückkamen, manchmal unter Zurücklassung sämtlicher Auswanderungsdokumente, weil kontraktbrüchig; eine dieser Familien machte mit kleinen Kindern den Weg aus Preußen via Smolensk, dem Eisenbahngeleise entlang, bis Saratow zu Fuß.

Nach Sibirien zog man vor 3—4 Jahren in der frohen Hoffnung, viel Land zu bekommen und auf leichte und bequeme Art reich werden zu können, — bitter enttäuscht, arm und elend sind sie heimgekehrt, manche als land- und heimatlose Bettler, da sie ihre Landanteile, in solchen Fällen, wenn diese bereits gesetzlich als Eigentum befestigt waren, zu Hause verkauft und das Geld verlebt hatten.

Doch das Eldorado ist und bleibt Amerika.

Zu jeder Zeit kann man auf dem Saratower Bahnhof kommende und gehende Kolonistentrupps sehen; wäre nicht die hier so verbreitete Augenkrankheit „Trachom" ein Hindernis für die Einwanderung nach Amerika, wo die Arbeitslöhne so unglaublich hoch sind, würden noch Unzählige dorthin gehen, von wo Einzelne nach 4—5 jährigem Aufenthalte 6—7000 Rbl. mitbringen, von wo im Laufe eines Jahres durch eine Postabteilung allein in den hiesigen c. 40,000 Menschen zählenden Kreis c. 200,000 Rbl. geflossen, wo in La Junta (Colorado) eine Kolonistenfamilie, 4 Erwachsene und 2 Kinder, es fertiggebracht, auf einer Zuckerrüben-Pflanzung in 4 Monaten 1800 Rbl. zu verdienen. (Fortsetzung folgt.)



M. Butzler & Ko.

(Inhaber M. Butzler.)

Spezialgeschäft für die Photographie

RIGA, Alexanderstraße № 2. Telephon 2161.

FILIALE:

Majorenhof, Samenstr. № 13.

Photographische Apparate und Zubehör.

Projektionsapparate für Schulen und Vorlesungen.

Eigene Fabrikate: Recordplatten, Photo-Record-Chemikalien, Hütergründe, Passe-par-touts etc.

Illustrierter Katalog in russischer Sprache gegen 50 Kop.

Deutscher Katalog gratis. **Eigener Photo-Verlag.**

Herren- und Damen-Garderoben-Geschäft

A. LUKASCHEWITZ & Ko.

RIGA, Grosse Königstrasse Nr. 8. — Telephon Nr. 35-28.

Elegante und schnelle Ausführung.

Grosse Auswahl von in- und ausländischen Stoffen.



Salon de Corsets

Nanny Cahn

Riga, Herrenstr. 20, 1.

Engl. Magazin



J. Redlich, Riga.

Englische Fussbälle

sowie

sämtliches Zubehör für das Fußball-Spiel.

Tennis-Schläger

erstklassiger Firmen.

Illustrierter Sport-Katalog zu gefl. Verfügung.

Künstlerisches Photographisches Atelier

P. Sohnwald, Riga

kleine Königstrasse № 12. Telephon № 5602.

Nach neuester Methode. Ausführung sämtlicher Photo-Techn. Arbeiten, sowie Vergrößerungen bis zur Lebensgröße von 5 Rbl. an und teurer.

Eine Kraftquelle

ist der konzentrierte pasteurisierte kurländische

Malzextrakt

von **C. W. Rutt. Billiger als jeder andere Malzextrakt, fast 3 mal billiger als Biomalz.** Eine energetische Kraftquelle, ein Energiereservoir erster Ordnung. Die Neutralisierung der schädlichen Harnsäure, die wichtige Verbrennung im Körper, die Alkaleszens des Blutes, die Blutbildung und die Nervenernährung, die Neuschaffung gesunden Stoffes und verjüngender Kraft, das alles ist die Wirkung von Malzextrakt.

Malzextrakt schafft keine Korpulenz,

sondern nur diejenige Fülle gesunden markigen Fleischansatzes, die normaler Weise und individuell zu erreichen ist. Er ist leichtest verdaulich, wohlschmeckend, natürlich, rein und frei von Alkohol, Essenzen, Salicyl, Zucker, Glyzerin und dergl. Eine Kur mit Malzextrakt ist eine Auffrischungs- und Verjüngungskur. Malzextrakt schafft Fleisch und Blut! Er ist ein berufener „Lebenssaft" für Frauen, Mädchen, Kinder und Kranke. Preis pro Pfund 35 Kop. 10 Pfund inkl. Blechdose R. 3.30.

Versandhaus H. Sööte, Riga, Alexanderstr. 13. Tel. № 54-62.

Въ настоящій моментъ кровавыхъ событій въ **Турціи** и на **Балканахъ** нѣтъ болѣе популярной и занимательной книги для чтенія, полной невѣроятныхъ любовныхъ и политическихъ интригъ и разоблаченій жизни мусульманскаго Востока, столкнувшагося съ цивилизаціей Запада, какъ сенсаціоннѣйшій романъ

„ТУРЕЦКІЙ СУЛТАНЪ“

ИЛИ

„ТАЙНЫ КОНСТАНТИНОПОЛЬСКАГО ДВОРА“

популярнѣйшаго въ Европѣ романиста-историка

ГЕОРГА БОРНА.

Свыше 1.000 страницъ убористой печати большого формата на роскошной бумагѣ.

Въ виду ограниченнаго количества остающихся экземпляровъ этой занимательнѣйшей книги, предлагаемъ поспѣшить съ заказами на книгу, которая высылается **немедленно** по полученіи **3 руб.** (съ упаковк. и пересылкою) или налож. платежомъ при задаткѣ въ **1 руб.** (можно почтов. и гербов. марками), безъ чего заказы не выполняются.

Всю корреспонденцію: денежную, заказную и простую надлежитъ адресовать:

С.-Петербургъ. Петерб. Стор., Большой просп.
№ 56 А. Я. К. ПЕТЕРСУ.

Reklame-Institut u. Zeichen-Bureau J. J. Liebermann, Riga, Elisabethstr. 22. Tel. 81-81.
Anfertigung von Bauplänen, sowie für Villen und andere Gebäude. Maschinenzeichnungen. Pläne für Feldmessungen und elektr. Beleuchtungen. Künstl. Anfertigung von Porträts-Vergrößerungen, Plakaten, Clichés und modernen Dekorationen.

40 ДНЕЙ

!!! БЕЗПЛАТНО !!!

Если Вы въ теченіе 40 дней не выучитесь свободно говорить, читать и писать по нѣмецки, французски, англійски и латински по нашимъ самоучителямъ, составлен. по новѣйшему методу (всѣ другіе — реклама), **ДЕНЬГИ ВОЗВРАЩАЕМЪ ОБРАТНО.** Цѣна самоучителя одного языка съ перес. налож. плат. 1 р. 10 к., 2-хъ — 1 р. 90 к., 3-хъ — 2 р. 80 к., 4-хъ — 3 р. 65 к. Заказы исполн. един. складъ для всей Россіи: **С.-Петербургъ,** Петерб. стор. Большой пр. 56., **Я. К. ПЕТЕРСЪ.**



F. Stadler, Riga, Telephon 5917. Kl. Königstr. 17
Photographische Apparate und Bedarfsartikel, Projektionsartikel, Lichtbilder-Serien.
Kataloge kostenlos.

AUTOMOBIL-CENTRALE RIGA

A. von Kuhlberg

Georgenstraße 2.

Abteilung I.:

Automobile,

Abteilung II.:

Elektrische Anlagen

jeder Art.

ПОЛЬЗУЙТЕСЬ СЛУЧАЕМЪ.

Поступили въ продажу по удешевленной цѣнѣ 3 большихъ тома около 800 страницъ убористаго текста.

ПОСМЕРТНЫЯ ХУДОЖЕСТВЕННЫЯ ПРОИЗВЕДЕНІЯ

ГЕНІАЛЬНАГО ПИСАТЕЛЯ

Л. Н. ТОЛСТОГО.

Высылаемъ съ пересылкой наложеннымъ платежомъ вмѣсто 3 р. 50 к. за 2 р. 50 к. или по полученіи всей стоимости, можно марками, заказы выполняетъ единственный складъ для всей Россіи:

С.-Петербургъ, Петербурск. стор., Большой пр., № 56-1. Я. К. ПЕТЕРСЪ.

Die Petroleum-Mandelseife

„Victoria"

welche aus besten Fetten zubereitet und keine schädlichen Substanzen enthält, wird zum Waschen der Wäsche ohne zu kochen als Desinfektionsmittel bestens empfohlen.

Ges. Victoria, Minsk, Gouvernementsstadt.

Georg Seemel, Riga, Theater-Boulevard 7, vis-à-vis d. Stadttheater. Telephon 32-92.

:: Damen-Confection und Pelzhandlung. ::

An der **Libauschen Deutschen Privatknabenschule** I. Ordnung mit 3 Vorbereitungsklassen, 4 unteren Klassen mit deutscher, 4 oberen Klassen mit russischer Unterrichtssprache, wird zum Beginn des Schuljahres 1913/14 der

Posten eines Direktors vakant.

Das Schuldirektorium hat um die Bestätigung der Kronsrechte nachgesucht.

Personen, welche diese Stellung zu übernehmen in der Lage sind, werden gebeten sich zu wenden an:

Das Kuratorium, Libau. Waisenhaus-Str. № 14.

ПО УДЕШЕВЛЕННОЙ ЦѢНѢ!

ВРЕМЕННО РАСПРОДАЕТСЯ

Вмѣсто 10 руб. за 4 руб. 50 коп.; въ роскошн. золотомъ тиснен. переплетѣ 7 руб. 50 коп.

15 ТОМОВЪ ПОЛНАГО СОБРАНІЯ около 5.000 стран. большого формата. **СОЧИНЕНІЙ**

Гюи де-Мопассана.

Имя Гюи де-Мопассана гремитъ славою не только среди соотечественниковъ, но и среди всего міра. Достаточно указать отзывы И. С. Тургенева и Льва Толстого, чтобы судить о томъ высокомъ положеніи, какое Гюи де-Мопассанъ занялъ въ исторіи всемірной литературы. Памятникъ, воздвигнут. ему въ Парижѣ, краснорѣч. говоритъ о симпатіяхъ французской націи. Его произведенія разошлись разновременно болѣе 300 изданій въ сотняхъ тысячъ экземплярахъ и переведены на языки всѣхъ народовъ Сочиненія его особенно большой интересъ представляютъ теперь, когда такъ много говорятъ О ПОЛОВЫХЪ ОТНОШЕНІЯХЪ МУЖЧИНЪ и ЖЕНЩИНЪ. Въ его романахъ читатель найдетъ разрѣшеніе этого вопроса въ изображеніи правдивой дѣйствительности. Книги высылаются наложеннымъ платежемъ: пересылка за счетъ покупателя по почтовому тарифу, упаковка безплатно.

Задатокъ въ размѣрѣ **2 р. 50 к.** прошу выслать, можно марками почтовыми или гербовыми, безъ сего заказы не высылаются.

Единственный складъ для всей Россіи: С.-Петербургъ, Петерб. Сторона, Большой пр. 5—61, Я. К. ПЕТЕРСЪ.

Pension und Absteige-Quartier

O. Lemcke, Riga.

Nikolaistraße 8. :: Quart. 1. 2. 11 hochpt. :: Teleph. 3086.

Gute Pension in Jena

nahe der Universität, für junge Damen. Großer schattiger Garten am Haus.

Frau Direktor Schneider, Löbdergraben 24.

Nähere Auskünfte erteilt auch die Redaktion dieser Zeitschrift.

Kaukasisches Magazin

M. J. Chodsheinatoff,

Riga,

Scheunenstrasse № 11.

Telephon 66-36.

□

Teppiche: Persische, Tekinsche, Bucharische, Palassen, Kaukas. Silbersachen, Seidenstoffe, Möbel, Divans, :: :: Portieren. ;; ::

□

Filiale Majorenhof,
Johmenstr. 30.



Spezialität der
Haliflor Company
Parfümerie-Fabrik
Doberan — London — Paris.

Kronprinzessin-Veilchen- herrlichster naturgetreuer Veilchenduft im eleganten Flacon.

Mit höchster Genehmigung Sr. Kais. u. Kön. Hoheit d. Kronprinzen d. deutsch. Reiches u. v. Preussen.

Zu haben in den Apotheken, Parfümerien und Drogenhandlungen.

1-е заочные кулинарные курсы.

Полный курсъ лекцій для самообученія „СКРОМНЫЙ и ПОСТНЫЙ СТОЛЪ" около 1000 рецептовъ кушаній, напитковъ, печенья, компотовъ, вареній, сладкихъ блюдъ, пироговъ и др., слишкомъ 300 стр. убористаго шрифта. Цѣна съ пересылк. наложеннымъ плат. 2 руб. 60 коп.

НАСТАВЛЕНІЕ какъ правильно вести домашнее хозяйство и приготовлять экономическіе вкусные и питательные обѣды съ приложеніемъ разрѣзки мяса и украшенія стола и блюдъ около 100 стр. съ рисунками. Цѣна 1 руб. 20 коп Обѣ книги вмѣстѣ 3 р. 35 к., (можно марками). Съ заказами обращаться исключительно къ Я. К. ПЕТЕРСУ, С.-Петербургъ, Петерб. стор., Большой просп. № 56.



Die einzigen Tapetenniederlagen in den Ostseeprovinzen
der Fabrik

Gebr. Tarnopol

Riga,

Elisabethstraße 57, Ecke der Alexanderstraße. Telephon 68—92.
Theaterboulevard 10. Telephon 21—24.

Tapeten von 8 Kop. pro Rolle an.

Muster auf Verlangen unberechnet.

Schwer erziehbare Kinder, sowie Kinder, die durch Krankheit oder aus andern Ursachen in ihrer Entwicklung und ihren Fortschritten zurückgeblieben sind, oder den Anforderungen der Schule nicht genügen, finden in meinem Hause Aufnahme. Es soll ihnen durch genau angemessene, streng beobachtete hygienische Lebensweise, entwickelnden, individuellen Unterricht und sorgfältige Erziehung in völlig veränderter Umgebung ein neuer Anstoß zu gedeihlicher Entwicklung gegeben werden.

Kinder, die ausschließlich in ihren Schulleistungen zurückgeblieben sind, — sogenannte schwache Schüler, können als Externe für den größten Teil des Tages aufgenommen und durch intensiven, individuellen Unterricht rascher gefördert werden.

Auch Schüler, die hier am Ort öffentliche Anstalten besuchen, werden als Pensionäre aufgenommen, stehen aber in der von der Schule nicht beanspruchten Zeit als Glieder des Hauses ausschließlich unter dessen Einfluß, werden in ihren Schularbeiten beaufsichtigt, und, wenn nötig, in schwächeren Fächern gefördert. Die Umgangs- und Unterrichtssprache ist Deutsch.

Der Preis für Pensionäre beträgt im Schuljahr 700 Rbl., für Tagesschüler je nach dem Klassenprogramm nicht unter 50 Rbl. monatlich. Der Preis für wohnende Zöglinge, die auch den ganzen Unterricht im Hause genießen, wird nach den Erfordernissen vereinbart, kann aber nicht unter 80 Rbl. monatlich, — beim Kursus der Vorklassen und der I. Schulklasse, — nicht unter 90 Rbl. von der III. Schulklasse ab, festgesetzt werden.

Mein Heim befindet sich in **St. Petersburg,** Wass. Ostr., am großen Prosp. Nr. 44, Wohn. 1, — vom 15. Mai an für die Sommermonate am estländ. Strande, auf dem Gute Türsell in der Nähe von Sillamäggi. Frau Inspektor **K. Thomson.**

Buchdr. der „Revalschen Zeitung", Reval. — Verantwortlicher Redakteur: Hans J. Eggers.

FR. WIEGAND'S

Naphthamaschinen „RUSS“

sind innerhalb **2** Jahren über **300** Stück mit ca. **6000** PS in Betrieb genommen

MASCHINENFABRIK FR. WIEGAND



REVAL

1910	St. Petersburg	**goldene Staats-Medaille**
1910	Jekaterinoslaw	**große goldene Medaille**
1911	Reval	**goldene Medaille**
1912	Baku	**große goldene Staats-Medaille**
1912	Reval	**goldene Medaille**
1912	Rostow am Don	**große goldene Medaille**

Außer diesen **15 erste Preise.**



Das Original
steht immer höher
als die Kopie!

UNDERWOOD
allen voran!

Der Allerwelts-Siegeslauf

der **Original-Underwood-Schreibmaschine,** der ersten und maßgebenden Maschine mit sichtbarer Schrift, hat Anlaß gegeben zu zahlreichen Nachahmungen. Diese Anerkennung selbst der Konkurrenz ist der beste Beweis der mustergültigen Konstruktion der **Original-Underwood-Maschine.** Seit 13 Jahren 700.000 **„Underwood"**-Maschinen verkauft. Tägliche Produktion 500 Maschinen. Überall höchste Auszeichnungen und Siege bei internationalen Wettschreiben. Viele tausend **Underwood**-Maschinen in Petersburger ersten Institutionen. Größte Schreibmaschinen-Fabrik der Welt (4000 Arbeiter).

Generalvertreter für ganz Rußland:

G. Gerlach,

St. Petersburg, Newsky Pr. 7. (Haus Wawelberg.)
Warschau, Czysta 4.
Moskau, Große Lubjanka 14.

Vertreter in allen wichtigen Orten Rußlands.



Deutsche Monatsschrift für Rußland.
Herausgegeben von Alexander Eggers.

Nr. 5. Reval, 1. (14.) Mai. 1913.

Aus der Theorie und Praxis des Versicherungswesens.

Von Eduard von Stackelberg (Reval).

Über die Theorie des Versicherungswesens ist vom mathematischen, vom national-ökonomischen und finanz-politischen Gesichtspunkt so viel geschrieben worden, daß es gewagt ist, daraus einen kurzen Ausschnitt geben zu wollen. Ebenso sind die Methoden, die in der Praxis angewandt werden, ist die Kritik der Tätigkeit der Aktiengesellschaften, Gegenseitigkeitsgesellschaften und staatlichen Unternehmungen auf diesem Gebiet nicht in Bänden, sondern erst in ganzen Bibliotheken zu erschöpfen.

Es kann also nur unsere Aufgabe sein, die Aufmerksamkeit auf dieses Gebiet voll Leben und Interesse zu lenken und einige wenige theoretische und praktische Gesichtspunkte in den Vordergrund zu rücken, von denen aus wir insonderheit auch zu dem gegenwärtig ins Leben tretenden baltischen Gegenseitigkeitsunternehmen Stellung nehmen können.

Wir werden in der Hauptsache nur die Versicherungen auf den Todes- und Erlebensfall in Betracht ziehen, die auch deswegen das größte Interesse beanspruchen, weil es die Versicherungstechnik ist, auf die die Wissenschaft am fruchtbarsten hat wirken können.

Die Lebensversicherung ist ein Geschäft, das sich im Gegensatz zur Sachversicherung fast immer auf lange Zeiträume erstreckt (nicht bloß auf ein Jahr), das in sich das Aleatorische, Gefahrvolle der Wette und das Solide des Sparens und Vorsorgens vereinigt, das meist gerade das kostbarste Gut des Familienlebens — die Lebensdauer des Ernährers der Familie — zum Gegenstand hat.

Es ist ein Geschäft, das seit wenigen Menschenaltern zu einem der größten, kapitalkräftigsten und lukrativsten geworden ist, das in dieser kurzen Frist eine Umwandlung erlebt, die noch nicht abgeschlossen ist, und die es von einem kapitalistischen Unternehmen zu einem gemeinnützigen, staatlich geregelten oder gar verstaatlichten Betriebe hinübergeführt hat.

Um diesen Entwicklungsgang zu verstehen, müssen wir uns daran erinnern, daß das moderne Versicherungswesen auf Statistik und Wahrscheinlichkeitsschlüssen beruht, mit anderen Worten, auf zwei ganz modernen Wissenschaftszweigen, die aus der Erkenntnis vom „Gesetz der großen Zahlen" ihren Ausgang nehmen. Diese Erkenntnis ist gewiß als stillschweigende Voraussetzung, als unformuliertes Axiom uralt. Es ist vielleicht die älteste Erkenntnis überhaupt oder die Voraussetzung jeder Erfahrung. Die ersten Versicherungsoperationen sind abgeschlossen worden, noch lange ehe Cardano und Bernoulli ihren berühmten Lehrsatz aufgestellt hatten, ehe die ersten statistischen Grundlagen für irgend welche Gefahrenrechnung geschaffen worden waren.

Auch heute noch ist die philosophische Begründung und Bewertung der Wahrscheinlichkeitsrechnung, der „Gesetze des Zufalls" nicht abgeschlossen, sondern höchst kontrovers.

Immer noch steht das scheinbar Widersinnige eines sicheren Operierens mit dem blinden Zufall jedem vor Augen, der sich das Paradoxe etwa des folgenden Gedankenganges vorhält.

Die Berechnung der Bahn eines einzigen Planeten und die Bestimmung des Ortes, wo er sich zu einer angegebenen Zeit befinden wird, ist eine komplizierte Aufgabe.

Noch verwickelter wäre die Aufgabe, die Verteilung einiger 700 Planetoiden so zu berechnen, daß wir angeben können, wie sie sich um die Sonne herum gruppieren mögen.

Wir brauchen aber garnichts von ihren Geschwindigkeiten und den Bestimmungsstücken ihrer Lage zu wissen und können dann gerade, scheinbar dank unserer Unwissenheit, sagen, daß sie den Gesetzen des Zufalls gemäß über die Bahn verteilt sein werden. Und diese Antwort wird richtig sein, und es ließe sich sogar, je größer die Zahl der sichtbaren Planetoiden ist, um so genauer angeben, in welchem Grade die Verteilung eine unregelmäßig verstreute sein wird.

Man hat die Berechtigung zu solchen Wahrscheinlichkeitsschlüssen gewissermaßen auf unserer Unkenntnis zu begründen gesucht oder ein „Nichtwissen" zur Bedingung gemacht.

Mir scheint, daß diese Begründung nicht das Richtige trifft. Um von den Planetoiden beispielsweise aussagen zu können, daß sie sich nach den Gesetzen des Zufalls auf einem Gürtel um die Sonne herum verteilen, müssen wir wissen, daß nicht etwa eine Schwarmbildung vorliegt, daß nicht irgend eine Richtung im Raume bevorzugt ist, mit einem Wort, daß nicht etwa eine Ordnung, ein System vorhanden ist.

Einen Wert hat jede wissenschaftliche Behauptung nur, wenn sie an der Erfahrung kontrollierbar ist. Ob eine Schwarmbildung, ein gewisses System oder eine Symmetrie in der Planetoidenverteilung vorliegt, erfahren wir immer erst aus dem Vergleich der wirklich vorliegenden Verteilung mit der Verteilung nach Zufallsgesetzen.

Das Paradoxe einer Erwartung zufälliger Regelmäßigkeiten schwindet erst dann, wenn wir uns klar machen, daß wir immer nur Gesetzmäßigkeiten in der Natur dadurch finden, daß wir die Beobachtungen häufen, daß wir also ein Ding sehr oft oder viele Dinge zusammen beobachten. Das häufig Vorkommende ist für uns a priori auch für die Zukunft das Wahrscheinliche.

Ob wir einen Vorgang, etwa den freien Fall eines Körpers, möglichst isolieren und immer wieder gewisse Regelmäßigkeiten in seiner Bewegung finden, oder ob wir aus 1000 Dingen Durchschnittswerte bilden, ob wir also individualisieren und ein Naturgesetz formulieren, oder ob wir ein statistisches Massengesetz erfassen, in beiden Fällen treiben wir Erfahrungswissenschaft,—und nur die von uns gegebene Einkleidung ist verschieden.

Immer ist unser Wissen aus Erkenntnis und Irrtum zusammengesetzt; nie ist das in der Wissenschaft geltende das Wahre schlechtweg, sondern immer nur das annähernd Richtige, das relativ Feststehende, die zur Zeit vollkommenste und einfachste Formel oder Abbildung der uns zugänglichen Welt.

Über die Lebensdauer eines einzelnen Menschen können wir sehr wenig Sicheres aussagen. Gäbe es Horoskope oder ein „zweites Gesicht" oder sonst eine Quelle, aus der der Einzelne Tag und Stunde seines Ablebens erfahren könnte, — so wäre ein Versicherungsgeschäft unmöglich. Es würden dann eben nur diejenigen sich versichern und Einzahlung machen, die da wissen, daß die Reihe bald an ihnen ist. Umgekehrt, wenn wir garnichts, auch nicht das Geringste von einer durchschnittlichen oder wahrscheinlichen Lebensdauer wüßten, wenn es denkbar wäre, daß die Menschen von der Laune eines Wächters am Styx abgerufen werden, bald massenhaft, bald lange Zeit garnicht — nun dann wäre ein Versicherungsgeschäft ebenso unmöglich wie im ersten Fall.

Die Erfahrung, und zwar die systematisch auf möglichst breiter Basis durch möglichst viele Jahre gewonnene Erfahrung lehrt uns ein halbes Wissen. Sie lehrt uns den durchschnittlichen Sterblichkeitsquotienten eines jeden Lebensalters kennen und lehrt uns auch, daß diese Quotienten von Jahrzehnt zu Jahrzehnt, von Land zu Land, von Beruf zu Beruf wohl variieren, daß diese Schwankungen aber in gewissen Grenzen bleiben, so daß man meist von ihnen absehen kann.

Solche Sterblichkeitsquotienten, die uns zugleich die Sterbenswahrscheinlichkeit für jedes Lebensjahr darstellen, sind für das 20-te Lebensjahr 9,2‰, für das 30-te 8,8‰, für das 36-te schon 10‰; d. h. von 1000 36-jährigen Männern werden jahraus jahrein etwa 10 fortsterben, von 1000 52-jährigen aber schon gegen 20, von 1000 65-jährigen schon etwa 50.

Die Erfahrung lehrt ferner, daß der Theorie entsprechend auf diese Beständigkeit der Sterblichkeitsquotienten jeder Altersklasse praktisch um so mehr zu rechnen ist, je größer die Zahl der Individuen ist, an deren Gesamtheit wir den Quotienten feststellen.

Kennen wir diese Quotienten, so ist es klar, daß wir angeben können, eine wie große Summe Geldes beispielsweise auf jeden sterbenden 36-jährigen entfallen würde, wenn alle Altersgenossen je einen Rbl. in eine Sterbekasse eingezahlt hätten zur Verteilung an die Hinterbliebenen der im Laufe eines Jahres aus dieser Altersklasse Verstorbenen.

Da, wie wir sahen, von je 100 36-jährigen je einer im Lauf des Jahres stirbt, entfallen auf jeden Sterbenden somit je 100 Rbl.

Eine auf *ein Jahr* verabredete Sterbekasse von einigen Tausend 65 Jahr alten Personen würde (bei einer Einzahlung von je einem Rbl.) auf jeden Sterbefall — da der Sterbequotient 5 mal größer in diesem Alter ist — nur 1/5 davon, also 20 Rbl. zahlen, oder es müßte, falls je 100 Rbl. gezahlt werden sollen, der Einsatz jedes 65-jährigen 5 mal höher sein.

Diese Rechnung entspricht dem Prinzip der *Gleichwertigkeit des Einsatzes und der Gegenleistung*, das bei jedem aleatorischen Vertrage, bei jedem Glücksspiel, jeder Wette Geltung haben müßte.

Wenn ich wette, daß ich beim Wurf mit einem Würfel ein Auge werfen werde, und bereit bin, bei jeder anderen Augenzahl, die ich werfe, 2 Rbl. zu zahlen, so muß mein Gegenspieler, wenn er die Wette hält, billigerweise mir 10 Rbl. zahlen, wenn ich richtig ein Auge werfe.

Für jeden Kontrahenten oder Spieler muß bei ehrlichem Spiel das Produkt aus dem Einsatz und der Zahl der ihm ungünstigen Fälle das Gleiche sein.

Von den 6 möglichen Würfen mit einem Würfel sind in diesem Beispiel 5 Würfe mir ungünstig, also 5 mal 2 Rbl. = 10 Rbl. Dem Gegner ist nur ein möglicher Wurf verlustbringend, also 1 mal 10 Rbl. = wiederum 10 Rbl.

Schließe ich einen Lebensversicherungsvertrag ab, so ist immer die stillschweigende Voraussetzung die, daß mein Einsatz, d. h. die Prämie, die ich jährlich zahle, in annähernd richtigem Verhältnis steht zum Kapital oder zur Rente, die ich einst erhalten soll, und dieses richtige Verhältnis ist eine zu berechnende Größe.

Lange bevor diese Verhältnisse völlig klargestellt waren, hatte sich aber schon die Finanzspekulation des Großkapitals der Sache angenommen und schloß bereits aufs Geratewohl Versicherungsverträge auf den Todesfall ab, ebenso wie solche Verträge schon vorher auf Seegefahr und Feuergefahr ohne jede statistische Grundlage abgeschlossen zu werden pflegten.

Diese ersten Versicherungsverträge waren somit nichts anderes als Wetten, bei denen der Einsatz nach Gefühl bestimmt wurde. Sie lehnten sich vermutlich an die Wetten an, aus denen das Lottospiel in Genua hervorging. Dort pflegten alljährlich unter 100 Senatoren 5 zu höheren Ehrenämtern ausgelost zu werden. Ein Ratsherr und Bankier Benedetto Gentile bot — etwa ums Jahr 1600 — jedem, der die Namen der Gelosten errät, ein Vielfaches seines Einsatzes, beispielsweise jedem, der bloß einen Namen aufgibt und auch errät, vielleicht das 10-fache seiner Einzahlung, die — wenn er falsch geraten hätte — natürlich verfiel.

Bei ehrlichem Spiel hätte er, der Wahrscheinlichkeit entsprechend, das 20-fache des Einsatzes zahlen müßen, doch wäre dann das Spiel für ihn nicht genügend gewinnbringend gewesen.

Im Staatslotto, das sich aus diesem lukrativen Spiel entwickelte und das eben noch in Italien besteht, wurde beispielsweise für das Erraten einer, zweier oder dreier Nummern, die aus 90 Nummern gezogen werden, gezahlt: das 15-fache, das 270-fache und das 5500-fache. Es müßte aber bei ehrlichem Spiel gezahlt werden: das 18-fache, das 801-fache und das 11748-fache. Der Staat schor also seine Schafe gründlich, er übervorteilte sie bis über das Doppelte.

Ebenso waren die ersten Versicherungsverträge, die etwa aus derselben Zeit stammen, gewiß sehr ungünstig für den Versicherungsnehmer und naturgemäß gewinnbringend für die Bank, die solche Verträge abschloß und ihre Erfüllung durch ihr Kapital sicher stellte.

Gleich in den Ursprüngen des norditalienischen Bankspieles — ob Lotto, ob Versicherung — sehen wir das beiden Geschäften Gemeinsame, wir sehen aber auch von vornherein zwei Unterschiede.

Beim Lotto waren die Chancen des Spieles von vornherein bekannt — es lag das vor, was man eine Wahrscheinlichkeit a priori nennt. Bei den Versicherungen aber, die die Bankiers abschlossen, waren die Chancen zunächst völlig unbekannt, sie mußten erst a posteriori aus der Erfahrung durch langjährige Statistik gewonnen werden. Aus diesem Grunde war das Lotto zunächst das lebensfähigere, sicherere Unternehmen, wo der Unternehmer, der Bankhalter gewinnen mußte. Das Lotto wurde demgemäß alsbald Staatsmonopol.

Beim Lottospiel war aber andererseits das Motiv zur Beteiligung ein frivoles oder müßiges. Es konnte zu nichts führen als zur Befriedigung der Spielleidenschaft, zu unverdientem Gewinn und zu oft genug schwer empfundenem Verlust. Daher konnte es sich auf die Dauer nicht halten und wurde mit Recht als schädliches, den Wohlstand, den Arbeitstrieb zerstörendes Laster gebrandmarkt und allmählich fast überall abgeschafft.

Die Versicherung gegen See- und Feuersgefahr und gegen plötzlichen Tod trug aber den Keim einer Fortentwickelung in sich. Das Motiv zur Beteiligung war ein produktives. Die Versicherung gewährte einen Schutz der

Arbeit vor schädlichen Zufällen. Sie ermöglichte es, großen Verlusten, die, wenn sie auch selten eintraten, dafür aber ein ganzes Unternehmen zerstören konnten, — vorzubeugen durch freiwillige kleine Opfer, die, wenn sie auch alljährlich oder gar monatlich zu tragen waren, leicht verschmerzt werden konnten.

Dieser Schutz vor Verlusten mußte dem einzelnen Unternehmer häufig von so ungeheurem Wert sein, daß es für ihn immer noch vorteilhaft war, eine Versicherung abzuschließen, auch wenn der von ihm geforderte Einsatz weit höher war, als das Prinzip der mathematischen Gleichwertigkeit von Leistung und Gegenleistung erforderte.

Und andererseits war es begreiflich, daß das Versicherungsgeschäft in den Anfängen nur in den Händen von Großkapitalisten ruhen konnte und diesen einen beträchtlichen Gewinn abwarf. Denn das Fehlen der statistischen Unterlagen und einer richtigen Berechnung der Prämien und die geringe Ausdehnung des Geschäfts hatte eben zur Folge, daß immerhin oft genug für den Versicherer große Verluste eintraten, die durch die Aussicht auf den hohen Gewinn aufgewogen werden mußten. Gerade die Möglichkeit solcher Verluste erforderte das Vorhandensein eines sehr großen Garantiekapitals, das allein den Versicherungsnehmer vor dem Verfall seiner Einzahlungen wegen Insolvenz des Versicherers sicher stellen konnte.

Überdies hat selbstverständlich ein jedes Versicherungsgeschäft Verwaltungsunkosten zu tragen, die ebenfalls nur durch Gewinnchancen auszugleichen sind.

Schon Ende des 17-ten Jahrhunderts wurde von Jaan de Witt und dann von Halley der Versuch gemacht, eine Grundlage für Lebensversicherungsabschlüsse durch Aufstellung von Sterbetafeln zu gewinnen. Die erste wirkliche Sterbetafel veröffentlichte Süßmilch im Jahre 1741. Diese Süßmilch-Baumannschen Tafeln wurden erst Mitte des vorigen Jahrhunderts durch die von den Versicherungsgesellschaften Englands (1843) und dann Deutschlands (1883) herausgegebenen, aus einem ungeheueren Zahlenmaterial mit großen Kosten hergestellten Tafeln abgelöst.

Mit der Entwickelung der mathematisch-statistischen Versicherungstechnik und mit dem Anwachsen des Versicherungsgeschäftes ins Riesenhafte — und diese Entwicklung vollzog sich erst im Laufe der letzten 50 Jahre — wuchsen aber auch die Gewinste des Kapitals, die Dividenden der Aktiengesellschaften ins Ungeheuere. Und gleichzeitig wurde das Grundkapital der Versicherungsgesellschaften immer mehr und mehr von jedem Risiko entlastet, da die Gesellschaften mit einander in Verbindung traten, Rückversicherungen abschlossen und die Risiken so ausglichen, daß selbst Katastrophen, wie die Erdbeben von St. Francisko und Messina, ohne Zusammenbrüche ertragen werden konnten.

Damit fiel aber auch die innere Berechtigung zu den Riesendividenden und übermäßig hohen Direktoren-Gehalten allmählich fort, und — es ist auf dem Weltmarkt immer dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen!

Die Verhältnisse drängten von selbst dazu, daß auf dem Gebiet des Versicherungswesens an Stelle der kapitalistischen Gesellschaften —*Interessengemeinschaften der Versicherten* traten, die die Konkurrenz mit dem Großkapital erfolgreich aufnahmen. Denn es zeigte sich, daß dieser Geschäftszweig gewissermaßen im Gegensatz steht zu allen übrigen Betätigungen des Barkapitals.

In der Industrie, im Eisenbahn- und Schiffsverkehr, in der Landwirtschaft tritt das Kapital als unentbehrliches befruchtendes Element mit einem früchtetragenden Faktor in Verbindung. Es wird investiert. Es ist nötig, um die Früchte aus dem Boden, aus dem Bergwerk, aus dem Rohmaterial zu erzeugen.

Umgekehrt wird beim Sparkassenbetrieb, wie in dem Versicherungsgeschäft, nicht Barkapital aufgewandt und gewissermaßen ausgestreut, sondern aufgesammelt und in den Geldschrank eingeschlossen. Und zwar handelt es sich bei dieser Kapitalbildung um enorme Summen — beispielsweise laufen bei den 43 deutschen Lebensversicherungsgesellschaften jährlich fast 1 Milliarde Mark an Gesamteinnahmen ein — die zum großen Teil aufgespeichert und verzinslich angelegt werden müssen.

Es ist selbstverständlich, daß diese Geldanhäufungen — ebenso wie die Anstauung des Geldes in den Sparkassen — die Aufmerksamkeit der Staaten auf sich zogen. Zunächst geschah dieses in der Form der Kontrolle und Fürsorge für den Spareinleger oder Versicherer, dessen Groschen durch Gesetzgebung und Staatsaufsicht vor Verschwendung und Veruntreuung sicher gestellt werden mußten.

Dann aber auch in der Form einer Heranziehung dieser Kapitalien für den Kreditbedarf des modernen Staates und endlich in der bisher nur in Italien versuchten Form einer Verstaatlichung der Versicherungsunternehmungen zur Nutzbarmachung dieser Gewinnquelle für die Staatsausgaben, gewissermaßen als Ersatz für die anstößig werdenden Staatslotterien und Lotterieanleihen.

Wir stehen gegenwärtig noch mitten drin in diesem hochinteressanten Umwandlungsprozeß, der sich, ausgehend von den genuesisch-lombardischen und englisch-holländischen Versicherungsbanken und den nordamerikanischen und französischen Aktiengesellschaften, einerseits in der Richtung der musterhaft geleiteten deutschen Gegenseitigkeitsgesellschaften und den neuen öffentlichrechtlichen Anstalten vollzieht, andererseits zum italienischen Staatsmonopol sich hinneigt.

Wir können in einer allmählichen Emanzipation der Versicherten von der Belastung mit der Dividende der Aktionäre nur eine sehr erfreuliche Tatsache erblicken, denn je billiger die Versicherung wird, um so mehr läßt sich eine Sicherstellung von Witwen und Waisen oder ein sorgenloser Lebensabend zahlloser Versicherten erreichen, die diese Wohltat eigener Arbeitskraft

und Besonnenheit, nicht der Staatskrippe und obrigkeitlicher Bevormundung verdanken.

Darum ist aber die weiter gehende Tendenz zur Verstaatlichung eine durchaus bedenkliche Erscheinung, da sie an Stelle einer aktiven Konkurrenz eine interesselose, weil monopolisierte und schablonisierte Maschinerie zu setzen droht, die außerdem noch in ein obligatorisches Sparsystem auswachsen könnte, dessen Schattenseiten am sonst so segensreichen Werk der deutschen obligatorischen Arbeiterversicherung gegen Arbeitsunfähigkeit leider zu beobachten sind.

Es läßt sich daher sowohl theoretisch, wie aus praktischer Erwägung rechtfertigen, wenn wir die gesunde Entwicklung auch hier in der mittleren Linie suchen, die sich gleich weit entfernt hält von den rein auf Gewinn ausgehenden privaten Aktienunternehmungen wie von der vollkommenen Verstaatlichung. Und die mittlere Linie wäre eben gegeben durch gemeinnützige Gegenseitigkeitsgesellschaften, die unter staatlicher Kontrolle und öffentlicher Rechenschaftsablegung stehen und den Versicherten einen möglichst großen Teil des Gewinnes zukommen lassen, oder auch durch Anstalten öffentlich-rechtlichen Charakters, wie sie durch den General-Landschaftsdirektor der ostpreußischen Landschaft Dr. Kapp in mehreren Provinzen Preußens ins Leben gerufen worden sind, die aber in freier Konkurrenz mit der Privatversicherung stehen und dadurch vor dem Prozeß der bürokratischen Verkalkung geschützt sind.

Um die sich vor unseren Augen abspielende Entwickelung zu verstehen und das Wesen der Sache, das diese Entwickelung bestimmt, richtig zu erfassen, müssen wir uns die Frage vorlegen: kann eine Lebensversicherungsanstalt wirklich der kapitalistischen Grundlage entbehren, ist ein Anspruch des Versicherers auf eine volle Beteiligung am Gewinn berechtigt und ist nicht solch ein Anspruch gleichbedeutend mit einer Teilnahme an etwaigen großen Verlusten, also doch ein Risiko, das ja der Versicherungsnehmer gerade von seinen Schultern abwälzen will?

Um diese Fragen beantworten zu können, müssen wir unvermeidlich etwas tiefer in die Grundlagen des Versicherungsgeschäftes eindringen.

Wir sahen bereits, daß die Lebensversicherung sowohl etwas vom soliden Spargeschäft an sich hat, wie auch etwas vom aleatorischen Vertrage, vom Glücksspiel, Lotto oder Totalisator.

So hat beispielsweise bei dem Versichern eines Kapitals auf den Todesfall gegen eine jährlich zu zahlende unveränderliche Prämie diese Zahlung des Versicherten einen doppelten Charakter.

Sie ist zunächst die Summe zweier Zahlungen:

1) einer Zahlung für den Fall, daß der Versicherte im Lauf des betreffenden Jahres stirbt und das ausbedungene Kapital somit fällig wird. Diese Zahlung (Risikoprämie) muß dem mathematischen Risiko entsprechen und ist direkt aus dem Sterblichkeitsquotienten abzuleiten;

2) einer Zahlung, die von der Gesellschaft zurückgelegt werden muß, weil das Risiko des Fälligwerdens der Kapitalzahlung von Jahr zu Jahr steigt, die Jahreszahlung des Versicherten aber laut Vertrag gleichbleibend ist. Aus diesem Anteil wird die sogenannte Deckung oder die Prämienreserve gebildet.

Beide Zahlungen zusammen ergeben erst die „Nettoprämie", die genau ausreichen würde, um alle Verpflichtungen zu decken, wenn

1) die wirkliche Sterblichkeit des Versicherten genau der programmäßigen, d. h. der Rechnung zu Grunde gelegten entsprechen würde;

2) wenn der erzielte Zinsfuß ebenfalls genau gleich dem programmmäßigen ist;

3) wenn die Verwaltung der Gesellschaft und die Geschäftsabwickelung garnichts kosten würde;

4) wenn keine Aktionäre oder sonstige auf Gewinn Anspruch erhebende Personen da wären.

Da es nun immer zum mindesten Verwaltungskosten gibt, die getragen werden müssen, so begnügt sich keine Gesellschaft der Welt mit der reinen Nettoprämie, sondern erhebt gleichzeitig noch einen Zuschlag, der früher vielleicht ein Vielfaches der Nettoprämie betragen haben mag und eben noch bei allen Gesellschaften so hoch ist, daß nicht nur die Verwaltung und die Agenten gut bezahlt werden, sondern daß auch im Durchschnitt etwa 25 % an Dividende auf das Aktienkapital gezahlt — oder aber bis 45 % von der Jahresprämie den Versicherten zurückerstattet werden können.

Sehen wir zunächst von diesem Zuschlage ab, der zur Nettoprämie zugefügt die Bruttoprämie oder tarifmäßige Zahlung ergibt, und halten wir uns an die reine Nettoprämie, die, wie wir sahen, als in eine jährliche Risikoprämie und in einen Deckungsanteil zerfallend aufgefaßt werden kann.

In zwei Beispielen wollen wir das Anwachsen der zur Deckung des steigenden Risiko erforderlichen Prämienreserve näher verfolgen.

Nehmen wir an, ein 30-jähriger Mann habe sein Leben für die Dauer von 10 Jahren in der Art versichert, daß die Versicherungsanstalt gegen eine gleichbleibende Jahresprämie verpflichtet ist (lediglich für den Fall seines Todes innerhalb dieser Frist) ein Kapital von 10000 Rbl. zu zahlen. Dieses Geschäft heißt kurze Todesfallversicherung.

Der Versicherte hat für diese Sicherstellung des im Todesfall fälligen Kapitals jährlich netto 95 Rbl. zu zahlen, nebst einem Zuschlag, von dem wir eben absehen.

Von diesen 95 Rbl. müßte die Gesellschaft 88 Rbl. glatt für das Risiko des laufenden Jahres in Anrechnung bringen, da die Sterblichkeitsquote der 30-jährigen, wie wir erwähnten, 8,8 % beträgt. Sterben also von 10.000 Versicherten 88, so sind 88×10.000 Rbl. auszuzahlen und diese Leistung muß durch 10.000 Prämien zu 88 Rbl. aufgewogen werden. Da die Prämie

pränumerando gezahlt wird, kommen von den 88 Rbl. etwa 3 Rbl. in Abzug, so daß als Risikoprämie 85 Rbl. in Rechnung gesetzt werden können. Der Rest der Nettoprämie (10 Rbl.) geht in die Prämienreserve dieser Versicherung.

Im nächsten Jahr ist die Risikoprämie wegen zunehmenden Alters schon von 85 auf 87 gestiegen. In die Reserve können also nur noch 8 Rbl. abgeführt werden. Im Lauf der Jahre steigt das Risiko schließlich auf 110 Rbl., wird also größer, als die vom Versicherten gezahlte Nettoprämie. Dieses Manko tritt schon im 6-ten Jahre ein und wird fortlaufend aus der angesammelten, durch Zinsenzuwachs vermehrten Prämienreserve gedeckt, die im vorliegenden Beispiel im 5-ten Jahr auf 36 Rbl. steigt und dann aufgezehrt wird, um die gezahlte Nettoprämie (95 Rbl.) bis zur erforderlichen Höhe der angewachsenen Risikoprämie (zum Schluß, wie gesagt, 110 Rbl.) aufzufüllen. Am Ende der 10-jährigen Periode ist die Deckung (oder Prämienreserve) wieder = 0, da der Gesellschaft keine weiteren Verpflichtungen aus diesem Vertrag obliegen.

Anders gestaltet sich die Rechnung bei einer lebenslänglichen Todesfallversicherung oder bei der gemischten Versicherung, wo in beiden Fällen zum Schluß das Kapital ausgekehrt werden muß.

Es versichere sich wiederum ein 30-jähriger auf 10 Jahre für den Todes- und Erlebensfall. Er wird für dasselbe Kapital von 10.000 Rbl. nun nicht mehr netto 95 Rbl., sondern netto 885 Rbl. jährlich zu zahlen haben, (von den unvermeidlichen Zuschlägen der Gesellschaft immer abgesehen).

Von diesen 885 Rbl. beträgt das Jahresrisiko, — genau wie im vorigen Beispiel, — 85 Rbl., der Anteil für das Deckungskapital aber schon 800 Rbl.

In diesem Fall braucht das mit anlaufenden Zinsen angesammelte Deckungskapital (Prämienreserve) nicht zur Auffüllung der Prämie herangezogen zu werden, da die Risikoprämie, auch wenn sie allmählich von 85, 87 Rbl., in den letzten Jahren auf 100, 105, 110 Rbl. steigt, — aus der jährlich gezahlten Prämie voll gedeckt werden kann. Der Deckungsfonds nimmt also hier nicht ab, sondern steigt ständig von 800 Rbl. im ersten Jahr auf volle 10.000 Rbl. im letzten Jahr, um dann dem Versicherten ausgekehrt zu werden, falls der Fonds nicht schon früher durch den Tod des Versicherten in Anspruch genommen worden ist.

Wir sehen daraus, daß die Prämienreserven je nach dem Charakter des Vertrages sehr verschieden hoch sind. Je größer sie sind, um so mehr nimmt das Geschäft den Charakter einer Spareinlage auf Zinseszins an. Bei kurzen Versicherungen rein auf den Todesfall tritt das Sparsystem fast völlig zurück, und das Geschäft hat den Charakter eines aleatorischen Vertrages, fast wie bei der Versicherung eines Schiffs gegen Feuer- oder Seegefahr.

Wir sehen ferner daraus, daß die Prämienreserven sehr hohe Beträge erreichen, ja daß sie schließlich in einzelnen Phasen der Abwickelung der Versicherungsprämie gleich werden müssen. Über den Betrag, den die in

dieser Weise für die Zukunft aufgespeicherten Kapitalien erreichen, kann man sich ein Bild machen, wenn man sich vergegenwärtigt, daß eine einzige der 43 deutschen Lebensversicherungsgesellschaften, nämlich beispielsweise die Leipziger Lebensversicherungsgesellschaft auf Gegenseitigkeit Prämienreserven im Betrage von 306.000.000 Mark verzinslich angelegt hat. Diese Gesellschaft ist dabei noch längst nicht die größte.

Die Prämienreserven der Versicherten sind keinesfalls zu verwechseln mit dem Reservekapital der Gesellschaft. Auf seine Prämienreserve hat der einzelne Versicherte ein gewisses Anrecht. Es ist ein unantastbares Kapital, dessen Intaktheit der Aufsichtsbehörde jederzeit nachgewiesen werden muß. Ja, seine Prämienreserve könnte der Versicherte auch jederzeit ausgezahlt erhalten, wenn er seine weiteren Ansprüche an die Gesellschaft fallen läßt. Dieses Kapital stellt geradezu den mathematischen Wert der durch die früheren Zahlungen des Versicherten erworbenen Rechte dar. Es wird daher auch in Praxi von den Gesellschaften dem Versicherten zu etwa 75% darlehensweise oder als Rückkaufwert ausgezahlt.

Das Reservekapital dagegen gehört den Aktionären der Gesellschaft oder — bei gegenseitigen Gesellschaften — der Gesamtheit der Versicherten. Es dient zusammen mit dem Grundkapital oder Aktienkapital, und zwar an erster Stelle, zum Ausgleich von etwa auftretenden Verlusten, die z. B. durch gehäufte Todesfälle eintreten können.

Um nun auf den Ausgangspunkt unserer Fragestellung zurückzukommen, müssen wir allem zuvor hervorheben, daß ohne ein solches Reserve- oder Gewährleistungskapital nur dann eine volle Sicherheit für unverkürzte Erfüllung der vertragsmäßigen Leistung vorhanden ist,

> wenn die Zahl der Versicherten unendlich groß wäre, oder wenn sie sehr groß ist und die Zahlung der Jahresprämie wesentlich größer ist, als die Nettoprämie beträgt.

Die erste Bedingung ist natürlich unerfüllbar, die zweite ist darin immer erfüllt, daß — wie wir gesehen haben — die faktisch gezahlten oder „Brutto"-prämien wesentlich höher zu sein pflegen, als die statistisch berechnete Nettoprämie. Es braucht also nur noch die Zahl der Versicherten sehr groß zu sein.

Dieses Ziel läßt sich auf direktem Wege erst in Jahrzehnten erreichen, und so braucht jede Gesellschaft, die selbständig den direkten Weg einschlagen will, für die Zeit, bis sie eine sehr große Zahl von Versicherungsverträgen abgeschlossen hat, doch ein größeres Grundkapital, das die Gefahren trägt und daher hoch verzinst sein muß.

Es gibt aber noch einen indirekten Weg, um zum angestrebten Ziele der „großen Zahl" zu gelangen, und der besteht darin, daß die Gesellschaft sofort einem Verbande von Gesellschaften zum Risikoausgleich beitritt oder—was im Wesen auf das Gleiche hinausläuft — indem sie Rückversicherungsverträge abschließt.

Gerade das Auftreten von Versicherungsgesellschaften gemeinnützigen Charakters, d. h. solchen, die nicht auf hohe Prämientarife und große Dividenden hinarbeiteten, und die Konkurrenz dieser Gesellschaften mit kapitalkräftigen Aktienunternehmungen hat in den letzten Jahrzehnten eine ungeahnte Entwickelung der Rückversicherungsoperationen gezeitigt. Denn nur der dadurch geschaffene Risikoausgleich ermöglichte es, die hohen Zuschläge zur Nettoprämie ohne Gefahr für das Anlagekapital oder für die Sicherheit der Anrechte der Versicherten zu ermäßigen.

Die Theorie der Rückversicherung ist sehr einfach: sie läuft auf den Risikoausgleich durch Zusammenfassung aller Risiken zu einer Gesamtmasse hinaus, die das einzelne Risiko „atomisiert", d. h. es auf eine große Zahl von partizipierenden Gesellschaften verteilt.

Die Praxis besteht meist darin, daß die Versicherungsgesellschaft von jeder Versicherung nur einen sehr kleinen Betrag als „Selbstbehalt" bei sich selbst versichert, den Überschuß aber (den Excedenten) auf die Rückversicherungsgesellschaft abwälzt. Diese pflegt sich dabei mit der reinen Nettoprämie zu begnügen. Von dieser Nettoprämie bleibt der Teil, der zur Prämienreserve gehört, zunächst in der Verwaltung des Erstversicherers, und nur die Risikoprämie wird an den Rückversicherer ausgezahlt, der dafür alle fällig werdenden Summen, soweit sie nicht aus der Prämienreserve gedeckt sind, aus seiner Tasche bezahlt.

Dieser Geschäftsgang ermöglicht das Prosperieren von lokalen Versicherungsgesellschaften, die nur groß genug sein müssen, um eine technisch einwandfreie Geschäftsführung bezahlen zu können, die aber nicht mehr darauf angewiesen sind, große Gewährleistungskapitalien aufbringen und verzinsen zu müssen, um nicht Gefahr zu laufen, wegen zu kleiner Zahl von Versicherten an zufällig sich häufenden Todesfällen hochversicherter Personen zu verbluten. Mit dieser Darlegung glauben wir die erste unserer Fragen dahin beantwortet zu haben, daß eine Lebensversicherungsgesellschaft sehr wohl der kapitalistischen Grundlage entbehren kann, wenn sie nur stark genug ist, um den gemeinsamen Verwaltungsapparat unterhalten zu können.

Um noch von einer anderen Seite diesen Prozeß der Emanzipation der Versicherungsnehmer von der Beherrschung durch das Großkapital zu überschauen, wollen wir uns vergegenwärtigen, daß die Gewinne, die das Aktienkapital aus dem Versicherungsgeschäft ziehen kann, aus folgenden Quellen fließen:

1. Aus dem Sterblichkeitsgewinn. Denn die wirkliche Sterblichkeit bleibt erfahrungsgemäß im Lauf der Jahre immer hinter der statistisch ermittelten zurück, so daß aus diesem Grunde schon die reinen Risikoprämien an sich zu hoch berechnet erscheinen.

2. Aus dem Zinsgewinn, der dadurch entsteht, daß die Prämienreserve mit 3—4% kalkuliert wird, während das Geld zu ½ bis 1% höher verzinslich angelegt werden kann.

3. Aus dem Zuschlag zur Nettoprämie, der fast immer höher ist, als die Verwaltungs- und Abschlußkosten betragen.

Von diesen 3 Gewinnquellen fällt nur die erste fort, wenn eine neu auftretende Gesellschaft sich der Gefahr der Sterblichkeitsschwankungen entziehen will und Rückversicherungsverträge abschließt.

Sie fällt dabei nicht ganz fort, da die Gesellschaft einen Bruchteil der Versicherungssummen in Selbstbehalt übernimmt und das geringe dadurch entstehende Risiko durch ihr eigenes Kapital und durch die Zuschläge zur Nettoprämie deckt.

Die zweite und dritte Gewinnquelle dagegen bleiben voll bestehen. Zwar kann eingewandt werden, daß einem Zinsgewinn auch die Gefahr eines Zinsverlustes gegenüberstehen muß, — und dieser Einwand ist auch richtig, nur gilt er nicht in höherem Maße, als bei einer Sparkasse, die ebenfalls Geld zu 3—4% entgegennimmt und es zu höherem Zinsfuß anlegen muß.

Dafür ist die dritte Quelle — der Zuschlag — nur mit der einen Gefahr belastet, nämlich der, daß die Geschäftsführung unverhältnismäßig teuer und großstilig angelegt wird, so daß sie mehr verschlingt, als die Einnahmen ausmachen, und tatsächlich haben in der Praxis alle Mißerfolge immer nur von diesem Punkte ihren Ausgang genommen, nicht aber von Sterblichkeits- oder Zinsverlusten.

In der Regel ist aber der Gang der gewesen, daß die Gesellschaften gemeinnützigen Charakters sparsamer gewirtschaftet haben, als die großen Aktienunternehmungen, daß sie ihren Versicherten von der ausbedungenen Prämie beträchtliche Rabatte haben gewähren können und dadurch die Zahl ihrer Klienten sehr vergrößerten und daher Reserven zurücklegen und ihren Selbstbehalt vergrößern konnten.

Mit der Vergrößerung des Selbstbehalts eröffnete sich aber auch stärker die erste der Gewinnquellen — der Gewinn wegen geringerer Sterblichkeit. Und zwar um so mehr, je sorgsamer überwacht die Tätigkeit der Agenten und Ärzte war. Gerade darin können Provinzialgesellschaften sehr viel mehr leisten als internationale Aktienunternehmungen. Je weiter die Zentralverwaltung, je weniger eng der Konnex zwischen Verwaltung und Agentur, um so mehr werden einer Gesellschaft schlechte Risiken zugeführt, d. h. Versicherungsnehmer, die wegen Kränklichkeit in besser bedienten Gesellschaften zurückgewiesen worden waren.

Ein weiteres Moment ist die verzinsliche Anlage der Kapitalien.

Für eine provinzielle gemeinnützige Gesellschaft ist das Hauptziel die Kapitalbildung im Lande selbst, die Befruchtung der Provinz mit ihren eigenen Spargeldern.

Der Zinsfuß in der Provinz ist oft höher, die Auswahl der Objekte, in denen das Geld angelegt wird (Immobilien, Hypotheken, Pfandbriefe) kann mit mehr Liebe und Sorgfalt vorgenommen werden, als bei der Anhäufung

von Milliarden in einigen Hauptstädten, die gerade durch die Kapitalien der Versicherungsgesellschaften oft ein stärkeres Wachstum, eine schnellere Bebauung erfahren haben, als es im Interesse einer günstigen Verzinsung der angelegten Werte erwünscht gewesen wäre.

Damit scheint uns die zweite Frage dahin beantwortet zu sein, daß der Versicherungsnehmer auf den vollen Geschäftsgewinn allerdings keinen Anspruch erheben kann, wenn er das ausbedungene Kapital unter allen Umständen unverkürzt durch irgendwelche Verluste erhalten will. Er muß eben auf den Sterblichkeitsgewinn um so mehr verzichten, je geringer der Zuschlag zur Nettoprämie sein soll, je billiger er sich also zu versichern wünscht. Auf den vollen Zinsgewinn und den Gewinn aus dem Zuschlage hat er aber berechtigten Anspruch, da es sein Geld ist, das der Gesellschaft die Gewinne einbringt.

Die hier vertretene Auffassung von der gesunden Basis, auf der sich die neuzeitliche Entwickelung des Versicherungsgeschäftes in der angegebenen Richtung, nämlich in der Richtung des Entstehens von gegenseitigen, gemeinnützigen oder öffentlich-rechtlichen Anstalten, vollzieht, bedarf zu ihrer Bestätigung noch einiger Hinweise auf die von den Gegenseitigkeitsgesellschaften erzielten tatsächlichen Ergebnisse.

Als erstes positives Ergebnis muß hervorgehoben werden, daß die Aktiengesellschaften ihren Versicherten auch eine Art von Gewinnbeteiligung eingeräumt haben. Neben diesem wirklichen Vorteil steht der scheinbare, daß sich manche Aktiengesellschaften in „Gegenseitige" umbenannt haben, obwohl sie es nicht sind, da sie nur einen willkürlich bemessenen Teil ihres Reingewinnes den Versicherten zugute kommen lassen, und da das Aktienkapital nicht — wie bei den eigentlichen „Gegenseitigen" das Gründungskapital — allmählich in den Besitz der Versicherten durch Tiragierung übergeht.

Ein zweites Ergebnis ist die Dezentralisation, die besonders in Deutschland in Erscheinung tritt: neben den großen deutschen und internationalen Gesellschaften mit dem Sitz in Berlin bestehen dort ebenbürtige nicht nur in Hamburg und München, sondern auch in Stuttgart, Gotha und vielen anderen Städten, zu denen noch die neugegründeten Provinzialgesellschaften in Königsberg, Danzig, Breslau, Posen u. s. w. treten.

Und drittens kann wenigstens für Österreich, für welches Land ein kritisch bearbeitetes Vergleichsmaterial vorliegt, behauptet werden, daß unter den vielen dort arbeitenden Gesellschaften gerade die alten genossenschaftlichen Gesellschaften von Leipzig, Gotha und Stuttgart den Versicherten weit größere Vorteile gewähren, als die amerikanischen und auch als die österreichischen Gesellschaften, die vom Verfasser (H. Steiner) gewiß nicht lieblos behandelt worden sind.

Aus den Vergleichstabellen dieser Schrift seien nur wenige besonders charakteristische Daten angeführt.

Die durchschnittliche Zahlung, die gewisse auf den Todes- und Erlebensfall Versicherte nach Ablauf der halben Versicherungszeit für den gleichen Versicherungsvertrag (20.000 K.) zu leisten haben, schwankt bei den 29 in Östreich bestehenden und zugelassenen Gesellschaften von 9222 bis 12254 K. (Tabelle C).

Der vorzeitige Abgang der Versicherten, der auf unbedachte, bereute und fallen gelassene Versicherungsabschlüsse hinweist, schwankt noch mehr und zwar von 0,8 bis 20 % aller Versicherten (Tabelle D).

Berechnet man die Gegenleistung der Gesellschaften für je 100 eingezahlte Geldeinheiten, nämlich die an die Versicherten gezahlten fälligen Kapitalbeträge, Dividenden, Rückkaufszahlungen u. s. w. zusammengenommen, so fällt diese Gegenleistung von 122 % bei den besten Gesellschaften bis auf 70,5 % bei der offenbar unvorteilhaftesten! (Tab. E.)

Andererseits steigen die Verwaltungskosten von 7,7 % der Prämieneinnahmen auf 37 %. (Tab. F.)

Die drei genannten „Gegenseitigen" stehen in den Tabellen D, E und F an 1., 2. und 3. Stelle, also am günstigsten, in der Tabelle C an 2., 3. und 8-ter Stelle.

In Rußland gibt es z. Z. nur eine rein genossenschaftliche Gesellschaft, die mehr als ein oder zwei Jahre, aber auch nur wenig längere Zeit bestanden hat (in Charkow).

Die Entwicklung, von der wir sprachen, setzt hier eben erst ein.

Das Feld der Tätigkeit ist aber ein fast unübersehbares. Noch lange werden hier die Aktiengesellschaften keine gefahrdrohende Konkurrenz zu befürchten haben, hat doch selbst im Westen die Tätigkeit der neu hinzukommenden genossenschaftlichen Unternehmungen kaum jemals eine Verringerung in der Tätigkeit einer alten Gesellschaft mit sich gebracht, sondern allenfalls nur ein weniger rapides Wachstum verschuldet.

So läßt sich für den russischen Versichungsmarkt erst recht nicht ein wirkliches Kampfgedränge des alten und des neuen Systems zum Schaden eines der beiden befürchten, wenn es auch an Kritik, Polemik und gesteigerter Reklame nicht fehlen wird.

Die Erfahrung spricht dafür, daß diese Alarmierung des Publikums eine Steigerung der Geschäftstätigkeit und der Versicherungsabschlüsse aller Gesellschaften zur Folge hat — zum Nutzen des alarmierten Publikums und der Versicherungsdirektoren, die sich im stillen händereibend zugestehen können: Raum für alle hat die Erde! —

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Carl Manfred Kyber.

Von Adolf von Keußler.

Der in Berlin lebende zeitgenössische Dichter und Schriftsteller Manfred Kyber ist ein Sohn Livlands. In der Vollkraft der Jahre stehend, hat der 1880 zu Riga Geborene außer verschiedenen Jugendarbeiten bereits einige allgemein beachtete Werke veröffentlicht, die seinen Namen aus der großen Schar der aufstrebenden Talente der Gegenwart vorteilhaft hervortreten lassen. Zwar hat der Dreiunddreißigjährige den Höhepunkt seines dichterischen Könnens sicherlich noch keineswegs erreicht; andererseits aber sind, wie im Folgenden dargetan werden soll, die Richtlinien seiner künstlerischen Persönlichkeit schon mit genügender Deutlichkeit erkennbar, um eine eingehendere Würdigung dieses deutschen Dichters aus Rußland gerechtfertigt erscheinen zu lassen.

Nachhaltige Jugendeindrücke, freundliche und unangenehme, pflegen dem Werdegang des Kindes zum Jüngling und Mann in stärkerem Maße Ziel und Richtung zu weisen als manche objektive Eigenerkenntnis von Gut und Böse. Besonders lebhaft hallen solche Eindrücke naturgemäß in „fieberndem Künstlerblut" nach. Auch Manfred Kybers Entwicklung bestätigt diese Wahrnehmung. Wer daher in sein dichterisches Denken und Fühlen eindringen, den Sinn seines Schriftstellertums in seinen psychologischen Ursprüngen erfassen will, muß vor allem mit der Umgebung bekannt sein, in der Kyber die Knaben- und Jünglingsjahre verbracht hat.

„Wer den Dichter will verstehen, muß in Dichters Lande gehen." Dieses Goethewort bedingt im gegebenen Fall die folgende kurze Betrachtung der gesellschaftlichen Zustände in den baltischen Provinzen, der Heimat Manfred Kybers.

Es gibt wohl kaum sonst wo ein Land, dessen deutsche Bewohner stärker unter dem Einfluß des Hergebrachten, der Tradition, aufwüchsen und lebten, wie die russischen Ostseeprovinzen. Das ist ihre Stärke und ihre Schwäche, wie früher so jetzt. Einst die herrschende Rasse, deren Reinhaltung nie eine irgend nennenswerte Vermischung mit undeutschem Blut zuließ, gestalteten die Deutschbalten schon im Mittelalter das gesamte öffentliche Leben nach den ständischen Prinzipien des Mutterlandes. Nach innen die strenge Unterordnung des Einzelnen unter die Gesamtheit, nach außen bei aller Wahrung der eigenen Vitalinteressen die stete Hochhaltung des Noblesse oblige. So entwickelte sich in jahrhundertelanger Züchtung, oft unter dem Druck schwerer äußerer Hemmnisse, eine aristokratische Lebensanschauung, die praktisch in dem mit Selbstverständlichkeit geübten kerndeutschen Grundsatz „Ein Mann, ein Wort" ihren lichtesten Ausdruck fand. Schwerblütige, geradlinige, gesinnungsfeste deutsche Nordländer, die gleichwohl einem tiefen Trunk, fröhlicher Geselligkeit und ritterlicher Jagd mit ihresgleichen in den ragenden Heimatforsten nicht abhold waren. Die Abgeschlossenheit der Stände gegeneinander und gegen die weitere umge-

bende Welt zog aber unvermeidlich auch einen gewissen fortschrittsfremden Kastengeist groß. Das Herkommen schuf festbegrenzte Daseinsformen, das Herkommen bestimmte die landläufigen Normalanschauungen über die gegebenen Verhältnisse, an denen Kritik zu üben nur Auserwählten in seltenen Fällen freistand. Daß die höchsten Blüten menschlicher Kultur, Kunst und schöne



Carl Manfred Kyber.

Literatur, unter solchen Verhältnissen am rauhen Ostseegestade stets nur eine sehr bedingte Pflege erfahren konnten, liegt auf der Hand. Ihr Gedeihen setzt den frisch-freien Luftzug unbehinderten geistigen Güteraustausches voraus; in den abseits von der großen Heerstraße kultureller Entwicklung liegenden deutschen Ostseeprovinzen Rußlands aber war, wie in jedem Koloniallande, zu allen Zeiten immer nur die ferne Brandung der bahnbrechenden geistigen Bewe-

gungen und Kämpfe Europas spürbar. Diese doppelte Schranke — die traditionelle Konvention und die Trennung vom geistigen Mutterlande — hat denn auch manche vielversprechende geistige Natur, die sich ihre Freiheit nicht rechtzeitig erringen wollte oder konnte, im breiten Strom nüchterner Alltäglichkeit verkümmern, oft sogar untergehen lassen.

Der Ansturm der Russifizierung und das Erstarken der indigenen Bevölkerung hat diese ungünstige Lage in der neuesten Gegenwart noch kompliziert. Zwar sind viele Überbleibsel ständischer Abgeschiedenheit gefallen, manche morsche Scheidewand ist abgetragen. Trotzdem aber hat das baltische Deutschtum mit den Imponderabilien seiner Traditionen — in deren zäher Verteidigung es mit Recht seine Selbsterhaltung erblickt — auch manches zeitfremde Vorurteil, manche überlebte Normalanschauung beibehalten.

Usus tyrannus.

Ebensowenig wie dieser ist der verschärfte Kampf um's Dasein mit seinen elementaren, früher nicht gekannten materiellen Sorgen geeignet, freie künstlerische Individualitäten im Lande zu fördern. Gewiß hat die Verkehrserschließung der baltischen Provinzen Rußlands auch hier zur Vertiefung und Vermehrung des Interesses für Kunst und Literatur geführt. Dennoch läßt sich auch heute nicht bestreiten, daß es der alten Ostseekolonie nicht beschieden gewesen ist, ihren deutschen Bewohnern auch geistig zur Heimat zu werden. Sie ist wie früher auf die Brosamen angewiesen, die von des reichen Mutterlandes Tische fallen. In noch stärkerem Maße wie einst spielt sich vor unseren Augen die Tragödie des baltischen Wesens ab, das — nach Julius Eckardts klassischen Worten — „nicht leben und nicht sterben kann, das ein Patriotismus ist ohne Vaterland, ein Streben nach Nationalitätstreue ohne Nation und wo den Kindern des Landes die traurige Alternative gestellt ist, ihre Heimat garnicht oder unglücklich zu lieben."

In der Tat: dieser prüfungsgraue Himmelsstrich kann Apolls Sonnenreich keine Heimstatt bieten!

So erklärt es sich, daß Künstler und Dichter, die die ihnen gewordene Göttergabe höher einschätzten als ein bloßes freundliches Zufallsgeschenk, sich seit jeher aus den Fesseln der physischen in die Freiheit der geistigen Heimat hinüberretteten

Es liegt in der Natur der Dinge, daß eine solche Trennung oft nur mit schweren Konflikten und herben Heimwehschmerzen möglich war. Nicht selten hat die seelische Einwirkung dieser Gemütsaffekte die spätere Entwicklung der Scheidenden richtunggebend beeinflußt, ja, manchem Dichter und Künstler das Herz gebrochen und seinem Schaffen vorzeitig ein Ziel gesetzt. Dennoch ist die Rückkehr in das Stammland deutscher Kultur, die mitschaffende unmittelbare Teilnahme an den geistigen Kämpfen, den Geburtswehen, der Pfadfinderarbeit neuer Gedanken, neuer künstlerischer Offenbarungen, neuer Erkenntnisse für jeden Sohn baltischer Erde, dem wirkliches Künstlerblut in den Adern rollt, der einzig richtige Weg zum Glück, — führte er auch über Entbeh-

rungen, Prüfungen und Enttäuschungen. Denken wir an die Eduard von Gebhardt, Theodor Hermann Pantenius, Hermann Graf Keyserling, Konstantin Starck, Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß, Ed. Graf Keyserling und viele andere kleinere oder ihnen ebenbürtige Geister. Hätten sie die Werke schaffen können, die wir ihnen verdanken, wenn sie der heimischen Scholle nicht den Rücken gekehrt und sich von ihren Sorgen hätten einspinnen lassen? Der Geburtsheimat beste Gaben: Treue, Kampffestigkeit, Ausdauer nahmen sie mit in das Mutterland. Und die Stammesgenossen an der fernen Ostsee durften alsbald freudig Anteil nehmen an den Früchten ihrer künstlerischen Arbeit.

So hat es auch den Dichter, dessen Schaffen wir nun nähertreten, Carl Manfred Kyber, hinausgetrieben aus dem Land seiner Kindheit in die goldene glückverheißende Ferne. Er hat es nicht leichten Herzens getan und im vollen Bewußtsein der Auflehnung gegen heimatliche Vorurteile und Rückständigkeiten. So wenigstens müssen die vielen, in seinen Gedichten durchklingenden, rein persönlichen Motive gedeutet werden, die im Vorliegenden unser Wegweiser sein sollen.

Sie dürfen als die Bruchstücke der großen Konfession aufgefaßt werden, die uns über die Ansichten und Ziele Kybers aufklärt; aus ihnen weht der warme Hauch des wirklich empfundenen Erlebnisses.

Für des Dichters Verhältnis zur Heimat ist vor allem sein Lied vom „Soela-Sund" bezeichnend, in dem er mit unzweifelhafter Anspielung auf das vielgeprüfte Land seiner Väter sagt:

Es liegt meine Heimat krank und wund
Hoch oben im Norden am Soela-Sund.
Ein Feuer fraß sie von flammender Glut,
Ein Feuer von Haß und ein Feuer von Blut.
Doch ich weiß — so glühend das Feuer war —
Die Luft im Norden bleibt kalt und klar.
Es waren noch immer Männer genug
In dem Land, an das ewig die Brandung schlug.
Nur kehrt aus dem verfallenen Haus
Den Moderduft der Jahrhunderte aus.
Schlagt die verblichenen Scheiben ein,
Laßt Licht und Luft und Sonne herein.
Baut neue Häuser auf neuem Grund
Und — die Fenster hinaus auf den Soela-Sund!

Es konnte aber nicht ausbleiben, daß den jugendlichen Dichter, der suchend mit tausend Masten hinausgesegelt war, ein wehes Gefühl packt: die Stätte der Kinderjahre hat er verlassen, einen Ersatz für das Aufgegebene, einen Ruhepunkt für Gemüt und Herz aber noch nicht gefunden. Der Brust entringt sich daher manche Klage über seine Heimatlosigkeit, — eine Enttäuschung, an der auch schon andere und größere seiner Landsleute gelitten.

Er verliert sich aber nicht in trauernder Gefühlsschwelgerei. Hat er den ersten schweren, als richtig erkannten Schritt getan, so ist er, der Sprößling des rauholzigen Ostseelandes, nicht gesonnen, vor den inneren und äußeren Prüfungen, die ihm draußen entgegentreten, den Nacken zu beugen:

Ein Fremdling steh ich heute,
Wo ich als Knabe stand.
Am Hoftor heult die Meute
und zerrt am Kettenband.

Wildfalken, freiheitstolle,
sie rufen überm Ried
vom Trotz der eignen Scholle
ihr fesselfreies Lied.

Ist alles auch vergangen,
was einst geweint, gelacht —
mein Trotz ist ungefangen,
der nichts und niemand fragt.

Ganz intimen Charakters ist der Ausdruck der Wehmut, die trotz allem gelegentlich zum Durchbruch kommt und die — wie wohl angenommen werden darf — auch auf die inneren Voraussetzungen seines dichterischen Schaffens nicht ohne Einfluß geblieben ist.

Im übrigen hat auch Manfred Kyber, wie jeder sich lebendig entwickelnde Charakter, seine Sturm- und Drang-Periode. In wildem Trotz bäumt sich sein Pegasus freiheitstoll nicht nur gegen wirklich hemmende Schranken, nein, gegen jede Konvention, jede Sitte auf. In ruheloser Hast stürmt er gegen Himmel und Hölle an: bald betet er zu seiner „Herzallerliebsten", der „Frau Sünde im Heiligenschrein", bald ergeht er sich in beißendem Spott gegen den „gründlich und gut" schlafenden und von „himmlischen Schafen" träumenden Philister. Die künstlerische Form gilt ihm noch wenig oder nichts, wenn er seine Seele nur von dem befreien kann, was auf ihn einstürmt. Und sehr wohl könnte er seinen Erstlingsgedichten — deren Sammlung wir hier folgen*) — das Motto seines „Schwarzen Seglers" voransetzen:

Wir fahren ohne Recht und Fug
und ohne Ziel und Regeln!
In freier Sturmnacht freiem Flug!
auf schwarzem Kiel und schwarzem Bug —
Hoiho! mit allen Segeln!

Wie ein Alpensturzbach im Frühling Geröll, Märzschnee und kristallklares Quellwasser in verworrenem Gemisch und überstürzendem Fall zu Tale trägt, so klingen die von Kybers Jugendmuse angeschlagenen Töne an unser Ohr, hier zart und duftig, sein wahres Können verratend, dort derb-realistisch, noch ungefeilt und lediglich Ausdruck der Augenblicksstimmung.

*) Gedichte. Verlag Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig.

Eine ganz bedeutende künstlerische Klärung verrät Kyber in der zweiten Ausgabe seiner Gedichte, die er unter dem Titel „Der Schmied vom Eiland" im Jahre 1908 in Berlin herausgegeben hat. Die Sammlung ist in doppelter Hinsicht interessant, formal und inhaltlich.

Kyber hat in ihr nämlich mit vielen neuen Gedichten auch über ein halbes Hundert aus der Erstlingsausgabe vereinigt. Eine genauere Prüfung dieser selbstkritischen Sichtung ergibt nun die unbedingt für des Dichters Vorwärtsentwicklung sprechende erfreuliche Tatsache, daß er fast alle mit zu viel Blut geschriebenen, also künstlerisch nicht unanfechtbaren Gedichte der ersten Sammlung fortgelassen hat. Mit strengem Maßstab gemessen, hätte zwar eine sorgfältigere Auslese auch der neu aufgenommenen Gedichte dem „Schmied vom Eiland" nicht zum Schaden gereicht; nichtsdestoweniger beweist die Sammlung auch in der vorliegenden Gestalt die inzwischen stellenweise schon bis zur Meisterschaft gediehene Form- und Sprachbeherrschung Kybers sowie die fortgeschrittene Reife seiner Gedanken und spezifischen Eigenart. Er ist zwar noch weit davon entfernt, sich mit der „Narrenwelt" zufrieden zu geben, immer noch liegt er mit seinem „anderen Ich", seinem „Dämon", dem „Gesellen der Mitternacht", in Fehde; unbefriedigt schwankt er hin und her. Doch die stürmende Fahrt vom Himmel durch die Welt zur Hölle hat der Gesundheit seiner fünf Sinne nichts anhaben können. Er steht mit beiden Füßen im Leben; nervöse Gefühlsgrübeleien á la Hofmannsthal sind ihm fremd. Und schließlich hat Allgöttin Liebe, deren irrende Zauberfahrten er in so manchem sinnenreizenden oder gemütstiefen Lied singt, auch ihm im „gefesselten Ende" das wahre Glück beschert:

Mit Ketten schwer und Ketten lang
hat mich die Welt umwunden.
War keine Fessel, die mich zwang,
kein Band, das mich gebunden.

Und dann — ich weiß nicht, wie das war
und wie es zugegangen:
ein wunderweiches Frauenhaar,
das hat mich eingefangen.

Sein Liebesglück läßt ihn immer neue Töne des Frohmuts und Entzückens anschlagen, und die vielen zarten und stimmungsvollen Liebeslieder gehören zu den besten seiner Dichtungen.

Die Stimmungsmalerei ist überhaupt ein Hauptvorzug der Kyberschen Muse. Er versteht es, dem Leser durch wenige Striche, kurze, wie zufällig hingeworfene Epitheta, eine vortreffliche Anpassung des Versmaßes an das gegebene Sujet, den stets ungezwungenen Fluß der Reime Illusionen von nicht selten greifbarer Plastik vorzuzaubern. Es sei gestattet, einigen seiner in dieser Hinsicht besten Gedichte hier Raum zu geben.

Das Märchen.

Der Mondnacht Zauberſegen
im weichen Winde weht,
und auf waldwilden Wegen
das Märchen lautlos geht.

Blauaugen, kinderreine,
Blauaugen, lieb und fremd,
aus Spinnweb und Mondenſcheine
ein Königshemd.

Ihr Haar von Gold geſponnen,
bis auf die Hüften rollt,
wie tauſend ſinkender Sonnen
verträumtes Dämmergold.

Blauaugen, kinderweiche,
ſie tragen ein heilig Mal
aus heiligem Rätſelreiche:
es war einmal....

Vorfrühling.

Der Tauwind, der die jungen Birken biegt,
der wilde Tauwind jagt von Berg zu Tale
und gießt der Welt ins ſchlafende Geſicht
der Jugend goldene Bacchantenſchale.

Schwerſtöhnend bricht das winterſtarre Eis
und keucht und kracht und klingt im Sterben
und wälzt ſich wütend, taumeltoll im Kreis
verderbenbringend ſelber ins Verderben.

Und weit durch Wind und Wetter giert und gellt
das ewig alte, ewig neue Werde.
Ein Liebesabgrund jauchzt die ganze Welt
und alles Leben atmet Erde, Erde!

Hinterm Gartenzaun.

Immer zwei zu zweien,
Zöpfe blond und braun.
Ringel — Ringel — Reihen —
hinterm Gartenzaun.

Wilde Apfelbäume
weiß in Blüten ſtehn.
Holde Mädchenträume
heimlich niederwehn.

Ach, wer wird wohl freien
Zöpfe blond und braun?
Ringel — Ringel — Reihen —
hinterm Gartenzaun.

Wo ist der Komponist, in dessen Ohr beim Lesen dieser Verse nicht ebenso rhythmische Sangesmelodien erklingen?*)

Fragt man sich, auf welchem Wege Kyber so reiche, latent musikalische Wirkungen erzielt, so ist in erster Linie nächst dem scharfen Erfassen des Wesens der jeweiligen Stimmung die ausgibige Verwendung der Alliteration zu nennen, dieses stets erfolgsicheren Mittels deutscher Sprachkunst. Nehmen wir z. B. das erste der obigen drei Gedichte: wer läßt sich nicht willig von der geheimnisvollen Erscheinung des im **W**ehen **w**eicher **W**inde auf **w**aldwilden **W**egen einherschreitenden Märchens in Bann schlagen? Und wer hört nicht das **K**euchen, **K**rachen und **K**lingen der berstenden Eisschollen des „Vorfrühlings" und das **w**eit durch **W**ind und **W**etter gierende und gellende **W**erde? Wer spürt nicht den fröhlichen Gleichtakt der **z**wei **z**u **z**weien mit **Z**öpfen blond und braun tanzenden Mädchen?

Einen weiteren Vorzug der Kyberschen Gedichte bildet die Fähigkeit des Dichters zu kunstvollen — aber nie gekünstelten — Wortneubildungen. Die Falken rufen ihr „fesselfreies" Lied; das oben schon besprochene Märchen wandelt auf „waldwilden" Wegen; das Eis wälzt sich „taumeltoll"; das Mädchen spinnt „silbertaudurchronnene" Fäden; die heilige Lehre der Nächstenliebe ist „lichterübersternt" u. s. w. Diese Beispiele ließen sich noch um zahlreiche weitere vermehren.

Eine absolut eigenartige poetische Kraft endlich zeigt Kyber in seinen ebenso entzückenden wie ergötzlichen Tiergedichten. In ihnen tritt uns nicht bloß der frisch zugreifende Dichter entgegen, sondern zugleich ein Naturfreund von so viel Geist, herzerwärmender Liebe, hochkünstlerischem Fassungsvermögen, kindlich-reiner Freude an der Schöpfung Gottes, wie wir sie in gleicher Originalität bei keinem deutschen poetischen Gestalter finden.

Diese stärkste Seite Kyberscher Kunst wird uns im Folgenden noch eingehender beschäftigen.

Wie in seinen Gedichten, verrät Kyber auch als novellistischer Erzähler ein sich in aufsteigender Richtung entwickelndes Talent, das der sorgfältigen Weiterpflege wohl wert ist.

Zwar ist sein im Jahre 1905 erschienener Roman „Coeur-As" (verlegt bei Hermann Krüger in Berlin) noch eine Schöpfung, die stofflich und darstellerisch die Jugend des Verfassers nicht verleugnet.

Dagegen aber zeigt sich des Dichters Fähigkeit zu künstlerisch-vertiefter Auffassung und sein sicheres Gefühl für episch-wirksame Stilisierung in den vier Jahre später herausgegebenen „Nordischen Geschichten" (verlegt 1909 bei Jonck und Poliewsky in Riga) bereits in überaus günstigem Licht.

*) Einige Lieder — so die Kinderlieder, die Gedichte Der schwarze Segler, Hinterm Gartenzaun, Klein Maryke u. s. w. sind in der Tat bereits vertont worden und zwar von Elisabeth Wintzer; Verlag Gebr. Reinecke — Leipzig, N. Simrock — Berlin und Scherl-Verlag der Woche in Berlin.

Diese Novellensammlung enthält sechs Erzählungen: Sein Kind; Sinfonie Royale; Kaminfeuer; Eisgang; Karrière; Halbmast geflaggt. Sie stehen natürlich nicht alle auf derselben Höhe und sind stellenweise noch nicht frei von gelegentlichen Trivialitäten. Auch wird der Dichter die hin und wieder bemerkbare, anscheinend nicht ungewollte Nonchalance des sprachlichen Ausdrucks besser vermeiden, ebenso das auffallend häufige Beginnen der Sätze mit „Und". Doch sind dies nur geringfügige Mängel, die dem Genuß der Lektüre keineswegs einen fühlbaren Abbruch tun. Denn die sichere, mit durchaus individuellem Griffel entworfene Milieuzeichnung und die straffe, aber nicht chronistisch-trockene Begrenzung der Darstellung auf das im gegebenen Rahmen Notwendige bilden unverkennbare Vorzüge des Kyberschen Gestaltungsvermögens. Sie treten besonders deutlich in den Novellen „Kaminfeuer" und „Karrière" zutage. Ja, die kleine Novelle „Karrière" ist schlechthin ein Meisterstück, vor dessen glänzendem Wurf auch eine strenge Kritik nur die Segel streichen kann. Kyber trifft in ihr den an Tschechow anklingenden Ton des unter Tränen lachenden russischen Humors mit überraschender Eigenkraft. Sehen wir nicht den sich um der ersehnten Karrière willen jede Kopeke vom Munde absparenden kleinen Petersburger Beamten vor uns, wie er leibt und lebt, wenn wir lesen, wie er hungernd und frierend vor der Bäckereiauslage steht?

Besser als in den skizzenhaften Schilderungen dieser Art mit ihrer kaum zu übertreffenden Kürze kann der Widerstreit der Gefühle, der animalische Horizont, überhaupt die ganze Psyche dieser armseligen Menschen schwerlich gezeichnet werden!

In der Novelle „Kaminfeuer" — die eigentlich mehr eine intime Interieurzeichnung ist — läßt Kyber uns in stimmungsvoller Darstellung den Reflexionen einer einsam-stolzen Frauenseele nachgehen, wie sie in seiner Heimat nicht so ganz selten sein mögen. (Wie er denn überhaupt manche der in den „Nordischen Geschichten" dargestellten Typen unverkennbar — so z. B. auch in „Eisgang" — der baltischen deutschen Gesellschaft entnommen hat.)

Mit wie feinem Gefühl für eine wirksame Folie weiß er der resignierten Wehmut, die wie ein sanfter Schleier über der Erzählung lagert, die Schilderung der starren Kälte der nordischen Winternacht voranzustellen:

Draußen war's eine klare, kalte Winternacht, blasse Sterne sahen herab auf ein endlos weites, weißes Schneefeld, durch das nur selten einmal ängstlich ein Lichtlein lugte aus irgendeinem kleinen schneeverwehten Häuschen — und totenstill war's draußen, so still, daß man den klingenden Frost hätte hören können, wie er die weiche Schneedecke zusammenpreßte, mit eisernen Krallen an den entlaubten Bäumen emporhastete und allerlei seltsame Gebilde schuf, lange, zauberhaft geformte Eiszapfen, die so märchenschön und auch so unheimlich aussehen und die sich fest und unerbittlich an Dachrinnen und Mauerwerk klammern, als wollten sie's nie wieder freigeben aus ihrer erstarrenden Umarmung.

Der äußeren Geschlossenheit dieser schönen Periode entspricht in vollendetem Maße die schlichte Einheitlichkeit des Inhalts: ein Landschaftsbild von

bis zur Greifbarkeit gesteigerter stiller Naturpracht. Ein übriger Beweis für die Anschaulichkeit, deren Kybers Sprachkraft fähig ist.

So glauben wir, unser Urteil zusammenfassend, nicht zuviel zu sagen, wenn wir behaupten, daß die „Nordischen Geschichten" unseren Schriftsteller sehr wohl zum Verfasser des großen Romans qualifizieren, den er uns noch schuldig geblieben ist.

Im Übrigen hat Kyber sich auch als dramatischer Dichter versucht. Er ist der Verfasser des im Jahre 1906 im Vita-Verlag erschienenen dramatischen Gedichts unter dem Titel „Meister Mathias" und der vom selben Verlag in diesem Jahr herausgegebenen „Drei Mysterien".

In dem dramatischen Gedicht „Meister Mathias", das im Februar 1908 am Berliner Kgl. Schauspielhaus seine Uraufführung erlebte, macht der Dichter uns zu Zeugen der Sterbestunde eines greisen Forschers, der sich in faustisch anmutenden Reflexionen über die Erfolglosigkeit seiner irdischen Laufbahn ergeht.

Was die Entwicklung dieses Grundgedankens anlangt, so hat Kyber hier Motive verwertet, die vor ihm in ähnlicher Form bereits Goethe und in jüngster Zeit Hugo v. Hofmannsthal beschäftigt haben. Absolut genommen erfreut aber auch dieses Werk durch seinen schönen Sprachschwung und den gut erfaßten Stimmungsgehalt.

Origineller, tiefergehend und daher fesselnder sind die „Drei Mysterien" mit den Titeln „Der Stern von Juda", „Die neunte Stunde", „Der Kelch von Avalon". Da diese Mysterien für die Gedankenrichtung des Dichters sehr bezeichnend und sie weiteren Kreisen schwerlich schon bekannt sind, sei hier auf dieses neueste Werk Kybers näher eingegangen.

Obwohl die Zeitpunkte, in die der Schauplatz der einzelnen Mysterien verlegt wird, die gewaltige Periode von über tausend Jahren umfassen, ist es eine Grundidee, deren Entwicklung die drei Stücke organisch zusammenhält. Diese Idee, gehüllt in das feingesponnene Gewand dichterisch verinnerlichter religiös-mystischer Motive, gipfelt in der vom Dichter geforderten besonderen Auffassung von dem allerbarmenden Opfertode des Schöpfungsheilandes. Allerbarmend im Sinne der Erlösung der gesamten Kreatur, nicht bloß der Menschheit. Wie die Hl. Schrift schon im grauen Altertum dem erwählten Volk durch seine Propheten das Kommen des Erlösers kündet, so schlingt der Dichter geheimnisvolle Fäden um Babylon und seinen Fall, die Todesstunde Christi und die Königwerdung von Artus zu Avalon. Der phantasieumrankte Gedankengang ist hierbei in seinen Grundzügen folgender:

„Der Stern von Juda". Babylon, nach Ansicht des Volkes und des Hohenpriesters auf der Höhe seiner Macht, steht im Zeichen des Grauens. Belsazar hat als Antwort auf den frevelnden Mißbrauch mit den Tempelgeräten aus Jerusalem Jehovahs Flammenschrift gesehen... Er wird im Baaltempel erwartet, wo die Opferung Tyras, einer blendend schönen Babylonierin, vorbereitet wird. Kurz vor der Opferzeremonie übergibt der Hohe-

prieſter ſie der Obhut des Tempelwachenhauptmanns Maſeja, eines Juden. Im Geſpräch, das ſich zwiſchen dieſem und Tyra entſpinnt, erzählt er der Zweifelnden und trotz ihres Baalglaubens inſtinktiv um ihr Leben Bangenden von den Prophezeiungen, die die Seher ſeines Volkes über den kommenden Stern von Juda ausgeſprochen haben. Der ſpöttiſche Stolz, mit dem die junge Babylonierin die Worte Maſejas, des an ſeinem geknechteten Volk nicht irre gewordenen Juden, anhört, verwandelt ſich bald in perſönliches Intereſſe. Der geheimnisvolle Fremdling reizt ſie. Maſejas Herz erglüht in Liebe für die ſchöne Tochter Babylons: das Geſpräch nimmt eine myſtiſch-ſinnliche Wendung; die Stunde, da Tyra zum erſten Mal Kunde erhält vom Stern von Juda, „auf den ſchauen alle Völker der Erde", wird zur Geburtsſtunde ihrer Liebe, ihrer inneren Befreiung. Seine Aufforderung, zu fliehen, lehnt ſie um der für ihn damit verbundenen Gefahr willen ab. Unterdeſſen erſcheinen der Hoheprieſter und Belſazar mit ſeinem Gefolge zur Opferfeier. In dem Augenblick, wo der Hoheprieſter das Opfermeſſer gegen Tyra zückt, fällt Maſeja ihm in den Arm. Allgemeine Aufregung; das Volk verlangt den Tod des Frechen. Belſazar wehrt dem: er will vorher „ſein Spiel mit ihm haben", der Fremdling ſoll den Baalprieſtern gegenüber ſeinen Gott verteidigen. Während dieſes Streits erſchallt plötzlich der bange Ruf: Seht, ein Stern iſt am Himmel — ein einziger Stern — keiner ſonſt iſt zu ſehen — die Nacht iſt ſchwarz wie Pech — es iſt ein Wunder". Maſeja triumphiert über die Prieſter Baals: „Und wenn ihr alle Weisheit hättet im Himmel und auf der Erde,— und hättet der Liebe nicht —". Von außen hereindringendes Waffengetöſe erhöht die allgemeine Verwirrung der Tempelverſammlung. Cyrus der Perſer iſt vor den Mauern. Die Juden öffnen ihm die Tore. Der Hauptmann der Palaſtwache erſticht Belſazar. Tyra ſtürzt auf Maſeja zu: ſie iſt gerettet. Der Stern von Juda, der Vorbote der Liebe, triumphiert über den Trümmern des babyloniſchen Weltreiches.

Die neunte Stunde. Jeruſalem am Tage der Kreuzigung Chriſti. Judas Iſchariot, zerrüttet von verzehrender Reue über ſeinen Verrat, irrt auf der Felſenſtraße zwiſchen Jeruſalem und Golgatha umher, den Beutel mit den dreißig Silberlingen in der Hand. Die drei wacheſtehenden römiſchen Söldlinge wollen ihm das Blutgeld rauben. Da erſcheint „der Bettler", ein Elender, dem für einen Diebſtahl die Hände abgehauen ſind. Er wehrt ihnen den Raub. Der eine Söldling will ihn niederhauen, die anderen fallen ihm in den Arm: „Er iſt ein Krüppel. Er iſt wahnſinnig. Wahnſinn iſt heilig." — Und der Bettler erzählt ſeltſame Dinge:

Ich habe am Kreuze des Königs der Juden geſeſſen und habe geſehen mit inneren Augen. Ich habe mehr geſehen, als die anderen ſahn Ich habe geſehen das Grauen, das alle ſahn, auf das alle gafften. Aber ich habe geſehen das, was über dem Grauen war. Ich kann meine Hände nicht falten. Man hat ſie abgehackt, denn ich habe geſtohlen, weil ich hungrig war. Aber ich habe die Stümpfe zuſammengelegt und habe aufgeſehen zu dem, der am Kreuze hing: erbarme dich du über mich — du, über den ſich niemand

erbarmt hat — erbarme dich — erbarme dich! Da habe ich einen Strahl gesehen in den Augen, die erloschen, und ein Lächeln auf den Lippen, die verblaßten. Da habe ich gewußt, daß es ein Erbarmen gibt über alles Erbarmen hinaus. Und es steht ein Tempel über allen Tempeln Jerusalems. Aber seine Pforten werden sich nicht öffnen, bis daß alle die Tempel zerfallen sind und bis daß der Letzte sich erbarme des Allerletzten! . . .

Auf der Felsenstraße erscheinen die von Golgatha zurückkehrenden Priester mit Kaiphas an der Spitze. Judas tritt ihnen in den Weg und hält Kaiphas die dreißig Silberlinge hin. Während des Streites um das Geld hat der Bettler die höchste Felsspitze erklommen und prophezeit mit drohenden Seherworten Israels Verderben. Es ist die „neunte Stunde", die Todesstunde des Heilandes. Ein krachender Donnerschlag. Es wird finster. Gespenster ziehen vorbei. Judas ist zusammengebrochen; er ruft halbwahnsinnig vor Gewissensqualen seiner Geliebten, der Dirne Astaroth, die bei ihm bleiben will, zu, ihn, den Unseligen, zu verlassen.

Gleich darauf erhängt er sich hinter den Felsen. Astaroth, die Verzweifelte, wird vom Engel getröstet:

Ich komme zu dir, um dir Frieden zu bringen, Frieden und Erbarmen. Auf daß sich einst der Letzte des Allerletzten erbarme. Friede sei mit dir, Astaroth. Ich komme von Golgatha.

Der Kelch von Avalon. Die Ritter des Heiligtumes sind versammelt, „zu küren einen neuen König des Kelches, daß am Tische des Grales gefeiert werde das Abendmahl". Es beginnt die Zeremonie der Königswahl. Wobei Ywain sagt:

— — — — — — — — — —

Und wenn in Glut und Glaube
der Rechte den Gral berührt,
der Treuste, den die Taube
zum König des Kelches kürt,

erklingt auf gläsernem Eiland
der gläsernen Glocke Ton —
dann glüht im Blute des Heiland
der Kelch von Avalon

Zwölf Gralsritter bereits haben den Kelch erhoben und ihren Spruch gesagt. Die gläserne Glocke indessen schweigt. Während nun die Reihe an Ritter Artus ist, stürzt ein Halbtier in den Tempel. Allgemeine Erregung; einige Brüder können nur durch die Erinnerung an ihren Eid davon abgebracht werden, das keuchende Ungeheuer nicht zu töten. Das Halbtier fleht um einen Trunk, da es am Verdursten sei. Ihm wird bedeutet, daß die Ritter des hlg. Grales keine Speise und keinen Trank kennen, wenn sie das Kapitel vom Kelch halten. Das Halbtier beharrt auf seiner Bitte: ein Trunk aus dem Kelch könne es retten. In dieser Lage findet allein Artus' Herzensstimme den richtigen Ausweg:

Artus: Zum dreizehnten. Ich fasse den Kelch und spreche den Spruch. Ich fasse den Kelch im Allerbarmen! (Er reicht den Kelch dem Halbtier. Der Kelch erglüht. Die gläserne Glocke läutet. Das Halbtier trinkt aus dem Kelche.)

Rufe: König Artus! — Heil König Artus! — König des Kelches! — König des Grals!

Das Halbtier: Für alle Schöpfung starb des Menschen Sohn.
Jedes Jammers hilfeheischendem Ton
neigt sich der Kelch von Avalon.

Nun gibt sich das Halbtier zu erkennen:

Ich bin Merlin. Dreimal bin ich geboren. Dreimal bin ich gestorben. Ich war im Schoße der Cherubim von Anbeginn. Ich war zu Babel in jener Nacht, da Babel fiel und ein Stern kam über Juda. Da erkannte ich, was Liebe ist. Denn im Stern ist Liebe. Ich war im Garten Gabriels, darin die rote Rose ruhte. Ich war am Kreuz des Erlösers in der neunten Stunde, die aller Schöpfung neunte Stunde ist. Da erkannte ich, was Erbarmen ist. Denn im Kreuz ist Erbarmen. Ich war am Firmament mit Maria Magdalena. Ich war Merlin. Ich nahm den Kelch aus den Händen Josephs von Arimathia und trank aus dem Kelch zu Avalon. Da erkannte ich, was Erlösung ist. Denn im Kelch ist Erkennen und im Erkennen ist Erlösung in Ewigkeit. . . Im Kelch sah ich das Ende. Nun ich das Ende gesehn, ging ich zum Anfang. Ich bin Merlin und bin ein Tier. Denn alles ist in allem. Nun ich den Bruder gesehn bei den Cherubim, ging ich den Bruder zu sehen bei den Brüdern der Wildnis. Denn alle Schöpfung ist aller Schöpfung Bruder. Für alle Schöpfung trank der Bruder aller Schöpfung den Kelch, auf daß einst der Erste und der Letzte aus einem Kelche trinken. Denn alle sind wir Brüder im Kelche. Dann sind alle Hütten für alle bereit. Das ist der Schöpfung Krönungsstunde. Gloria, gloria in excelsis Deo! . . . .

Aus dem Dunkel ins Helle
von Stufe zu Stufe schwankt die Schwelle.
Aller Geschöpfe nagender Not
brach er das Brot.
Allem Sein
vergoß er den Wein.
Aller Schöpfung Qual zu enden
hielt der Heiland das Abendmahl.
Nur in allerbarmenden Händen
glüht das Blut des heiligen Gral!

Mit dieser feierlichen Apotheose schließt das letzte der drei Mysterien. Der nüchtern-kritische Beurteiler mag gewiß manche gewichtigen Bedenken gegen den abstrakten gedanklichen Kern der Dichtung geltend machen. Solche Einwände setzen indessen den Wert der unbestreitbar künstlerischen Durchführung der Ideengänge nicht herab. In jedem Fall wird des Dichters gefühlstiefe Tendenz des Allerbarmens auf keinen für edle Empfindungen Zugänglichen ohne Eindruck bleiben. Wie die „bewußte Tiernähe" Kybers nach seinem eigenen Bekenntnis seiner innersten Natur entspringt, so atmet auch das dichterisch-erhöhte Schauen der drei Mysterien überall durchaus originales Empfinden. Dabei bietet jedes von ihnen ein in sich abgeschlossenes ganzes Bild: hier die Farbenpracht des heidnischen Tempels, dort die namentlich in ihren Höhepunkten mit ergreifender Großartigkeit erfaßte neunte Stunde, zum Schluß die von den Schauern einer mystisch-heiligen Handlung getragene Gralsfeier. Dem hohen Gedankenfluge entsprechend teilt sich auch der Sprache

Kybers ein edles Pathos mit, das jede Manieriertheit glücklich vermeidet. So ist der ästhetische Wert dieser neuesten Dichtung Kybers unzweifelhaft.

Wie schon angedeutet, bilden die drei Mysterien ein wichtiges Dokument über das Verhältnis Kybers zur Schöpfung. Sie sind gewissermaßen der Niederschlag seiner prinzipiellen Anschauung von den Rechten der Tierwelt gegenüber dem Menschen. Die warme und gemütstiefe Liebe zur Tierwelt verdankt er frühesten Jugendeindrücken, — den Tagen, da er auf dem väterlichen Gut in Livland dem Sang der Vögel lauschte, die Haustiere in ihrem Treiben beobachtete und in verborgenem Waldwinkel sinnend allem nachging, was da fleugt und kreucht. So konnte es nicht ausbleiben, daß die an der Tierpsyche gemachten mannigfachen Entdeckungen ihm bald genug zu dichterischen Erlebnissen wurden, — Erlebnissen, in deren Darstellung, wie schon früher erwähnt, sich fraglos die eigenartigste und stärkste Seite des Kyberschen Talents kundtut. Ausgerüstet mit einem prächtigen Humor und gesund-lachender Satire, unterlegt er seinen tierischen Helden menschliche Gefühle und Gedanken, die er in geistvollster und erstaunlich-vielseitiger Form dem „Denk"-Horizont seiner Vier- und Vielbeiner anzupassen weiß. Boten seine Tiergedichte und die 1903 erschienenen „Drei Waldmärchen" in dieser Hinsicht schon verheißungsvolle Proben, so werden diese ersten Versuche durch die zum Schluß des vorigen Jahres herausgegebenen, außerordentlich amüsanten Erzählungen „Unter Tieren" weit in den Schatten gestellt. Der tiefere Zweck dieser lesenswerten Sammlung ist, wie Kyber einleitend erklärt, uns die Tierwelt mit ihren Sorgen, Freuden und Leiden menschlich näher zu bringen. Ihm gelingt mehr als das: wir lernen gleichzeitig über unsere eigenen vielfachen Schwächen lachen, ob wir nun einem „Kongreß der Regenwürmer" beiwohnen, an der „Haselmaushochzeit" teilnehmen, die „fünfte, sog. feuchte Symphonie" der Frösche anhören oder Zeugen der Tragik im Tierleben sind, wenn Kyber mit schlicht-ergreifender Symbolik z. B. im „großen Augenblick" die verunglückte Flucht eines gefangenen Vögleins darstellt oder in „Stummen Bitten" die lähmende Angst des zur Schlachtbank geführten Tieres schildert. Die in der vorliegenden Nummer abgedruckte lustige Geschichte von „Basilius Mummelpelz und Hieronymus Kragenpeter" ist der in Rede stehenden Sammlung entnommen und gibt besser als lange Erörterungen Aufschluß über den Charakter des sich nie in flachem Witz verlierenden Kyberschen Tierhumors und seiner liebenswürdigen Bosheiten. Mit diesen Tierhumoresken qualifiziert Kyber sich als originaler Schöpfer eines neuen Genres von Humor. Wollte man nach Vergleichen suchen, so könnte höchstens Wilhelm Busch mit seinen lustigen Zeichnungen und Reimen ihm an die Seite gestellt werden. Wie des Philosophen von Wiesendahl lachende Wahrheiten längst zum Gemeingut Aller geworden sind, so verdienen auch viele der Kyberschen tierphilosophischen „Erkenntnisse" zu geflügelten Worten zu werden. Denn wer wird die Stichhaltigkeit der folgenden Sentenzen bezweifeln:

Je größer der Appetit, um so kleiner die Beliebtheit. — Von Traditionen wird selbst ein Karnickel nicht satt. — Das Weltmännische besteht darin, von Kohl zu sprechen, wenn er nur einen französischen Namen hat. — Schlüpfrig sind die Brote, die mit Butter bestrichen sind, glatt die Wege, auf denen der Speck rutscht. — Viele ziehen sich von der Welt zurück und fressen heimlich die zartesten Krabben. Von solchen Leuten stammt dann die Moral im Keller. — Die Hauptsache im Leben ist, daß man alles zerbeißt und immer sauber zwei Schalen und einen Kern ausspuckt. — Immun ist, wenn man kann, wo man möchte. — Eine Biene im Nasenloch ist kein Gegenstand der Ruhe. u. s. w.

Wir sind am Schluß.

Hier wurde von uns naturgemäß nur der Zweck verfolgt, die Hauptphasen der schriftstellerischen Entwicklung Manfred Kybers darzustellen. Wie denn die vorliegende Skizze vor allem diejenigen, denen er noch unbekannt ist, zu eigener Kenntnisnahme seines bisherigen Schaffens anregen soll. Wir glauben, daß diese Bekanntschaft sie nicht gereuen wird. Ist der Dichter doch ein selbstgestaltender geistvoller Künstler des Worts, der uns — auch ohne in der Reihe der großen Koryphäen der zeitgenössischen deutschen Literatur zu stehen — mit den eigenen Tönen seines warmherzig-frischen männlichen Empfindens die Freuden und Leiden der Welt in mannigfacher Gestalt näherzubringen weiß.

Manfred Kyber steht vor den Höhen des Lebens. Die ersten äußeren und inneren Klippen hat er überwunden, die Voraussetzungen für die weitere gedeihliche Pflege der Gaben sich geschaffen, die Melpomene ihm geschenkt.

So darf denn die Mitwelt von der blühenden Kraft seines verheißungsvollen Talents noch manches Schöne erwarten.

❀ ❀ ❀

Deutschland und Rußland.

(1862—1912.)

Von Michael Wassiljewitsch Stanislawski (St. Petersburg).

IV.

Nach meinen bisherigen Ausführungen taucht die Frage von selbst auf: was stellt denn in Wirklichkeit das neue Deutsche Reich vor und welche Stimmung uns gegenüber herrscht bei seinen Bewohnern? Ist Deutschland tatsächlich, wie man es uns in Paris, London und Petersburg einreden möchte, eine permanente Gefahr für den europäischen Frieden?

Ich erwähnte schon eingangs, daß ich die letzten 29 Jahre ununterbrochen in Rußland verbracht habe. Durch einen glücklichen Zufall war es mir nun vergönnt, im Herbst vorigen Jahres einen Abstecher von 6 Wochen nach Deutschland zu machen. Der Zeitraum war kurz, aber für einen Menschen, der schon vorher Deutschland aufs gründlichste nach allen Richtungen hin kennen gelernt hatte, völlig ausreichend, um die sofort in die Augen fallende totale Umgestaltung aller äußern und inneren Verhältnisse im Leben der Nation

deutlich wahrzunehmen. Am auffallendsten war der gewaltige wirtschaftliche Aufschwung des Landes. Überall begegnete ich Anzeichen von Wohlhabenheit und gesicherter Existenz, selbst die Vertreter der niedrigsten Berufe verrichteten ihre Arbeiten mit sichtbarer Lust und jenem Eifer, der bei jedem an russische Verhältnisse gewöhnten Beobachter maßloses Erstaunen geweckt hätte. Deutlich trat die Tatsache hervor, daß der Reichtum nicht nur in die Taschen einzelner bevorzugter Unternehmer floß, sondern der Gewinn der Arbeit in hohem Maße allen Klassen der Bevölkerung zu gute kam. Bummler, Strolche und Bettler traf ich während meines ganzen Aufenthalts in Deutschland nirgends an. Hin und wieder begegnete mir wohl ein leicht betrunkener Tagelöhner oder Hafenarbeiter, aber er gab zu keinem öffentlichen Ärgernis Anlaß und tat, wenn er grade bei der Arbeit war, vollauf seine Schuldigkeit. Überhaupt machten auf mich die Menschenmassen, wie sie sich wiederholt bei verschiedenen Gelegenheiten auf Straßen und Plätzen ansammelten, einen sehr gut disziplinierten Eindruck. In Königsberg, dieser Handels- und Hafenstadt mit ihrer zahlreichen Arbeiterbevölkerung, war ich Zeuge eines Kaiserbesuchs, dessen Dauer allerdings nur wenige Stunden betrug. Kaiser Wilhelm II. kehrte von einem Jagdausflug aus Ostpreußen nach Berlin zurück. Etikette und Tradition ließen es nicht zu, daß der Monarch an seiner ehrwürdigen Haupt-Residenz und Krönungsstadt achtlos vorbeifuhr. Es wurde demnach Aufenthalt genommen, und der Kaiser fuhr nach dem Offizierskasino seines Grenadierregiments zum Frühstück. Während der Hin- und Rückfahrt vom Bahnhof bis zur recht entfernt liegenden Kaserne war der Verkehr mit der elektrischen Bahn unterbrochen. Trotz des massenhaft versammelten Publikums und des verhältnismäßig ganz geringen polizeilichen Aufgebots herrschte auf den Straßen musterhafte Ordnung bei absoluter Freiheit der Bewegung; man konnte gehen und stehen, wo man wollte. Bei der Vorbeifahrt des Kaisers erscholl ein donnerndes Hurrah, in das sämtliche nach Tausenden zählenden Arbeiterkehlen unter lebhaftem Mützen- und Hüteschwenken kräftigst und begeistert einstimmten. Und diese alte Residenz und Krönungsstadt schickt in den letzten Jahren konsequent einen sozialdemokratischen Abgeordneten in den Reichstag!

Eine Lösung dieses Rätsels erhielt ich durch kompetente und mit den Verhältnissen genau vertraute Persönlichkeiten. Die einst so gefürchtete sozialdemokratische Partei hat viel von ihrem früheren politischen Einfluß verloren. Man erkennt sie in Arbeiterkreisen zwar an, leistet ihr aber nur bis zu einem gewissen Grade Gefolgschaft. Die über ganz Deutschland verbreiteten Werk- und Genossenschaftsvereinigungen lassen sich von der sozialdemokratischen Zentralregierung nicht terrorisieren. Daher ist Bebel, der noch immer an ihrer Spitze steht, klug genug gewesen, in gewissen politischen Fragen ganz unmerklich einzulenken. Die brüske Proklamierung eines schonungslosen Krieges gegen alle staatlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen hat längst weit opportunisti-

scheren Anschauungen Platz gemacht. Gegenwärtig weist die Partei recht spießbürgerliche, ja philiströse Züge auf, und verlangt von den Neueintretenden keineswegs, daß sie sich auf alle speziellen Punkte des Parteiprogramms einschwören, sondern ist schon zufrieden, wenn sie sich *im allgemeinen zur Opposition bekennen*, wodurch sich auch die große Zahl ihrer *rein nominellen Anhänger* erklärt.

Eine gefährliche Macht, mit der ev. ein Gegner Deutschlands im Fall eines Krieges rechnen könnte, — wie in früheren Jahren wiederholt behauptet wurde, — stellt die deutsche Sozialdemokratie in keinem Falle dar. Auf verschiedenen sozialdemokratischen Kongressen sind, ohne irgend welchen Druck von außen her, Resolutionen gefaßt worden, worin die Mitglieder mit besonderem Nachdruck hervorhoben, daß sie in erster Linie *Deutsche* seien und es im Falle kriegerischer Verwicklungen ebenso für ihre Pflicht hielten, das Vaterland zu verteidigen, wie die Vertreter der sogen. staatserhaltenden Parteien. Schon vor etwa 20 Jahren hat Bebel im Reichstag eine feierliche Erklärung in ähnlichem Sinne abgegeben, — und daher konnte es nicht wundernehmen, daß seitdem sogar der Kriegsminister bei zufälligen Begegnungen einen freundschaftlichen Händedruck mit ihm wechselte. — Nach der deutschen Reichsverfassung besitzt jeder unbescholtene Staatsangehörige im Alter von 25 Jahren das aktive und passive Wahlrecht. In großen städtischen Zentren überwiegt selbstverständlich die Zahl der Arbeiter und sonstiger vermögensloser Elemente, die nichts besitzen als ihr Wahlrecht. Es ist daher auch ganz begreiflich, daß diese nur einem Kandidaten aus ihrer Mitte die Stimme geben, da sie folgerichtig annehmen, daß er erstens den Grund ihrer Unzufriedenheit mit den bestehenden Verhältnissen aus eigener Anschauung kennt und zweitens höchst eifersüchtig die Interessen seiner Wähler wahren werde. Zu den Kandidaten der oppositionellen Bourgeoisie oder Fortschrittspartei haben die Wähler aus Proletarierkreisen insofern kein Vertrauen, als sie fürchten, daß der frondierende Liberalismus, der mit dem Kapitalismus im geheimen oft auf recht freundschaftlichem Fuße steht, auch bei der Beratung von Gesetzen seine heimlichen Direktiven von der Börse erhält. Dieses Mißtrauen stammt noch aus der berüchtigten Gründerperiode zu Anfang der 70-er Jahre, als der bekannte jüdische Reichstagsabgeordnete *Lasker*, persönlich ein überaus achtungswerter Mann, seine sensationellen Enthüllungen über den Schacher mit Eisenbahnkonzessionen machte, wobei mehrere der höheren Aristokratie angehörige Mitglieder des preußischen Herrenhauses, des Hofes und auch des Landtages schwer kompromittiert wurden. Der darauf sich abspielende Skandal nahm recht bedeutende Dimensionen an. Später erwies es sich jedoch, daß Lasker vieles verschwiegen hatte, hauptsächlich die Beteiligung mehrerer namhafter jüdischer Finanzgrößen, Bankdirektoren und sonstiger dunkler Unternehmer an dem grandiosen Schwindel. Als die Affaire teilweise vor Gericht kam, stellte es sich zur Evidenz heraus, daß die Magnaten und aristokratischen Herrenhausmitglieder

von den jüdischen Hauptmachern nur als Strohpuppen benutzt wurden, und dafür eine verhältnismäßig geringe Courtage erhielten. Infolgedessen sah sich Lasker moralisch gezwungen, bei den nächsten Wahlen seine Kandidatur zurückzuziehen, obgleich seine Wiederwahl ganz sicher war.

Noch im Jahre 1870 war Deutschland zu $^3/_5$ ein ackerbautreibender Staat. Gegenwärtig jedoch hat sich das Verhältnis total geändert, indem $^3/_5$ aller Einwohner ihrer Beschäftigung nach nichts mit der Landwirtschaft zu tun haben und nur der noch verbleibende Rest von $^2/_5$ aller Einwohner des Reichs durch direkte Bearbeitung des Grund und Bodens seinen Erwerb findet. Dank dieser Evolution hat auch die Sozialdemokratie das numerische Übergewicht in vielen Gegenden erhalten, was aber durchaus keine Gefahr für Deutschland involviert. Die prinzipiellen Gegner des deutschen Volks stellen mit Vorliebe die schadenfrohe Behauptung auf, daß unter 3 Deutschen einer ein Sozialdemokrat sei. Was beweist nun das? — rein garnichts! Mit viel mehr Aussicht, den Nagel auf den Kopf zu treffen, kann man behaupten, daß unter 3 für die Dumawahl ihre Stimmen abgebenden Bauern einer ganz bestimmt ein Anarchist ist, der absolut kein fremdes Eigentum anerkennt. Mit Leichtigkeit läßt sich der Beweis erbringen, daß die Dorfbewohner, welche hochkonservative Abgeordnete nach Petersburg schicken, seiner Zeit raubend, mordend, brennend und plündernd gegen die adligen Gutzbesitzer zogen. Dieselben Bauern, die gegenwärtig nicht müde werden, aus allen Ecken und Enden des Reichs an den Kaiser alleruntertänigste Versicherungen der Treue und Ergebenheit durch die betreffenden administrativen Behörden zu senden, werden auch nicht einen Augenblick zaudern, nach dem ersten, von den Revolutionären gegebenen Signal mit Äxten, Heugabeln und Knütteln über die Gutsbesitzer herzufallen, um ihnen alles zu rauben, inklusive das Leben. Nein, da ziehe ich es lieber vor, mitten unter deutschen Sozialdemokraten und Proletariern meinen Lebensabend zu beschließen, als umgeben von meinen stammes- und glaubensverwandten russischen Bauern! Jene, d. h. die deutschen Sozialisten, krümmen mir — davon bin ich felsenfest überzeugt — kein Haar auf dem Haupte, und ich könnte ruhig und sorglos nachts auf meinem Landsitz schlafen, ohne befürchten zu müssen, bei lebendigem Leibe im Bett zu verbrennen oder während des Rettungsversuchs an der Schwelle meiner Behausung mit Knütteln totgeschlagen zu werden, nur aus dem Grunde, weil ich ein größeres Stück Land besitze, als der einzelne Bauer, und ein sogenannter Barin (Herr) bin. Doch nehmen wir mal an, jeder dritte Deutsche sei nicht allein Sozialdemokrat, sondern auch ausgesprochener, unversöhnlicher Feind der gegenwärtig bestehenden Staatsordnung. Läßt sich denn aus der Konstatierung dieser Tatsache die etwaige Schlußfolgerung ziehen, daß Deutschland am Vorabend des Zusammenbruchs seiner gesamten staatlichen Einrichtungen stehe, demnach also einem rettungslosen Untergang entgegen gehe? Nicht im entferntesten! Wenn der bewußte eine deutsche Sozialdemokrat den geringsten

Versuch machen sollte, seine Prinzipien, Anschauungen und volksbeglükkenden Lehren in Taten umzusetzen, so setzten ihm die beiden anderen Deutschen einen derartig energischen Widerstand entgegen, daß ihm auf immer die Lust vergehen dürfte, das gewagte Spiel noch einmal zu wiederholen. Von dieser Überzeugung sind die wortführenden Sozialisten tatsächlich durchdrungen, weshalb sie auch nie den Versuch wagen, einen offenen Kampf zu inszenieren. Die Deutschen sind ein Volk von hoher Intelligenz, dabei nüchtern und praktisch und von festem, entschlossenem Charakter. In der Stunde der Gefahr würden sie nicht, wie unsere intelligente und halb intelligente Bevölkerung, ihre ganze Hoffnung nur auf den Schutz der Regierung setzen. Gegen die terroristischen Mordbrennerhorden, wie sie in Rußland in den Jahren von 1904—1907 hausten, hätten die besitzenden und loyalen Stadt- und Landbewohner Deutschlands mit fabelhafter Geschwindigkeit wohlbewaffnete Schutzkolonnen organisiert, die den von moralisch verkommenen, intelligenten und analphabeten Schinderhannesen geführten raubenden und sengenden Banden gar bald den Garaus gemacht hätten. Auch hätte die deutsche grundbesitzende Aristokratie nicht, wie die russische in den Tagen des allgemeinen Aufruhrs, feige die Flucht ergriffen, um an der sonnigen Riviera Italiens und Südfrankreichs in Ruhe und Beschaulichkeit abzuwarten, bis „alles" vorbei war. In keinem Fall hätten die Besitzer uralter, aus der Feudalzeit stammender deutscher Schlösser und Burgen es zugegeben, daß ein Haufen trunkenen Gesindels den Jahrhunderte alten Stammsitz ihres Geschlechts verwüstete, lieber hätten sie es vorgezogen, mit den Waffen in der Hand unter den Trümmern ihrer Väterburg begraben zu werden. Die unerschütterliche Gewißheit, daß so und nicht anders eine sozial-terroristische Emeute — falls sie jemals zum Ausbruch kommen sollte — in Deutschland verlaufen würde, trägt zweifellos mit dazu bei, daß der in den Köpfen einiger sozialistischer Brauseköpfe mitunter allzufeurig gärende Wein stark mit Wasser versetzt wird. Übrigens wiederhole ich meine Behauptung, daß die weitaus überwiegende Mehrzahl der deutschen Sozialisten an keine gewaltsame Umwälzung der bestehenden Verhältnisse denkt. Selbst in den Fällen, wo die Sozialdemokratie zum Zweck eines Protestes Straßendemonstrationen veranstaltete, bei denen, wie es nicht anders zu erwarten stand, der zu keiner politischen Partei zählende obdach- und beschäftigungslose Pöbel der Großstädte bald die Bewegung an sich riß und es zu blutigen Ausschreitungen nebst Zusammenstößen mit der bewaffneten Macht kam, konnte niemals von einer absichtlich und mit Vorbedacht inszenierten sozialistischen Emeute die Rede sein, da das gänzliche Fehlen einer planmäßigen Organisation dem widersprach. Allerdings läßt es sich nicht leugnen, daß bei all diesen Vorgängen die Partei der absoluten Volkssouveränität eine heimliche Schadenfreude empfand, und daß die Reichstagsinterpellanten bei ihrem schonungslosen Kritisieren des angeblich gesetzwidrigen Vorgehens der Behörden bei Herstellung der

Ordnung deutlich den Pferdefuß unter der Toga sittlicher Entrüstung hervorblicken ließen.

Eine überraschende Ohnmacht bekundet jedoch die deutsche Sozialdemokratie auf dem speziellen Gebiete einer fortlaufenden Regulierung der Verhältnisse zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer. Dem Anschein nach müßte grade in dieser hochwichtigen Frage die Omnipotenz der Partei übermächtig zu Tage treten. In Wirklichkeit jedoch macht sich das direkte Gegenteil bemerkbar. So endigt beispielsweise die Mehrzahl aller Arbeitseinstellungen mit einer totalen Niederlage der streikenden Massen aus dem einfachen Grunde, weil fast ganz Deutschland mit einem dichten Netz wohlorganisierter Streikbrecherkompagnien umsponnen ist. Diese, auf ganz legaler Grundlage existierenden Arbeitervereinigungen kommen im Fall kooperativer Arbeitseinstellungen den Fabrikanten und sonstigen Arbeitgebern zu Hilfe. Die wichtigsten Prinzipien, die den Streikbrecherorganisationen zu Grunde liegen, sind folgende: Die ununterbrochen im Laufe des Jahres auf verschiedenen Gebieten des Handels, der Industrie und des Handwerks inszenierten und mitunter mehrfach sich wiederholenden Arbeitseinstellungen schädigen die vaterländische Produktivität und fügen dem Deutschen Reich enorme Verluste zu. Ganz besonders empfindlich erweist sich der Schaden bei Abschluß von großen kontraktlichen Lieferungen, wobei der Auftraggeber im Ausland seinen Wohnsitz hat. Die Weigerung des Unternehmers, das fertige Fabrikat zur bedungenen Zeit an den ausländischen Besteller zu liefern, kann seine totale Insolvenz zur Folge haben. Bei dem steten Vorhandensein unbeschäftigter Arbeitskräfte wäre es eine himmelschreiende Ungerechtigkeit, ja sogar unmenschliche Härte, wenn man den wider Willen feiernden Arbeitern nicht Gelegenheit gäbe, etwas zu verdienen, um dadurch eine Verbesserung ihrer materiellen Lage herbeizuführen. Der Boykott resp. die gewaltsame Verhinderung eines unfreiwillig feiernden Arbeiters, an die Stelle des streikenden zu treten, läßt sich absolut nicht in Einklang bringen mit dem Prinzip persönlicher Freiheit und dem mit so viel Pathos verkündeten Selbstbestimmungsrecht des einzelnen Individuums. Wahrnehmung berechtigter Fachinteressen und Schutz der materiellen Unabhängigkeit der Arbeiter sind unstreitig höchst lobenswerte Bestrebungen, nur dürfen sie nicht so weit sich versteigen, daß sie den zum Gewerksverband nicht gehörigen, demnach also fremden Arbeitern vorschreiben — zu hungern. Die Streikbrechergenossenschaften haben ihre genau ausgearbeiteten Statuten mit gegenseitiger Haftpflicht; sie treten erst nach genauer Untersuchung des jeweiligen Falls an die Stelle ihrer die Arbeit einstellenden Fachkollegen. Es kommt nicht selten vor, daß sie sich weigern, dem Ruf eines Arbeitgebers folge zu leisten, wodurch letzterer gezwungen wird, mit seinen früheren Arbeitern von neuem zu unterhandeln. Der geringste Versuch zur Hinderung der Streikbrecher, an die Stelle der Streikenden zu treten, wird von den deutschen Gerichten, entsprechend

den überaus strengen Gesetzen, mit drakonischer Härte geahndet. Die administrativen Behörden passen ungemein scharf auf, daß das Gesetz bezüglich des unumschränkten Rechts jedes einzelnen Individuums, dort in Arbeit zu treten, wo es ihm beliebt und wo ihm solche angeboten wird, in keiner Weise verletzt oder umgangen wird. Die Streikbrechergenossenschaften haben ihre speziellen Vertreter, die in Deutschland herumreisen und mit den Arbeitgebern in Unterhandlung treten. Die Lohnbedingungen sind genau dieselben wie mit den früheren Arbeitern.

Die Quelle des deutschen Wohlstandes entspringt nicht nur dem intensiven Fleiß seiner Bevölkerung, sondern auch der musterhaften Organisation des produktiven Schaffens, durch die allen Kräften des Landes freie Bahn zur Entfaltung gegeben worden ist. Den Unterschied von Einst und Jetzt will ich wieder am Beispiel Königsbergs illustrieren. Im Jahre 1869 verbrachte ich ungefähr 4 Monate in der damals recht unansehnlichen, düstern, nur durch historische Erinnerungen geschmückten, alt-preußischen Krönungsstadt. Der die Stadt an zwei Stellen durchfließende Pregel-Fluß (etwa von der Breite eines Newakanals in Petersburg) hatte keinen eigentlichen Hafen, längs den Ufern ankerten kleine Schleppdampfer, Kartoffelboote, Fischerbarken, Obst- und Kohlenkähne u. a. . . . Wie groß war demnach mein Erstaunen, als ich im vorigen Jahr plötzlich mitten in der Stadt Riesendampfer von 5—6000 Tons Gehalt ankern sah. Ein prächtiger, mit den modernsten Einrichtungen versehener Hafen zog sich vom Zentrum Königsbergs bis weit über die Vorstädte hinaus. Straßen, Plätze und öffentliche Anlagen, mit dem herrlichen Schloßteich in der Mitte, alles blitzsauber gehalten, machten einen durchaus großstädtischen Eindruck. Auffallend war die musterhafte Ordnung, die überall im Verkehr herrschte. Trotz der engen, vielfach gekrümmten Straßen mit ansteigendem oder abfallendem Niveau bewegen sich alle für den Transport von Frachten, Gütern und Personen bestimmten Verkehrsmittel mit größter Sicherheit und ohne jegliches unnütze Lärmen, Schreien und Peitschenknallen. Niemand genießt ein Monopol hinsichtlich der Benutzung des Straßendammes. Wer in der Fahrlinie einmal ist, bleibt auch solange unbehindert darin, bis sich ihm bequeme Gelegenheit zum Ausweichen bietet. Dank dieser streng gehandhabten Ordnung passieren auch äußerst selten Unglücksfalle. Ganz zufällig war ich Zeuge einer Kollision zwischen einem Tramwagen und einer Droschke, wobei der letzteren ein Hinterrad lädiert wurde. Aus der Entfernung sah ich anfangs nur einen größeren Auflauf von Menschen, die sich zu meinem Erstaunen auffallend ruhig benahmen; ich war schon geneigt anzunehmen, daß es sich hier um eine Begräbnis-Prozession handele, aber nirgends gewahrte ich einen Leichenwagen. Im Mittelpunkt des Auflaufs erglänzte die blankpolierte Pickelhaube eines Schutzmannes, der, ruhig und gelassen den Aussagen zweier Menschen Gehör schenkend, von Zeit zu Zeit etwas in sein Notizbuch schrieb. Nach Beendigung dieses Verhörs schob der Schutzmann schweigend

sein Buch in die Hintertasche seines Uniformrocks, worauf das lautlos verharrende Publikum, gleichsam als wenn es nur auf diesen Moment gewartet hätte, still und ruhig wie zuvor sich langsam verzog. Unwillkürlich versetzte ich mich in Gedanken nach Petersburg oder Moskau und stellte Vergleiche an, wie sich wohl ein analoger Vorgang bei uns abgespielt hätte. Doch ich will das Bild nicht weiter ausmalen: jeder, der unsere heimatlichen Verhältnisse kennt, wird leicht die hierzu nötige saftige Farbenzusammenstellung finden.

V.

Was dem aufmerksamen Beobachter in Deutschland ferner in die Augen fällt, ist der ganz eigenartige, ja, man kann ohne alle Übertreibung sagen, ideale Demokratismus, der alle Bevölkerungsklassen dieses Landes durchzieht. Um sich von der Richtigkeit dieser Behauptung eingehend zu überzeugen, genügen wenige Wochen. Auf Schritt und Tritt wird man dabei gewahr, welch ein gewaltiger, himmelhoher Unterschied herrscht zwischen einer richtig verstandenen, echt demokratischen Gesinnung, wie man sie in dem kultivierten Deutschland antrifft, und den unsäglich albernen, läppisch-knotigen Vorstellungen, die sich in Rußland mit dem Begriff Demokratismus zu decken pflegen. Das Fundament, worauf die demokratische Gesinnung Deutschlands basiert, ist die prinzipiell hohe Achtung vor jeder ehrlichen, produktiven Arbeit. Aus dieser, in keinem andern als in dem Codex der Volksmoral vorgeschriebenen Achtung entspringt auch die stolze Überzeugung des einzelnen Individuums von seiner Angehörigkeit zu den nützlichen Mitgliedern der Gesellschaft und das Bewußtsein seiner Gleichberechtigung im Staat. Obgleich es in Deutschland noch eine zahlreiche aristokratische Klasse gibt, allerdings ohne jegliche Privilegien oder besondere Standesvorrechte, muß man es doch als eins der allerdemokratischsten Länder Europas bezeichnen, nämlich was soziale Gleichberechtigung sowohl im Prinzip als auch in der Praxis, also den alltäglichen Kundgebungen des Lebens, anlangt. Dank diesen, in allen Bevölkerungsschichten vorherrschend einheitlichen Anschauungen über den wahren Wert demokratischer Gesinnung gewinnen die Bestrebungen des Volkes in allen Fragen der Politik und staatswirtschaftlichen Verwaltung eine moralische Kraft, der die Bundesregierungen nur in den seltensten Fällen und niemals auf die Dauer Widerstand leisten können.

Die Deutschen mögen noch so heftig untereinander über Fragen der politischen und sozialen Doktrin streiten, in den wichtigsten Punkten werden sie stets übereinstimmen, sobald tatsächlich Lebensinteressen des Volks auf dem Spiel stehen. Beim Absolvieren der Schule des Lebens erwirbt sich jeder Deutsche, auch der unbegabte, eine Dosis Staatsweisheit und politischen Verständnisses, die ihn verhindern, Handlungen zu begehen, deren nachteilige Folgen später schwer zu beseitigen wären. Nicht in einer absoluten Volksherrschaft erblicken die Deutschen die sichere Gewähr staatlich-nationalen Fort-

schritts, sondern in dem, von moralischen Impulsen geleiteten, einheitlichen Streben aller Gewalten und Bevölkerungsklassen nach möglichster Vervollkommnung aller Daseinsbedingungen.

Noch einen besonders charakteristischen Unterschied zwischen deutscher und russischer Auffassung des demokratischen Begriffs möchte ich hier hervorheben. Ich meine darunter bei den Deutschen das gänzliche Fehlen aller sichtbaren Attribute, die als markante Merkmale der Zugehörigkeit zur Demokratie in Rußland zählen. Niemand fällt es in Deutschland ein, sich so zu kleiden, daß man aus dem Gewande oder dessen Zusammenstellung sofort auch das politische Glaubensbekenntnis des betreffenden Individuums ersehen kann. Ungewaschene, ungekämmte, unrasierte und unsauber gekleidete Menschen sind dem überzeugungstreusten deutschen Demokraten ebenso verhaßt und widerwärtig, wie dem vornehmsten Aristokraten. Der deutsche Arbeiter oder Handwerker, Kleinhändler oder niedere Beamte hält es für eine Anstandspflicht, nach Beendigung seines Tagewerks oder an Feiertagen sich so zu kleiden, daß man ihm seine Beschäftigung weder ansieht noch anmerkt. Indem er sich an öffentliche Orte und in Versammlungen begibt, bezeugt er schon durch die Sorgfalt, die er auf sein Äußeres verwandt hat, jene Achtung, die der Einzelne der Gesamtheit stets zu bezeugen hat. Je besser so ein Mann gekleidet erscheint, desto mehr fühlt er sich der ihm sonst fremden Gesellschaft gleichberechtigt. Obschon ein aufmerksamer Beobbachter sofort den in Feiertagskleidern steckenden Arbeiter oder Handwerker erkennt, fühlt sich niemand durch seine Anwesenheit geniert, denn durch die tadellose Sauberkeit seiner Kleidung hat er sich gleich beim Eintritt die stillschweigende Genehmigung zum ferneren Aufenthalt erworben. Über die kindischen, sinnlosen Demonstrationen der russischen Demokraten, an öffentlichen Versammlungsorten in Nachthemden zweifelhafter Frische, ungekämmt, unrasiert und in schmierig zerrissenen Jacketts zu erscheinen, würde man in Deutschland nur die kopfschüttelnde Bemerkung machen: „Echt russisch" — und damit auch vollständig recht haben! Das Wort Demokratismus dient in Rußland als Sammelname für alle möglichen politischen Überzeugungen mit radikal-nihilistischer Tendenz. Im Grunde genommen verbirgt sich unter diesem, bei uns so falsch verstandenen Begriff nur eine offenkundig knotige Gesinnung nebst gänzlichem Mangel an Erziehung bei absichtlich zur Schau getragener physischer und moralischer Verwahrlosung. Alle unsere quasidemokratischen Überzeugungen, theoretischen Anschauungen und Gewohnheiten sind im Gegensatz zu ihren von allerhand abstrakten Begriffen abstammenden Bezeichnungen dem Boden der Faulheit, Unwissenheit und angeborenen Zügellosigkeit entsprossen. Um einem Aristokraten wenigstens im Äußern zu ähneln, muß man eine gewisse Sorgfalt seinen persönlichen Angelegenheiten widmen, muß man sich gelegentlich beherrschen können und vor der Anwendung des kategorischen Imperativs auf sich selbst nicht zurückschrecken, — und das liebt man bei uns nicht! Es ist weit leichter und bequemer, in verwahrloster

Toilette herumzustrolchen und sich in keiner Beziehung Fesseln anzulegen, was Manieren, Gewohnheiten und Redensarten betrifft. Um nun allen diesen negativen und sogar recht widerwärtigen Erscheinungen ein ideales, obschon stark durchlöchertes Mäntelchen umzuhängen, erfand man all die Schlagworte von ungekünstelter Einfachheit und treuherziger Aufrichtigkeit im gegenseitigen Umgang bei Weglassung aller veralteten Höflichkeitsformen. Eine „derbbiedere Knotigkeit," ein „ländlich-schlichtes" — in Wirklichkeit jedoch nur lümmelhaftes — Benehmen sollten die neue Ära der demokratischen Gesellschaftsordnung einleiten. Daß es in Rußland keine wahrhaft demokratischen Gesinnungen und Überzeugungen gibt, läßt sich unschwer durch einen parallelen Vergleich mit Deutschland beweisen.

Oben wies ich schon auf die hohe Achtung hin, die man in Deutschland gegenüber jeder ehrlichen Arbeit, gleichviel ob physischer oder geistiger Art, bekundet. Nichts derartiges findet man in Rußland, denn nirgends wird die mechanische und Handarbeit so gering geschätzt, wie in dem quasi-demokratischen Riesenreich mit seiner 100 Millionen zählenden analphabeten Bauernbevölkerung. Der tüchtigste und begabteste Handwerker, der in seinem Fach fast Künstlerisches leistet, steht in den Augen des Volks bezüglich seines Ansehns hinter einem halb analphabeten Polizeischreiber in irgend einem russischen Krähwinkel zurück, der auf seiner Mütze die Staatskokarde trägt. Die mechanische geisttötende Arbeit eines Kopisten erscheint dem Bauern schon als eine „Herrenbeschäftigung". Der Betreffende kann, wenns ihm glückt, den ersten Tschin (Beamtenrang) erhalten und dann jeden Bauern, Handwerker und Arbeiter mit „Du" anreden. Die deutschen Handwerker genossen im Mittelalter ein Ansehn, um das sie manche gegenwärtige russische Adels-Korporation beneiden würde. Viele deutsche Städte verdankten ihre Blüte dem Handwerkerstande. Schon das Sprichwort: „Handwerk hat einen güldenen Boden" legte Zeugnis ab von seiner Macht und seinem Reichtum. Kein Wunder, wenn es in der Geschichte seines Vaterlandes eine hervorragende Rolle spielte. Und was sehen wir in dieser Beziehung bei uns? Was stellt der russische Handwerkerstand vor? Hat er etwas aufzuweisen, was einer Geschichte gleicht? — Aus der mittelalterlichen Blüte des deutschen Handwerkerstandes stammen auch die tiefen Nährwurzeln des gegenwärtigen, gesunden Demokratismus, wie ihn unsere westlichen Nachbarn begreifen und schätzen, während er bei uns, seiner zweifelhaften unklaren Abstammung wegen und mangels jeglicher geschichtlichen Tradition, zur Karrikatur ausarten mußte. Neben vielen andern ihm anhaftenden Schattenseiten ist Rußland das Land der vorgefaßten Meinungen und Irrtümer verbreitenden Legenden. Eine dieser konsequent immer wieder auftauchenden fälschlichen Behauptungen ist die zum Postulat erhobene Versicherung, daß Rußland das demokratischste Land der Welt sei. Noch niemand hat sich bei uns die Mühe gegeben, diese weit verbreitete und quasi unwiderruflich feststehende Meinung auf ihren wahren Wert hin zu prüfen.

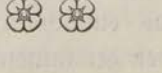
Nun stellt sich aber bei der geringsten Berührung mit der realen Wirklichkeit die ungemein verblüffende Tatsache heraus, daß in diesem erzdemokratischen Lande kein notdürftig des Lesens und Schreibens kundiger Junge Arbeiter oder Handwerker werden will, falls er nur die geringste Aussicht hat, eine, wenn auch nur dem Anschein nach, „intelligente" Beschäftigung zu ergreifen, die es ihm später ermöglicht, dem Äußern nach sich zur herrschenden Klasse zu zählen. Die Sucht, den „Barin" zu spielen, steckt selbst dem aus den niedrigsten Volksschichten stammenden Russen tief im Blut. Man beobachte nur einmal, wie in einer Schenke allerletzten Ranges die zerlumptesten Proletariergestalten es lieben, zu kommandieren und sich bedienen zu lassen! Handarbeit erscheint in den Augen dieser Leute als eine die Menschenwürde degradierende, aber leider notwendige Beschäftigung. Um wie viel leichter und verlockender ist doch das Beschmieren der Papierseiten mit Tinte oder das Hantieren mit der Elle! Hält man einem analphabeten russischen Bauern, Arbeiter oder Handwerker die großen Vorteile vor Augen, die ihm die Kenntnis des Lesens und Schreibens in seinem Beruf verschaffen würde, so erfolgt die stereotype Antwort: „Um zu pflügen, Bretter zu hobeln oder Stiefel zu machen, bedarf ich dieser Kunst nicht; wenn ich sie verstünde, würde ich nicht Arbeiter bleiben, sondern eine andere, vornehmere Beschäftigung ergreifen." Nun gibt es ja in Rußland zweifellos viele Hunderttausende von Arbeitern, Handwerkern und auch Ackerbauern, die des Lesens und Schreibens kundig sind, aber sie verharren nur aus dem Grunde bei ihrem Beruf, weil sie dadurch erstens immerhin eine gewisse mit pekuniären Vorteilen verbundene Ausnahmestellung einnehmen oder weil sich ihnen absolut keine Gelegenheit bieten wollte, die verhaßte Beschäftigung mit einer andern, ihrer Ansicht nach herrschaftlicheren, zu vertauschen. Dem unglaublichsten Widerspruch begegnet man jedoch in Rußland bei der Wertabschätzung physischer und geistiger Arbeit in den Kreisen unserer, um das soziale Wohl der Arbeiter so besorgten, im politischen Radikalismus, Anarchismus und Nihilismus total versumpften akademischen Jugend. Diese meist durch die Bank faulenzenden und einen tiefen Widerwillen gegen alle mechanische Arbeit hegenden Repräsentanten „höherer Bildung", bekunden trotz ihrer mitunter recht plebejischen Abstammung eine ganz absonderliche Auffassung über die Bedeutung des dem Staat und Volk die Lebenskräfte zuführenden mechanischen und produktiven Schaffens. Ihrer inneren Überzeugung nach waren die Arbeiter eine inferiore Menschenklasse, gut genug, um den Studenten bei ihrer revolutionären Ausschreitung blindlings Heeresfolge zu leisten. Ihren Worten nach waren die Arbeiter natürlich Brüder, Kameraden und überzeugungstreue politische Genossen der akademischen Aufwiegler. Unter den letzteren gab es bemoste Häupter, die 10, 12 und noch mehr Jahre in den Hochschulauditorien zwecklos herumlungerten, absolute Ignoranten waren und für keinen Zweig der Wissenschaft auch nur die allerbescheidenste Befähigung nachweisen konnten. Wer es

nun gewagt hätte, einem dieser, von der Wissenschaft geschützten, sonst aber die Hörsäle nur schändenden Bummler den Vorschlag zu machen, seine aussichtslosen „Studien" mit einem nützlichen, lohnenden Handwerk zu vertauschen, für das er augenscheinliche ataviſtische Veranlagung besaß, der hätte eine von sittlicher Entrüstung durchtränkte Antwort wegen dieser „Beleidigung" erhalten. Doch ich will dieses heikele Thema nicht weiter ausspinnen, da es eine der peinlichsten Zeitfragen Rußlands berührt, sondern nur noch auf die fundamentalen Unterschiede hinweisen, die zwischen dem akademischen Leben bei uns und in Deutschland herrschen.

Die deutschen Hochschulen sind durch Tausende sichtbarer und unsichtbarer Fäden, durch Jahrhunderte alte historische Traditionen mit dem sie umgebenden staatlichen und gesellschaftlichen Leben organisch eng verbunden. Sie stellten in gewisser Beziehung das zentrale Gehirn des Landes vor, dem sie angehörten. Die russischen Hochschulen sind im Grunde genommen nichts anderes als fiskalische Institutionen, die errichtet wurden, um dem Staat alljährlich die nötige, nach der üblichen Schablone vorbereitete halbgebildete Beamtenschar zuführen zu können. Betrachtet man sich nun genauer den Bestand unserer lernenden Jugend nach ihrer Zusammensetzung in den Universitäten und sonstigen Hochschulen, Akademien und höheren Frauenkursen, so gelangt man unschwer zu Folgerungen, die den Schlüssel zu manchen rätselhaften Erscheinungen und Vorgängen im Leben unserer studierenden Jugend gewähren. Das erste, was einem bei einem Vergleich mit Deutschland auffällt, ist die ihrer sozialen Herkunft nach ungemein bunte Zusammensetzung der Studierenden. Es gibt keinen Stand, keine Profession, keine Beschäftigung, keine jegliche genauere Bezeichnung ausschließende Existenz, deren Sprößlinge nicht unter den Zöglingen dieser Anstalten anzutreffen wären. Dabei ist die Zahl der jungen Leute beiderlei Geschlechts, die für die Dauer ihrer Studienzeit auch nur mit den bescheidensten Existenzmitteln versehen sind, eine verhältnismäßig verschwindend kleine. Da mir in dieser Beziehung keine statistischen Daten zu Gebote stehen, so kann ich selbstverständlich auch nicht die entsprechenden Schlußfolgerungen ziehen, doch glaube ich keinen sonderlich groben Irrtum zu begehen, wenn ich drei Viertel aller auf russischen Hochschulen Studierenden zu jenem jungen Proletariat zähle, das in Deutschland auch nicht im entferntesten daran denkt, erst ein Gymnasium zu absolvieren und sich dann wissenschaftlichen Studien zu widmen. Die anfangs der 90-er Jahre des vorigen Jahrhunderts vom Fürsten Meschtscherski in seinem „Grashdanin" angeregte und eine ungemein leidenschaftliche Polemik entzündende Frage betreffs der Aufnahme der Söhne von Köchinnen, Scheuerfrauen und Waschweibern in die Gymnasien berührte eine echt russische soziale Frage, die in allen anderen zivilisierten Staaten Europas einfach nicht existiert. Nicht einer einzigen deutschen Mutter aus den eben genannten Kreisen wird es im Traum einfallen, ihren Knaben in einem Gymnasium unterbringen zu wollen, es sei denn, daß

er nach dem Ausspruch kompetenter Pädagogen ungewöhnliche Fähigkeiten dokumentierte. Der Ehrgeiz einer, von ihrem Tag- oder Wochenlohn lebenden deutschen Mutter wird vollauf befriedigt sein, wenn es ihr gelingt, aus ihrem Knaben einen mit tüchtiger Elementarbildung versehenen, fleißigen Handwerker oder niederen Beamten zu machen. Überhaupt hat die deutsche Frau, gleichviel ob in Hütte oder Palast, unendlich viel zur Größe und zum Ruhm ihres Vaterlandes beigetragen. In ihrer stillen, bescheidenen, selbstaufopfernden Wirksamkeit hat sie nicht weniger Heldentaten vollbracht als der mitten im Daseinskampfe stehende Gatte, Vater, Bruder und Sohn. Die moralische Erziehung des gesamten deutschen Volkes ist zum größten Teil das Werk der Frau. Ich habe viele herrliche stolze Denkmäler in Deutschland gesehen und bewundert und doch das größte und schönste stets vermißt — das Denkmal der hochherzigen und in vieler Hinsicht ganz unvergleichlichen deutschen Frau! — Doch kehren wir nach dieser Abschweifung zu unserer studierenden russischen Jugend zurück. Wer unter rein russischer Bevölkerung gelebt hat, wird wiederholt die Wahrnehmung gemacht haben, von welch überaus falscher Humanität und Sentimentalität sich die, liberalen Kreisen angehörigen Bevölkerungsklassen oft leiten lassen, ohne im geringsten zu bedenken, daß Wohltaten Saatkörnern gleichen, die nur auf geeignetem Boden gute Früchte tragen. So wird beispielsweise ein des Lesens und Schreibens notdürftig kundiger 10jähriger Straßenjunge, dank der großmütigen Laune einer blasierten Dame und ihrer zahlreichen Bekannten, auf allgemeine Kosten fürs Gymnasium vorbereitet. Warum? . . . Ja, das weiß eigentlich niemand! Vielleicht nur aus dem Grunde, weil sein Vater ein trunksüchtiger Schweinehirt gewesen ist. Infolge der einflußreichen Protektion findet der Knabe nach äußerst nachsichtiger Prüfung Aufnahme im Gymnasium und gewöhnt sich von nun an — bis zu seinem 30. Jahre und darüber — auf fremde Kosten zu leben. Als Student der Universität treibt er skrupellos — er ist ja Anhänger von Proudhon und Marx — notorischen Bettel und beschäftigt sich ausschließlich mit der Lösung „sozialer Fragen von internationaler Bedeutung". Auf diese Weise verbummelt dieser, aller Kulturanlagen bare Proletariersohn als finsterer, griesgrämiger „Weltverbesserer" die besten Jahre seines Lebens, während sein deutscher Alters- und Standesgenosse als fleißiger Handwerker oder Handlungsgehilfe produktive Arbeit zum Besten seines Vaterlandes geleistet und sich auch schon persönlich einen hübschen Sparpfennig zurückgelegt hat.

(Schluß folgt).



Nachdruck verboten.

Psychologie im Atelier.

Von Anna Stahl-Schroeder. (Peterskapelle bei Riga.)

(Schluß.)

Wenn man im Musée Luxembourg in Paris vor dem bekannten Bilde von Bastien-Lepage steht, „Heuernte" benannt, da sieht man nicht nur dieses sonnenheiße Fleckchen Erde, man sieht weit bis zu den Hügeln, die den Horizont abschneiden und noch weiter hinaus.... Man sieht die Sehnsucht des müden Großstädters. Als Bastien-Lepage dieses Bild malte, gehörte er noch zu den scheinbar Gesunden. Dem Publikum, das immer nach der nächstliegenden Erklärung greift, war es eine Kaprice, dem Näherstehenden ein Bekenntnis.

Technisch genommen, bedeutet es den Übergang zur Freilichtmalerei. Sein Verdienst besteht ja darin, durch ein vorsichtiges Hinübergleiten in diese Richtung dem größeren Publikum in leicht faßlicher Weise die Vorzüge dieser Malerei gezeigt zu haben.

Andererseits verrät es auch etwas von seinem Seelenleben. Paris ist wie eine Insel in Europa, was äußere glänzende Ausgestaltung des Lebens anbetrifft — und der Maler, der diesen Glanz und Kunstreichtum genießen konnte, ging seiner Naturssehnsucht nach und wählte einen Stoff, der dem Städter so fern wie möglich lag. Das ist Leben — arbeiten dürfen und ruhen können. . . .

Grüne Ebenen, ferne Höhenzüge, Ruhe und Stille, — es gibt in der Welt ein Plätzchen, da kann man das alles haben! — Der ruhende Mann, das schläfrige Weib, die bewußtlos genießen, und die nach dem Spruch leben: Arbeitet, so lange es Tag ist, — die sich anschmiegen dürfen ganz nahe an die Allmutter Natur, die erschienen ihm, dem Kranken, wie beneidenswert glückliche Wesen.

Es existiert noch ein anderes bekanntes Bild von ihm, die Jeanne d'Arc, — das sich unter seinen sonstigen naturalistischen Arbeiten ganz seltsam ausnimmt. Er, der so überlegen und klar in die Welt sah und sich so ruhig und nüchtern über Kunstdinge aussprach, er gab da ein Phantasiebild, das von ganz anderen Dingen redete, als von kühler Sachlichkeit. Bastien-Lepage erklärte: „Wenn man Vergangenes malt, soll man es entsprechend dem, was man vor sich hat, darstellen; in der Umgebung seines Landes, mit den Menschen, die man vor Augen hat, als hätte sich das alte Drama gestern abend ereignet." —

In rein äußerlichen Dingen hat er sich nach diesem Programm gerichtet.

Seine Johanna trägt das geschmacklose Alltagskleid der französischen Bäuerin von heute und sie befindet sich im Garten seines Heimatortes in Damvillers.

Sie hat sich von ihrer Arbeit erhoben und da — mitten auf dem Wege bleibt sie wie erstarrt stehen.

Sie sieht geisterhafte Erscheinungen und empfängt von einer höheren Macht die Weisung, der sie folgen muß. Noch ist sie nicht die Siegesbewußte, die mit der Fahne in der Hand dem Heere voranschritt. Der Gesichtsausdruck spricht von Ergebung und Festigkeit — in der Haltung liegt etwas Gebrochenes, ein weibliches Zagen. Sie weiß, daß sie der Muttergottes zu gehorchen hat, daß es nicht ihr eigener Wille ist, der sie aus dem Frieden des Landlebens hinaustreibt in das Kriegsgetümmel, und in stiller Ergebung sagt sie: Ja. Sie sieht den Weg vor sich — auch das Ende.

Im Hintergrunde des Gartens erheben sich visionäre Gestalten, die sich beinahe durchsichtig von Bäumen und Gebäuden abheben und jeden Augenblick in Luft zerfließen können. Der Naturalist, der nur das gelten ließ, was sein Auge sah, der nur den hellen Tag, das unruhig Flackernde des gegenwärtigen Lebens erfassen wollte, der flüchtet in eine mystische Vergangenheit und läßt die französische Nationalheilige erstehen. Und zum Ort ihres Erscheinens wählt er den blühenden Garten, in dem er als Kind gespielt hat.

Abseits vom Tageslärm hörte er auf das, was die Seele redet, wenn es ganz still ist — drinnen und draußen.

Das Vergnügen der Pleinairisten, eine im Freien stehende, ganz von Licht und Luft umflossene Gestalt auf der Leinwand festzuhalten, war nicht der einzige Grund, der ihn dazu bestimmte, diesen Stoff zu wählen.

Bastien-Lepage war nicht der genial begabte Künstler, den seine junge Freundin Marie Baschkirtseff in ihm sah — aber er war immerhin ein großes Talent, und seine Verdienste um die Malerei sind in der Kunstgeschichte notiert.

Da die Kunstentwickelung niemals und mit nichts definitiv abschließen wird, ist die Bewegung, die er erst erklären mußte, jetzt schon auf dem Gipfel angelangt, von welchem wieder der Abstieg beginnt.

Marie Baschkirtseff war auch nicht seine Schülerin, wie sie häufig genannt wird.

Sie arbeitete im Atelier von Julian und dort hatte sie andere Lehrer. Man kann sie nur seine Wahlschülerin nennen, weil sie eine so begeisterte Verehrerin seiner Kunst war.

Was sie auf dem Gebiete der Malerei erreichte, kann man in Paris sehen, was sie wollte und nicht erreichte, davon erzählt ihr Tagebuch. Im Musée Luxembourg hängen ihre Bilder, und in Clichy steht ihr ehemaliges Atelier den Besuchern offen.

In ihrem Tagebuch will sie die getreue Photographie eines ganzen Frauendaseins geben.

Das konnte sie nicht, weil sie zu früh starb und weil ihr Leben anders war als das der Durchschnittsfrauen.

Ein brennender Ehrgeiz verzehrte ihre Seele, und dieser Ehrgeiz führte sie nach Paris in die ersten Künstlerkreise.

Sie fürchtet sich vor dem Vergessenwerden. Sie will berühmt werden, in der Welt glänzen, lieben — geliebt werden, eine Krone tragen . . .

Den Reflexionen über Liebe wird in ihrem Tagebuch viel Platz eingeräumt. Sie schreibt: „Man spricht von Rom, vom Geist und von der Schönheit und spricht doch immer nur davon, um von Liebe zu reden, um einen herrlichen Rahmen zu bilden für dieses sich immer gleich bleibende und doch immer neue Gemälde."

Es scheint aber doch, als ob ihre Gefühle dadurch, daß sie immer registriert und analysiert wurden, an Intensität verloren.

Bastien-Lepage war der verehrte Meister, dem gegenüber ihre scharfe Kritik versagte. Als sie sich persönlich kennen lernten, waren beide schon vom Tode gezeichnet, und von Liebe ist niemals die Rede zwischen ihnen gewesen.

Die Gemälde des jungen Mädchens offenbaren nur eine Seite ihres Wesens: frische Fröhlichkeit, den künstlerisch geschulten Blick für das Festhalten des Lebendigen, Sinn für Humor, Lebensfreude und das zärtliche Interesse, das sie am Leben und Spielen der Kinder nahm. Sie sagt: „Man muß das Leben mit klingenden Tönen erfassen, und alle echten Töne klingen."

Das bekannteste ihrer Bilder heißt: Ein Meeting. Einige Straßenjungen stehen vor einem Bretterzaun und beraten eine für sie wichtige Angelegenheit. Der größte trägt vor und der kleinste steht neben ihm und drückt in seiner Haltung sehr viel Energie aus. Die übrigen verhalten sich etwas skeptisch zur Sache. Der eine, in der Profilstellung, ist der richtige Pariser Gamin. Da ist nichts von Sentimentalität. Man hört das Lachen des jungen Mädchens, als sie diese Gruppe festhielt.

Dann war da noch etwas in ihrem Leben — auch ein Ideal, das ihr vor der Seele schwebte und das sie nicht erreichen konnte.

Zwischen Gesprächen über Mode und Theater, zwischen Arbeitsstunden und Gesellschaftstreiben taucht immer der Gedanke an ein Bild auf. Sie wollte die „Heiligen Frauen" malen. Welche sie eigentlich meinte, sagt sie nirgends. Dieses Gemälde sollte die Krönung ihres Lebenswerkes werden.

Ein halbes Jahr vor ihrem Tode plant sie noch eine Reise nach Palästina, um Studien für dieses Bild zu machen.

Diesem, in den Formeln der griechischen Kirche erzogenen jungen Mädchen wäre es ein besonderer Vorzug gewesen, die mit Inbrunst verehrten Legendengestalten darstellen zu können. Das war für sie nicht ein Stoff wie ein anderer, das wäre Glück und Gnade gewesen. Ihr tiefstes Empfinden spricht sich in ihren Bildern aus, in den fertiggestellten und in den bloß konzipierten.

Seit sie denken konnte, umschwebten die „heiligen Frauen" sie. Sie erhören die Hilfeflehenden und ihr süßes gewährendes Lächeln senkt Hoffnung ins Herz. Sie sind gütig und freundlich, erbarmend und so barmherzig wie nur die Heiligen sein können, und doch wie Erdenfrauen verständnisvoll für alle kleinen Leiden.

Seit den Kinderjahren hat sie ihrer nur mit zärtlichen Gefühlen gedacht.

Wie froh war sie bei dem Gedanken, daß sie, sie selbst — dessen fähig war, diese Gestalten im Bilde darzustellen, so wie sie sie hinter dem blassen Nebel der Weihrauchwolken in ihren Gebeten geschaut hatte. So wie sie sich das Bild dachte, wäre es eine glühende Lobeshymne geworden.

Sie ging ihren Weg, müde vom Arbeiten, müde von Enttäuschungen, und immer sah sie die brennenden, fragenden Augen der heiligen Frauen auf sich gerichtet. Sie nahmen sie an der Hand und führten sie fort, und still und ohne Klage ließ sie sich führen.

Auf dieses Weltkind mit der Himmelssehnsucht im Herzen kann man auch das Wort anwenden: „Selig sind, die da Heimweh haben, denn sie sollen nach Hause kommen."

Diese beiden jungen Menschen, die so heiß nach dem Ideal gerungen, so flammend gefühlt, so fiebernd gelebt — sie mußten beide jung sterben — und weil sie das mußten, wurde ihnen der in schimmernder Schale gereichte Trunk des Lebens zu etwas Seltenem, Köstlichem. Der rasch verschwindende Inhalt spornte sie an, noch einmal etwas zu schaffen, das von ihrem innersten Selbst künden sollte, wenn sie nicht mehr da wären.

Als Todkranke sitzen sie einander gegenüber. Es ist still, sie wollen nicht mehr viel reden — aber ihre Gedanken irren umher wie gefangene Vögel — immer im selben Raum — im Raum, der ihre Welt war.

Sie hat ein weißes Kleid an und er sagt: „Könnte ich Sie malen!" und sie schreibt später in ihr Tagebuch: „Er hat graue Augen von entzückender Schönheit. — Das sind die Augen, die Jeanne d'Arc gesehen haben."

Sie starb einige Wochen früher als er.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Ohne Anteilnahme des Künstlers am Stofflichen wird wohl kaum ein Bild entstehen, und jedes Werk ist schließlich eine Persönlichkeitsäußerung des Malers.

Angelika Kauffmann und Elisabeth Vigée-Lebrun waren Zeitgenossinnen und die größten Malerinnen des 18-ten Jahrhunderts.

Ihre Werke sind ausgesprochene Persönlichkeitsäußerungen und deshalb psychologisch interessant. Angelika Kauffmann behielt trotz manches Romanes, den sie erlebte, immer etwas Madonnenhaftes — die Lebrun war lebensprühende Weltdame.

Die deutsche Malerin besaß in hohem Grade die Eigenschaft, die die Franzosen s'effacer nennen. Wie eine Sensitive zieht sie sich in sich selbst zurück, und diesen Eindruck machen auch die von ihr gemalten Personen, während die Figuren der französischen Malerin lachend und sprechend aus dem Rahmen zu treten scheinen.

Angelika selbst, ihre Umgebung und ihre Zeit waren durchtränkt von Sentimentalität, — und wenn die Frauen, die sie malte, auferstehen könnten — sie würden leise sprechen, schwebend gehen und lächelnd verschwinden.

Das bekannteste ihrer Bilder ist die „Vestalin" in der Dresdener Galerie. Das war ein Thema, das ihr lag, deshalb hat sie ihr auch so viel von ihrem Wesen und ihrem Aussehen gegeben.

In einer Berliner Gemäldesammlung existiert ein Selbstbildnis von ihr, „Bacchantin" genannt. Das ist keine Bacchantin, das ist ein sanftes junges Mädchen, das schüchtern unter dem Weinlaub hervorschaut. . . Die Lebrun gab ihren Selbstbildnissen keine Phantasienamen. Wenn sie sich einmal als Bacchantin hätte malen wollen, da hätten ihre lachenden Augen sicher viel von dionysischer Weltfreude zu erzählen gehabt. Die Frauen, die Angelika Kauffmann malt, sind ebenso still und sensitiv wie sie selbst. Die Vestalin und Maddalena Riggi lächeln schweigend, als hätten sie ein Geheimnis zu bewahren.

Da die besten ihrer Zeitgenossen mit Begeisterung von ihr sprechen, muß ihre Persönlichkeit viel Anziehendes gehabt haben. In Goethes Italienischer Reise ist, während seines Aufenthaltes in Rom, oft die Rede von der „zarten Seele Angelika". Wieland nannte sie die Malerin der Grazien, Herder vergleicht sie mit einer Madonna und einem Täubchen. Klopstock bestürmt sie in seinen Briefen mit Bitten, einige Bilder für seine Werke zu zeichnen.

Männer konnte sie nicht malen.

Goethes treffendes Urteil über sein von ihr gemaltes Bild ist bekannt: „Ein hübscher Bursche, aber keine Spur von mir." Das Original befindet sich in Weimar im Goethehause. Wir sehen einen sehr jungen Mann, etwas nach vorn gebeugt, Augen wie ein Reh — und einen Mund, der nie ein Goethesches Wort gesprochen hat. — Elisabeth Vigée-Lebrun erlebte den Übergang vom Rokoko zum Empire — und wir erleben ihn in ihren Bildern.

Das bekannte Bild der Marie Antoinette zeigt noch die raschelnde Rokokograzie, Seide, Spitzen, Blumen, gepuderte Haare und strahlende Augen — während die später gemalten Bilder schon die Schwärmerei fürs klassische Altertum verraten. Auch eins ihrer Selbstbildnisse im Louvre. Ihr Kostüm ist eine Konzession an die neue Zeit. Es liegt viel natürliches Gefühl und Wahrheit in dem Bilde, besonders in der Art, wie die Kleine die Mutter umarmt. Die braunen Locken des Kindes kontrastieren angenehm mit dem Blau des Kleides, und wirkungsvoll hebt sich der Arm der Mutter von der roten Schärpe ab.

Während der französischen Revolution war sie nach Deutschland geflohen, lebte in Potsdam und malte dort auch das Bild der Königin Luise. In reizend frischer Natürlichkeit schaut die hohe Frau aus dem Rahmen, und es ist zu verstehen, daß Kaiser Wilhelm I. eine besondere Vorliebe für dieses Bild hatte. Die vielen Phantasiebilder, die den Namen Königin Luise tragen, konnten ihm nichts geben. . . .

„Alle Kunst ist Lobeserhebung", sagt Ruskin.

In den schönsten Bildern haben wir immer etwas von Weltfreude oder Himmelssehnsucht gefunden.

Da gibt es einen Maler, der vor zweihundert Jahren lebte, dessen ganze Kunst ein Loblied auf die schöne Erdenzeit war.

Es ist Antoine Watteau, „der Vater des Rokoko" genannt.

Was Künstlersehnsucht vermag, das erfährt man, wenn man sich sein Leben vergegenwärtigt und dabei seine Bilder ansieht, — und voll schmerzlicher Ironie klingt das schillernde Wort „Rokoko" in dieses ärmliche Leben hinein.

Er war Fläme und kam aus Valenciennes, seiner Heimatstadt, nach Paris. Ein kränklicher, unscheinbarer junger Mann, einfach erzogen und anspruchslos, dabei im Besitz eines so großen Talentes, daß dieses Talent ihm eigentlich zu einer bequemen Treppe hätte werden können, auf welcher er rasch und leicht zu einem glänzenden Dasein empor stieg. Er blieb aber unten.

Obgleich ihm später Ruhm und Anerkennung zu teil wurden, war doch die innere Harmonie seines Lebens durch Krankheit und Seelenleiden zerstört.

Einige Jahre vor seinem Tode wurde er Mitglied der Akademie; den heißersehnten Rompreis, der ihm den Aufenthalt in Italien ermöglicht hätte, erhielt er trotzdem nicht.

Die flackernde Lebensfreude, die ihn erfüllte, kam schon in seinen früher gemalten Bildern zum Ausdruck, in denen man eine deutliche Anlehnung an Teniers bemerkt.

Was er von Jugend auf geliebt hatte: Naturgenuß, freudige Lebensbetätigung, die schönen Künste — das trat ihm in Paris in der glänzendsten Form entgegen — aber in Kreisen, die ihm fern standen.

Die Aristokratie war des Zeremoniells müde geworden, das unter Ludwig XIV. geherrscht hatte und sehnte sich nach Freiheit und Natürlichkeit. Diese schöngekleideten Menschen strömten hinaus in die Parks und Wälder und taten so, als wären sie jetzt einfache Landleute geworden. Hier konnten sie sich natürlicher geben, als in den hohen Prunksälen, und wenn dieses Leben auch weiter nichts war als eine andere Art Theaterspiel, so hatte es doch den Schein der Wirklichkeit und war der Ausdruck einer vorhandenen Sehnsucht — und dieses aus der Ferne angeschaute Weltleben bezauberte den jungen Mann. Keiner hatte es so verstanden, diese Epoche der tändelnden Lebensfreude im Bilde einzufangen und zu verklären und so restlos wiederzugeben wie er. Das war Kunst, die wirklichen Zusammenhang mit dem Leben hatte. Die Form, die er vorfand, erfüllte er mit Phantasie, Geist und Seele. Er verstand das Sehnen der Zeit, die Wünsche seiner Mitmenschen, die Macht der Kunst — aber er selbst wurde von niemand verstanden. Über seinen Malereien vergaß man den Schöpfer und man vergißt ihn auch heute noch.

Wer denkt daran, daß hinter den Bildern, die soviel Frohsinn atmen und von so viel innerer Harmonie reden, ein unglücklicher Mensch stand? In

dieser Welt des heiteren Scheines war es nicht Sitte, sein inneres Martyrium auf den Markt zu tragen, in Bild und Wort davon zu reden.

Von seiner inneren Zerrissenheit kam nichts in die Bilder — nur von einer großen Sehnsucht reden sie.

Er liebte diese Welt, in der man lachte und tanzte und sich graziös verneigte, wo die Worte wie Federbälle hin- und herflogen, Seide rauschte, Fontänen plätscherten und Bäume kühlen Schatten spendeten.

In seinen Bildern konnte er sich ausgeben. Er schwelgte im Weltleben, in „galanten Festen", die er nie mitgemacht hatte. Da war er Kavalier — da flirtete und sang und spielte er. Da füllte er das venetianische Glas, das die Schöne ihm lächelnd hinhielt, mit edlem Wein. Er malte alles das, was er liebte und was ihm unerreichbar war, und deshalb wurde alles so wahr und lebendig. (Picknick im Freien, Berlin.)

Er träumte von Italien und malte französische Parks und Landschaften, die weite Fernblicke eröffnen. Italien schwebte ihm vor wie ein himmlisches Wunder, und er starb ohne es gesehen zu haben.

Seine Gemälde sehen zuweilen wie phantastische Märchenbilder aus und können doch als Sinnbilder der damaligen Wirklichkeit gelten. Es war eine Zeit, in der alle Sorgen vertrieben und alle Schmerzen ausgelöscht schienen.

Watteau war ein Gegenstück zu den vielen, die es heute hinauszieht zu den Enterbten, die es lockt, die Natur und die Menschheit da aufzusuchen, wo sie in Armut und Dürftigkeit verharren. Er, der nie die Sorgen los wurde, berauschte sich an einer Welt des äußeren Glanzes, nicht weil er Freude fand an frivolem Spiel und materiellem Genuß — sondern weil die ästhetische Seite des Daseins eine faszinierende Wirkung auf ihn ausübte. Das Leben in und mit der Natur und der edelste Kunstgenuß waren seine Ideale.

Dieses Zeitalter der Grazie, des Leichtsinnes, des fröhlichen Lebensgenusses hat er in seiner Kunst erhöht und vergeistigt. —

Welch ein Schönheitsreigen würde die Welt durchziehen, wenn die inneren Gesichte in Stein, Bild und Wort offenbar werden könnten. Aus der dunkelblauen Nacht des Unterbewußtseins streben wunderbare Blüten empor und verwelken — ehe ein menschliches Auge sie gesehen hat. Darin liegt die Tragik des Künstlerdaseins, daß der Künstlerwille so oft an der Unzulänglichkeit alles Irdischen zerbricht. —

Diese Ausführungen können mit einem Wort von Bettina v. Arnim geschlossen werden: „Was die Menschen in der Kunst zusammentragen, was sie hervorbringen, wie sie sich durcharbeiten, was sie zu viel oder zu wenig tun, das mag manchen Widerspruch erdulden, aber immer ist es ein Buchstabieren des göttlichen „Es werde".

❀ ❀ ❀

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Die Frau im haus- und landwirtschaftlichen Beruf.

Von Lucie Baronin Staël v. Holstein (Dorpat.)

Berufswahl! Für jede junge Kraft, die im Begriff steht sich ihr verantwortungsreiches Eigenleben zu gründen, eine brennende Frage, — nahezu so bedeutsam für den ferneren Lebensgang, wie eine Eheschließung. Auch hier heißt es, Treue halten in guten und in bösen Tagen, und gilt daher ebenfalls die Mahnung: „Drum prüfe, wer sich ewig bindet..“ Nun will man freilich heutzutage von Gebundensein wenig wissen, im Gegenteil geht das allgemeine Streben auf möglichste Ungebundenheit aus. Allein es steht dennoch fest: wollen wir Tüchtiges in unserem Berufe leisten und die erhoffte Befriedigung finden, so müssen wir uns dauernd mit ihm verbunden, sozusagen verheiratet, und zwar glücklich verheiratet fühlen. Natürlich meinen wir nicht: wer einmal eine Dummheit gemacht hat, der soll auch dabei bleiben. Aber die Erkenntnis kommt häufig zu spät, oder es stehn dem Umsatteln unüberwindliche Hindernisse entgegen. Da kann es denn am Ende der Laufbahn heißen: ich habe meinen Beruf verfehlt — wohl eines der traurigsten Bekenntnisse, mit anderen Worten: ich habe die Zwecke, denen ich dienen wollte, wenig oder garnicht gefördert, und bin in meiner Arbeit nie froh und zufrieden gewesen.

In Bezug auf einen Fehlgriff ist der haus- und landwirtschaftliche Beruf entschieden der unbedenklichste, weil er der natürlichste ist, und auch denen, die sich ihm nur vorübergehend widmen, bleibende Werte hinterläßt. Die Mehrzahl der Frauen braucht sich hier nicht erst mühsam in Pflichten und Aufgaben hineinzufinden oder gar zu schrauben, sondern nur mit Hilfe sachgemäßer Anleitung und Übung hinein zu wachsen. Nirgend treten die besten Anlagen, die edelsten Geistes- und Herzensgaben der so Frau ungehemmt und vielgestaltig in die Erscheinung, wie im Rahmen der Häuslichkeit: liebevolle Sorgsamkeit für alles Pflegebedürftige, Fleiß, Geduld und viele andere wertvolle Eigenschaften mehr, die wir in ihrer Gesamtheit getrost mit dem schönen Namen Mütterlichkeit bezeichnen können. Aber trotz dieser fraglosen Natürlichkeit und Selbstverständlichkeit des häuslichen Berufs im engsten und weitesten Sinne, müssen wir doch unbedingt zugeben: eines schickt sich nicht für alle. Zunächst heißt es die Gesundheitsfrage berücksichtigen. Mancherlei Störungen, welche direkt mit einer sitzenden Lebensweise oder geistiger Übermüdung zusammenhängen, wie Blutarmut und Nervosität, bessern sich meist in bewegungsreicher praktischer Tätigkeit, — eine ganze Reihe anderer krankhafter Anlagen aber schließen von wirtschaftlicher Arbeit aus, wo sie nicht nur ein wenig so nebenbei, sondern energisch betrieben werden soll. Sei es nun, daß hier beispielsweise über Kopf- oder Augenschmerzen bei der Herd-

hitze geklagt wird, dort Zugluft oder Aufenthalt in kalten Räumen sogleich Rheuma ꝛc. zur Folge haben.

Ferner gibt's Naturen, die für ihr Wohlbefinden ein ganz besonders großes Schlafmaß brauchen, für die Morgenstunde nie Gold im Munde haben wird, und auf das Frühaufstehen kommt's im Haushalt wesentlich an.

Es gibt hoffnungslos Unpraktische. Auch solche, die keine Spur von zärtlichem Interesse für das Lebendige haben: eher das Gegenteil. Sie sollten es mit der Wirtschaft gar nicht versuchen. Ein bedeutendes Talent, das den ganzen Menschen beansprucht, eine schöne Gabe, die deutlich auf anderes Gebiet weist, z. B. auf das der Krankenflege oder Erziehung, heißt natürlich einen anderen als den wirtschaftlichen Weg einschlagen, wenngleich es auch für diese Persönlichkeiten nur von Vorteil sein kann, sich zuvor auch auf dem praktischen Gebiete Kenntnisse zu erwerben. Es gibt aber auch neben den tatsächlichen Hindernissen eingebildete, die auf falschen Voraussetzungen beruhen.

Ein junges Mädchen klagte mir mal, sie habe im Examen Schiffbruch gelitten, sei nun Lehrerin in einer Müllersfamilie auf dem Lande, erhalte 7 Rbl monatlich und habe nicht die geringste Aussicht, es jemals weiter zu bringen. Dabei wies sie mit der Miene einer Selbstmordkandidatin auf ein Bändchen Weltschmerzgedichte, als auf ihren einzigen Tröster. Ich wußte nicht, ob ich sie oder die Müllerskinder mehr beklagen sollte. Ich machte ihr den Vorschlag, in unserer gut geleiteten Meierei auszulernen, und glaubte ihr, falls sie sich bewähre, schon nach wenigen Monaten einen Gehalt von 20—25 Rbl. monatlich in Aussicht stellen zu können, dazu das befriedigende Bewußtsein, Tüchtiges zu leisten. Dieser wohlgemeinte Rat aber scheiterte an ihrem hartnäckigen: „Ja, wo bleibt denn meine schöne Bildung?" Vergeblich suchte ich ihr klar zu machen, daß sie als gebildete Wirtschaftskraft jedenfalls nicht weniger Anschluß an ihresgleichen finden würde, als gegenwärtig, und daß sie in ihren Freistunden bildende Bücher mit mehr Vorteil lesen würde, als in ihrer augenblicklichen gedrückten Stimmung. Es war ihr nicht zu helfen, und so wird sie wohl bis zur Stunde das Heer der Enttäuschten und Verbitterten mehren, als Opfer eines verkehrten Bildungsbegriffs.

Es ist erstaunlich, wie häufig man der Ansicht begegnet, höhere Bildung und praktische Tätigkeit schlössen einander aus, wo sie sich doch im Gegenteil vortrefflich ergänzen. Bildung, richtig verstanden, ist eine möglichst vielseitige und verständnisvolle Berührung mit unserer gesamten Umwelt, der geistigen so gut wie der materiellen. Aber erst durch praktische Betätigung setzt sich eine ganze Reihe unserer Kenntnisse in lebendige Werte um und wandelt sich Theorie, die nie ganz frei von einem grauen Schimmer ist in den grünen Baum des Lebens, der uns goldene Früchte trägt. Chemie, Nahrungsmittellehre behandelnd, wie auch Hygiene, werden der Schülerin erst in der Küche

gegenständlich, wie Förster treffend bemerkt. Zoologie und Botanik schauen uns mit munteren erwartungsvollen Augen aus der uns anvertrauten Tier- und Pflanzenwelt an. Pädagogik müssen wir an Kindern und Dienstboten üben, Geschmack und Kunstsinn, der das Schlichte, Echte und Harmonische zur Geltung bringt, in Kleidung, Wohnung, Tafelschmuck ꝛc. Religion und Ethik zu betätigen aber findet sich im häuslichen Kreise wohl täglich vielfache Gelegenheit. Von ihr muß das Wesen der Frau, soll es wohltuend wirken, durchdrungen und getragen sein.

Und wie viel gewinnen wir selbst in diesem Tun! Die Haus- und Landwirtschaft mit ihren wechselreichen Forderungen beansprucht umsichtiges Handeln, oft rasches Entschließen, daher stete Aufmerksamkeit und Geistesgegenwärtigkeit, Dienstbereitschaft und Treue, auch im Kleinen — das alles aber wirkt im höchsten Grade erziehlich und charakterbildend.

Und der Mühe Lohn ist sichtbarer Erfolg auf allen Gebieten der Tätigkeit, und Freude am Schaffen, am Veredeln und Beherrschen des oft so widerspenstigen Materiellen, am Verkehr mit dem vielerlei Lebendigen — und das erfrischende Gefühl des Könnens, der Unabhängigkeit!

Nach beendetem Schulunterricht, der sich leider oft nur mit dem Wissen befassen mußte, ist gewiß ein Jahr der Übung im Können, in Ausdauer und Ordnung bezüglich der kleinen Dinge, die den Alltag ausmachen, die glücklichste Ergänzung. Sind es doch gerade diese vielen kleinen Pflichten und Aufgaben des häuslichen Lebens, die so mühevoll, zeitraubend, ja langweilig werden, wenn man sie nicht richtig anzufassen weiß.

In den Städten ist man uns in der Erkenntnis, wie notwendig eine praktische Ausbildung ist, mit Koch- und Gewerbeschulen längst voraus. Wir brauchen aber unbedingt Frauenschulen auf dem Lande mit einem, der Stadtschule gegenüber erweiterten, Meierei, Gartenbau und Geflügelzucht umfassenden Programm.

In Deutschland sehen wir derartige Lehranstalten in großer Zahl entstehn, entsprechend dem wachsenden Bedürfnis nach wirtschaftlicher Ausbildung, und kaum eröffnet, auch schon voll besetzt. Für 30—40 Schülerinnen eingerichtet, arbeiten sie alle nach demselben Lehrplan. Es wird in einjährigem Kursus in sämtlichen Fächern der erweiterten Hauswirtschaft theoretisch und praktisch unterrichtet, mit abschließendem Examen, das zum Eintritt in ein Haushaltseminar berechtigt, welches alle, die sich zu Lehrerinnen ausbilden wollen, durchmachen müssen. Auch hier ist ein einjähriger Kursus vorgesehn. Das Schulgeld beträgt für Landeskinder 600, für Ausländerinnen 700 M. semesterlich. Mit Reisekosten und den nötigen Anschaffungen müssen wir für Baltinnen 1000 Rbl. jährlich rechnen.

Wir hoffen, in nicht allzu ferner Zukunft eine Frauenschule nach deutschem Muster, natürlich unter Berücksichtigung einheimischer Verhältnisse, ins Leben rufen zu können. Eine notwendige Voraussetzung zur Realisierung

unseres Planes ist freilich die verständnisvolle Unterstützung durch weite Kreise in Stadt und Land und eine rege Beteiligung der Jugend. Die gleichen gründlichen Bildungsmöglichkeiten bietend, denken wir bei genügender Anzahl Lernender das Schulgeld wesentlich ermäßigen zu können.

Außer den erwähnten Frauenschulen gibt es in Deutschland noch die verschiedensten Anstalten für Spezialfächer, z. B. Gartenbau und Geflügelzucht, letztere auch mit 6-wöchentlichen Kursen, im Frühjahr zur Zeit der natürlichen und künstlichen Brut und Kückenaufzucht, und im Herbst, um die verschiedenen Mastmethoden, das Schlachten und Zurichten für den Markt kennen zu lernen.

Überall gilt die Losung: „Probieren geht über Studieren." Es muß tüchtig mit Hand angelegt, jede Arbeit praktisch erlernt und geübt werden. Das soll natürlich keine öde Gleichmacherei bedeuten. Wollte z. B. die gebildete Gärtnerin den ganzen Tag im Schweiße ihres Angesichts einen Graben auswerfen, den ungeschickten Fingern ihres Arbeiters das Versetzen zarter Pflänzchen überlassend, so hieße das mit Mahagoni heizen; sie muß aber jede Arbeit selbst gemacht haben und gründlich verstehn, um sie anzeigen und kontrollieren zu können.

Eine naheliegende Frage ist, wie es bei uns mit dem Fortkommen der Frauenschulabsolventinnen aussehen würde? Welche Aussichten sich ihnen eröffnen? Ob sich nicht bald ein Überschuß an geschulten Kräften geltend machen würde?

Die Gefahr eines solchen scheint mir keineswegs vorzuliegen. Für unabsehbare Zeit würde jede tüchtige Kraft in der engeren Heimat und auch im weiten Reich Verwendung finden, zudem würde ja die Mehrzahl der Schülerinnen sich zu Hause, im eigenen Wirkungskreise, betätigen.

Den Einwand: „Je mehr tüchtige Hausfrauen, um so weniger Stützen" möchte ich auch nicht gelten lassen. Ist erst das Verständnis für die reichen Schätze, die ungehoben im eigenen Wirtschaftsgebiete liegen, erwacht, der Wunsch, einen Musterhaushalt zu haben, rege geworden, so wird sich die einsichtige Hausfrau nach einer Gehilfin umsehn. Sie vermag es einfach nicht, die verschiedenen Provinzen ihres weiten Reiches wie erforderlich zu übersehn und zu regieren, und gleichzeitig sich ihrer Familie zu widmen, gesellschaftlichen Pflichten nachzukommen und noch etwas Zeit für Pflege eigener Interessen oder eines Talents zu erübrigen. Ferner brauchen all unsere Kliniken, Internate, größeren Pensionate und Gasthäuser gebildete Wirtschaftsleiterinnen.

Ein schöner Beruf, geeignet mehr und mehr in weibliche Hände überzugehn, ist der gärtnerische. Geschmack, Geschick und peinliche Sorgfalt erfordernd, ist er der Frauenhand und dem Frauensinn ganz besonders entsprechend. Seit es überhaupt üblich geworden ist, sich zur Gärtnerin auszubilden, wenden sich dem Beruf in Deutschland erstaunlich viele zu, und doch ist die Nachfrage noch immer viel größer als das Angebot.

Bei uns würde man sie gleichfalls gern anstellen. Es sind ihrer auch schon mehrere in Tätigkeit. In Estland z. B. bereisen zwei junge Damen gemeinsam die Güter. Sie machen Anlagen, beschneiden die Obstbäume, beaufsichtigen das Pflanzen, geben guten Rat u. s. w. Man ist mit ihren Leistungen ungemein zufrieden, und sie vermögen den an sie ergehenden Aufforderungen nicht im Entferntesten zu entsprechen.

Damit kommen wir zu den Wanderlehrerinnen überhaupt. Es könnten ihrer sicher eine größere Anzahl bei uns, und mit der Zeit, wenn die Einrichtung erst bekannt wird, über die Grenze unser Heimat hinaus lohnende Beschäftigung finden. Kochkurse mit Unterricht in den verschiedenen Arten der Konservenbereitung wären sehr nützlich. Unter Konserven versteht man nicht nur die Aufbewahrung frischen Obstes und Gemüses in Glas und Blechbüchsen, sondern auch das Dörren und das Haltbarmachen von Fleischvorräten, Räuchern, Wurstbereitung etc.

Hier und da wäre gewiß auch Anleitung im Waschen erwünscht, namentlich mit der Zeit und Seife sparenden Waschmaschine, die bei unseren, allem Neuen abholden Dienstboten schwer Eingang findet, und in der Glanzplätterei.

Dann käme noch die vorerwähnte Wandergärtnerin in Betracht sowie eine Bienen- und eine Geflügelzucht-Instruktorin.

Mit wenigen Ausnahmen liegt auf den meisten Gutshöfen die Geflügelzucht noch im Argen und wäre doch bei den hohen Fleisch- und Eierpreisen so geeignet, einen lohnenden Zweig der Wirtschaft abzugeben. Rationell geleitet, hat sie ihre Rentabilität im Aus- und Inlande auch wohl zur Genüge bewiesen, so daß niemand mehr sich von dem alten Spruch schrecken lassen sollte: „Wer sein Geld will los sein und weiß nicht wie, der halte recht viel Federvieh."

Mit den erhöhten Erträgen unserer sachverständig geleiteten Geflügelhöfe und Gärten aber würde sich das Bedürfnis nach städtischen Verkaufsstellen mehr und mehr geltend machen. Wohl werden ländliche Produkte auch heute schon vielfach in städtische Handlungen in Kommission gegeben, vorteilhafter für Verkäuferinnen wie Käuferinnen aber wären eigene genossenschaftliche Verkaufsstellen unter strenger Kontrolle seitens des Vereins. In Deutschland arbeiten solche in großen und kleinen Städten mit bedeutendem Erfolge, der Landfrau den unkontrollierbaren Marktverkäufer ersparend, der Städterin einwandfrei preiswerte Ware garantierend. Neben Garten-, Geflügelhof- und Meiereiprodukten gelangen hier auch div. Gebäcke, Rauchware und event. Fische zum Verkauf; auch Feldfrüchte, wie Erbsen, Bohnen, Getreide (als Mehle, Grütze und Graupen verarbeitet), Kartoffeln u. s. w. Eine solche Handlung, soll sie ihrem Zweck voll entsprechen, muß von einer wirtschaftlich geschulten Persönlichkeit geleitet werden, welche befähigt ist, am Eingesandten fördernde Kritik zu üben und zwischen Produzentinnen und Konsumentinnen beratend zu vermitteln.

Schließlich möchte ich noch auf einen bei uns neuen Frauenberuf hinweisen, den der Landpflegerin. Baron Wolff-Lindenberg hat unlängst die Frage ihrer Anstellung in Anregung gebracht, mit Wort und Schrift ihre Dringlichkeit betonend. Ihr segensreiches Wirken in Deutschland als Gemeindebeamte mit staatlicher Unterstützung wird allgemein hoch bewertet. Bei uns, wo man auf Selbsthilfe angewiesen ist, wären sie Gutsangestellte, hauptsächlich dort, wo deutsche Kolonisten angesiedelt sind. Ja, es scheint fast, als ob eine glückliche Lösung der Kolonistenfrage bei uns wesentlich davon abhängt, ob sich für diese Posten in genügender Zahl Frauen, mit Liebe und Verständnis für diese schöne, aber gewiß nicht leichte, viel Geduld erfordernde Aufgabe finden werden. Vor allem handelt es sich um Kindergarten und Unterricht und Hilfe in Krankheitsfällen. Dann soll die „Schwester" auch eine freundliche Beraterin der meist recht rückständigen Kolonistenfrau in all' ihren Wirtschaftsangelegenheiten sein und sie anleiten, ihren kleinen Haushalt zu verbessern. Aus der Vielseitigkeit dieser Anforderungen ergibt sich, daß hier nur eine ältere, reifere Persönlichkeit in Betracht kommt, welche, womöglich in einem Diakonissenhause, Kinder- und Krankenpflege erlernt und vom Geiste christlicher Opferfreudigkeit erfüllt ist. Für den bescheidenen wirtschaftlichen Teil ihrer Aufgabe müßte, wenn überhaupt erforderlich, ein kurz bemessener Kursus in der Frauenschule genügen.

Die Landwirtschaft, soweit sie Frauenberuf sein kann, schließt sich derart eng an die erweiterte Hauswirtschaft, daß ihre Grenze eine flüssige ist und daher nicht festgestellt werden kann. Wir sehen in ihr bereits eine beträchtliche Anzahl Frauen tätig: in der Milchwirtschaft, in der Tierzucht und -pflege, für die sie gewiß ganz besondere Befähigung haben, da es hier so sehr auf Sorgfalt und liebevolles Beobachten ankommt — aber auch als Buchhalterinnen, Kleeten- und Kellerverwalterinnen, meist in einer Person.

Da sich die Mehrzahl durchaus zufrieden zu fühlen scheint und zufriedenstellend wirkt, so wäre nur zu wünschen, daß sich noch weit mehr als bisher energische Frauen, mit möglichst guter Schul- und Fachbildung, der Landwirtschaft zuwendeten.

Den Männern würde hieraus eine bedenkliche Konkurrenz nicht erwachsen. Der männliche Wirtschaftsleiter wird immer unentbehrlich bleiben. Er sollte es daher nicht ungern sehn, wenn das Gesamtniveau der Wirtschaftsbeamten gehoben würde durch das stärkere Eindringen arbeitstüchtiger und unbedingt vertrauenswürdiger weiblicher Kräfte. Zurückgedrängt, und dadurch vielleicht gefördert, würden nur die minderwertigen, unsoliden, unzuverlässigen Wirtschaftsgehilfen, die mehr materiellen und namentlich moralischen Schaden anrichten, als man für möglich halten sollte.

Arbeit gibt es die Fülle, wie wir sehn, auf den weiten, fruchtbaren und vielfach noch unbebauten Gefilden des wirtschaftlichen Frauenberufs. Wo aber sind die frischen fröhlichen Kräfte, sie energisch anzugreifen? An ihnen mangelt

es überall. Und doch gibt es so viel Unbeschäftigte mit ungestilltem Verlangen nach beglückender Tätigkeit, oder im Bureaustaube nach Sonnenschein Schmachtende, die im Unpersönlichen verkümmern.

Wem es die Verhältnisse gestatten, versuche es doch, ob ihm in der Zwanglosigkeit, Wärme und Lebendigkeit ländlicher Arbeit nicht wohl wird.

Wir im wirtschaftlichen Leben stehenden Frauen aber sollten nicht nur die Jugend aufrufen und ein Allheil von der Haushaltschule erwarten, sondern vor der eigenen Türe fegen, mehr nachdenken und nach Vervollkommnung der eigenen Wirtschaft in ihren verschiedenen Zweigen streben. Ein nachbarlicher Meinungsaustausch ist hierbei äußerst zweckdienlich. Und wenn man uns sagt: „Da werdet ihr ja ganz und gar in eurem Wirtschaften aufgehn" — so wollen wir das Gegenteil mit der Tat beweisen. Zweckmäßigkeit und Ordnung sind immer gleichbedeutend mit Zeitersparnis. Es hilft uns ja doch nichts, notgedrungen müssen wir mit der bequemen Wirtschaftsweise von ehedem auf der ganzen Linie brechen. In den breiten Verhältnissen von einst mit ihren niedrigen Löhnen und billigen Nahrungsmittelpreisen resp. schwer zu verwertenden eigenen Erzeugnissen, hatte diese sorglose Gemütlichkeit ihre Berechtigung und gewiß ihren großen Reiz, — jetzt wäre sie gedankenloser Leichtsinn. Die neue Zeit stellt viel größere Anforderungen an uns, unser wachsendes Wissen und Können aber löst fraglos auch größere Arbeitsfreude und Energie aus, und wir wollen es als Vorzug betrachten, wenn uns vergönnt ist, in wirtschaftlich schwerer Zeit durch zielbewußte Arbeit neue Werte zu schaffen, so zu sagen Steine in Brot zu verwandeln.

Das Alte stürzt — anstatt zu klagen, seien wir stolz darauf, Hand anlegen zu dürfen, daß aus den Ruinen neues Leben blühe.

❀ ❀ ❀

Basilius Mummelpelz und Hieronymus Kragenpeter.

Von Manfred Kyber. (Berlin.) *)

Der Bär Basilius Mummelpelz stand vor der Wohnung seines Vetters, des Kragenbären.

„Hieronymus Kragenpeter, bist du zu Hause?" fragte er und klopfte mit der Tatze an die Höhlenwandung.

Drinnen regte sich nichts. Nur ein schwaches Brummen war hörbar. Basilius Mummelpelz klopfte energischer.

„Kragenpeter — bist du zu Hause? Hi—e—ronymus!"

„Nein, ich bin nicht zu Hause," sagte Hieronymus Kragenpeter aus der

*) M. Kyber: „Unter Tieren". Berlin-Charlottenburg. Vita Deutsches Verlagshaus. 1913.

Tiefe der Höhle und grunzte unwillig, „du weißt doch, daß ich mich nach Tisch immer hinlege."

„Hieronymus," sagte Basilius Mummelpelz, „wenn ich dir sage, warum ich gekommen bin, wirst du gleich zu Hause sein."

Hieronymus Kragenpeter erschien in der Höhlenöffnung und verneigte sich viele Male. Das tun die Kragenbären, und es sieht sehr verbindlich aus. Hieronymus war aber gar nicht verbindlich, denn er murmelte was über die Störung und rieb sich mit den Tatzen den Schlaf aus den Augen.

„Du — Hieronymus, ich habe ein Honigneſt entdeckt, ein süßes heimliches Honigneſt."

„Wo?" sagte Hieronymus Kragenpeter und trottete auf allen Vieren los.

„Warte, warte, ich zeige es dir," sagte Basilius Mummelpelz und beeilte sich, nachzukommen. „Du läufſt ja in die falsche Richtung. Du mußt wo anders hin laufen!"

„Wo?" sagte Hieronymus Kragenpeter und kehrte eiligſt wieder um.

„Du könnteſt statt ‚Wo' auch mal ‚Danke' sagen," meinte Basilius Mummelpelz. „Siehſt du, wie du zu Hause gewesen biſt!"

Basilius Mummelpelz und Hieronymus Kragenpeter trotteten nebeneinander her, emsig und mit einwärts gekehrten Füßen, wie fette Herren, die gern zu Tisch gehen.

Das Honigneſt war in einem hohlen Baum, der zwei sehr kleine Aſtlöcher hatte. Es duftete ungemein lieblich darin. Basilius Mummelpelz grunzte vor Vergnügen. Hieronymus Kragenpeter gurgelte vor Wonne.

„Hier sind die beiden Löcher. Dies hier scheint größer zu sein," sagte Basilius Mummelpelz.

„Wo?" sagte Hieronymus Kragenpeter und verſuchte den Kopf hindurchzuſtecken. „Es geht nicht. Das Loch iſt zu eng. Ich habe Kragenweite 113. Basilius, du mußt es verſuchen. Aber iß den Honig nicht allein auf."

Basilius Mummelpelz ſchüttelte den Kopf und brummte.

„Ich habe Kragenweite 119," sagte er ergeben.

Hieronymus Kragenpeter krabbelte mit der Tatze im Loch herum.

„Auch das geht nicht," sagte er enttäuſcht. „Ich habe Tatzennummer 14. Basilius, du mußt es verſuchen."

„Ich habe Tatzennummer 16," sagte Basilius Mummelpelz und sah erboſt auf seine großen Pfoten.

„Basilius, man wird die Naſe hineinſtecken müſſen," sagte Hieronymus Kragenpeter. „Aber du mußt es zuerſt verſuchen. Du biſt der Ältere."

Basilius Mummelpelz ſtopfte seine Naſe tief in das Aſtloch. Es duftete ungemein lieblich.

„Basilius," sagte Hieronymus Kragenpeter, „was machſt du für ein Geſicht? Du siehſt nicht aus, als ob du Honig leckteſt."

Er bekam keine Antwort. Wie ein Geſchoß fuhr die Naſe des Basilius aus dem Aſtloch heraus. Ein Schwarm von wütenden Bienen umkreiſte die beiden Vettern.

„Mein ſchöner Kragen!" jammerte Hieronymus Kragenpeter und ſchlug verzweifelt mit den Tatzen um ſich.

Basilius Mummelpelz nieſte buchſtäblich Bienen. Es war ungeheuer ſtörend. Denn eine Biene im Naſenloch iſt kein Gegenſtand der Ruhe.

Zu Hause leckte Hieronymus Kragenpeter seinen Kragen und kämmte ihn mit den Krallen.

„Nun kann ich heute abend nicht zum Rendezvous gehen," sagte er. „Die Sonne muß erst meinen Kragen bügeln. Meine Kleine gibt so viel auf gute Toilette."

Basilius Mummelpelz kühlte seine Nase unaufhörlich in einer Wasserpfütze. Es waren zwingende innere Gründe dafür vorhanden.

„Ich wollte heute in den Biologischen Verein für Höhlenbärenforschung," sagte er böse.

Beide ärgerten sich sehr. Einer ärgerte sich über den andern.

„Astlöcher sind nichts für fette Herren," sagte Basilius Mummelpelz und sah Hieronymus Kragenpeter hämisch an. „Für die süßen heimlichen Honignester darf man keine plumpen Tatzen haben. Sonst geht's einem an den Kragen. Meinst du das nicht auch, Hieronymus?"

„Anderen geht es noch viel schlimmer," sagte Hieronymus Kragenpeter. „Mancher steckt bloß die Nase in den Honig — und schon niest er Bienen!"

❀ ❀ ❀

Nachdruck verboten.

Alt-Riga.

(Aus meinem Lebensbuche.)

Von Carl Worms. (Mitau.)

In gemütlichem, warmem Regen fahren wir — die Mutter und ihre fünf Kinder — nach Riga zum Vater, der hier schon sechs Monate als Arzt praktiziert. Der Erziehung wegen hat er Talsen, die kurische Kleinstadt, mit der größeren Stadt vertauscht. Die Mutter hat viel geweint, ganz Talsen blieb in Karfreitagsstimmung zurück. Wir Kinder freuen uns wie Kinder auf das Neue. Über die hölzerne Dünabrücke fahren wir in vorsintflutlicher Kalesche durch die Dämmerung. Auf dem Bock heult das junge, neu engagierte Kindermädchen und fragt den Kutscher bei jedem vorübergehenden Offizier, ob das der Kaiser sei.

Mein jüngster zweijähriger Bruder schläft. Meine Mutter ist halb in Angst halb in Ärger über den Wirrwarr in der Kutsche. Sie ist ganz ohne Ortssinn und kennt sich mit der neuen Adresse nicht aus. Für uns Geschwister hat der Wagen nicht Fenster genug, um all das halbdunkle Neue zu sehen. — Aber diese engen Straßen, die hohen Häuser — etwas begrenzt und bange wird uns landschen Kindern doch. Endlich nach einigem Anhalten und Umfragen sind wir auf der rechten Spur, tappen uns über dunkle Treppen und durch Korridore und sehen zuletzt im Rahmen einer Tür, in hellstem Lampenlicht, des Vaters altbekanntes Gesicht und hören seine liebe Stimme, voll heimlichen Lachens.

Nun sind wir geborgen. Mein erster Trost ist ein riesiger Konditorkuchen, der in Ermangelung eines unbesetzten Tisches auf der Diele steht. Und in Gedanken bei Erdbeeren und Zuckerguß schlafe ich ein.

Ein wenig gefangen, wie im Käfig kam ich mir doch vor, so fern von Tannenrauschen und Kuckucksruf. Aus dem Landkind sollte ein Stadtkind werden. — Mein bester Führer war dabei ein alter Ohm meines Vaters, ein dürres, freundliches Männchen, wie aus einem Modejournal geschnitten, immer in langem grauen Mantel und schwarzem Rock, immer eine handbreite schwarze

Krawatte und spitze Vatermörder. Das kleine Gesicht voller Runzeln, unter sorgfältig gescheiteltem weißen Haar, immer lächelnd, mit klaren, guten Augen, in der Hand einen Rohrstock mit goldenem Knauf. So führte er meinen Vater in bekannte Familien ein, meine Mutter in's Theater — abonniert, zweiter Rang, Eckplatz! — und uns Kinder in den Zirkus, vor die Stadtwälle, durch Wöhrmanns Park, durch all die lieben alten Straßen. Er war Ökonom im Stift zum Heiligen Geist.

Das war schon ein Stück Geschichte. Da hatte früher der Orden der Schwertbrüder in seiner Jürgensburg gesessen und sich wohl nicht weniger gezankt wie jetzt die alten Fräulein und Mütterchen, die wie Fledermäuse unter den grauen Torbögen, über geborstene Steinfliesen, an alten Speichern, eisenbeschlagenen Türen mit schweren Klopfern vorbei huschten. — Ich stand ganz im Banne des dämmerigen Baus.

Jeden Morgen holte ich die Zeitung vom Ohm und hielt Umschau in seinen steifen, kühlen, sonnenlosen Zimmern und im bescheidenen Gärtchen, das hier zwischen Steinwänden, fast ohne Licht, wie nur zur Miete zu wohnen schien. Der Flieder war hier blasser als sonst, die Stachelbeeren schmeckten saurer, und gelbe Schmetterlinge flatterten hier auch nur wie auf Kündigung. — Großen Respekt hatte ich vor des alten Herrn tiefem Schlafalkoven, ohne Fenster natürlich, wo er wie in einem Inferno verschwand. Aber was schaffte er alles da heraus! Spielsachen seiner verheirateten Kinder: ein Theater, eine Kegelbahn, eine Burg mit echter Zugbrücke. Die Fundgrube war unerschöpflich, und alles umwitterte ein etwas muffiger, altertümlicher Hauch, der mir damals über ganz Riga zu liegen schien. Der Alte erschien mir wie ein Wächter der stolzen Hansestadt.

Aber bald lernte ich darin atmen, mich auch ohne Großonkel zurechtfinden und habe Alt-Riga lieb gewonnen als meine geistige Nährmutter und zweite Heimat. —

Die Stadt machte in den ersten sechziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts wohl einen ungemein traulichen Eindruck, nichts von dem heutigen nervösen Hasten und Lärmen. Etwas Heimliches lebte in dieser Enge, von historischen Erinnerungen durchsetzt, und zugleich fand die Würde der Stadt durch den livländischen Adel und die etwas internationale reiche Kaufmannschaft eine stattliche Vertretung, die alte Sitten und Gebräuche respektvoll ehrte.

Noch wurde der Rathausbalkon zu unterschiedlichen Zeiten rot drapiert, und die Ratsherren erschienen darauf zur „Bursprache" und lasen alte Satzungen vor. Noch donnerte von der Zitadelle her um zwölf Uhr mittags ein Kanonenschuß. Noch wurde beim Bankrott eines Kaufmanns die Glocke geläutet, grad als ob er gestorben wäre. Noch ritt die Bürgerwehr, etwas lose im Sattel, in roter Uniform Alexander II. entgegen, als er Riga besuchte, und Gevatter Schneider und Handschuhmacher dünkten sich Vaterlandsverteidiger zu sein. Noch begegnete uns auf dem Gang zur Schule der Armsünderkarren, und um des Delinquenten Hals hing die Tafel, die sein Vergehen nannte. Es lag noch ganz das Erbarmungslose, Schadenfrohe, Egoistische der Hanseaten in so manchem Brauch aus halbvergessenen Jahrhunderten.

Das Schönste war aber doch die Stadt selbst mit ihren malerischen Winkeln, Durchgängen, Torbögen, engbrüstigen Gassen und Gäßchen. Da gab es kaum ein Mausloch, das ich nicht aufgestöbert hätte. Alles in Helldunkel, und nur dazwischen als Überraschung die Sonne, die die stilvollen Häuserfassaden mit Bronze- und Goldton übermalte.

Besonders was um die Altstadt herumlag, war mir vertraut, die Schmiede-, Marstall-, Herrnstraße: Speicher, Höfe, Plätze, Vorhallen, Treppenräume, Sackgassen, und dazwischen ein verlorenes Gärtchen in all dem Grau, wie ein armes schwindsüchtiges Kind, das nicht recht zu Luft kommen kann. — Welch geheimnisvolle Zahlen, Zeichen und Figuren waren in die Mauern geritzt: hier ein Mönch, des Schwedenspions Kopf, dort eine ganze Figur, die ein Ritter mit dem Schwert, aber ebenso gut ein Dienstmädchen mit dem Besen sein konnte. Eine kunstlose, rationalistische Zeit hatte ja viel übertüncht und verkleistert, zum Beispiel die hübschen Säulenkapitäle im Domsgange. Aber viel war doch noch übrig geblieben, was meine Phantasie anregen konnte.

Durch die Praxis meines Vaters kam ich in die verschiedensten Kreise hinein, saß auf der Schulbank mit Handwerker- und Literatensöhnen, verkehrte bei Pastors und Doktors, spielte mit den Kindern von hohem Militär, Vizegouverneur, Konsul und Ratsherr und tanzte später ebenso lustig mit beim baltischen Adel wie bei Patriziern und Kaufleuten erster Gilde: deutschen, dänischen, norwegischen, englischen Finanzgrößen, die bekanntlich gleich nach dem lieben Gott und dem Kaiser kommen.

Wie charakteristisch war die Einrichtung dieser Häuser in ihrer vornehmen Stille! Wir mußten immer dabei an Mahagoni und Goldrahmen denken. Das alte Kaufhaus am Ende der Marstallstraße, wo in der Vorhalle noch der Dreimaster mit vollen Segeln von der Decke herabhing und Speicher und Prunkräume unter einem Dache waren. Und das steife Konsulhaus in der Kaufstraße, wo Frau Konsul bei neun Grad Réaumur zwei Treppen hoch empfing, sonst unten bei milderer Temperatur. Und sie selbst saß unbeweglich, ohne sich anzulehnen, noch mit achtzig Jahren unter ihren blauseidnen Möbeln, wie ein Ahnenbild, die noch immer feinen Züge vom spanischen Spitzenschleier eingefaßt.

Weit hinaus in der Alexanderstraße wohnte Frau Ratsherr, die den Kaffee in ihrem schönen Garten servierte. Und die untergehende Sonne beleuchtete ihr gutmütiges Gesicht zwischen hoch getockten weißen Seitenlocken.

Dann wieder die Zitadelle mit ihren Wällen, mit all den herrlichen Soldatenspielen der Offizierssöhne, auf Flößen im Graben, in Kasematten und Schilderhäusern, unter hallenden Festungstoren. Da war es, wo sie mich schlammüberdeckt aus dem stinkenden Wasser zogen, wohinein blinde Kriegswut mich gestoßen hatte. Und ein anders Mal, als wir einen unterirdischen Gang mit Kerzen inspiziert hatten, fanden wir den Ausgang von russischen Seminaristen besetzt. Unter einem Steinhagel mußten wir uns, fast wie bei Zorndorf, den Platz an der Sonne erstürmen, und mit blutendem Kopf kam ich nach Hause.

Wie still und gemütlich waren die Pastorate am Petrikirchenplatz, an Johannis- und Domkirche. Kam man vom Domplatz durch den schwarzen Torbogen auf den reizenden Herderplatz, so war man um einige Jahrhunderte zurückversetzt. Diese dunklen, ächzenden Treppen, die zu den Pastoren führten, große, spiralförmig gedrechselte Kugeln auf den Geländern. Und wie dunkel wurden sie erst, wenn des Oberpastors massige Gestallt den Türrahmen so ziemlich füllte. Und nun diese Kammern und Beischläge, Zimmer mit glasierten Kachelöfen, auf jeder Kachel ein Bildchen aus der Bibel. Diese Gucklöcher und Fenster mit Trittbrett und Spiegelspion. Alte Ahornbäume standen davor, als wüchsen sie direkt aus den Fliesen hervor, und in ihrem Rauschen lebten Stimmen alter Zeiten auf. Diese gewölbten Korridore voll Truhen und ge-

schnitzter Schreine, in vornehmstem altem Braun. Das war ein Haschen und Sichverstecken, ein Siegen und Unterliegen, als triebe der selige unselige Klaus Störtebeker mit den Hanseaten wieder sein übles Spiel.

In all dies Jugendtreiben hinein lächelte gutmütig manch liebes, altes Gesicht, vielleicht nicht mehr in der Mannigfaltigkeit der Einzelzüge wie im kurischen Winkel, vielleicht etwas mehr nach Stadtmaß abgehobelt, aber alle mit einer gewissen Behäbigkeit, die gut zu diesem alten Hausrat stimmte.

Dann kam die Zeit Lederstrumpfs und des letzten Mohikaners, und unser Indianergeheul scholl um die Petrikirche herum, und wir fegten mit unsern Leibern den Staub Alt-Rigas von Schränken und unter Betten hervor. Einmal in der Scharrenstraße mußte sich sogar ein Polizist in's Mittel legen, als ich eben ein elendes Bleichgesicht niedergerungen hatte und zum Frühstück zu skalpieren gedachte.

Alles setzte sich bei mir gleich in Handlung um, ich hungerte geradezu nach Ereignissen und Menschen.

Dann wieder rollten die Dünawellen lockend an uns vorüber, und das bunte Hafenleben faßte uns, der Schiffsverkehr, die Ausflüge an die Wasserkante bis zum Kaiserlichen Garten hin. Weiter mit dem Dampfboot nach Mühlgraben, wo wir den alten Philippsen besuchen durften, einen durchwetterten dänischen Seemann mit blauen Augen und langem weißen Haar. Der führte uns in sein Häuschen und auf die Schiffe im Hafen, und wir standen an seinem Knie, wenn er von Sturm uud Matrosennot erzählte Es war wie Meeresgruß, wenn seine rauhe Hand wie eine Bürste über unsre heißen Kinderwangen strich. — Und in einem verwilderten Park spielten wir dort, darin waren ausrangierte Schiffsbilder aufgerichtet, darunter eine hölzerne Königin mit verblaßter Krone, und über den Kies kroch eine Riesenschildkröte, die sogar einen von uns auf ihrem Panzer stehen ließ. Es war alles so apart, so märchenverwandt. Auch dort fischten sie mich einmal aus dem Wasser, aber diesmal schon zusammen mit einer jungen Dame, die ich über einen Floßbalken leiten wollte. Und da — halb zog sie ihn, halb sank er hin, wie das schon so im Leben geht.

Noch heute habe ich diesen Mischgeruch von Dampferrauch, Fett, Fell und welken Orangen in der Nase. Wie schön waren die Sommerabende an der Düna, die Spaziergänge über die Floßbrücke zur Mitauer Bahnstation oder zu den Dampfbootstegen, wenn „Undine" oder „Adler" Bekannte vom Strande zurückbrachten. Dann die Fahrten in Vaters Equipage zu seinen Patienten nach Hagensberg oder Sassenhof, auf die „Höfchen" hinaus, sehr bescheidene Sommervillen in reizloser Kiefernheide. Oder Sonntags an den Strand, nach Majorenhof oder Dubbeln.

Zuletzt hatte ich an jedem Strandort, von Bullen bis Kaugern, mindestens einen Sommer verbracht. Und überall frische, gesunde Körperbewegung — reiten, schwimmen, turnen, tanzen, das war meine Lust. Ein jugendlicher Ehrgeiz trieb zu immer neuen Taten an, und an Gewandtheit ließ ich manchen hinter mir, beim Turnen also mehr am Bock und Pferde, weniger am Barren und Reck. Beim Tanzen war damals eine graziöse Polka-Mazurka meine höchste Kunst.

Wie anders präsentierte sich damals der Übergang von der Stadt zu den Vorstädten! Dem Theater gegenüber standen anstatt des Hotel de Rome noch die Wälle. Wälle zogen sich auch hin, wo heute der Mitauer Bahnhof aufragt. Zwischen der Stadt und den Petersburger und Moskauer Vorstädten

dehnten sich die Kohlfelder der Russen aus. Kaninchen huschten an den Wächterhäuschen hin, ein Pattweg führte hinüber. Kohlfelder schlossen sich an die Esplanade, die von alten Kastanienalleen umgeben war. Der Schützengarten war erst im Entstehen, in den Irrgängen seines jungen Labyrinthes haben wir Gymnasiasten unsere ersten, scheußlich schmeckenden Papyros geraucht.

Wie saubre kleine Villenorte lagen die ländlich geputzten Vorstädte da. Überall Bäume an den Straßen, Vorgärten, Höfe mit Jasminhecken. Es war ein Ereignis, als in der Kohlwüste die ersten Häuser, das Krug'sche und das Baumann'sche, entstanden. Noch verdeckten keine vierstöckigen Mietkasernen Sonne und Horizont.

Und dabei diese köstlichen Stimmungsbilder in alten Rahmen! Wenn man zum Beispiel im Sommer an einem Sonntagabend durch die fast menschenleere Sünderstraße zur Düna ging, und der glutrote Sonnenball sank immer tiefer und sah in die Straße fast bis zur Ecke der Herrnstraße hinein. Die alten Weinkeller mit ihren grünen Galerien, die hohen Haustore, der Fenster Hohlspiegelglas, die Firmenschilder mit ihren Bacchus- und Gambrinusgestalten, die Drachenköpfe an Rinnen und Dachtraufen — alles glänzte wie aus flüssigem Edelmetall nnd war ein Zusammenspiel wie von Purpurbraun und Rot. Und kam man dann zum Hafen, so zogen lustige Segler und Dampfböte goldne Furchen durch die gelblichen Wasser. Über Thorensberg standen violette Dunstmassen wie schwebende Buchenwälder im Frühling. Vom nächsten englischen Kauffahrteischiffe mit rotem Schornstein klang ein Matrosenruf, oder eine Harmonika aus dem alten Wallgärtchen neben der anglikanischen Kirche.

Und dieselbe rote Sonne zog ein andermal, an einem Kaisertage, in die Säle des Schwarzhäupterhauses ein und zeigte uns die Zarenbilder im roten Zimmer und den barocken Silberschatz der Schwarzen Häupter, ihren heiligen Mauritius überall als Embleme angebracht. Und bei all den historischen Reiterstiefeln, Tanzschuhen und Kettenpanzern mit ihrer eindringlichen Sprache ließ sich so manches aufbauen und zusammenreimen. — Oder wir kamen bei Mondschein von Kameraden aus der Zitadelle, und zwischen Schloß und Siegessäule lag vor der katholischen Kirche der Schatten des runden Ordensturmes wie ein müder Riese auf dem grauen Pflaster und dehnte sein schartengezacktes Haupt in die kleine Schloßstraße hinein, wo ein Spätling ungeduldig den Klopfer einer Tür aus dem siebzehnten Jahrhundert aufschlagen ließ, um zuletzt beim Schein einer Laterne auf schmaler Winkelstiege zu verschwinden.

Stolzere Bilder bot die Düna, so im Frühjahr, wenn die Eisschollen schwere Balken des Bollwerks losrissen und sie wie Schweizer Nägelkeulen senkrecht in die Höhe steiften, wenn die Mitauer Vorstadt in Wasser versank und, wie die Wandeldekoration eines Theaters, Hütten, Zäune, alter Hausrat, Düngerhaufen, Schneemänner, sogar stumme Katzen und winselnde Hunde auf Eisinseln vorüberzogen. Der Strom wiegte sich ordentlich in seiner Frühlingspracht und griff in die Neustraße und zur Schalpforte hinein, so daß hölzerne Auffahrten gelegt werden mußten. Von einem hohen Dünafenster in der Schwimmstraße war das für mich ein unvergeßliches, majestätisches Bild.

Lustiger war es auf der Düna zum Krautabend, wo Boot an Boot sich rieb, daß man kaum Gelegenheit zum Hineinfallen fand. Feuerwerk stieg von Dampfböten und Prähmen auf, auf einem Kutter wurde zur Musik getanzt, laubgeschmückte Barken voll singender Studenten zogen vorüber. Die Floßbrücke senkte sich in's Wasser vor der Masse von Spaziergängern. Und am

Quai bildeten die kleinen Bretterbuden bis zum Lumpen- oder Lausemarkt hin ein einziges Gartenbeet, voll blühender Blumen, altmodischer Hortensien und Wolkamerien.

Dabei ging in unserm Boot einmal das Feuerwerk durch eine Zigarette unter unsern Sitzen zu früh los und bildete so einen Schlußeffekt seltenster Art, bis endlich eine energische Hand den schon brennenden Kasten in's Wasser warf, ehe wir selbst als Raketen über Bord gingen.

Ja, es war damals gut wohnen in Riga, der alten Hansastadt. Das fühlten die großen Hanse am Heimweh, das sie in der Fremde faßte, und die kleinen Hanse an der schnell verrauschenden Zeit, die ihr buntes Füllhorn über uns ausschüttete. Und so waren wir die Glücklicheren und sahen neugierig jeder neuen Sonne entgegen. Schöne, stolze Gedanken schritten neben uns her durch die engen Straßen, aber die wurden noch nicht laut. Sie warteten auf eine Zukunft, in der auch wir große Hanse werden sollten . . .

❀ ❀ ❀

Nachdruck verboten.

Gedichte.

Von Maurice v. Stern (Ottensheim in Östreich).

Frühling im Land!

Die Sonne tropft von den Dächern.
Das Eis in den Strömen kracht.
Im Garten mit gold'nen Bechern
Der Crokus läutet und lacht.

*

Tau, Tau auf Wiesen und Wäldern
Und Sonne im Hagedorn!
Rosig erglänzt auf den Feldern
Das lachende Winterkorn.

*

Der Busch dort oben am Hügel
Scheint schon mit Kerzen besteckt.
Ein summender Immenflügel
Hat ihn aufgeweckt.

*

Die Hyazinthen am Fenster
Stehen so festlich im Tau.
Mit schneeigen Wolken erglänzt der
Himmel im hellen Blau.

*

Und leis wie der Duft der Violen,
Ein Harfenton, hergesandt,
Klingt es und summt es verstohlen:
Der Frühling ist wieder im Land!

Guckinsland.

Versunken ist des Winters düstres Drama,
Aufatmend sammelt sich die trübe Welt.
Des Frühlings wunderhelles Panorama
Ist auf die weite Erde hingestellt.

*

Und Kinder in weiß schimmernden Gewändern
Umdrängen jauchzend jedes Guckinsland,
Von wo der Blick zu lachend schönen Ländern,
In unsre weite Gotteswelt gewandt.

*

Guckkasten heißt heut' unsre liebe Erde,
Und Frühling nennt sich der Guckkastenmann,
Der mit des Jahrmarkts prahlender Gebärde
Hinausruft: „Kommt, nun fängt das Schauen an!"

❀ ❀ ❀

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Neue Bücher.

Von Helene Hoerschelmann. [Irene Kjerulf.] (Otrada, Gouv. Moskau.)

Wenn ich die mir vorliegenden Bücher betrachte, so überrascht die Fülle und Vielgestaltigkeit des Dargebotenen freudig, denn es liegt eine Kraft und Gestaltungsgabe in ihnen, daß man unwillkürlich wieder an die gute deutsche Fruchtbarkeit zu glauben beginnt, die die herrschende Moderichtung in der Kritik so gern zu den Toten wirft. Mit zwei Ausnahmen sind es lauter deutsche Autoren, die uns vorliegen, und gern denken wir an eine aufsteigende Leiter, deren unterste Sprosse fest und gediegen in ein gesundes Erdreich sich bohrt mit der Wurzelsicherheit, die Hermann Hesse kennzeichnet.

Sein Band Erzählungen (erschienen bei S. Fischer — Berlin) heißt „Auf Umwegen" und ist zwar wiederum ein guter Hesse, aber keine Überraschung. Kein Aufschwung — auch keine neuen Töne. Es ist etwas Merkwürdiges mit diesem zweifelsohne starken Talent. Es hat keine rechte Entwickelung. Man hat ihn — und man liebt ihn, — oder liebt ihn auch nicht, — aber er kommt nicht recht weiter. Es ist immer die eine klare, feste Linie, ohne Auf- oder Abstieg. Hier oder da wohl eine stärkere Vertiefung, eine dunkel und schmerzvoll anklingende Note, — dann aber wieder, und insonderheit in dem vorliegenden Bande, will einen fast etwas wie eine leise Nüchternheit anwehen. Sei es, daß sie sich in allzu großer Erdgebundenheit äußert oder aus einem kühlen Hauch von Zweckmäßigkeit, Vernunft und ruhigem Sichbescheiden kommt. Gerade in seinen kurzen Erzählungen herrscht manchmal eine gewisse Blutleere. Man wird nicht warm. Der feingewählte

Titel „Auf Umwegen" gibt dem Grundgedanken, der durch alle sechs Erzählungen geht, Ausdruck. Denn es sind lauter Menschen, die — ob sie nun scheitern oder gerade noch mit heiler Haut heimkehren — doch alle erst auf Umwegen ihren eigentlichen Lebensinhalt erfassen. Alles das ist aus innerer Wahrheit heraus geboren und entwickelt. Man versteht diese Menschen, und man verzeiht ihnen nach dem altbewährten französischen Rezept.

Die erste Geschichte von „Ladidel", dem verpfuschten Notar und geborenen Friseur, ist wohl die lebenstreuste, „Emil Kolb" die nachdenklichste und tiefste, „Pater Matthias" die romantischste. Hesses Sprache bleibt ja immer einzig in ihrer klassischen Klarheit und Einfachheit.

Ungleich bewegter und dramatischer in Form und Inhalt entrollt sich die, auf historischem Boden spielende Geschichte „Der Nackte Mann" von Emil Strauß (gleichfalls bei S. Fischer in Berlin erschienen). Dem Verfasser des ergreifenden Knabenbuchs „Freund Hein" und der klugen, lebensweisen „Kreuzungen" begegnen wir hier zum ersten Mal historisch. Und obgleich er seinen geschichtlichen Rahmen korrekt innehält, so liegt doch der Reiz dieser hübschen, leuchtend romantischen Geschichte aus dem Beginn des 17-ten Jahrhunderts, in Aufbau und Sprache aus des Dichters formender Hand. Und das macht sie warm und malerisch. Der „Nackte Mann" ist ein aus Urzeiten stammendes Unglücksgespenst, das jedesmal vor einem dräuenden Unheil nachts in den krummen Gassen des alten, markgräflich-badischen Städtchens Pforzheim erblickt wird. Dieses steht im Konflikt mit seinem Herrn, dem Markgrafen, einem eifernden Kalvinisten, der das treu lutherische Städtchen, trotz aller ihm zugeschworenen Glaubensrechte, auf alle Weise reformiert haben will. Zuerst durch Kundschafter und Sendboten, zuletzt mit offener Fehde. Zwei Ehen spielen in die buntbewegte Handlung hinein, die des Markgrafen, — eines ritterlich stolzen, kraftvollen, halsstarrigen Mannes, der sich aus Herrschsucht und Eigensinn schier um seinen treusten Freund und Vasallen, den prächtig deutschen Gardehauptmann Gößlin bringt, mit seinem schönen, verführerischen und spielerischen Weibe, dessen Reiz dieser „Starke" rettungs- und wehrlos unterliegt, — und die des Pforzheimer Apothekers Grieninger und seiner herbtrotzigen, jungen Eheliebsten, die ein belustigendes Widerspiel von „der Widerspenstigen Zähmung" bietet. Beide Verhältnisse durchzieht ein feiner, schalkiger Humor. Wie der Kampf zwischen dem Markgrafen und seiner alten Stadt Pforzheim ausbrechen soll, ereilt den vollblütigen und stiernackigen Mann vor den Mauern der belagerten Stadt ein jäher Tod. Alles zusammen aber ist mit viel Anmut und in einer stilvollen, doch nie manierierten Sprache erzählt. Ein hübsches, wenn auch nicht bedeutendes Buch.

Gar bei dem Dänen Johannes V. Jensen und seinem Jugendroman „Des Königs Fall" (S. Fischer-Berlin) strömt uns in Überfülle all das Blut entgegen, das wir bei Hesse ab und zu zu vermissen meinen. Erstlich

schon, weil das Werk ganz offenbar noch aus brausenden Jünglingsjahren stammt. Dann aber liebt Jensen es ja überhaupt, mit vollen Händen das Füllhorn seiner Farben- und Glutenpracht über die Leser auszuschütten. Doch was sich in seinen späteren Sachen zu geschlossener Großzügigkeit und lapidarer, urweltlich anmutender Wucht verdichtet, das tobt hier noch ungezügelt, in schier belustigender Freiheit an unsern oft lächelnden Augen vorüber. Doch aber wittert man in all diesem Waten in Blut — Massenmord — Hinrichtung — Liebesbrunst den späteren, gebändigteren, doch machtvoll bleibenden Jensen des Gletschers und der Mythen und Jagden voraus. Leute mit zimperlichen Nerven sollten ja überhaupt Jensen lieber nicht lesen. Auch des „Königs Fall" nicht. Denn viel erspart wird einem nicht. Auch in der Erotik nicht. Aber sie hat eine prachtvoll großzügige Brutalität, etwas von dem naiv heidnischen Walten des großen Kindes Pan. Diesen Zug finden wir als Gegensatz — vielleicht als notwendige Reaktion — zu der pervers-dekadenten Sexualität gewisser Schriftsteller heute nicht selten. Knut Hamsun und Bernhard Kellermann („Das Meer") sind ein Beispiel dazu. Und daß in dieser undifferenziert animalischen Geschlechtsliebe viel Gesundes steckt, ist kaum zu leugnen, man muß nur nicht Kinder drüber herkommen lassen. Sprache und Aufbau fließen hier um das Gerüst der Historie wie der Purpurmantel um die mächtigen Schultern des hochbegabten, unglücklichen Christian II., des geistigen Mittelpunkts der Schöpfung. Man fühlt es förmlich, wie der junge Jensen in Lust- und Schmerzensgebrüll, in Brunst und Tod, in Waffengeklirr und Saufgelagen schwelgt — wie's die Zeit verlangt und erlaubt. Dann wieder duften, weißen Violen gleich, unsagbar schöne, traurige Liebesnächte in die wilde Symphonie hinein. Wer sich gern mal durchblasen läßt von einem gährenden Frühlingssturm, den wird dies saftige Buch erfrischen.

Wir kommen nun zu dem großen Bauernepos des Polen W. S. Reymont (erschienen bei Eugen Diederichs — Jena) „Die polnischen Bauern", das der erste Versuch einer von der Gesellschaft für Heimatkunst ausgehenden Bewegung ist. Diese ist unsres Erachtens bedeutungsvoll und bedürfte kräftiger Unterstützung und lebhaften Interesses von Seiten des Publikums. Es soll eine große Serie nationaler Bauernromane unter dem Kollektivnamen „Der Bauernspiegel" das Kulturleben der alteingesessenen Bauern verschiedener Länder widerspiegeln und Zeugnis geben von dieser jahrtausendealten und wichtigsten aller Völkerkulturen, solange das noch nicht zu spät ist. Denn der offenen Auges Lebende sieht das Ende dieser ältesten und stolzesten Lebensformen heraufdämmern. Wie lange wird es noch schollenfeste, erbeingesessene Großbauern geben — ja, wie viele gibt es heute noch, zum mindesten in Westeuropa? . . Und eben dieser „Bauernspiegel" will das Interesse an altbäuerlicher Kultur zu heben und zu stärken suchen und dem Muster Björnsons, Selma Lagerlöfs, Tolstois folgend, Dokumente von der Schönheit und Kraft solchen Lebens schaffen. Die Grenzvölker Deutschlands — Russen,

Polen, Tschechen, Franzosen, Belgier, Holländer — sollen, jedes in seiner Sprache, ihren Dichter finden. W. S. Reymont, der bedeutendste polnische Bauernschriftsteller unserer Tage, legt uns in seinem vierbändigen Werk „Die polnischen Bauern" eine Arbeit von prachtvoller Gestaltungskraft und mächtiger Wirkung hin. „Herbst" — „Winter" — „Frühling" — „Sommer" — sind die vier starken Bände bezeichnet, und wenn den Leser vor dem Umfange des Buchs wie vor der Fremdheit seines Inhalts zuerst ein gelinder Respekt ankommen will, gerät er nichtsdestoweniger im Handumdrehen in den Bann dieses, von den Riesenschritten des großen Pan widerhallenden Bauerngesanges. Vorallem ist Reymont — selbst Bauernsohn — ein tiefer Kenner des polnischen Bauernlebens und der Bauernpsyche. Wie Lava quillt das heiße leidvolle Miterleben, der Geruch der Scholle aus dem tiefen, aufgewühlten Erdreich seiner Sprache. Das ist kein Herr, der von seinem Majorat herab als ironisierend-sarkastischer Ästhet das Ameisentreiben des Ackervolks hinskizziert. Das ist einer, der mitgepflügt und mitgeerntet, mitgebangt und mitgehungert hat. Und dies starke, pulsierende Herzblut fließt heimlich und zwingend in das Blut des Lesers über. Dazu gesellt sich eine Kraft und Plastik in der Schilderung, wie wir sie auf altniederländischen Meisterbildern sehen, und mit dem steten Einschlag der slavischen Grazie und Biegsamkeit. Man hört nach und nach den typischen Rhythmus des Krakowiak und Obrek leise im Ohr klingen, sobald man das Buch zur Hand nimmt. Diese Kirchweih-, Allerseelen- und Marienfeste, die Hochzeiten und Beerdigungen, die Sauf- und Tanzgelage in der Schenke, — die schwere Feldarbeit, der Hunger, die Mißernten, — alles ist von starker Glut und Großzügigkeit, dabei doch minutiös ausgeführt. Interessant ist aber vor allem das spezifisch Polnische: die jähen Übergänge von Freude zu Leid, von Haß und Wut zu schmelzender Weichheit, die selbst vom polnischen Verfasser nicht wegzuleugnende geheime Tücke und Verschlagenheit dieses Volksstamms; das tiefe Mißtrauen gegen den russischen, der erbitterte Haß gegen den deutschen Nachbar. Die Anmut ihrer Trachten, Tänze, Feste und Sitten, und nicht zum Letzten — ihre Amouren. Der Pole, auch der polnische Bauer, ist und bleibt der amant par excellence, selbst vor dem Franzosen. Er kommt eher ohne sein kärgliches Mittagsessen aus, als ohne seine Schöne, und mit der ehelichen Treue nimmt er es nicht streng. So atmet hier auch das Liebesleben dieser heißblütigen Slaven dithyrambische Erotik neben zynischer Derbheit. Aber nie wird Reymont lüstern, ja trotz unerhörter Kühnheit bleibt alles im Rahmen gesunden Naturgeschehens. Jagna, das junge, blendendschöne Bauernweib, wahrt sich, trotz ihrer naiv elementaren Weitherzigkeit, die Sympathie des Lesers. Denn sie wirkt wie ein Symbol der Fruchtbarkeit, wie die gewaltige und schöne Naturbrunst der warmen Frühlingserde. Die Sprache Reymonts in ihrer schier ungebändigten Naturkraft hat etwas Hinreißendes und bleibt doch auch streng sachlich, wo es sein muß. Das eben ist die große Kunst

Weniger. In seinen Naturschilderungen, die vielleicht das Machtvollste in seinem Buch sind, in denen er Bilder und Vergleiche von frappierender, oft gewagter Wucht findet, wüßte ich ihm nur den Skandinavier Hamsun, der Ähnliches gewagt, an die Seite zu stellen — in der Menschenschilderung erinnert er oft an den großen Dichternaturalisten von la terre und la bête humaine. Der alte Wanderer Rochus ist eine Figur im Tolstoi'schen Sinn. Dazwischen geht Reymont über das Ziel hinaus: wenn er zu sehr ins Symbolisieren verfällt — wie Meister Zola — dann kommt eine störende Note hinein, die in ihrer Absichtlichkeit verstimmt. Wer sich nicht scheut, die vier Bände durchzuarbeiten, wird es kaum bereuen, denn man wird um ein gut Stück Völker- und Menschengeschichte reicher durch dies mächtige und ernste Werk.

Die zwei nächsten Romane „Die Nacht des Dr. Herzfeld" von Georg Hermann (Egon Fleischel-Berlin) und „Schwammerl", ein Schubertroman von Hans Rudolf Bartsch (L. Staackmann-Leipzig) sind zwei feine und köstliche Gegenstücke, in ihrem typischen wienerisch-berlinerischen Kolorit. „Die Nacht des Dr. Herzfeld" wirkt zuerst fast etwas erkältend. Denn man sucht einen Geistesverwandten von „Jettchen Gebert" und fühlt sich betrogen. Und man will eine Geschichte lesen und findet nichts als Gespräche und Gedanken. Doch das währt nicht lange. Denn es ist eben wieder einmal der Ton, der die Musik macht. Und dieser Ton ist ein feiner — der eines wirklichen Künstlers. Der feingebildete, weitgereiste Dr. Herzfeld ist einer von den ganz Kultivierten, mit einem guten Schuß Überkultur in den müden Nerven, der müderen Seele. Ein vom Leben Wundgeschossener, wie alle seine Café-Kumpane dieses nächtlich-spätsommerlichen Neu-Berlin in der toten Jahreszeit, — alle diese „dito-Passablen".... Er lebt sich in diesem Buch im Laufe von 24 Stunden aus dem Leben heraus und wieder ins Leben hinein. Das ist das einzige große „Geschehnis" dieser Geschichte. Aber wie das gemacht ist, das verrät den alten pastellfeinen Pinsel des wundervollen Jettchen-Buchs. Dr. Herzfeld ist nicht nur der Rasse nach ein Nachkomme Heinrich Heines — es ist dieselbe schillernde Ironie, der bittere Lebenssarkasmus in den Mono- und Dialogen, dieselbe hinschmelzende Zärtlichkeit und Weichheit, der Schönheitsdurst und die schrankenlose Schwäche gegenüber dem andern Geschlecht. Zugleich ein alles zerfaserner Skeptiker und ein sich nach primitivster Anschmiegung sehnendes Kind. Ein zynischer Weltverächter und ein trunkener, gläubiger Schönheitsanbeter. Doch vor allem andern eine Künstlerseele. Und wenn man sich dann immer mehr hineinliest in die erlesene Feinheit dieses Juden mit der alten Seelenkultur, dann sieht man auf einmal die unvergessenen Züge Onkel Jasons durchschimmern — des eigentlichen Mittelpunkts aus Hermanns stärckstem Buch „Jettchen Gebert". Und von da ab wills einen fast dünken, es seien Doppelgänger. Nur moderner, raffinierter, — dekadenter vielleicht ist dieser Sproß des feingenießenden alten Junggesellen aus dem Berlin von 1840. Aber am meisten fällt es einem auf, wenn

man sich auf Dr. Herzfelds Bude vertraut gemacht, und dabei die Bibelots von der Klosterstraße Alt-Berlins wiedererkennt — die seltenen Porzellane, die kleinen Bronzen und das alte Kupfergerät — nur noch feinschmeckerischer als bei Onkel Jason.

Es liegt eine große Kunst der Schilderung darin, wie dieser todwunde, mit dem Leben fertige Ironiker die Nacht und den Tag durch Berlin läuft, — den wundervoll eingelegten und geliebten kleinen Revolver heimlich in der Tasche — und nun durch eine Skala von Erinnerungen, Stimmungen, Entwickelungen hindurch in Todeserschöpfung niedersinkt — um dann zum Ende doch wieder zum Leben zu erwachen. — Nicht weil sich irgend etwas für ihn geändert, sondern einfach in einer ergreifend schüchternen — schmerzvollen und doch zähen Liebe zu den Dingen dieser Erde — zu Luft und Sonne — zu den alten Berliner Straßen — zu seinen Porzellanen und zu dem schönen Mädchen, das er kaum je wirklich besessen. Wie ein wehevoll süßer Äolsharfenklang verhallt das Buch — leise, kaum merkbar, nachdem es eine solche Flut von Witz, Geist und raffiniertester Schönheit über uns ausgegossen — daß man oft verblüfft innehält, von der gallischen Grazie, dem Esprit dieses Gedankens getroffen — um gleich darauf im deutschesten Tiefsinn unterzutauchen. Aber es ist ein Buch für die ganz Wenigen — — kein Schlager, keine Lektüre für die großen Massen.

„Schwammerl" von Rud. H. Bartsch aber ist eine Geschichte, die der Menschen Herz erfreut — aller Menschen, aber am meisten die der Freunde des göttlichen alten Franz Schubert und seines Alt-Wien. Nachdem Bartsch das „deutsche Leid" geschrieben, wurde man ernstlich gespannt auf ihn. Denn bis dahin hatte er vorzugsweise durch die wienerische Anmut in Form und Sprache, durch die leuchtende Farbigkeit seiner Naturschilderungen und die ihren Zauber nie verlierende, weil aus dem Gemüt quellende „Herzigkeit" des Österreichers berückt. Wirkliche Tiefen suchte man vergebens. Das „deutsche Leid" brachte sie. Denn es ging das heimliche Weh eines ganzen Volks durch dies Buch. „Schwammerl" ist nun zwar wieder etwas ganz anderes: von einer Seite ist es wieder eine der alten Bartsch-Geschichten mit deren ganzem Charme, aber dann doch bedeutend tiefer grabend. Es ist das kurze, wehe- und wonnevolle Leben Franz Schuberts, des Schwammerl, wie ihn das alte Wien der 20-er Jahre nennt, weil er mit seiner kleinen, untersetzten Figur und seinem dicken Kopfe gar so sehr wie ein Pilz ausschaute. „Schwammerl" muß jeden Gebildeten und Verstehenden entzücken, — denn es steckt so voller Laune, Grazie, wienerischer Tollheit, es bringt so köstliche Naturbilder, malt uns das alte Wien mit Grillparzer und Schwind in seiner ganzen, bald ganz versunkenen Pracht, — selbst die dunkle, gigantische Figur des großen Beethoven, wie er neue Harmonien in Sturm und Nebel wühlend sucht, streift noch einige mal die Szene, und der Alte von Weimar wirft seinen Schatten über das Erleben des armen, gottbegnadeten Franzl ... Wer nun aber etwa Schubert

insonderheit hochhält, wem er Freund geworden, der lebt sein geniales, sonniges und doch so bitteres Leben voller Verzicht und Dunkelheiten in tiefster Seele mit. Es ist vorzugsweise das Genie Schuberts, das Bartsch mit einer gewissen dämonischen Kraft erfaßt hat, und das gibt diesem Buche die Grundnote und den Wert. — Auch sein schwacher Punkt, die sich oft etwas vordrängende und zu leichte Erotik tritt hier vor der Ehrfurcht und dem Ernst des Gegenstandes zurück. — Wenn Hans Rud. Bartsch sich so weiterentwickelt, wenn er das Wienerische, immerhin seine stärkste Seite, beibehält, und sich dabei in Stoff und Form immer mehr vertieft, wie wir es ähnlich bei Arthur Schnitzler erlebt, — so kann uns noch viel Wundervolles von ihm kommen.

Dann liegen Lily Brauns „Liebesbriefe der Marquise" (Albert Langen-München) vor uns, und wir ergreifen sie mit einer gewissen Spannung, was die so schnell berühmt gewordene Verfasserin des Werkes „Im Schatten der Titanen" und ihrer eigenen Memoiren uns heute zu sagen hat. Mit den Liebesbriefen der Marquise hat diese temperamentvoll und genial veranlagte Frau nun ein neues und schillerndes Blatt in ihren Kranz gefügt, und es strömt eine Flut von auserlesenen Bijouterien und Raritäten aus diesen Blättern auf uns ein. Dabei tut es dem Reiz der Darbietungen keinerlei Abbruch, wenn diese feuilles d'amour wohl nicht zum geringsten Teil aus dem heißen Herzen mit dem großen erotischen Verstehen wie aus dem feinen künstlerischen Empfinden der geistvollen Sozialistin aristokratischen Geblüts entsprungen, — denn, wohlverstanden: Lily Braun bleibt bei aller Phantasie streng im Bannkreis dieser unheimlichen, vorrevolutionären Krateratmosphäre von 1770—89. . . Und das ist natürlich das Fundament dieses unheimlich fesselnden Buchs; es ist die Grundnote, auf der es dann von der tändelnden Menuettmelodie, dem holdselig-lüsternen Schäferliedchen des Rokoko bis herauf zu den heulenden Glockenstürmen, durch die der Aufruhr schallt, spielt. Die aktuellen Töne, die diese, von einem Tage, einer Woche zur andern geschriebenen Briefe dem Ganzen geben, lassen dieses Leben vibrieren und die Erscheinungen, die greifbar plastisch hinter und zwischen den Zeilen stehen, sind nicht nur künstlerisch genommen von blendender Vielgestaltigkeit, sondern als historische Persönlichkeiten scharfumrissen und lebenatmend, — daß man nach diesem scheinbar bloß graziösen und geistvollen Stück Zeitgeschichte den Atem jener erschütternden Entwickelung von Volk und Gesellschaft tiefer eingezogen zu haben glaubt, als nach noch der Lektüre eines wissenschaftlichen Werks. Und das ist wieder einmal der Triumph guter künstlerischer Produktionen vor denen exakter Wissenschaft. Und dann: wie wundervoll ist Zeit- und Lokalkolorit gegeben, wie erlebt man wieder Versailles und Trianon, wie schimmert einem der ganze Schmelz des Rokoko in Fragonard'scher Farbengebung entgegen. A propos — es ist oft zum Lächeln, wie einen dabei die Ähnlichkeit gewisser Sitten der Gesellschaft, die entnervte Dekadenz des Jahrhunderts, manchmal bis in die Details hinein, mit der unsern

frappiert . . . eine peinliche und unvermeidliche Ähnlichkeit niedergehender Kraft und Gesundheit. — — Ganz auf altpariserischem Boden aber fühlt man sich, umprickelt von den Sektbläschen des nervenaufpeitschenden Esprits jener Zeit, dessen Hauptreiz in der anmutigen Frivolität und eleganten Lüsternheit bestand, wie Meister Fragonards Pinsel sie führte. Wie plump erscheinen daneben die calembours und bons mots der französischen Moderne! — Alles was in Versailles, in Straßburg und auf den elsässischen Schlössern Mann hieß, was vornehm und reich, schön und elegant, geistvoll und berühmt war, lag der schönen, jungen verführerischen Marquise Delphine de Montjoie geb. Gräfin Laval zu Füßen, die ihr blühendes Leben in die Fesseln einer liebeleeren Ehe mit dem alten Marquis de Montjoie, einem grandseigneur und gentilhomme der alten Schule hatte schlagen müssen. Ein scharfer feiner Kopf, ein unbeugsamer Charakter, ein starrer, wahrhaft vornehmer Typus — dieser alte Aristokrat! Der bezaubernd leichtfertige, frivole Graf Chevreuse des ancien régime, der tiefgründige, treue Johann von Altenau, der opportunistische Graf Guibert, der mächtige gewissenlose Kardinal Rohan, der Mann voll Laster, Ränke und nicht ohne Größe, der arme, bucklige Haushofmeister Gaillard, — alle flehen nur um ein Zeichen ihrer Gunst —, aber diese ebenso weiche und weibliche, wie hochherzige und kluge reine d'amour bleibt tugendhaft, bis die große Liebe zu dem ernsten und heldenhaften Prinzen Montbéliard, dem Gefährten ihrer Kindheit und ersten Jugend, sie ganz hinnimmt, und ihr Leben nach kurzen Wonnen in einer furchtbaren Tragödie enden muß, deren schwarze Fittiche über ihr zusammenschlagen, zugleich mit dem Sturm auf die Bastille, dem Zusammenbruch der ganzen, grauenvoll erkauften Pracht von Versailles, aus der diese süße Blume den Duft und Glanz ihres holden, schmerzreichen Lebens gesogen.

Das letzte und stärkste Erzeugnis modernen deutschen Geistes, das unsrer Besprechung bleibt, ist Gerhart Hauptmanns zweiter großer Roman „Atlantis" (S. Fischer-Berlin). Wir sparten ihn auf, als oberste Sprosse. Nicht nur, weil der Verfasser, ohne viel Gerede, als der erste lebende deutsche Dichter genannt werden muß, sondern auch um der Dichtung willen. Wie der weitaus größere Teil von Hauptmanns Dichtungen, wie letzthin auch wiederum sein in Goethes Lauchstädt aufgeführtes schmerzliches Zwitterdrama „Gabriel Schillings Flucht", so leidet auch dies Werk hier an dem alten, unseligen Zwiespalt zwischen rein seelischem Erleben und Wirklichkeit — leidet auch hier an der unglücklichen Unzulänglichkeit des Helden, der in seiner Zerrissenheit wie ein Wrack hin und hergeworfen wird auf den Fluten elementarer Naturgewalten. Weniger als in Gabriel Schilling und mancher andern Hauptmanschen Dichtung, aber doch empfindlich genug, klaffen hier die beiden Pole bei diesem großen, seltsamen Naturalisten und Märchensänger . . . .

Das eigentliche Buch ist die Geschichte einer furchtbaren Schiffskatastrophe, einer vorausgeahnten Titanic-Tragödie. Hereingeflochten, oft mit der ganzen,

Hauptmann eigenen Symbolik, ist der Roman Friedrich von Kammachers, eines beruflich-bürgerlich, wie seelisch gescheiterten jungen Arztes, und einer kleinen Variété-Tänzerin, derentwegen er im Grunde die Amerikareise unternimmt. Mit unerklärlichen und qualvollen Banden ist er an dies fragile und perverse Kind gekettet. Ingigerd Hahlström gehört zu der Spielart der Gersuind's (Kaiser Karls Geißel), die nur eine ganz weitläufige Verwandte von Rautendelein ist, und den Hannele und Ruth (Em. Quint) nur im äußeren Typus nahekommt. Es wird mittlerweile interessant, wie immer und immer wieder das Mädchen der frühen Entwickelungsjahre — sinnlich wie seelisch — in Hauptmanns Werken wiederkehrt. Von den höchsten Höhen übersinnlicher Hysterie, anämischer Ekstase an, bis zu den Tiefen der 16-jährigen Dirnen Gersuind-Ingigerd. Zu ersterem Typus hat, unbewußt vielleicht, die unsterbliche Schöpfung der süßen Hedwig aus Ibsens „Wildente" Pate gestanden, — letztere Spezies sind zivilisierte Nachkommen von Wildes „Salome". Aber nicht bei ihnen wollen wir verweilen. Denn fast wills uns leid tun, daß ein Dichter wie Hauptmann hier in dieser Geschichte voll elementarer Tragik so oft und magnetisch vom pervers Erotischen dieser Liebessachen angezogen wird. Und man möchte diese Erotik, die wie ein feiner Nervenstrang, zuckend in Qual und Scham, leidvoll durch das Ganze zieht, so gern missen. Möchte diesen machtvollen Gestalter und Bildner so gern da oben sehen, wo er sein könnte, ohne dies Motiv schmählicher Manneknechtschaft unter der kleinen Pfote dieses katzenhaften Trollwesens. Wir meinen auch, der Dichter Emanuel Quints wird und muß über dieses, ihn ganz offenbar peinigende Problem hinauswachsen, sich im Ringen von ihm befreien, das zu seiner großen Kunst nur schlecht passen will. . . Dann aber alles andre. Alles das, worauf es eigentlich ankommt. Angefangen von der Schilderung des Schiffslebens. Bereits in zwei Abschnitten ist der Leser derart mitten drin, daß man sie alle kennt und sieht, vom Kapitän an bis zu den Schiffsjungen hinab; man ist in allen Klassen und Kajüten zu Hause, man leidet das Elend der Zwischendeckler mit, zitternd erlebt man jede Wetter- und Windschwankung, erlebt sie in dem Zittern, das die wahrhaft künstlerische, die echte Spannung wachruft. Denn ahnend — wie ein unheimliches Vibrieren — geht es durch die Luft, tagelang, bis der Orkan beginnt, der mit der Katastrophe endigt. Eine derartige Schilderung aber vom Meere, als dem gewaltigsten irdischen Naturelement, erlebt man selten. Seit dem blinden Sänger des Altertums hat wohl nie mehr ein Dichter das Grauen und die Größe einer Schiffskatastrophe so erschaut und erfaßt, so erschütternd wiedergegeben! Es wird uns nichts erspart — selbst wie zerbrochen, atemlos, hält man inne, wenn alles vorbei ist. Und doch kein kleinliches, nervenpeinigendes Detail, keine sensationelle Verzerrung. Es bleibt gewaltig, auch in der Brutalität, und alles andere muß vor diesem Bilde weichen. Alles nachher — so fein, so psychologisch folgerichtig in der ganzen Weiterentwickelung im Yankeelande, wird nur noch

zum Anhang, weil man, gleich den wenigen aus dem Schiffbruch Geretteten, die Sache in den Gliedern behält bis zur letzten Seite des Buchs. Selbst die düstere und uralte Schlußfolgerung von der dunklen Rätselhaftigkeit solchen Erdengeschehens, das Hunderte in brutaler Naturgewalt einer einzigen Nacht zerstört, — selbst das wirkt nur noch wie ein matter Aufschrei nach der titanenhaften Gewalt des Dramas auf dem Ozean. Das alles ist in Hauptmanns, doch noch so junge und doch so vollendete Prosasprache gekleidet. Dies ist vielleicht das Größte an seinem Buch. Denn sie eint allerhöchste Knappheit und Einfachheit mit latenter Wucht und Bildhaftigkeit. Darum geht das bloße Lesen gar bald in Schauen und erschüttertes Erleben über. Wir haben noch viel uud Großes von diesem merkwürdigen Manne zu erwarten!

❀ ❀ ❀

Nachdruck verboten.

Mikos Hochzeit.

Ein Bild aus dem finnischen Volksleben von Benvenuto Sartorius. (Jena.)

Ich habe es eigentlich der Cholera zu verdanken, daß ich mit dabei gewesen bin. Das klingt paradox, — allein hätte nicht die Panik beim Herannahen der gefürchteten Krankheit in jenem Sommer unsere sämtlichen Behörden ergriffen, so daß ohne jegliche zwingende Notwendigkeit die Ferien in allen Lehranstalten der Residenz um einen vollen Monat verlängert wurden, so wäre ich durch mein Amt längst in die Stadt zurückgerufen worden, ergo nicht im stande gewesen, der freundlichen Einladung des braven Miko Folge zu leisten.

Ich brachte die Sommermonate mit meiner Familie in Piskarevka zu, einem kleinen Villenort in unmittelbarer Nähe der Residenz. Der ganze Ort besteht etwa aus acht Landhäusern, die verstreut längs der Chaussee liegen. Die Landbevölkerung in der Gegend besteht, abgesehen von der deutschen Kolonie Grashdanko, aus Finnen. Ein paar Worte über diese „deutschen" Kolonisten möchte ich hier einschalten. Es ist ein eigenartiges, wenig sympathisches Volk. Klug und berechnend, nur auf ihren Vorteil bedacht, haben sie es alle zu einer gewissen Wohlhabenheit gebracht, und ihre nach deutscher Bauart aufgeführten sauberen Häuschen heben sich vorteilhaft ab von den baufälligen, schmutzigen Hütten der Eingeborenen; die älteren Leute und die Frauen haben ihre schwäbische Tracht beibehalten, die jungen Burschen, die bei jeder Gelegenheit mit ihrem Gelde protzen, kleiden sich in das vorteilhaftere russische Kostüm. Der Zusammenhang mit der Heimat ihrer Vorfahren, die im Anfang des vorigen Jahrhunderts sich hier angesiedelt, haben sie vollständig verloren, desgleichen fehlt ihnen jedes Nationalgefühl. Ihre Sprache ist wohl noch die deutsche mit einem merklichen Anklang an den süddeutschen Dialekt, fragt man sie jedoch nach ihrer Herkunft, so lautet die Antwort: „Wir sind Kolonisten." Versucht man es, die Erinnerung an die ehemalige Heimat in ihnen wachzurufen, sie nach den eingewanderten Großeltern auszuforschen, mit dem Hinweis darauf, daß sie Deutsche seien, so begegnet man einer vollständigen Indolenz und Pietätlosigkeit: „Mag sein, daß der Großvater ein Deutscher gewesen ist, wir sind keine Deutschen, wir sind Kolonisten".

Piskarevka wird durch einen von Moraststrecken durchsetzten Wald von dem sich unmittelbar an Petersburg anschließenden „Forstkorps" getrennt, das seiner ganzen Ausdehnung nach eigentlich nur aus Villenen besteht, die sich um die Forstakademie und den dazu gehörenden herrlichen Park gruppieren. Der Weg vom Forstkorps durch den Wald nach unserer Sommervillegiatur spottet jeder Beschreibung, und es ist jedem, der nicht „seefest" ist, zu raten, die etwa $2^1/_2$ Kilometer weite Strecke zu Fuß zurückzulegen, da er beim Fahren unfehlbar ein Opfer der Seekrankheit wird. Ich glaube kaum, daß sich im Westen Europas in der nächsten Umgebung einer Residenz ein auch nur annähernd so schlechter Weg finden dürfte. Der Grund der unglaublichen Vernachlässigung liegt wohl hauptsächlich darin, daß man sich von zwei Seiten das Recht oder die Verpflichtung der Wegeverbesserungen zuschiebt. Die „Landschaft" meint, es sei Sache der hier ansässigen Privateigentümer, und diese wiederum machen die Landschaft für alle Übelstände verantwortlich. „Und da keiner von den beiden wollte"... Man kennt den traurigen Schluß der Heineschen Ballade!

Um den Verkehr überhaupt zu ermöglichen, wird von beiden streitenden Parteien ab und zu etwas „ausgeflickt", das heißt, man fällt am Rande der Straße ein paar junge Kieferstämmchen, wirft sie in die tiefsten Gruben und schüttet etwas am Wegrand abgeschaufelten Lehm darüber! Wie lange bei den starken Regengüssen des Frühlings und den Schneemassen des nordischen Winters solch eine primitive Straßenverbesserung vorhält, kann sich jeder denkende Mensch vorstellen! Besonders ergötzlich anzuschauen sind einige außerhalb des Waldbereiches gelegene „Chaussee-Täler", die — „verzeihen Sie das harte Wort", würde Wippchen hier einschalten — mit alten Stiefeln ausrepariert sind. Ein befremdender Anblick! Es ist rätselhaft, wo diese Unmasse total zerfetzter Stiefel herkommt, es sieht aus, als hätte ein ganzes Heer der heruntergekommensten Landstreicher hier Toilette gemacht und ihre defekte Fußbekleidung inmitten des Weges abgelagert!

Daß unter derartigen Wegverhältnissen die Droschkenkutscher des Forstcorps striken, wenn die Aufforderung an sie gerichtet wird, am Abend nach Piskarevka zu fahren, wird man ihnen gewiß nicht verübeln. Im Juni, in der Zeit der hellen Nächte, läßt sich wohl noch ab und zu einer durch ein gutes Trinkgeld zu dem Wagstück verleiten; sobald jedoch die Dunkelheit des Abends überhandnimmt, ist keine Macht der Welt im stande, ihn zu der Fahrt zu bewegen. Es kommt noch dazu, daß man sich die haarsträubendsten Geschichten von der Unsicherheit des Waldes erzählt, von geraubten Pferden und halbtot im Gestrüpp aufgefundenen beraubten Fuhrleuten. Allerdings treibt sich in der Nähe der Residenz viel zweifelhaftes Gesindel herum. Aus dem Weichbild der Stadt verwiesen, lungert es in der Umgegend auf leichten Erwerb. Lebensmüde Residenzler wählen sich den Wald beim Forstkorps mit Vorliebe zum Schauplatz ihrer letzten Tat — kurz die Aussicht, in dunkler Nacht, womöglich bei Sturm und Regen, wie sie der Spätsommer und Herbst in diesen Breiten mit sich führt, allein, ohne Fahrgast den Weg in's Forstcorps zurückzusuchen, ist geeignet, selbst die ausgeprägteste Geldgier herabzustimmen. Zum Glück für die verspäteten Sommergäste existieren noch einige eingeborne Fuhrleute, die sich mit ihrem primitiven Tarantaß an der Schlußstation der Petersburg mit dem Forstkorps verbindenden Dampftrambahn einzufinden pflegen und mit der den Finnen eigenthümlichen, an Stumpfsinn grenzenden Gleichgültigkeit, ohne rechts und links zu schauen, durch Nacht und Nebel dem Ziel der Fahrt zusteuern.

Einer derselben, ein blutjunger bartloser Kerl, zeigte bald eine merkwürdige Anhänglichkeit für meine Person. Er hatte sich die Stunde gemerkt, zu welcher ich allmorgentlich per pedes durch den Wald der Tramstation zuschritt, und kaum hatte ich die Schwelle unseres Hauses überschritten, so hörte ich auch schon Mikos kleines Fuhrwerk auf dem holprigen Waldwege hinter mir rattern.

„Fahren Sie mit, Herr?" lautete die in schlechtem Russisch gesprochene stereotype Frage, und nachdem ich, mit einer kleinen Kraftanstrengung, den einen Fuß in die Speichen des Rades setzend, mich in den Wagen geschwungen und auf der aus Lappen geflochtenen, bunten, finnischen Flickerdecke Platz genommen hatte, ward die Fahrt stumm fortgesetzt — denn der Finne ist kein Freund von überflüssigen Worten. Des Abends, zur Zeit meiner Rückkehr, fand sich regelmäßig Miko an der Station ein, und selbst wenn ich durch irgend eine Arbeit weit über die gewohnte Zeit in der Stadt zurückgehalten wurde, fand ich ihn noch geduldig meiner wartend auf dem Platz. Als ich ihn einmal ob dieser mir unverständlichen Anhänglichkeit interpellierte, meinte er kurz: „Der Herr hat eine leichte Hand", das heißt nach dem hier im Volke herrschenden Aberglauben so viel wie „eine glückbringende Hand!" — „Wenn ich mit dem Herrn früh ausfahre, so habe ich den dreifachen Tagesverdienst als gewöhnlich." Es war also einfach Egoismus, was ihn an meine, ihm im übrigen höchst gleichgültige Person fesselte!

Wie ich bereits erwähnte, pflegten unsere gemeinschaftlichen Fahrten vollständig wortlos zu verlaufen; nicht wenig erstaunte ich daher, da eines Morgens, während wir langsam durch den Wald trotteten, Miko, die Pelzmütze vom Kopf ziehend, sich ein paar Mal mit der Hand durch das straffe, staubblonde Haar fuhr und dann, sich halb auf seinem Sitz umwendend, sagte: „Ich wollte auch den Herrn bitten, uns nächsten Sonntag zu meiner Hochzeit zu beehren . . ."

Daß dieses großgewachsene Kind überhaupt schon an Heiraten denken könne, war mir bisher nicht in den Kopf gekommen. Ich begegnete daher der an mich gerichteten Aufforderung zunächst mit einer Gegenfrage: „Nicht möglich, Miko, daß Du schon heiraten willst! wie alt bist Du eigentlich?"

„Einundzwanzig Jahre, Herr, und meine Braut zwanzig. . . schon alt", fügte er nach einer momentanen Pause hinzu.

„Na, da hättet Ihr doch noch warten können", sagte ich.

„Mutter ist alt und krank, die Schwester noch ein Kind — wer soll die Kuh besorgen und die Hütte in Ordnung bringen?"

Gegen die Triftigkeit dieses Grundes ließ sich allerdings nichts einwenden.

„Da freust Du Dich gewiß, daß Du nun bald Dein eigener Wirt sein und ein junges Weib haben wirst" — versuchte ich die Unterhaltung fortzuspinnen.

„Nicht im mindesten, Herr", war die gleichmütige Antwort, und mit einem aufmunternden Pfiff feuerte er sein kleines ruppiges Pferdchen, das während des Gespächs in ein gemächlicheres Tempo verfallen war, zu schnellerer Gangart an.

— —

Nun die Hochzeit wurde doch noch um eine ganze Woche verschoben; denn an dem Sonntag, an welchem sie stattfinden sollte, begrub Miko seine alte Mutter. Auf einem alten schadhaften Leiterwagen hatte er den aus Fichtenbrettern zusammengeschlagenen schmucklosen Sarg aufgeladen, vorn saß er mit dem Vater, und so fuhren sie sieben Werst weit auf schlechten Wald-

wegen bis zum nächsten finnischen Kirchspiel Toxowa, wo die Alte im Sande des kleinen Friedhofs zur Ruhe gebettet wurde.

Nach den Ansichten von uns zivilisierten Leuten müßte durch einen derartigen Trauerfall die Hochzeit auf längere Zeit hinaus verschoben werden, der finnische Bauer weiß nichts von solchen unpraktischen Gefühlsregungen; für ihn ist es im Gegenteil eher ein Grund, die Hochzeit, wenn möglich, noch zu beschleunigen. Ruht doch die ganze Hauswirtschaft ausschließlich auf den Schultern der Frau, und das Fehlen derselben ist doppelt fühlbar.

Es war ein schöner klarer Septembertag, etwas kühl, aber sonnenhell. Miko war schon vor Tagesgrauen mit seinem kleinen Wägelchen fortgefahren nach Toxowa, dem Heimatorte seiner Braut. Der alte Vater war zurückgeblieben — er konnte der kirchlichen Trauung seines Sohnes nicht beiwohnen, da er mit der halbwüchsigen Tochter alles zum Empfange der Gäste vorzubereiten hatte. So sparsam, ja knauserig auch der Finne im Gegensatz zu dem leichtlebigen Russen ist, bei der Hochzeit verlangt es die Sitte, daß drei Tage offenes Haus gehalten wird, und wer immer von Fern und Nah an die Tür der Hütte klopft, kann sich drei Tage lang bei Speise und Trank hier gütlich tun. Da sich die Nachricht von solch einem Ereignis trotz der weit auseinander verstreuten Gehöfte doch merkwürdig schnell in der Nachbarschaft verbreitet, so findet sich immer eine große Zahl Hochzeitsgäste geladen und ungeladen ein.

Der alte Iwan, Mikos Vater, war ein armer Mann, der als Hausknecht von einigen Villen ein paar Rubel jährliche Einnahme und ein Stückchen Land zu seiner Nutznießung bekam. Er konnte sich daraufhin gerade eine Kuh halten und hatte durch den Verkauf der Milch an die Sommergäste eine kleine Nebeneinnahme. Miko hatte den Vater beredet, von seinen kleinen Ersparnissen ihm das Wägelchen und ein billiges Pferd anzuschaffen, und verdiente sich des Sommers als Kutscher manchen Rubel. Der ganze Reingewinn der guten Jahreszeit jedoch ging auf für die Kosten der Hochzeitsfeier, obgleich die Bewirtung, den Verhältnissen entsprechend, die denkbarst einfache war: Bier, Meth und Schnaps, Hering, Wurst, Salzfleisch und „weißes Brot" — aber alles in Massen.

Im Laufe des Vormittags fanden sich schon vereinzelte Hochzeitsgäste ein, vom jungen Paare war noch nicht zu sehen. Von Zeit zu Zeit zeigte sich der alte Iwan auf der Schwelle der Hütte, sonntäglich geputzt in einem neuen, ihm von der Schwiegertochter genähten roten Kattunhemd, über den in derben Teerstiefeln steckenden faltigen Hosen aus eigengewebtem Stoff, um die Hüfte eine frische Schürze aus ungebleichtem groben Leinen; er ging ein paar Schritte vor bis zur Umzäunung der Hütte und lugte nach den Erwarteten aus. Endlich um vier Uhr langten sie an, gefolgt von ein paar mit Gästen besetzten finnischen Karren. Als der Hochzeitszug sich der Hütte näherte, trat der Alte vor die Umzäunung hinaus und zog das Tor hinter sich zu. Der Wagen mit den Neuvermählten hielt nun vor dem geschlossenen Eingang, beide stiegen von ihrem Sitze herab, knieten vor dem alten Vater nieder und baten um seinen Segen. Nachdem der Alte, seine Hände auf beider Häupter legend, den Segensspruch und Willkommengruß gesprochen, zog er den Riegel zurück und öffnete den neuen Wirten das Tor. Er selbst tritt ja von dieser Stunde an alle seine Rechte dem Sohne ab, der Besitz von der Hütte ergreift und von dessen Gutmütigkeit seine fernere Existenz abhängt.

Ich ließ ein paar Stunden verstreichen, ehe ich mich, der Einladung

folgend, in die Hütte verfügte. Die Dunkelheit war inzwischen hereingebrochen, eine Reihe bunter Papierlaternen kennzeichnete den Eingang des Hochzeitshauses und den an die Hütte angebauten halbverdeckten Raum, wo sonst Miko seinen Wagen abzustellen pflegte. Jetzt waren alle Gerätschaften fortgeräumt und der Platz reingefegt. Neben der offenen Haustür hockte ein alter Russe und spielte auf der Ziehharmonika seine eintönigen Tanzweisen. Eine Menge junger Burschen stand oder kauerte um den Spieler herum, ihn lobend und anfeuernd. Von Zeit zu Zeit wagte sich einer hervor und markierte einen Kasatschok. Im Halbdunkel des Hofes tauchten einige von bunten Kopftüchern umrahmte Mädchengesichter auf, die heimlich kichernd zur tanzlustigen Gruppe herüberlugten.

Mich tief bückend, trat ich durch die niedrige Eingangstür in das Innere der Hütte. Sie war, wie alle Bauernhäuser unserer Gegend, aus rohen Balken zusammengefügt und die Ritzen mit trockenem Moos verstopft, aber alles Holzwerk war morsch und die Hütte dem Verfall nahe. Heute hatte man die altersschwachen Wände mit grünen Zweigen und den roten Beerenbüscheln des Ebereschbaumes freundlich aufgeputzt. Im Vorraum standen oder saßen eine Anzahl finnischer Männer, tranken, rauchten und spuckten Auf der Schwelle der zum Nebenraum führenden Tür, die man, um Platz zu gewinnen, ausgehoben hatte, stand ein langer breitschultriger Finne in seinem bis auf die Knöchel herabfallenden kaftanartigen Gewand aus gelblichgrauem Filz, das von einem buntwollenen Gurt über den Hüften zusammengehalten wird. Mit näselnder Stimme intonierte er den Vers eines geistlichen Liedes, welcher andächtig von den Hochzeitsgästen wiederholt wurde. Verstummte der Chor, so stimmte der Vorsänger eine neue Strophe an. Er schien unermüdlich zu sein, und der Choral kein Ende zu haben. In den näselnden feierlichen Singsang hinein tönte das geräuschvolle Hantieren der Weiber, welche an der längs der Wand hinlaufenden Holzbank damit beschäftigt waren, Tassen und Gläser zu spülen. Sie trugen den eigentümlichen finnischen Kopfschmuck, ein trichterförmiges Silberblech, über der Stirn befestigt, kurze, nur bis zu den Knöcheln reichende faltige Röcke aus dunklem Wollstoff mit einem gefälteten Streifen aus hochrotem Kattun als Abschluß, dunkelblaue, rot eingekantete Mieder über den langärmligen weißen Leinwandhemden und die latzlose, buntgestreifte finnische Schürze. Der alte Iwan, dem heute, am Ehrentag seines Sohnes, das schwere Amt oblag, die leeren Gläser der Gäste immer wieder von neuem zu füllen, hatte mich kaum erblickt, als er mich auch schon unter tiefen Bücklingen in das hintere Gemach nötigte.

Hier war dem Herde gegenüber, wo Tee- und Kaffeewasser brodelte, ein langer, schmaler Holztisch mit grobem, weißem Leinen gedeckt und so dicht an die Wand gerückt, daß die dort auf der Bank Sitzenden nicht daran denken konnten, ihre Plätze zu verlassen. Auf dem Ehrenplatze, zwischen den Eltern der Braut, saß das junge Paar, beide trotz der in dem menschengefüllten niedrigen Raum herrschenden Hitze mit ihren besten, das heißt wärmsten Kleidungsstücken angetan, — so verlangt es die Sitte. Miko, das glatt gescheitelte Haar in der Höhe des Ohres rund verschnitten, saß da im langen Flauschrock, dem Geschenk seiner Braut, einen dicken, in bunten Querstreifen gehäkelten Wollshawl mehrfach um den Hals geschlungen, neben ihm die junge Frau in einer Winterjacke aus schwarzem Doubleſtoff, ein buntseidenes, unter dem Kinn zu einem Knoten verknüpftes Tuch auf dem

schlicht gescheitelten hellen Haar, beide hochrot und das Gesicht mit Schweißperlen bedeckt. Sie reichten mir stumm die Hand, Miko schenkte mir Bier ein, und beide stießen stehend mit mir an. Mein Versuch, eine Unterhaltung einzuleiten, blieb jedoch völlig erfolglos. Die junge Frau hatte die Blicke ehrbar in den Schoß gesenkt, und auch Miko, der steif, ohne eine Miene zu verziehen, da saß, getraute sich weder rechts noch links zu blicken. Die Unterhaltung der an der Tafel aufgereihten Gäste beschränkte sich auch nur auf das Notdürftigste. Allmählich schien die Eßlust der Gäste befriedigt zu sein. Man begann den Tisch aufzuräumen, Mikos halbwüchsige Schwester brachte ein großes Getreidesieb und stellte es vor das junge Paar hin, desgleichen eine Schere und zwei zusammengerollte Packen Stoff. Das Brautpaar erhob sich, und die junge Frau begann die vor ihr liegenden Stoffe sorgfältig zu zerschneiden. Es war etwa ein Dutzend leichter, seidener Kopftücher — großblumige Rosen auf kobaltblauem oder giftgrünem Fond und wohl die doppelte Anzahl aus buntbedrucktem Kattun. Sie faltete jedes einzelne zusammen und reichte es Miko hin, welcher die Tücher auf den Rand des umgekehrt aufgestellten Siebes legte. Jetzt drängten sich alle weiblichen Gäste heran, jede legte ein Geldstück auf die Mitte des Siebes und nahm sich ein Tuch, je nach ihrer Hochzeitsgabe ein mehr- oder minderwertiges; ein Papierschein berechtigte zu Seide, kleine Münze nur zu Baumwolle. Die ganze Zeremonie ward von dem jungen Paar stehend, ohne ein Wort des Dankes zu wechseln, abgemacht.

Ich verabschiedete mich nun von Miko und den Seinigen, da es mir nicht länger möglich war, in der Stickluft, die in dem niedrigen Raum überhandnahm, zu atmen.

Bei meinem Hinaustritt ins Freie fand ich eine völlig veränderte Szene vor. Die anfangs scheu in der Dunkelheit versteckten Mädchen waren näher herangeschlichen und standen im matten Lichtschein des Halbkreises; der Tanz war im vollen Gange. Man muß sich darunter aber nicht einen Tanz nach westeuropäischem Muster vorstellen. Der russische Bauer — und die Tanzenden hier draußen bestanden fast nur aus Russen und Kolonisten — zeigt sich nur als Solotänzer. In beinahe sitzender Stellung, die Hände in die Hüfte gestemmt, die Füße bald auseinanderspreizend, bald mit den Hacken zusammenklappend, tanzt er den eine ungeheure Biegsamkeit und Gewandtheit erfordernden Nationaltanz. Die sich nur in wenigen Tönen im Zweitakt bewegende Musik hat etwas ruhelos Hetzendes, und auch der Tänzer findet nicht eine Sekunde des Ausruhens. Es ist eine Kunstleistung, welche von den Umstehenden bewundert und durch anfeuernden Zuruf belohnt wird. Gerade als ich über die Schwelle schritt, löste sich aus dem Kreise der Mädchen eine hohe Gestalt im kleidsamen roten Sarafan, Perlschnüre um den nackten Hals; von allen Seiten redete man aufmunternd in sie hinein, und so gelangte sie allmählich halb geschoben in die Mitte des Lichtkreises. In jeder Hand ein wehendes Taschentuch, das sie abwechselnd winkend hob, glitt sie in kurzen Schritten wie schwebend über den ungleichen Boden hin. Von der anderen Seite nahte sich jetzt in gewandten Sprüngen ein junger Bursche und schien sie zu verfolgen, während sie, immer mit dem wehenden Tuche lockend, ohne im mindesten das langsam gleitende Tempo ihres Schrittes zu beschleunigen, ihm zu entfliehen schien. Dazu sangen die Umstehenden zu den schwermütigen Molltönen der Harmonika „Du meine schlanke Birke, meine Taube, mein Seelchen" — eine sich ins Unendliche variierende schmeichelnde Lockung.

Es war ein Bild zum Malen, wie es so plastisch aus der nächtlichen Dunkelheit hervortrat: unter den überhängenden, mit roten Beerendolden bedeckten Zweigen des die Hütte beschattenden Ebereschenbaumes im schattenhaften Zwielicht der Kreis der singenden Burschen und Mädchen und die hin- und hergleitenden Gestalten der Tanzenden im rastlosen Sichsuchen und Entfliehen, das Ganze überspannt von einem sternklaren, tiefschwarzen Septemberhimmel.

Am anderen Morgen hatte die Hochzeit noch ein kleines Nachspiel, welches gleichfalls durch Herkommen und Sitte vorgeschrieben ist. Die junge Hausfrau ging mit dem Holzeimer in den Stall, um zum ersten Male die Kuh zu melken. Die im Hofe herumlungernden Burschen verrammelten hinter ihr die Stalltür und ließen sie nicht heraus trotz ihres inständigen Bittens. Jetzt erschien Miko und parlamentierte. Es dauerte geraume Zeit, bis er sich mit der Übermacht verständigt hatte über die Höhe des Lösegeldes, welches ihn wieder in den Besitz seines Weibchens setzte. So endete nach altem Brauch und Herkommen auch Mikos Hochzeit.

❀ ❀ ❀

Die Gefahren für das Deutschtum in den Kolonien Südrußlands.

Von Pastor J. Stach (Eugenfeld, Gouv. Taurien).

Die größte Gefahr für das Deutschtum in den Kolonien Südrußlands ist ohne Zweifel Deutschland selbst, d. h. die Einflüsse, denen die deutschen Kolonisten von ihrer früheren Heimat her ausgesetzt sind. Diese Einflüsse sind vorwiegend religiöser Art. Die Sendboten des Baptismus, Pietismus, der Allianzbrüder, der Sabbather, unzählige religiöse Traktate, wie z. B. die Erzeugnisse der „Internationalen Traktatgesellschaft" treiben ihr Werk nicht ohne Erfolg unter den Kolonisten evangelischer Konfession, also unter Mennoniten und Lutheranern, in vereinzelten Fällen vielleicht auch unter den Katholiken. Sobald jedoch der Kolonist in irgend einer Weise „Bruder" geworden ist, tritt er in den meisten Fällen in eine feindliche Stellung zu denjenigen, die nicht zu seiner Sekte oder Gemeinschaft gehören. Diese Feindseligkeit äußert sich schon in den Benennungen „Unbekehrte", „Ungläubige", „Weltmenschen", u. s. w. Diese religiöse Spaltung wirkt hemmend, teilweise sogar zerstörend auf das Gemeindeleben. Der Einfluß von Kirche und Schule wird geschwächt, wenn nicht gänzlich aufgehoben. Wo die „Brüder" auch nur in geringer Anzahl vertreten sind, beeinflussen sie derart die öffentliche Meinung, daß die gesunden, auf alten Traditionen beruhenden Begriffe von gut und böse, schicklich und unschicklich sehr bald verwischt sind. Alte Sitten, Feste, Gebräuche, jugendliche Vergnügungen usw. werden aus dem Volksleben verdrängt. Das Tanzen namentlich wird als Todsünde betrachtet. Es kann wie jedes andere

Vergnügen nur noch im geheimen betrieben werden und übt wie jede verbotene Frucht einen um so größeren Reiz aus, besonders auf die Jugend. Das führt zu grenzenlosem Heuchelwesen. „In meinem Hause darf nicht getanzt werden," sagt der Vater. Dabei weiß er aber sehr gut, daß in seiner Scheune oder in seinem Spreuschober im geheimen, im dunklen, ohne irgend welche Kontrolle von seinen eigenen und fremden Kindern das Schlimmste verübt wird. Kommen dann die Folgen an den Tag, so rechtfertigt man sich damit, daß der Ungläubige nichts vom Geiste Gottes vernimmt, oder daß der Teufel einherzieht, wie ein brüllender Löwe und sucht, wen er verschlinge. Gelesen wird in den Kolonien im allgemeinen sehr wenig, und die schulentlassene Jugend spart die Ausübung dieser mühsam erlernten Kunst in der Regel auf ein späteres Alter auf. Wo aber „Brüder" auftreten, wird jedes Buch, außer der Bibel und streng religiösen Schriften, als dem Glauben hinderlich und dem Seelenheil gefährlich angesehen. Eine kleine Zahl der Brüder ist in der Regel imstande, alle Gemeindeanlegenheiten nach ihren engen Parteigrundsätzen zu regeln und die Gemeindebeschlüsse und Gemeindewahlen ihren Zwecken entsprechend zu leiten. Daß man dabei in den Mitteln nicht gerade wählerisch ist, befördert seinerseits wiederum die Verwirrung des Begriffs von Recht und Unrecht.

Bilden die erwähnten Einflüsse von Deutschland her nur eine indirekte Gefahr für das Deutschtum in den südrussischen Kolonien, so hat der Baptismus und Sabbathismus seine schädigende Wirkung in dieser Hinsicht noch in einer besonderen Weise geltend gemacht. Obwohl im Prinzip auch der Pietismus und das Allianzbrüderwesen keine nationalen Schranken anerkennen, so sind es doch gerade jene zwei Richtungen gewesen, die in letzter Zeit unter anderem auch durch Sendboten kolonistischer bezw. mennonitischer Herkunft ernste Bekehrungsversuche unter den griechisch-orthodoxen Russen gemacht haben. Das hat namentlich den sonst noch von allen Deutschen am höchsten geschätzten Mennoniten gegenüber auf Seiten der russischen Regierung bösen Argwohn erweckt. Die nationale Hetze hatte dadurch eine Begründung gefunden. Das mennonitisch-baptistische Missionswerk wird seither vorsichtiger und daher vielleicht um so gründlicher betrieben. Was ist die Folge davon? Der russische und der deutsche „Bruder" nähern sich, die Vorträge in den von beiden Seiten beschickten Versammlungen werden aus begreiflichen Rücksichten möglichst in russischer Sprache abgehalten, der religiöse Gesichtspunkt wird immer mehr auf Kosten des nationalen in den Hintergrund gestellt, und das Deutschtum geht zurück. Eine buchstäbliche Auslegung des Bibeltextes, wie sie in diesen Laienkreisen üblich ist, verurteilt sogar ausdrücklich jedes nationale Interesse. „Hier ist weder Jude noch Grieche, sondern sie sind allzumal einer in Christo." Wie viel bei solchem Vorgehen erreicht wird und was dabei auf dem Spiel steht, darnach fragt der religiöse Eifer sowohl des deutschen wie des russischen Volkes nicht. Aber auf diesem Gebiet liegt die Hauptgefahr für das Deutschtum der Kolonisten in Rußland.

Eine weitere Gefahr für das Deutschtum ist die Russifizierung der Schulen. Hier scheint die Parole zu herrschen: Schwächung des Deutschtums um jeden Preis. Doch kann diese Gefahr wohl kaum eine dauernde bleiben. Der konfessionelle Religionsunterricht in der Muttersprache ist vorgeschrieben und die Beaufsichtigung desselben den Geistlichen anheimgestellt. Der Unterricht in der Muttersprache ist in den Volksschulen erlaubt, doch ist derselbe tatsächlich ohne jegliche Aufsicht, da die Schulinspektoren die Fremdsprachen nicht genügend beherrschen und sich überhaupt um diesen Unterricht prinzipiell wenig kümmern. Die früher in den Kolonien üblichen und in der Regel von den Geistlichen geleiteten Lehrerkonferenzen und Schulprüfungen sind staatsrechtlich auf's strengste untersagt. Nur sogenannte Küsterkonferenzen dürfen mit Erlaubnis der Gouverneure abgehalten werden.

Verschiedene Gefahren für das Deutschtum sind in dem Volkscharakter der Kolonisten begründet. Es hat ihnen z. B. hundert nnd mehr Jahre hindurch auf jedem Gebiet an Vorbildern und Konkurrenten gefehlt. Das hat sie in mancher Hinsicht träge, eingebildet und verschroben gemacht. Die leichten Lebensbedingungen, die herzlich wenig Leistungsfähigkeit und Intelligenz des einzelnen beanspruchen, haben den Geistesacker der Kolonisten brach gelegt. Der Kolonist braucht in der Regel niemand um etwas zu bitten, deshalb will er auch niemand etwas geben. Die engherzige, vom Familieninstinkt eingegebene materielle Fürsorge für die Kinder beherrscht das ganze Dasein des Durchschnittskolonisten. Denn für das öffentliche Wohl haben nur Einzelne etwas feil, aber diese Einzelnen sind in der Regel lange nicht die Reichsten. Die aus diesen Umständen erwachsenden Gefahren für das Deutschtum werden in dem Maße schwinden, als durch den allgemeinen Fortschritt die Zahl der Vorbilder und Konkurrenten zunimmt. Im dunkeln Schoße der Zukunft liegt dann vielleicht die in Amerika beobachtete Gefahr für das Deutschtum, daß der Deutsche in der Nationalität des kulturtragenden Volkes aufgeht. Doch damit hat's noch gute Wege.

Was sind angesichts dieser Gefahren die Aufgaben der Deutschen in Rußland? Fassen wir zunächst die aus Deutschland her sich geltend machenden schädlichen Einflüsse in's Auge. Wir haben es da mit dem Baptismus, Sabbathismus, Allianzwesen und dem Pietismus zu tun. Außer dem Pietismus ist das alles aus der Fremde, aus England und Amerika, auf deutschen Boden verpflanztes Gewächs. Das entspricht nicht der Seele des deutschen Volkes. Deutsche Religiosität ist nicht methodistisch und auf augenblickliche Propaganda zugeschnitten. Deutsche Religiosität ist in erster Linie Sache des Gemütes, deutsches Christentum ist innerlich, naiv, ganz auf innerliche Vertiefung und nicht auf äußere Verbreitung gerichtet. Diese Erkenntnis unter den Kolonisten zu fördern ist Aufgabe der Einsichtigen. Wir müssen es durch Predigt, Presse und Schule unsern deutschen Kolonisten beibringen, daß wir in Rußland eine höhere Mission haben, als Glaubensbekenntnisse zu verbreiten, die nicht einmal

auf deutschem Boden entstanden sind. Die griechisch-orthodoxe Kirche wurzelt zu tief im Herzen des russischen Volkes, als daß gegen sie durch Propaganda viel auszurichten wäre. Einzelne lassen sich nur gewinnen und die werden ohne Ursache aus dem Zusammenhang des Volkes herausgerissen. Das sind gewaltsame Eingriffe, die Schmerzen verursachen auf beiden Seiten und niemand einen Nutzen bringen. Oder wollten wir widerspruchslos einigen Fanatikern zulieb einen berechtigten Vorwurf des seine Kirche liebenden russischen Volkes auf uns ziehen? Wir müssen jene Pietät unter unserer christlichen Gesamtbevölkerung pflanzen und pflegen, die das Heiligtum des Nächsten nicht antastet und die jedem das seine läßt. Die beste Mission, die wir treiben können, ist die, daß wir unser ursprüngliches persönliches deutsches Christentum mennonitischer oder lutherischer oder katholischer Observanz und unser kirchliches Leben so pflegen und verklären, daß es leuchtet wie ein reines klares Licht.

Neben dem Glauben wollen wir unsere Muttersprache pflegen. Es ist auch eine Binsenwahrheit, daß man auf den Altar der Menschen- und Heimatliebe nur eigene und nicht fremde Opfer legen kann. Verlassen wir den eigenen Glauben und verlernen die Muttersprache, so werden wir Parasiten. Verrußte Deutsche genießen auch in den schwärzesten Zeiten des nationalen Chauvinismus wenig Achtung unter den Russen. Es ist doch erfreulich zu beobachten, daß manche Kolonistenfamilien, in denen früher kein deutscher Laut zu vernehmen war, heute wieder anfangen deutsch zu reden, daß Schulen gegründet werden, in denen die deutsche Sprache gelehrt wird, und daß auch die Zahl der deutschen Preßorgane unter den Kolonisten wächst.

Üben und pflegen wir unsre besten Kräfte, so werden wir auch allmählich die Schwächen unseres Volkscharakters, vor allen Dingen den Hochmut und den nackten Geiz überwinden lernen, werden den engherzigen Familieninstinkt vertauschen gegen die klare Einsicht dessen, was dem Ganzen fehlt, damit der Einzelne gedeihen kann, und was der Einzelne leisten muß, um das Ganze zu fördern.

❀ ❀ ❀

Die Bücherei des deutschen Hauses.

6.

Empfehlenswerte Literaturgeschichten.

Von Dr. Valerian Tornius. (Leipzig.)

„Welche Literaturgeschichte können Sie mir empfehlen?" — Ich muß gestehen, daß mich diese Frage ein wenig in Verlegenheit bringt, denn ich möchte nicht ungerecht sein und unter den vielen vorhandenen guten Literaturgeschichten die eine mehr als die andere herausstreichen. Schließlich wird ja wohl jede, auch

die beste, ihre Vorzüge und ihre Nachteile haben. Manche zählen unter diese Nachteile den Mangel einer objektiven Darstellung. Ich gehöre nicht zu denen. Ich behaupte sogar, eine objektive Literaturgeschichte gibt es überhaupt nicht, es sei denn eine solche, die sich nur auf die Angabe von Daten beschränkt und die sich jeder kritischen Stimme enthält. Solche Literaturgeschichten sind im Grunde genommen überflüssig. Der Brockhaus und der Meyer versehen denselben Dienst. Um zu erfahren, wann dieser oder jener Dichter gelebt, wann er dieses oder jenes Werk geschrieben hat, lese ich keine Literaturgeschichte. Wenn sie nicht Aufschlüsse geben kann über die Zeitströmungen, unter deren Einwirkung die einzelnen Werke entstanden sind, wenn sie nicht die psychologischen Zusammenhänge zwischen Dichter und Dichtung, die entwickelungsgeschichtlichen Momente und die ästhetischen Probleme, die in einem Kunstwerk stecken, zu enträtseln vermag, hat sie ein unfruchtbares, zweckloses Dasein. Wie soll aber bei der Lösung aller eben hergezählten Fragen eine Objektivität möglich sein, handelt es sich doch hier um Begriffe, die für jeden individuellen Geist einen anderen Wert besitzen? — Der katholische Literarhistoriker wird zweifellos jedes Werk, das eine sein religiöses Empfinden verletzende Tendenz enthält, mit Acht und Bann belegen; der Freidenker wird umgekehrt den Dichtern solcher Werke eine ganz besondere Sympathie schenken, während er wahrscheinlich die gefühlstiefen religiösen Lyriker ungerecht verurteilt, der Antisemit wird eine Freude darin sehen, hier und dort jüdische Elemente aufzuspüren und sie scharf unter die kritische Lupe nehmen, der Patriot wird den patriotischen Gesichtspunkt zum ausschlaggebendem Kriterium wählen; der Idealist wird sich an allen Äußerungen des Naturalismus stoßen und infolgedessen blindlings dessen Vorzüge annullieren; der Ästhet wird allzu einseitig nach der Form die Richtlinien seiner Darstellung nehmen; kurzum ein jeder wird der Literaturgeschichte, die er schreibt, den Stempel seiner Individualität aufdrücken. Das aber macht gerade eine Literaturgeschichte lesenswert und interessant, zu sehen, wie eine stark ausgeprägte Persönlichkeit sich mit den Dichtern und ihren Werken auseinandersetzt. Die Nachteile der Schilderung werden dann immer in der Befangenheit liegen, die durch die Weltanschauung des betreffenden Literarhistorikers bedingt wird (eine Weltanschauung ohne Befangenheit ist nicht denkbar); die Vorzüge dagegen werden in der Stärke des Persönlichen und Geistigen nach außen treten.

Es wäre demnach falsch, wenn jemand, der eine tiefere Kenntnis der Dichtung gewinnen möchte, zu irgendeiner bedeutenden Literaturgeschichte greifen und sie studieren wollte, ehe er nicht selbst von der Literatur einen eigenen Eindruck gewonnen hätte. Unfehlbar würde er dadurch sich der Meinung eines anderen unterordnen und die fremde zu der seinigen machen; und er würde damit sein selbständiges Urteil einbüßen. Darum sollte man immer zuerst die literarische Erscheinung kennen lernen, die gewonnenen Eindrücke in sich verarbeiten und dann, gleichsam zur Prüfung, in verschiedenen, durch

die Anschauung möglichst von einander abweichenden Literaturgeschichten darüber nachlesen. In diesem Falle kontrolliert der Leser gewissermaßen durch die Literaturgeschichte sein Urteil; er vermag zwischen divergierenden Meinungen sich zu entscheiden; und er wird gleichzeitig auf Feinheiten und Einzelzüge der Dichtung aufmerksam, die sein ungeschulter Blick bei der Lektüre noch nicht wahrnehmen konnte. Der reine Genuß, den das Werk unmittelbar ihm bereitete, verwandelt sich jetzt unter der Wirkung einer geschärften Beobachtung in ein ästhetisches Vergnügen.

Nicht jeder hat die Möglichkeit, ein Dutzend Literaturgeschichten in seiner Bibliothek zu besitzen. Eine Auslese unter ihnen ist darum, selbst auf die Gefahr hin, einige gute ausschalten zu müssen, ein notwendiges Erfordernis.

* * *

Die Literaturgeschichten altern wie die Menschen. Ein reifer Mann wird sich bei seinem Handeln gewiß nicht nach der Anschauung seiner Jünglingsjahre richten, und ebenso werden auch wir heute kaum die Ansichten der Historiker vor dreißig und vierzig Jahren befragen, wenn wir uns ein Werturteil über literarische Dinge bilden wollen. Damit möchte ich keineswegs behaupten, daß Gervinus, Scherer, Vilmar und Julian Schmidt nun zum alten, in die Ecke geworfenen Eisen gehören, — sie stehen an Gründlichkeit und Gelehrsamkeit hoch über mancher neueren Literaturgeschichte —, nein, bloß ihren Standpunkt möchte ich als nicht mehr ganz zeitgemäß bezeichnen. Es ist gerade in den letzten Jahrzehnten ungemein viel auf dem Gebiete der Literaturgeschichte gearbeitet worden, es sind so hervorragende neue Resultate durch die Forschung ans Licht befördert worden, daß sich das Charakterbild manches Dichters in dieser verhältnismäßig kurzen Zeit wesentlich verschoben hat. Ferner ist auch in der Literaturgeschichte eine starke Spezialisierung des Forschens eingetreten, so daß es dem Einzelnen schier unmöglich fällt, bei der großen Fülle des Materials, das Gesamtgebiet einer bestimmten Literatur zu beherrschen. Die Gesamtdarstellungen werden daher immer seltener, die Einzeldarstellungen dagegen immer häufiger.

Unter den Gesamtwerken sei Alfred Biese s „Deutsche Literaturgeschichte“ (München. C. H. Beck. 3 Bde. je Mark 5.50) an erster Stelle angeführt. Ihr Vorzug, der sie für den Laien wertvoll macht, ist die Verbindung wissenschaftlicher Gründlichkeit mit volkstümlicher Darstellung. Manche tüchtige Literaturgeschichte gelangt dadurch nicht zu Ansehen, weil sie trocken und schwerfällig geschrieben ist. Biese weiß zu erzählen. Die Inhaltsangaben, die so oft eine Klippe für den Literarhistoriker bilden, werden von ihm mit spielender Leichtigkeit gehandhabt. Geschickt und ungezwungen sind sie in die Charakteristiken der Dichter hineingeflochten. Anerkennenswert ist auch das Bestreben des Verfassers, jeden ästhetischen Ballast zu vermeiden. Mit einigen knappen Worten, die Form und Wert der einzelnen Dichtung

kennzeichnen, erreicht er mehr, als durch langatmige kritisch-ästhetische Auseinandersetzungen, die, meines Erachtens, in Literaturgeschichten nicht hineingehören. Hervorheben möchte ich ferner an Bieses Werk die Klarheit der Diktion. Man findet keinen einzigen verschwommenen Pinselstrich in den Porträten der verschiedenen Dichter. Man merkt, daß jede Zeichnung ein Erlebnis war, und man merkt auch die sorgfältige Liebe, die immer wieder das Bild hervorholte und änderte, bis schließlich die Abgeschlossenheit und Harmonie des ganzen erreicht war.

In drei Bänden vermag ein Literarhistoriker schon viel zu sagen, ohne daß er bei der Auswahl allzuweite Grenzen zu ziehen braucht. Schwieriger steht der Fall, wenn ein Band bloß für diese reiche Strecke vorgesehen ist. In solcher konzisen Form hat Karl Storck seine „Deutsche Literaturgeschichte" (Muthsche Verlagshandlung in Stuttgart, Mark 6) geschrieben. Man kann von dem Verfasser mit Recht behaupten, in der Kürze zeige sich der Meister. Der Leser erwartet wenig und findet viel. Storck gewinnt sogar noch Raum für Textproben und kleine Inhaltsangaben. Schließlich sind sogar die wichtigsten Vorgänge der Sprachgeschichte und eine Bibliographie dem Buche angegliedert. Belesenheit und Sachkenntnis sind die auffallenden Merkmale dieser Literaturgeschichte. Storck liebt es auch, auf das Gebiet der fremdländischen Literaturen abzuschweifen und verwandte Stoffe oder Werke daselbst aufzuspüren. Solche Exkurse sind von großer Wichtigkeit. Überhaupt sollte die vergleichende Methode in der Literaturwissenschaft mehr angewandt werden, als es bisher geschehen ist. Die Wandlung des Stoffes gehört dadurch zu den charakteristischsten Literaturerscheinungen, und Geschichtsbücher, welche dieser stofflichen Seite eine besonders eingehende Behandlung widmen, sind gewiß in mehr als einer Hinsicht wertvoll. Es ist natürlich, daß der karg bemessene Raum, den Storcks Literaturgeschichte einnimmt, den Verfasser zu verschiedenen Einschränkungen zwang. Ich würde auch nichts gegen dieses Verfahren einwenden, wenn das Wertverhältnis der einzelnen Dichter zu einander stets richtig eingehalten worden wäre. Aber daß Novalis eine, Kleist nur vier Seiten Raum erhalten, während über Körner zwei und über Immermann fast drei Seiten lang gesprochen wird, scheint mir ungerecht. Freilich, man kann ja auch mit wenigen Worten viel sagen; doch in diesem Falle würden für Körner fünf und für Immermann sechs Sätze ausreichen. Alles in allem genommen ist Storcks Literaturgeschichte ein gutes Buch, das sich namentlich für solche Leser eignet, die schnell und kurz über die wichtigsten Erscheinungen der Literatur unterrichtet sein wollen.

Wem auch dieser 620 Seiten umfassende und nur 6 Mark kostende Band noch zu umfangreich erscheint, der greife nach Karl Heinemanns „Deutscher Dichtung" (Alfred Kröner Verlag, Leipzig). Dieses kleine blaue Büchlein kostet nämlich nur eine Mark. Liest man es, so staunt man zu allererst darüber, wieviel Wissen doch heutzutage mit einer Mark gekauft werden

kann. Heinemann hat als Goetheforscher einen uns längst vertrauten klangvollen Namen. Wer kennt nicht das Familienbuch „Goethes Mutter"? Daß er einen offenen klaren Sinn besitzt auch für alles, was vor und nach Goethe auf dem großen Tummelplatz des deutschen literarischen Lebens sich abgespielt hat, hat er nun in diesem neuesten Produkt seiner Feder deutlich gezeigt. Gedrängter, ohne aktenmäßig zu wirken, und doch den gemütvollen plaudernden Erzählerton beibehaltend, wie es hier geschehen ist, läßt sich wohl kaum eine Literaturgeschichte schreiben. Es wundert mich nicht, daß sie in kaum Jahresfrist das vierzigste Tausend erreicht hat. Eigentlich sollte sie schon bis zum hundertsten Tausend gekommen sein!

* * *

Überblickt man die Reihe der in den letzten Jahren erschienenen Literaturgeschichten, so findet man, daß bei weitem die Mehrzahl unter ihnen sich mit der Neuzeit, ja sogar mit der neuesten Zeit befaßt. Der Standpunkt, man müsse eine gewisse Zeitdistanz den literarischen Erscheinungen gegenüber gewinnen, scheint demnach überwunden zu sein. Nun sind wir allerdings so tief schon in das XX. Jahrhundert hineingeschritten, um von hoher Warte das vergangene Säculum zu überschauen, aber wir wollen doch nicht außer acht lassen, daß wir, die wir jetzt am Ruder stehen, allesamt noch Kinder jenes überwundenen Zeitraumes sind und sein Fühlen und Denken in uns tragen. Wäre es da nicht verfrüht, schon ein ganzes Jahrhundert auf die Wagschale des Urteils zu legen? — Die Lebenden stehen immer in einem menschlicheren Verhältnis zu uns, als die Toten. Die Lebenden werden mehr gehaßt und auch mehr geliebt, denn Neigung und Abneigung sind nun einmal Dinge, über die wir nicht hinwegkommen, am wenigsten im persönlichen Verkehr. Darum will es mir scheinen, als ob manchem dieser noch Lebenden von unseren neuzeitlichen Literarhistorikern ein Unrecht geschähe, manchem dagegen zu viel Ehre. Am meisten ist mir dies aufgefallen an unserem jüngsten Literarhistoriker, Albert Soergel, auf den ich weiterhin eingehend zu sprechen komme. Ich möchte bei mancher seiner Charakteristiken ein Fragezeichen vermerken: wie wäre es, wenn Du ihm nicht befreundet wärst, wenn nicht persönliche Momente Dich zu ihm zögen, wenn Du nicht durch Zufall an seinem Schaffen Anteil hättest? würdest Du dann vielleicht ihn nicht auch wie jenen in die Ecke der Unbeachteten schieben? — Doch das sind Bedenken, die möglicherweise nur ich habe. Allein, ich vermag sie nicht zu tilgen.

Es liegt mir fern, alle Literaturgeschichten, die das Wappen „XIX. Jahrhundert" prunkvoll auf ihrem Deckel führen, vor mir Revue passieren zu lassen. Nur wenige will ich herausgreifen. Dabei muß ich gleich vorweg bemerken, daß Richard M. Meyers Literaturgeschichte (Berlin, G. Bondi) von keiner späteren Darstellung erreicht, geschweige denn übertroffen

worden ist. Sie steht noch immer, wie Harnack sagt, als „ein Markstein in der Geschichte unserer Literaturbetrachter". Erwähnen möchte ich nur, daß sie jetzt in einer wesentlich billigeren Ausgabe erschienen ist, was ihrer Verbreitung gewiß sehr zu Nutzen kommen wird. Angenehm aufgefallen unter den neueren ist mir Robert Riemanns Buch „Das neunzehnte Jahrhundert der deutschen Literatur" (Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung, M. 1.20). Ich muß gestehen, es hat mir nie eine Literaturgeschichte so viel Vergnügen im besten Sinne des Wortes bereitet, wie diese. Das macht der Umstand, daß sich hier eine durchaus selbständige und mutige Persönlichkeit ausspricht. Ich sah immer bei der Lektüre zwischen den Zeilen ein biederes derbes Gesicht, in dessen humorvollen Mienen deutlich die Freude über den Kampf mit dieser großen Dichterheerschar zu lesen war. In der Tat, einer nach dem anderen muß antreten und mit Riemann eine Fehde auszufechten, und selbst wenn er dabei unterliegt, scheint er nicht grollend den Kampfplatz zu verlassen, sondern eher lächelnd, als ob es ihm Freude gemacht hätte, eines so gesinnungsehrlichen Kerls Prügel auf seinem Nacken gespürt zu haben. Schon der Wagemut, mit dem Riemann den „Faust" kommentiert, hat etwas Herzerfrischendes. Daß er den armen mißachteten Pedanten Wagner gegen den romantischen, alle Vergangenheit annullierenden Faust so freundlich in Schutz nimmt, ist zweifellos eine Tat, die, wenn Theodor Vischer noch lebte, ihm Unsterblichkeit in Fausts „drittem Teil" einbringen würde. Und ebenso, wie Riemann hier warm für Wagner eintritt, so macht er auch keinen Hehl daraus, daß Hebbel nicht zu seinem Lieblingen gehört, Gustav Freytag dagegen seinen begeisterten Beifall findet. Ich halte es für ein törichtes Beginnen, wenn der Kritiker sich an solche, gegen übliche Anschauungen verstoßende Urteile klammert und daraufhin das verdammende Wort spricht. Das heißt, gegen die erste Pflicht eines Kritikers, die Toleranz, sich vergehen. Man sollte froh sein, daß es noch Forscher gibt, die unbekümmert um eingefleischte Doktrinen ihre Überzeugung gegen den Strom der Meinungen bekennen. Wenn ich oben die Subjektivität als einen Vorzug pries, der besonders bei einem Literarhistoriker hoch im Kurse steht, so dachte ich vornehmlich an Riemanns Literaturgeschichte. Sie ist so subjektiv — ich möchte sagen beinahe wie Heines „Romantische Schule." Ist die Lektüre dieser Heineschen Literaturgeschichte aber nicht ein ästhetischer Genuß? Riemanns Buch gewährt ihn nicht minder, wenn man es nur mit den richtigen vorurteilslosen duldsamen Augen liest.

Albert Soergels viel gelobtes und ebenso reich getadeltes Werk „Dichtung und Dichter der Zeit" (K. Voigtländers Verlag, Leipzig) vermag an blühendem Gedankenreichtum mit Riemanns Historie nicht zu wetteifern, aber sie ergänzt dieses einigermaßen durch den emsigen Fleiß, mit dem hier das literarische Aktenmaterial der letzten Jahrzehnte zusammengetragen und verschmolzen wurde. Soergel hat jene bewußte herrschende Höhe des Kritikers,

auf der jedes Wort den Wert eines unverrückbaren Bekenntnisses besitzt, noch nicht erklommen. Hinter jedem Satz schielt noch etwas Mutter Vorsicht hervor. Wo er bewußter auftritt, schimmert allzupersönliche Teilnahme durch. Er hat noch nicht jenen kalten kritischen Feldherrnblick, der die vorbeidefilierenden Soldaten auf nichts, als auf ihre Tauglichkeit hin prüft. Dieser scheint mir aber für den Literarhistoriker notwendig. Was das Material und die Form anbelangt, ist Soergels Literaturgeschichte ein durchaus schätzenswertes Werk, das, weil es keinen Rivalen hat — eine solche umfassende und gründliche Darstellung der jüngsten Literaten gibt es nicht — und weil es außerdem reich und interessant illustriert ist, allen Freunden zeitgenössischer Dichtung wärmstens empfohlen sein soll.

* * *

Wie oft bietet das Studium der deutschen Literateur Veranlassung, sich auch bei anderen Literaturgeschichten über diese oder jene Erscheinung zu informieren. Für diesen Zweck eignet sich am besten Otto Hausers Weltgeschichte der Literatur (Bibliographisches Institut; 2 Bände). Man hat zwar gegen das Werk den Vorwurf erhoben, es sei ungenau in chronologischen Angaben; doch sind die Unstimmigkeiten so gering und vielleicht größtenteils auf Druckfehler zurückzuführen, daß darunter nicht das Gesamtunternehmen leiden kann. Rühmenswert ist vor allem die peinliche Genauigkeit, mit der die literarischen Erzeugnisse selbst der unansehnlichsten Völkerschaften gebucht sind. Die indische Literatur weist nicht weniger als zwölf Gruppen auf. Daneben finden auch die tibetanische, mongolische, kalmückische, makkasarische und noch andere Literaturen kleiner, nur dem Namen nach gekannter Stämme Berücksichtigung. Das aber, was den Eindruck der Schilderung erhöht und die Wiedergabe reizvoll gestaltet, ist nicht etwa die bloße Herzählung der Dichter und ihrer Werke, sondern die sinnige Belebung der historischen Darstellung durch Schriftproben und Beispiele aus einzelnen Werken, deren ausgezeichnete Übertragung als ein ganz besonderes Verdienst des Verfassers angesehen werden muß. Illustrationen tragen auch hier dazu bei, die Darstellung anschaulich zu ergänzen.

❀ ❀ ❀

Eine Kraftquelle

ist der konzentrierte pasteurisierte kurländische

Malzextrakt

von **C. W. Nutt. Billiger als jeder andere Malzextrakt, fast 3 mal billiger als Biomalz.** Eine energetische Kraftquelle, ein Energiereservoir erster Ordnung. Die Neutralisierung der schädlichen Harnsäure, die wichtige Verbrennung im Körper, die Alkaleszens des Blutes, die Blutbildung und die Nervenernährung, die Neuschaffung gesunden Stoffes und verjüngender Kraft, das alles ist die Wirkung von Malzextrakt.

Malzextrakt schafft keine Korpulenz,

sondern nur diejenige Fülle gesunden markigen Fleischansatzes, die normaler Weise und individuell zu erreichen ist. Er ist leichtest verdaulich, wohlschmeckend, natürlich, rein und frei von Alkohol, Essenzen, Salicyl, Zucker, Glyzerin und dergl. Eine Kur mit Malzextrakt ist eine Auffrischungs- und Verjüngungskur. Malzextrakt schafft Fleisch und Blut! Er ist ein berufener „Lebenssaft" für Frauen, Mädchen, Kinder und Kranke. Preis pro Pfund 35 Kop. 10 Pfund inkl. Blechdose R. 3.30.

Versandhaus H. Sööte, Riga, Alexanderstr. 13. Tel. № 54-62.

Herren- und Damen-Garderoben-Geschäft

A. LUKASCHEWITZ & Ko.

RIGA, Grosse Königstrasse Nr. 8. — Telephon Nr. 35-28.

Elegante und schnelle Ausführung.

Grosse Auswahl von in- und ausländischen Stoffen.



Salon de Corsets

Nanny Cahn

Riga, Herrenstr. 20, 1.

Engl. Magazin **J. Redlich, Riga.**



Englische Fussbälle

sowie

sämtliches Zubehör für das Fußball-Spiel.

Tennis-Schläger

erstklassiger Firmen.

Illustrierter Sport-Katalog zu gefl. Verfügung.

Künstlerisches Photographisches Atelier

P. Sohnwald, Riga

kleine Königstrasse № 12. Telephon № 5602.

Nach neuester Methode. Ausführung sämtlicher Photo-Techn. Arbeiten, sowie Vergrößerungen bis zur Lebensgröße von 5 Rbl. an und teurer.

Schwer erziehbare Kinder,

sowie Kinder, die durch Krankheit oder aus andern Ursachen in ihrer Entwicklung und ihren Fortschritten zurückgeblieben sind, oder den Anforderungen der Schule nicht genügen, finden in meinem Hause Aufnahme. Es soll ihnen durch genau angemessene, streng beobachtete hygienische Lebensweise, entwickelnden, individuellen Unterricht und sorgfältige Erziehung in völlig veränderter Umgebung ein neuer Anstoß zu gedeihlicher Entwicklung gegeben werden.

Kinder, die ausschließlich in ihren Schulleistungen zurückgeblieben sind, — sogenannte schwache Schüler, können als Externe für den größten Teil des Tages aufgenommen und durch intensiven, individuellen Unterricht rascher gefördert werden.

Auch Schüler, die hier am Ort öffentliche Anstalten besuchen, werden als Pensionäre aufgenommen, stehen aber in der von der Schule nicht beanspruchten Zeit als Glieder des Hauses ausschließlich unter dessen Einfluß, werden in ihren Schularbeiten beaufsichtigt, und, wenn nötig, in schwächeren Fächern gefördert. Die Umgangs- und Unterrichtssprache ist Deutsch.

Der Preis für Pensionäre beträgt im Schuljahr 700 Rbl., für Tagesschüler je nach dem Klassenprogramm nicht unter 50 Rbl. monatlich. Der Preis für wohnende Zöglinge, die auch den ganzen Unterricht im Hause genießen, wird nach den Erfordernissen vereinbart, kann aber nicht unter 80 Rbl. monatlich, — beim Kursus der Vorklassen und der I. Schulklasse, — nicht unter 90 Rbl. von der III. Schulklasse ab, festgesetzt werden.

Mein Heim befindet sich in **St. Petersburg,** Wass. Ostr., am Großen Prosp. Nr. 44, Wohn. 1, — vom 15. Mai an für die Sommermonate am estländ. Strande, auf dem Gute Türsell in der Nähe von Sillamäggi. Frau Inspektor **K. Thomson.**

Въ настоящій моментъ кровавыхъ событій въ **Турціи** и на **Балканахъ** нѣтъ болѣе популярной и занимательной книги для чтенія, полной невѣроятныхъ любовныхъ и политическихъ интригъ и разоблаченій жизни мусульманскаго Востока, столкнувшагося съ цивилизаціей Запада, какъ сенсаціоннѣйшій романъ

„ТУРЕЦКІЙ СУЛТАНЪ“

ИЛИ

„ТАЙНЫ КОНСТАНТИНОПОЛЬСКАГО ДВОРА“

популярнѣйшаго въ Европѣ романиста-историка

ГЕОРГА БОРНА.

Свыше 1.000 страницъ убористой печати большого формата на роскошной бумагѣ.

Въ виду ограниченнаго количества остающихся экземпляровъ этой занимательнѣйшей книги, предлагаемъ поспѣшить съ заказами на книгу, которая высылается **немедленно** по полученіи **3 руб.** (съ упаковк. и пересылкою) или налож. платежомъ при задаткѣ въ **1 руб.** (можно почтов. и гербов. марками), безъ чего заказы не выполняются.

Всю корреспонденцію: денежную, заказную и простую надлежитъ адресовать:

С.-Петербургъ. Петерб. Стор., Большой просп.
№ 56 А. Я. К. ПЕТЕРСУ.

Reklame-Institut u. Zeichen-Bureau J. J. Liebermann, Riga, Elisabethstr. 22. Tel. 81-81.
Anfertigung von Bauplänen, sowie für Villen und andere Gebäude. Maschinenzeichnungen. Pläne für Feldmessungen und elektr. Beleuchtungen. Künstl. Anfertigung von Porträts-Vergrößerungen, Plakaten, Clichés und modernen Dekorationen.

40 ДНЕЙ
!!! БЕЗПЛАТНО !!!

Если Вы въ теченіе 40 дней не выучитесь свободно говорить, читать и писать по нѣмецки, французски, англійски и латински по нашимъ самоучителямъ, составлен. по новѣйшему методу (всѣ другіе — реклама), **ДЕНЬГИ ВОЗВРАЩАЕМЪ ОБРАТНО.** Цѣна самоучителя одного языка съ перес. налож. плат. 1 р. 10 к., 2-хъ — 1 р. 90 к., 3-хъ — 2 р. 80 к., 4-хъ — 3 р. 65 к. Заказы исполн. един. складъ для всей Россіи: **С.-Петербургъ,** Петерб. стор. Большой пр. 56., **Я. К. ПЕТЕРСЪ.**



F. Stadler, Riga, Telephon 5917. Kl. Königstr. 17
Photographische Apparate und Bedarfsartikel, Projektionsartikel, Lichtbilder-Serien.
Kataloge kostenlos.

AUTOMOBIL-CENTRALE RIGA

A. von Kuhlberg

Georgenstraße 2.

Abteilung I.:

Automobile,

Abteilung II.:

Elektrische Anlagen

jeder Art.

ПОЛЬЗУЙТЕСЬ СЛУЧАЕМЪ.

Поступили въ продажу по удешевленной цѣнѣ 3 большихъ тома около 800 страницъ убористаго текста.

ПОСМЕРТНЫЯ ХУДОЖЕСТВЕННЫЯ ПРОИЗВЕДЕНІЯ

ГЕНІАЛЬНАГО ПИСАТЕЛЯ

Л. Н. ТОЛСТОГО.

Высылаемъ съ пересылкой наложеннымъ платежомъ вмѣсто 3 р. 50 к. за 2 р. 50 к. или по полученіи всей стоимости, можно марками, заказы выполняетъ единственный складъ для всей Россіи:

С.-Петербургъ, Петербурск. стор., Большой пр., № 56-1. Я. К. ПЕТЕРСЪ.

Die Petroleum-Mandelseife

„Victoria"

welche aus besten Fetten zubereitet und keine schädlichen Substanzen enthält, wird zum Waschen der Wäsche ohne zu kochen als Desinfektionsmittel bestens empfohlen.

Ges. Victoria, Minsk, Gouvernementsstadt.

Georg Seemel, Riga,

Theater-Boulevard 7,
vis-à-vis d. Stadttheater.
Telephon 32-92.

:: Damen-Confection und Pelzhandlung. ::

Kaukasisches Magazin

M. J. Chodsheinatoff,

Riga,

Scheunenstrasse № 11.

Telephon 66-36.

✧

Teppiche: Persische, Tekinsche, Bucharische, Palassen, Kaukas. Silbersachen, Seidenstoffe, Möbel, Divans, :: :: Portieren. ;; ::

✧

Filiale Majorenhof,

Johmenstr. 30.



Gute Pension in Jena

nahe der Universität, für junge Damen. Großer schattiger Garten am Haus.

Frau Direktor Schneider, Löbdergraben 24.

Nähere Auskünfte erteilt auch die Redaktion dieser Zeitschrift.

1-е заочные кулинарные курсы.

Полный курсъ лекцій для самообученія „СКРОМНЫЙ и ПОСТНЫЙ СТОЛЪ“ около 1000 рецептовъ кушаній, напитковъ, печенья, компотовъ, вареній, сладкихъ блюдъ, пироговъ и др., слишкомъ 300 стр. убористаго шрифта. Цѣна съ пересылк. наложеннымъ плат. 2 руб. 60 коп.

НАСТАВЛЕНІЕ какъ правильно вести домашнее хозяйство и приготовлять экономическіе вкусные и питательные обѣды съ приложеніемъ разрѣзки мяса и украшенія стола и блюдъ около 100 стр. съ рисунками. Цѣна 1 руб. 20 коп. Обѣ книги вмѣстѣ 3 р. 35 к., (можно марками). Съ заказами обращаться исключительно къ Я. К. ПЕТЕРСУ, С.-Петербургъ, Петерб. стор., Большой просп. № 56.

JAHRBUCH

FÜR BILDENDE KUNST IN DEN OSTSEEPROVINZEN

VI. JAHRGANG 1912

HERAUSGEGEBEN VOM ARCHITEKTENVEREIN IN RIGA

LADENPREIS 4 RBL. 50 KOP., MIT POSTVERSAND 5 RBL.

ZU BEZIEHEN DURCH ALLE BUCHHANDLUNGEN, SOWIE DURCH DAS ARCHITEKTURBUREAU A. SCHMAELING, RIGA, TURMSTRASSE № 7.

An der **Libauschen Deutschen Privatknabenschule** I. Ordnung mit 3 Vorbereitungsklassen, 4 unteren Klassen mit deutscher, 4 oberen Klassen mit russischer Unterrichtssprache, wird zum Beginn des Schuljahres 1913/14 der

Posten eines Direktors vakant.

Das Schuldirektorium hat um die Bestätigung der Kronsrechte nachgesucht.

Personen, welche diese Stellung zu übernehmen in der Lage sind, werden gebeten sich zu wenden an:

Das Kuratorium, Libau. Waisenhaus-Str. № 14.

ПО УДЕШЕВЛЕННОЙ ЦѢНѢ!

ВРЕМЕННО РАСПРОДАЕТСЯ

Вмѣсто 10 руб. за 4 руб. 50 коп.; въ роскошн. золотомъ тиснен. переплетѣ 7 руб. 50 коп.

15 ТОМОВЪ ПОЛНАГО СОБРАНІЯ около **5.000** стран. большого формата. **СОЧИНЕНІЙ**

Гюи де-Мопассана.

Имя Гюи де-Мопассана гремитъ славою не только среди соотечественниковъ, но и среди всего міра. Достаточно указать отзывы И. С. Тургенева и Льва Толстого, чтобы судить о томъ высокомъ положеніи, какое Гюи де-Мопассанъ занялъ въ исторіи всемірной литературы. Памятникъ, воздвигнут. ему въ Парижѣ, краснорѣч. говоритъ о симпатіяхъ французской націи. Его произведенія разошлись разновременно болѣе 300 изданій въ сотняхъ тысячъ экземплярахъ и переведены на языки всѣхъ народовъ. Сочиненія его особенно большой интересъ представляютъ теперь, когда такъ много говорятъ О ПОЛОВЫХЪ ОТНОШЕНІЯХЪ МУЖЧИНЪ и ЖЕНЩИНЪ. Въ его романахъ читатель найдетъ разрѣшеніе этого вопроса въ изображеніи правдивой дѣйствительности. Книги высылаются наложеннымъ платежемъ: пересылка за счетъ покупателя по почтовому тарифу, упаковка безплатно.

Задатокъ въ размѣрѣ **2 р. 50 к.** прошу выслать, можно марками почтовыми или гербовыми, безъ сего заказы не высылаются.

Единственный складъ для всей Россіи: С.-Петербургъ, Петерб. Сторона, Большой пр. 5—61, Я. К. ПЕТЕРСЪ.

Buchdr. der „Revalschen Zeitung", Reval. — Verantwortlicher Redakteur: **Hans J. Eggers.**

FR. WIEGAND'S

Naphthamaschinen „RUSS“

sind innerhalb **2** Jahren über **300** Stück mit ca. **6000** PS in Betrieb genommen

MASCHINENFABRIK
FR. WIEGAND



REVAL

1910	St. Petersburg	**goldene Staats-Medaille**
1910	Jekaterinoslaw	**große goldene Medaille**
1911	Reval	**goldene Medaille**
1912	Baku	**große goldene Staats-Medaille**
1912	Reval	**goldene Medaille**
1912	Rostow am Don	**große goldene Medaille**

Außer diesen **15 erste Preise.**



Das PIANOLA

gibt jedermann die Fähigkeit, sofort und fehlerlos Klavier zu spielen und ein Repertoir von über 16000 Kompositionen zu beherrschen. Durch

das PIANOLA

ist es möglich, die mühseligen Studien der Klaviertechnik zu überbrücken. Man kann sich ein Urteil nur dann bilden, wenn man

das PIANOLA

gehört hat.

65-tönig Rbl. **650.—**. 88-tönig Rbl. **850.—**.

Vorführung unverbindlich.

Alleinvertreter für Russland

JUL. HEINR. ZIMMERMANN.

RIGA, Scheunenstrasse 15.



E. v. Gebhardt in seinem Atelier.
Nach einer Aufnahme des Hofphotographen Jos. Hume in Düsseldorf.



Jugendporträt Gebhardts um 1858.
Besitzer: Dr. W. Neumann, Riga.



Nr. 6. Reval, 1. (14.) Juni. **1913.**

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Eduard v. Gebhardt.

Zu seinem 75. Geburtstage am 13. Juni 1913.

Von Dr. W. Neumann. (Riga).

Vor mir steht ein Selbstbildnis des Meisters aus seiner Jugendzeit; mir ein lieber Besitz. Er hat es als Neunzehnjähriger geschaffen, da er noch Schüler der Petersburger Akademie war. Es ist in Kreide ausgeführt, mit Tusche laviert und leicht mit Weiß erhöht. Der Blick ist forschend hinausgerichtet, das volle Haupthaar fällt schwer von der Stirn in den Nacken herab, um das kräftige Kinn sproßt der erste Flaum des Bartes. Sicher im Umriß, breit und großzügig in den Flächen ist es hingesetzt; das Dokument eines Werdenden. Mehr als ein halbes Jahrhundert ist seit den Tagen, da dieses Bildnis entstand, dahin gegangen, und noch steht der Meister in jugendlicher Frische unter uns, rastlos und rüstig schaffend — ein Gottbegnadeter, der zurückblicken darf auf eine Lebensarbeit, die ihm die Unsterblichkeit sichert. Wo immer von den Großen der Kunst geredet werden wird, da wird man auch seinen Namen nennen. Auf einen reich von Erfolgen begleiteten Lebensweg darf der Künstler zurückblicken, auf Erfolge, die ihm zwar nicht wie reife Früchte in den Schoß fielen, sondern in ehrlichem Kampf, nur durch festes Beharren auf dem einmal für recht erkannten Pfade, gewonnen werden mußten.

Gebhardt gilt uns vor allem als der Maler der biblischen Geschichte, und mit Recht. Wenn er auch auf dem Gebiete des Porträts und des Sittenbildes Bedeutendes leistet, so ist doch die religiöse Malerei sein ureigenstes Gebiet, auf dem vor allem seine kunstgeschichtliche Bedeutung ruht. Gebhardt trug eine völlig neue Auffassung der biblischen Geschichten in die deutsche Kunst hinein, die man als die protestantische bezeichnen kann. Er umkleidete seine Gestalten mit einem Realismus, wie wir ihn ähnlich in der älteren deutschen Schule und der stammverwandten niederländischen Kunst, bei Dürer, Roger van der Weyden und Lucas van Leiden gewahren, der aber erfüllt ist von einem neuen Geist, von dem Geist, der geboren ist aus dem Wesen des Luthertums, des Protestantismus. Schon bei seinem ersten öffentlichen Auftreten im Jahre 1863 mit seinem Bilde „Christi Einzug in Jerusalem", das den Vorgang in ein mittelalterliches Städtchen versetzt, durch dessen befestigtes Tor der Zug sich bewegt und über dessen Stadtmauer hinaus der Blick in eine freundliche, an Thüringen gemahnende Landschaft fällt, setzte der Meister sich in Gegensatz zu der bisherigen Auffassung des religiösen Bildes. Das von der italienischen Kunst abgeleitete Nazarenertum entsprach seinem Fühlen und Denken nicht. Ihm konnten die Idealgestalten jener Richtung, der Heiland, der in hoheitsvoller Ferne dem Menschen gegenübersteht, die aus den unteren Volksschichten hervorgegangenen Jünger, die hier als schöne Menschen, als herrliche bärtige Greise mit schön gescheitelten Haaren und wohlgepflegten Händen gebildet wurden, nicht als der wahre Ausdruck der biblischen Geschichte erscheinen, die die Göttlichkeit unter den Menschen lebendig wandeln läßt. Seine Anschauung von der biblischen Geschichte war anderer Art; die hehren Gestalten standen ihm näher, erschienen ihm menschlicher.

Ich habe schon an anderer Stelle darauf hingewiesen, wo man den Ursprung von Gebhardts Realismus zu suchen hat: in dem baltischen Pfarrhause, der Stätte seiner Geburt und seiner Erziehung. Man muß so ein baltisches Pfarrhaus aus Gebhardts Jugendzeit kennen, wo noch kein nationaler Zwiespalt die Gemüter verwirrte, um ganz in das Wesen Gebhardtscher Kunst eindringen zu können. Man muß es gesehen haben in seiner Schlichtheit, lauschig hingestreckt unter rauschenden Bäumen, mit den großen niederen Zimmern und dem oft noch aus der Urväterzeit stammenden Hausrat. Man muß die Stimmung in ihm kennen, die, hervorgewachsen aus der innigen Verehrung für den großen Reformator, das kernige Wesen, das liebevolle Aufgehen der Hausgenossen in einander, den selten fehlenden verschönenden Humor schafft. Die Umgebung, die ländliche Abgeschiedenheit in einer an Naturschönheiten meist armen Gegend muß man kennen, das Hausgesinde, sein Verhältnis zur Familie. Am Sonntag dann muß man die kleine Landkirche sehen und diese Gemeinde in ihrer schlichten Tracht, die von Arbeit und Mühsal gefurchten, von Sonne und Wind gebräunten markigen Gesichter mit dem Ausdruck stillen Ernstes und frommen Glaubens in den

Zügen. Das war das Milieu, in dem der junge Künstler aufwuchs. Hier entwickelte sich sein ganzes Seelenleben; hier gestalteten sich in seiner Phantasie die Gestalten des Heilands und seiner Jünger, die knorrigen, die „hausbackenen" Gestalten aus den Reihen der Fischer und Handwerker. So wurde seine Kunst ein Widerhall seiner Jugendzeit, verfeinert und vertieft durch das Studium der großen Meister deutscher und niederländischer Kunst.

Was lag näher, als daß Gebhardt seine Gestalten den Erscheinungen der Umgebung aus seiner Jugendzeit entnahm und sie in die Tracht aus der Zeit des Begründers der protestantischen Lehre kleidete? Daß er mit dieser Auffassung auf großen Widerstand stoßen mußte und stieß, war ihm wohl bewußt, und dennoch hat er an seiner Überzeugung festgehalten und sie schließlich zu siegender Höhe geführt. Besonders häufig hat man Gebhardt die archaische Richtung in der Kostümierung seiner Figuren zum Vorwurf gemacht. Seine Antwort darauf ist bekannt, doch mag sie auch hier noch einmal wiederholt werden. „Man hat oft die Frage an mich gerichtet, warum ich denn die biblischen Bilder in altdeutschem Kostüm male; ja, wie dann? Sollte ich etwa weiter malen wie die Nazarener? Anfangs dachte ich auch nicht anders, aber meinen hausbackenen Menschen wollten die konventionellen Gewänder partout nicht passen. Ja, sagten die klugen Leute, ich sollte es doch so malen, wie es gewesen ist; es ist doch im Orient passiert; das sei doch ein Anachronismus, den ich begehe. Merkwürdig! noch nie hat ein Mensch es zustande gebracht, in der Form der orientalischen Bilder ein andächtiges Bild zu malen, warum verlangt man denn das von mir? Malen wir denn nicht als Deutsche für Deutsche?"

Gebhardt ist ein strenger Zeichner und steht als solcher Dürer nahe. In seinem Kolorit verweben sich Rembrandtsches Helldunkel mit dem Kolorismus der niederländischen Großmeister. Scharfe Naturbeobachtung, ein unablässiger Drang nach Wahrheit, der selbst vor dem Häßlichen nicht Halt macht, die tiefste Ergründung des seelischen Vorganges und dessen feine Wiedergabe in Mienen- und Gebärdenspiel sind die Hauptzüge seiner Kunst. Verkündete seinen Ruhm auch bereits eine große Zahl von Gemälden, Historienbildern wie Porträts und Sittenbildern, die seit dem Jahre 1863 in schneller Folge erschienen und von denen mehrere den Weg in die Heimat des Künstlers fanden, besonders aber seit seine Darstellung des Abendmahles von der Nationalgalerie erworben worden war, — so gelangte er zur vollen Höhe seines Könnens doch erst nach dem Besuche Italiens, als die große Aufgabe an ihn herantrat, die Wandgemälde im Kloster Loccum auszuführen. Wo hätte er auch die Beherrschung großer monumentaler Aufgaben besser studieren können als an den großartigen Mosaiken und an den monumentalen Fresken der großen Renaissancemeister? Die Ergebnisse dieser Studien hat er in den Wandgemälden im Kollegiensaale des alten Klosters zu Loccum — das einst Livland seinen zweiten Bischof gab, heute Vorbildungsanstalt für lutherische

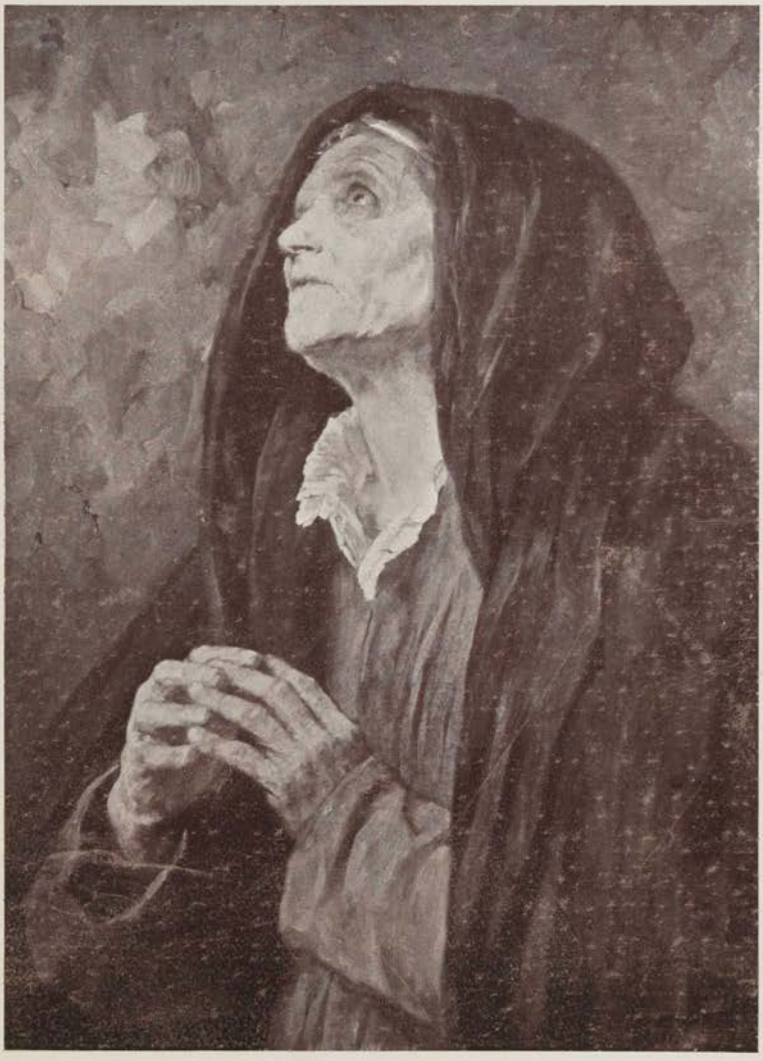
Geistliche ist — in erhabenster Weise niedergelegt, indem er, der heutigen Bestimmung des Klosters entsprechend, Christus als den Lehrer und Seelsorger zur Hauptfigur seiner Darstellungen machte. In siebenjähriger Tätigkeit, seit dem Jahre 1884, entstand dieser berühmte Zyklus, aus dem das Bild der Hochzeit zu Kana wohl das populärste geworden ist.

Gebhardt hatte das 60. Lebensjahr überschritten, als ihm von Staats wegen sein größter Auftrag auf dem Gebiet der Monumentalmalerei zufiel, die Ausmalung der Friedenskirche in Düsseldorf. Hier entfaltete sich sein gewaltiges Können in der Raumbehandlung in großartigster Weise, denn es galt sich einer Architektur anzupassen, die für die Wirkung monumentaler Gemälde nicht als besonders günstig zu bezeichnen ist. Aber auch diese Schwierigkeiten wurden siegreich überwunden, und wenn Gebhardt von seinen Bildern sagte: „Sie sollen predigen", so hat er das gehalten. Die Wandgemälde der Düsseldorfer Friedenskirche sind Gebhardts bedeutendstes Lebenswerk; sie umfassen sein ganzes künstlerisches Glaubensbekenntnis.

Er hat hier den Hauptszenen aus dem Leben Christi Szenen aus der Geschichte Mosis gegenübergestellt. Der Berufung Mosis, Moses das Wasser aus dem Felsen schlagend, dem Tanz um das goldene Kalb und Mosis Tod auf der einen Seite entsprechen auf der gegenüberliegenden Christi Einzug in Jerusalem, das Abendmahl, die Austreibung aus dem Tempel und Christus in Gethsemane. Im Chor haben die Taufe Christi im Jordan und Christi Verklärung Platz gefunden, und über der Orgel hat er als Ausklang des Ganzen die Bergpredigt gemalt.

Nach menschlichem Ermessen sollte man annehmen, daß nach der Erledigung solcher Riesenaufgaben der Künstler sich mindestens eine Erholungszeit gönnen würde, die ihn in beschaulicher Ruhe auf das Erreichte zurückblicken und frische Kräfte zu neuen Werken sammeln ließe. Nichts von alledem. Gebhardt kennt keine Ermüdung; im Schaffen allein verjüngt sich ihm Geist und Leib. Hat er doch erst in unseren Tagen ein drittes Monumentalwerk vollendet: die Ausmalung der St. Petrikirche zu Mühlheim a. d. Ruhr, wo er Christi Einzug in Jerusalem und die Himmelfahrt Christi an den Wänden des Chores der wiederhergestellten alten Kirche zur Ausführung brachte.

Wer je Gelegenheit hatte, Gebhardt in seinem Atelier bei der Arbeit zu sehen, wo sich in ununterbrochenem Schaffen Studien an Studien reihen, die nicht selten den ganzen Fußboden um den alten eingesessenen Korbstuhl bedecken, der ihm zum Arbeitssitz dient, der muß staunen über den Fleiß und den Ernst, womit diese Studien behandelt sind, über die Schärfe der Beobachtungsgabe, die stets den rechten Ausdruck für die rechte Form zu finden weiß, und über die Frische und die Lebendigkeit, womit der Künstler dem Besucher entgegentritt. Von dieser Stätte scheidet niemand, ohne die schönsten Erinnerungen mit sich zu nehmen, ohne das Bewußtsein zu haben, einem Großen begegnet zu sein.



Eduard v. Gebhardt: Anbetende Maria.

Und wer in das kunstverschönte trauliche Heim in der Rosenstraße tritt, mit den mancherlei Erinnerungen an die baltische Heimat, in dem manche bange, aber auch viele frohe Stunden geschlagen haben, den umfängt ein Zauber, wie er nur von einer Persönlichkeit ausgehen kann, die hoch über dem kleinlichen Wust des Alltags auf den lichten Höhen der Kunst wandelt und sich bei allen äußeren Ehrungen ein kindlich frommes Gemüt und eine zur Bewunderung zwingende Bescheidenheit bewahrt hat. Noch viele Jahre dem großen Meister! Das sei unser Wunsch.

❀ ❀ ❀

Nachdruck verboten.

Neue Menschen.

Von Piet v. Reyher. (Berlin-Steglitz).

Goethe war es, der in seinen alten Tagen einst den Ausspruch tat: „In hundert Jahren wird das halbe Volk krank sein und die andere Hälfte wird sich der Kranken annehmen müssen". Sein Scharfblick hat ihn nicht getäuscht. Redet eine ernste Sprache doch in diesem Sinne schon die Legion unserer heutigen Sanatorien und Erholungsstätten, in die sich die flackernden Gehirne und zuckenden Nerven unserer Zeitgenossen immer wieder zur Heilung betten. Und finden wir doch in dem weiten Staubassin heutiger Ideen, in den Schöpfungen unseres geistigen und künstlerischen Könnens nur zu deutlich die Anzeichen moderner Unrast. Lamprecht war es, der schon vor Jahren auf dieses uns in verstärktem Maße bewußt gewordene Leben der Nerven hingewiesen und unserer Zeit, ohne indessen eine pathologische Bedeutung einzuschließen, die Signatur der „Reizsamkeit" zugemessen hat. Nicht nur, daß er in dieser seelischen Gesamthaltung unserer Tage den eigentlichen Nährboden impressionistischer Entwickelungsformen in Kunst und Dichtung sieht, er glaubt auch die modernen ethischen und metaphysischen Anschauungen, wie die Entwickelung der Psychologie und Erkenntnistheorie und die Anfänge einer neuen Wissenschaft mit ihr in Zusammenhang bringen zu sollen. Und in der Tat, unsere Zeit zeigt in ihrer mächtig aufwärts strebenden kulturellen Entwickelung, in der Mannigfaltigkeit ihrer hohen geistigen Ziele und Erfolge eine allein ihr eigene, von allen bisherigen Schaffensperioden sich scharf abhebende Artung. Die hellen Lichtstrahlen dieser schöpferischen Zeitströmung haben indessen, wie bereits eingangs berührt, auch ihre Schatten geworfen. Beginnt doch das allgemeine gesundheitliche Niveau mit artmindernder Neigung immer erheblichere Schwankungen aufzuweisen und damit von Tag zu Tag dringender die Wiedereinsetzung des Körpers in seine Rechte zu fordern. Zweifellos hat es zu allen Zeiten Hervorragende auf dem Gebiete geistigen Schaffens gegeben, die sich, wie Schiller, Molière u. a., trotz körperlichen Siechtums vermittelst eiserner Willensimpulse höchste Leistungen abgerungen haben. Sie können in-

dessen nur als Ausnahmen angesprochen werden. Scheint es doch vielmehr, daß die höchstgearteten Geistesarbeiter in der eigenen Stammesentwickelung als hemmende, sich selbst und die Geschlechtsfolge erschöpfende Glieder betrachtet werden müssen. Und hier werden wir wohl von der aufsteigenden Wissenschaft der Geniologie neue Erfahrungen erwarten dürfen über die gesetzmäßigen Beziehungen zwischen der Höchstleistung und der ihr folgenden Erschöpfungsphase im Entwickelungsgange des Genius selbst, sowie in dem der langen Gliederkette eines ganzen Geschlechts. Es war ein Züricher Gelehrter, der diesem Gedankengange mit überraschender Einfachheit dahin Ausdruck verlieh: „Mein Vater war Geißbub, ich bin Professor geworden, nun wäre es Zeit, daß mein Sohn wieder Geißbub würde". Grade heute lassen sich immer häufiger Stimmen vernehmen, die eine dem patriarchalischen Zuschnitt gänzlich entwachsene Kultur mit ihren mannigfachen Schädigungen nicht mehr als einwandfreie Gefährtin des Menschen gelten lassen und jene, in Verbindung mit der größeren ökonomischen Reife, als die Ursache eines bereits einsetzenden quantitativen und qualitativen Abstieges des Menschenschlages ansehen wollen. Man wird diesen Einwänden gegenüber gewisse Schattenseiten unserer Kultur gern zugeben können, wie diese unter anderem auch sichtbar werden in der Steigerung der sogenannten Kulturopfer der Industrie und der Zunahme der Degenerationsmerkmale. Besagt doch die Industriestatistik, daß trotz aller Betriebssicherungsvorschriften durch die Tätigkeit in industriellen Betrieben jährlich an 10000 Menschen in Deutschland zugrunde gehen. Und erfährt man doch andererseits, daß in der Amerikanischen Union innerhalb der letzten drei Jahre durch Eisenbahnunfälle mehr Menschen umgekommen sind, als der ganze Burenkrieg an Opfern gefordert hat. Und gerade das hochindustrielle England mußte es sein, in dem der Minister Lloyd George in der berühmten Budgetrede im Jahre 1909 unter atemloser Spannung des Hauses die lapidaren Worte fallen ließ: „Wir haben während der letzten sechzig Jahre in einem in der Weltgeschichte fast einzigartigen Umfange Reichtümer angehäuft. Aber es geschah mit einer erschreckenden Vergeudung an Menschenmaterial. Wir haben auf die robuste Lebenskraft der ländlichen Bezirke trassiert und die Energien so sorglos in der entnervenden Atmosphäre städtischer Fabriken und Werkstätten verausgabt, als sei der Vorrat unerschöpflich. Wir beginnen jetzt zu begreifen, daß wir von unserem Kapital hergaben, und zu einem unheilvollen Kurs. Es ist Zeit, eine ernste, einmütige nationale Anstrengung zu seiner Erneuerung zu machen."

Dieser zunehmenden Menschenvergeudung ist auch unter anderen der Wiener Soziologe Rudolf Goldscheid mit einer Programm- und Anklageschrift gegen den Irrglauben entgegengetreten, als sei der Mensch ein im Überfluß vorhandenes Gut, mit dem sparsam umzugehen niemand verpflichtet wäre. Ja, wenn wir erfahren daß die Römer ihre Muränen mit Sklavenfleisch fütterten, weil sie pro Kilo verfütterten Sklavenfleisches auf dem Markt einen höheren Preis erzielten, als der lebende Sklave als Ganzes pro Kilo seines Lebensgewichts,

so wird uns wohl eine Unmutswolke die Stirn verdüstern. Aber gleichwohl werden wir uns in diesem Gedankengange eingestehen müssen, daß sich auch in unserem heutigen Erwerbsleben Hebbels Wort von allem Leben, das den Raub des einen am andern bedingt, in den bedenklichsten Formen verkörpert. Sehen wir einmal, daß unter unseren heute bestehenden Verhältnissen Reichtum nicht mehr das Schaffensergebnis des einzelnen, sondern einer arbeitenden Gemeinschaft ist, so wird auch, volkswirtschaftlich gemessen, die Rentabilität des Unternehmens an sich ohne eine zum Ausdruck kommende Verzinsung der in ihm arbeitenden Kräfte nicht mehr genügen dürfen. Wir brauchen uns nur über die in unserer Zeit gesteigerten Erwerbsdranges höchst unökonomische, durch Raubbau an Gesundheit und Kraft gezeitigte Minderung des Menschenmaterials und der Produktivitätsperiode des einzelnen Arbeiters klar zu werden. Und hier gehen uns die Ausweise über die Gesundheitsverhältnisse, die Militärtauglichkeit und den Geburtenstand unterstützend zur Seite. So hat die deutsche Sozialversicherung im Laufe der letzten 25 Jahre an Krankengeld etc. 4.351.764.000 M., an Unfallrente 1.972.734.000 M. und an Invalidenrente (seit 1891) 2.068.432.000 M., insgesamt 8.392.930.000 M. gezahlt. Und einer weiteren Berechnung entnehmen wir, daß die Ziffer der behandelten Invaliden von 27.427 Personen mit einem Kostenaufwand von 6,2 Millionen Mark im Jahre 1900 auf 114.310 Personen mit einem Kostenaufwand von 26,6 Millionen M. im Jahre 1910 gestiegen ist. Zeigen diese ungeheuren Summen, die von der Sozialpolitik verschlungen werden, einerseits, bis zu welcher Höhe die Zahl der gesundheitlich Herabgeminderten bereits angewachsen ist, so leitet sich aus ihnen auch, wie Goldscheid richtig argumentiert, die Notwendigkeit des Schutzes vor weiterer Schwächung her, mit andern Worten die Anwendung des allen Sachgütern gegenüber bereits geltenden ökonomischen Prinzips auch auf die Menschen. Und wie sehr die Verhältnisse nach einer ökonomisierenden Politik im Sinne der Rassenhygiene verlangen, das zeigt besonders die außerordentliche Zunahme der Minderwertigen (Geisteskranken, Krüppel, Schwindsüchtigen etc.), die Abnahme der Militärtauglichkeit bei gleichzeitiger Erschöpfung der ländlichen Reserven und vor allem der Geburtenrückgang, wenn schon dieser auch augenblicklich noch durch eine geminderte Sterblichkeitsziffer der Säuglinge zum Teil ausgeglichen wird. Wir leben in einer Zeit reicher geistiger Entfaltung und haben darüber die körperliche Ertüchtigung vergessen. Uns tut eine frische Blutzufuhr not. Man hat ja mit Recht den aufstrebenden Mittelstand und besonders auch den Bauernstand das Keimplasma der Rasse genannt, das gewissenmaßen als physiologische Reserve von Generation auf Generation übertragen wird. Ist dieser nun von den schädigenden Einwirkungen unserer Überkultur unbeeinflußt geblieben? Wird er, als ausgleichender Faktor zwischen Ober- und Unterschicht gelagert, den herabmindernden Milieuwirkungen der Großstadt auf die Dauer auszuweichen vermögen? Es bietet sich hier nicht gerade ein tröstlicher Ausblick,

wenn wir die Statistik über die zahlreichen Opfer der Gewerbe- und Berufskrankheiten, der Geisteskrankheiten und der Lungenschwindsucht einerseits und der Geschlechtskrankheiten und des Alkoholismus andererseits, zugleich in Verbindung mit der über die Zunahme des jugendlichen Verbrechertums und der Selbstmorde, zu Worte kommen lassen. Und besonders der Alkoholismus! Hatte schon Bismarck seinerzeit die strafrechtliche Ahndung der — übrigens von Drako einst sogar mit dem Tode bedrohten — öffentlich hervortretenden Trunksucht empfohlen, so weisen die heutigen Erfahrungen über deren depravierenden und degenerierenden Einfluß mehr denn je gebieterisch auf die Notwendigkeit gesetzlicher Maßnahmen hin. Island, das den Alkohol in jeder Form verbietet, und die Nordamerikanische Union, die mit dem Prohibitionsgesetz seiner systematischen Ausrottung zusteuert, haben ja hier gangbare Wege gewiesen. Und wenn auch die neueste Statistik den größten Alkoholverbrauch Frankreich zuweist und Deutschland über Italien, Belgien, die Schweiz, Spanien, Portugal, Österreich erst an achter Stelle nennt, so werden nichtsdestoweniger auch hier die statistischen Ergebnisse der Alkoholfolgekrankheiten, wie sie noch kürzlich Prof. Stadelmann in Berlin veröffentlicht hat, zu warnenden Zeichen. Der enge Zusammenhang der Trunksucht mit der Kriminalstatistik ist offenkundig und diese Tatsache wird durch die belastenden Nachweise über die entsittlichenden Wirkungen des Absinths in Frankreich, des Brandy in England, des Whisky in Amerika, des Äthers in Irland und der Wodkapest in Rußland nur um ein Mehr erhärtet. Zu wie tiefgreifenden Schädigungen das ungesteuerte Laster allein innerhalb eines einzigen Geschlechts führen kann, zeigt der seitens eines amerikanischen Gelehrten gemeldete Fall einer vor fünfundsiebenzig Jahren verstorbenen Alkoholikerin, unter deren 700 auffindbaren Nachkommen nicht weniger als 106 uneheliche Kinder, 144 Bettler, 64 Armenhäusler, 181 Prostituierte, 76 Diebe und 7 verurteilte Mörder zu zählen waren. Eine solche „Verpöbelung auf generativem Wege" — wie Professor v. Gruber es gelegentlich nannte — muß unter dem Gesichtswinkel der Rassenfrage um so bedenklicher erscheinen, als körperliche, geistige und moralische Entartung hier wechselweise einander den Weg bereiten. Stammen doch in Deutschland von trunksüchtigen Eltern etwa 66 % aller Trinker und ca. 60 % aller Idioten, und haben sich doch 83 % aller Unzuchtsverbrecher, 60 % aller Prostituierten und 50 % aller Irrenhausinsassen als Opfer des Alkohols erwiesen. Ja sterben doch von ca. 30.000 Deliriumkranken an 10.000 jährlich am Säuferwahnsinn. Und wir gewinnen noch einen klareren Einblick in diese traurigen Verhältnisse, wenn wir Bodelschwinghschen Ermittelungen entnehmen, daß Deutschland jährlich 3.500 Millionen M., also 58 M. auf den Kopf der Bevölkerung für alkoholische Getränke ausgibt, was annähernd dem Dreifachen der Heeres- und Flottenausgaben, dem fast Vierfachen der gesamten Steuersumme, dem Sechsfachen der Leistungen der Versicherungsanstalten und dem Siebenfachen der gesamten Schulbildungskosten entsprechen dürfte. Und

weiter trübt sich das Bild, wenn wir erfahren, daß sich unter den 400.000 auf der Säuferliste stehenden, 40.000 Frauen einschließenden, Trunksüchtigen 300.000 Verheiratete mit einem Nachwuchs von ca. 1 Million Kindern befinden. Da mag denn die auffällige Zunahme der Geisteskranken, wie diese sich z. B. in Preußen von 34.781 im Jahre 1881 auf 127.914 im Jahre 1910 erweitert, nicht verwunderlich erscheinen. Es wird vielmehr auch eine der Erklärungen dafür gefunden sein, daß in Deutschland allein während des Zeitraums von 1882—1910 nicht weniger als 7½ Millionen Personen wegen Verbrechen und Vergehen gegen Reichsgesetze (ausschließlich Zuwiderhandlungen und Übertretungen) zur Strafe verurteilt worden sind. Und das will nach weiteren Berechnungen soviel heißen, daß jeder 6. Mann und jede 25. Frau und, im Alter von 12—18 Jahren, jeder 43. Knabe und jedes 213. Mädchen eine Strafbelastung aufweisen. Nehmen nun diese körperlich, geistig und moralisch Minderwertigen an der Fortpflanzung des Volkes Anteil, so kann namentlich mit Rücksicht auf bestehende erbliche Krankheiten, Defektkomplexe und sonstige Degenerationsvorgänge die Gefährdung des Nachwuchses mit dem Effekt des rassischen Abstieges nicht mehr zweifelhaft erscheinen. Der fliegende Puls unserer Zeit und der ihr bei gesteigerter Genußfreude oft mangelnde Rhythmus mögen zur Herabminderung der Fähigkeit, den zahlreichen schädigenden Auslösungsmomenten wirksame Hemmungen entgegenzusetzen, wohl ein Übriges dazutun. Und so erfährt unsere, besonders in der Großstadt heranwachsende Jugend eine doppelte Kürzung, nicht nur die der physiologischen Differenzierung auf erblicher Grundlage, sondern auch die fortschreitender moralischer Aushöhlung. Ist doch nach einer neuerlichen Enquete die Zahl der aufsichtslos sich umhertreibenden Kinder, der eigentlichen Rekruten für die Armee der Arbeitsscheuen und Verbrecher, in Großberlin auf annähernd 30.000 angewachsen. Und gilt doch andererseits als festgestellt, daß von den in Fürsorge kommenden jugendlichen Missetätern 60 % von einer schlechten Veranlagung frei sind. Nicht weniger traurig lauten auch die schulärztlichen Berichte, nach denen in den Großstädten annähernd die Hälfte der Kinder Blutarmut und ein geschwächtes Muskelsystem, ein Drittel Rhachitis, ein Drittel Drüsenschwellungen, Rachen- und Nasenkatarrhe aufweisen. Ja, ein vorjähriger Bericht über eine Schulaufnahme-Untersuchung in einem Berliner Vororte zählt unter 1700 Kindern 83 geistig Minderwertige, 202 körperlich Zurückgebliebene, 416 Rhachitische, 541 Skrophulöse, 145 schlecht Sehende, 127 Schwerhörige, 92 sprachlich Gestörte, 160 Lungenkranke, 39 Tuberkulöse, 80 Herzkranke, 79 mit Brüchen Behaftete und 137 an einer Verkrümmung der Wirbelsäule Leidende.

Eine überaus lehrreiche Unterlage für die Einschätzung der körperlichen Tüchtigkeit der Jugend gewährt uns vor allem die Statistik der Heerestauglichen. Hat das Prozentverhältnis der unbedingt Tauglichen zur Gesamtzahl der endgültig Abgefertigten, die sogenannte Tauglichkeitsziffer, im Jahre 1907

noch 54,9 % betragen, so ist sie mittlerweile langsam gesunken und zwar 1908 auf 54,5 %, 1909 auf 53,6 % und 1910 auf 53 %. Und auch innerhalb der Landgeborenen, der eigentlichen Reserven, läßt die Tauglichkeitsziffer bereits einen Rückgang — so in Ostpreußen von 73 % auf 65,2 % — erkennen. Gleichwohl hat sich bisher noch ein Vorsprung des Landes vor der Stadt ergeben, wie dieses aus einer Gegenüberstellung der Tauglichkeitsziffer der vorwiegend ländlichen Bezirke einerseits und der überwiegend industriellen andererseits wahrnehmbar wird. So erwiesen sich im Jahre 1910 von je 100 endgültig Abgefertigten als tauglich: im Elsaß 66,7, in Ostpreußen 63,0, in Westpreußen 61,0 und in Brandenburg, einschließlich Groß-Berlin, 42,1 %; unter den geborenen Berlinern jedoch nur noch 34 vom Hundert. Einen noch klareren Überblick gewährt die deutsche Heeresergänzungsstatistik für 1911, derzufolge die Tauglichkeitsziffer für die auf dem Lande Geborenen und dort landwirtschaftlich Beschäftigten 58,13 %, für die auf dem Lande Geborenen, aber in anderen Berufen Beschäftigten 55,49 %, für die in den Städten Geborenen, aber in ländlichen Berufen Beschäftigten 55,18 % und für die in den Städten Geborenen und in nichtländlichen Berufen Beschäftigten 48,94 % betrug. Der günstigere ländliche Einfluß auf die körperliche Ertüchtigung der Bevölkerung vor dem städtischen erscheint hiernach außer Zweifel.

Rudolf von Ihering hat einst mit seiner These „Der Boden ist das Volk" auf die der Rassenentstehung zugrundeliegenden Einflüsse der verschieden gearteten Siedlungsverhältnisse hingewiesen, und gleich ihm haben Alexander v. Humboldt, Friedrich Müller, Ratzel und andere dieser Anschauung der nur zufälligen Differenzierung einer ursprünglich völlig gleichausgestatteten Menschheit zugeneigt. Was nun hier von der Einwirkung der jeweiligen regionalen, klimatischen und lokalen Verhältnisse auf die Entwickelung einer Gemeinschaft gilt, wird mutatis mutandis auch auf die Beziehungen des in ein irgendgeartetes Kulturmilieu eintretenden Einzelmenschen zu diesem Milieu selbst Anwendung finden dürfen. Zeigt sich uns doch der Einzelne unter diesem Gesichtswinkel als ein Wandelgebilde der Umgebung, gleichsam als formender Geformter, als Zufallstyp einer Gemeinschaftsartung, dessen soziale Wertkurve der kulturellen Höher- oder Abwärtszüchtung dieser Gemeinschaft folgt. Die ersten Soziologen und hervorragenden Organizisten, wie Spencer, Schäffle, Fouillée, Nowikow und andere waren es, die uns einst — in Anlehnung an Menenius Agrippas bekannte Fabel vom Magen und den Gliedern — die Gesellschaft als einen dem tierischen ähnlichen Organismus ansehen gelehrt haben, in dem die Zellen, die einzelnen Individuen, in den Zwecken des Ganzen aufgehen. Der im vorigen Jahrhundert den politischen Individualismus verdrängende Subjektivismus hat indessen das Verhältnis geändert. Er hat neben dem Verlangen der mittätigen Anteilnahme der Staatsbürger an den öffentlichen Dingen die erstrebte Einstellung des Regierungskurses in die Richtung weitestgehender sozialer und wirtschaftlicher Förderung des einzelnen

Staatsbürgers mit aller Macht der Verwirklichung zugeführt. Ein Blick in die gliederreiche sozialpolitische Struktur unserer Kulturstaaten läßt den in diesem Sinne eingetretenen Wandel leicht erkennen. Und abweichend von den Organizisten zeigt man sich heute immer mehr geneigt, die menschliche Gesellschaft als einen abstrakten, die Individuen als einzige Realitäten umspannenden Begriff anzusehen und zwar zugleich im Sinne eines der Wohlfahrt des einzelnen als ausschließlichem Zwecke des Ganzen dienenden Mittels. Liegt es nun in der Anschauung des Sozialindividualismus, die Vervollkommnung der Person von der Vervollkommnung des Gemeinschaftslebens abhängig zu machen, so wird ein jeder solche, in die Kulturentwicklung dringende Rhythmus zugleich auch als ein willkommenes, die Zwecke der Individuen und damit diese selbst förderndes Moment erscheinen müssen. Und es werden ferner die so gearteten Glieder der Gemeinschaft staatswirtschaftlich um so mehr an Bedeutung gewinnen und ökonomisch um so schwerer wiegen, je mehr die Menschenproduktion einer Abwärtsentwicklung zuzuneigen beginnt. In wie unwirtschaftlicher Weise wir aber deren Niedergang begünstigen und wie schlecht wir in unserer, an sich kapitalistisch gerichteten Zeit gerade mit dem wichtigsten, dem organischen Kapital, haushalten, erweist unter anderem untrüglich die immer weiter absteigende Geburtenziffer unserer Tage. In neuester Zeit ist es u. a. Rudolf Goldscheid, der dieser Frage mehrfach nähergetreten ist und sowohl auf die heraufziehende Gefahr einer Untervölkerung, als auch auf die Notwendigkeit ihrer Steuerung im Wege einer durchgreifenden Menschenökonomie hingewiesen hat. Liegt deren Aufgabe nach ihm nun vor allem in der Erkenntnis der organischen Bewegungsgesetze der Kulturgesellschaft und der Wechselbeziehungen zwischen technischer Produktion und organischer Reproduktion, so dürfte auch mit deren Verwirklichung, also mit der Einstellung des Menschen selbst in den Mittelpunkt aller volkswirtschaftlicher Erwägungen, zugleich das laufende technische Zeitalter durch ein neues, durch das der Organik, Ablösung finden. Wird doch in ihm die Gestaltung und Pflege des höchsten organischen Lebens, die Frage der Menschheitsproduktion, den weitaus wichtigsten Gegenstand aller Betrachtungen bilden. Und mit Recht. Denn ein Blick auf die Geschichte, zumal auf die an der Erschöpfung ihrer Volkskraft zugrunde gegangenen Mittelmeerstaaten des Altertums, lehrt uns, daß die Rassengüte eines Volkes im Nachwuchse nicht allein qualitativ, sondern auch quantitativ zum Ausdruck gelangen muß. Erinnern wir uns doch, daß schon die Römer, wenn auch mit negativem Erfolge, zu staatlichen Maßnahmen in diesem Sinne griffen. So war es im letzten Jahrhundert vor Chr. Geb. Julius Caesar, der die Bevölkerungsziffer durch ein Gesetz zu heben versuchte, das jedem Vater dreier Kinder ein Stück Landes in der Campagna oder ihrer weiteren Umgebung zusicherte. Seinem Beispiel folgte später Augustus mit der neben anderen einschlägigen Gesetzen besonders bekannt gewordenen Lex Pappia Poppaea, die das Volk unter Zusammenfassung der Väter und Mütter einer

zahlreichen Nachkommenschaft einerseits und der Ledigen und kinderlosen Verheirateten andererseits in zwei verschieden berechtete Kategorien schied. Von diesen waren bekanntlich bei Erlangung von öffentlichen Ämtern und Ehrenauszeichnungen die letzteren den ersteren nicht nur nachgeordnet, sondern sie sahen sich auch unter anderem von Erbschaften und Legaten, sowie von der Teilnahme an allen dem Kaiser zu Ehren gegebenen Festlichkeiten ausgeschlossen. Im 17. Jahrhundert endlich war es Ludwig XIV., der durch eine Reihe von Gesetzen der Verringerung der Geburtenziffer zu begegnen suchte, laut denen beispielsweise die vor dem zwanzigsten Lebensjahre Heiratenden bis zum 27. Lebensjahre und überdies alle über neun Kinder zählenden Familienväter gänzlich von der Steuerzahlung befreit waren. In der Neuzeit hat die Wissenschaft unter Linné, Malthus, Ranke, Darwin, Spencer, Virchow, Galton, Mendel und anderen in der Behandlung dieser Fragen neue Wege gewiesen, die jedoch sowohl in dem die Pflicht der Enthaltsamkeit lehrenden Malthusianismus, als auch in dem das Recht der willkürlichen Geburtenbeschränkung anerkennenden Neumalthusianismus, lediglich zu unrichtigen Konsequenzen geführt haben. Der sozialen Anthropologie harrt in dieser Richtung somit noch eine große Aufgabe, und Aufgabe der Rassehygieniker und Eugeniker unserer Tage wird es sein, das brennende Bevölkerungsproblem seiner Lösung näher zu führen.

Es kann nicht mehr zweifelhaft erscheinen, daß es sich in der Bevölkerungsfrage um zwei einander entgegenwirkende Tendenzen, um die soziale und die nationale Tendenz handelt. Und es kann weiter nur freudige Zustimmung erfahren, daß, wie Geheimrat v. Luschan auf dem vorigjährigen Anthropologentag in Weimar mitteilte, behufs deren Entspannung sorgfältige, mit den Staatsbehörden gemeinsam zu bestreitende Massenuntersuchungen eingeleitet werden sollen. Und die Aktuellität des Bevölkerungsproblems gewinnt noch an Gewicht, wenn wir eine Berechnung Professor Julius Wolfs beachten, derzufolge Japan im Osten augenblicklich nicht nur der einzige keinen Geburtenrückgang aufweisende Staat ist, sondern der auch die Verhältniszahl seiner Geburten im Zeitraume von 1881—1909 sogar um 40% noch gesteigert hat. Erfahren wir weiter, daß Rußland seinen vor Deutschland 1800 erst 14,5 Millionen Menschen aufweisenden Vorsprung 1910 bereits auf 69 Millionen (einschließlich des asiatischen Gebiets sogar auf über 100 Millionen) gesteigert hat, daß Frankreichs Geburtenziffer heute nur noch gegen 20, Englands gegen 25 und Deutschlands 30 Geburten auf 1000 Menschen beträgt, so werden wir erst recht nachdenklich gestimmt. Bezifferten sich doch Deutschlands Geburten im Jahre 1876 noch auf 42,8 : 1000. Und wird doch die für die Erhaltung der Volkszahl angenommene Vorbedingung der viermaligen Mutterschaft einer jeden deutschen Frau schon lange nicht mehr erfüllt. Indessen ist gegenüber der hinkenden Geburtenfrequenz die gleichzeitige Abnahme der allgemeinen Sterblichkeitsrate eine in allen hochzivilisierten Ländern zu beobachtende Erscheinung. Und so wird auch in Deutschland augenblicklich noch ein sich auf ca. 14

pro Tausend beziffernder Geburtenüberschuß durch eine rückläufige (1870 noch an 30 und jetzt nur an 18 auf Tausend zählende) Sterbeziffer erreicht. Es darf aber nicht übersehen werden, daß der so überaus erfolgreich wirkenden Hygiene natürliche Grenzen gesetzt sind. Und es muß daher der Rückgang des absoluten Volkszuwachses von dem Zeitpunkte an unaufhaltsam erscheinen, an welchem mit der Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit das Höchstmaß von Ausgleichsmöglichkeiten erreicht sein wird. Freilich ist nach neuerlichen Berechnungen der Hygiene eine Steigerung der mittleren menschlichen Lebensdauer auf 39,7 Jahre (gegen 22 Jahre im 16. Jahrhundert), sowie speziell für Preußen eine Verlängerung des Durchschnittsalters für 1881—1900 um ca 27 Jahre zu danken. Diese an sich erfreulichen Ermittelungen vermögen indessen die gegebene Perspektive ebensowenig zu verschieben, wie der hygienisch gestützte Optimismus des amerikanischen Professors Fisher, demzufolge die Menschheit im Laufe von 7—8 Jahrhunderten einer allgemein erreichbaren Altersgrenze von 100 Jahren entgegenleben soll. Die Angel, um die sich die weitere Erörterung des Bevölkerungsproblems zu drehen hat, wird vielmehr die Frage nach den den Geburtenrückgang zeitigenden Ursachen und den für deren Beseitigung dienlichen Mitteln bilden.

Die Ursachen des Geburtenrückganges hat man gerade in letzter Zeit, so noch auf dem Kongreß für biologische Hygiene und in der letzten Berliner Ärztekammersitzung, wiederholt zum Gegenstande der Verhandlung gemacht. Und man hat hierbei vor allem auf die mit einem Niedergange der weiblichen Konstitution verbundene Verminderung der Gebärfähigkeit, sowie auch auf eine, namentlich durch Alkoholgenuß und Geschlechtskrankheiten beeinflußte Abnahme der Zeugungsfähigkeit hingewiesen. Es sei hierbei nur auf ein unter den Folgen der von amerikanischen Matrosen und Händlern eingeschleppten Syphilis aussterbendes Südvolk, die Bewohner der deutschen Marschallinseln hingewiesen, deren in nachweisbarer Zeit noch 40000 Seelen umfassende Gesamtbevölkerung zur Zeit bei fast 90% der Infizierten nur noch 10000 Seelen aufweist. In nicht minderem Maße aber ist die zunehmende Abwanderung vom Lande und die mit der Entländlichung des flachen Landes wachsende Urbanisierung verantwortlich gemacht und die in den Städten und industriellen Großbetrieben sich vollziehende Umbildung der traditionellen Werte in diesem Sinne hervorgehoben worden. Schlechte Wohnungsverhältnisse und Verteuerung des Lebensunterhalts einerseits und aufgehender Wohlstand andererseits, der zunehmende Selbständigkeitsdrang des weiblichen Geschlechts, der Rückgang der Eheschließungen und späte Ehen vervollständigen gemeinsam mit manchen anderen Einflüssen die Reihe der geburtenhemmenden Momente. Gerade eben erfahren wir aus der neuesten deutschen Eheschließungsstatistik, daß im Jahre 1910 gegen 1000 Frauen und gegen 3960 Männer nach vollendetem 60. Lebensjahr mit Gleichalterigen, zum Teil aber mit Jüngeren, ja weit Jüngeren die Ehe eingegangen sind. Neben diesen Umständen scheint es indessen vor

allem die heute in allen Schichten hochentwickelte ökonomische Reife zu sein, der hier in besonderem Maße abträgliche Einflüsse zugeschrieben werden müssen. Der Schulzwang einerseits und das Verbot der Kinderarbeit andererseits haben die Kosten für Erziehung und Unterhalt beträchtlich anschwellen lassen und den karg Begüterten aus Gründen pekuniärer Vorsorge in der Frage des Nachwuchses auf einen lediglich abwägenden Standpunkt gedrängt. Die skrupellose Verbreitung der Präventivtechnik und der hochentwickelte, gesetzlich noch unbeschränkte Handel mit antikonzeptionellen Mitteln tun ein Übriges, um einer neuen, neumalthusianisch orientierten Ethik den Weg zu ebnen, die durch die Anerkennung der schrankenlosen Freiheit über den Körper und die werdende Frucht mit dem staatlichen Selbsterhaltungsinteresse immer mehr in Konflikt zu geraten droht. Sollen doch Leben und Gesundheit unzähliger Frauen auf diese Weise vernichtet werden, ja weit mehr Frauen an verbrecherischen Fehlgeburten, als im rechtzeitigen Wochenbett dahingehen. Wir sehen mithin, daß eine der Haupturſachen für den Geburtenrückgang in der Entschließung innerhalb der einzelnen Ehe, in der zunehmenden Rationalisierung des sexuellen Lebens zu suchen ist. Es wird indessen diese „Vergletscherung der menschlichen Seele" nicht allein in wirtschaftlich-ökonomischen Beweggründen, sondern viel mehr noch in der veränderten, dem Verlangen nach schnellem Erwerb und Genuß nachgebenden Lebensauffassung ihre Erklärung finden. Das „je m'amuserai de tous mes nerfs" unserer Tage, die soziale Streberei, die gesteigerten gesellschaftlichen Pflichten und dazu ein stark ausgebildeter Hang nach Bequemlichkeit und Luxus lassen die Geburtslasten und die Elternschaft immer beschwerlicher erscheinen. Und es ist in diesem Zusammenhange Sombarts Ausführung über die Entwickelung des Luxus nicht uninteressant, derzufolge mit der Kurtisane das erotische Moment eine der stärksten Ursachen des egoistischen Luxusbedürfnisses und der in ihren Anfängen überall einen luxuriösen Charakter aufweisenden kapitalistischen Produktion bildet. Erfahren wir doch eben aus Mitteilungen der Londoner Doktoren Heron und Brown, daß 50% der Geburten in London von 25% der verheirateten Bevölkerung bestritten werden und daß diese 25% sich zum größeren Teile aus den niederen und ärmeren Volksschichten herbedingen und daß ferner die 15 englischen Städte mit der niedrigsten Geburtenziffer ruhige Städte mit nur wenig Industrie, hingegen die 15 Städte mit der größten Geburtenziffer ohne Ausnahme bedeutende Industriezentren darstellen. Einen wie günstigen hygienischen Einfluß bei geringerer Kinderzahl gleichwohl die bessere Ernährung zu üben vermag, zeigen die neuesten schulärztlichen Nachweise in Deutschland. Nach diesen hat sich zwischen einem 6-jährigen Gymnasiumvorschüler und einem Volksschüler zum Besten des ersteren ein Unterschied von 5 cm. in der Körperlänge und 2 kg. im Gewicht ergeben, der im 14. Lebensjahre zu 10 cm. bzw. 4 kg. aufsteigt. Und Teuerung und schlechte Wirtschaftskonjunktur dürften die Spannung noch vermehren. Schon Quetelet hat seinerzeit in seinen Untersuchungen über die physischen und mora-

lischen Erscheinungen des Lebens darauf hingewiesen, daß, wenn auch nicht so sehr von vorübergehenden Teuerungen, so doch von andauernden wirtschaftlichen Depressionen eine Wirkung auf die Gesundheitsverhältnisse, Geburten und Sterblichkeit auszugehen pflege. Und der gleichzeitig mit der wirtschaftlichen Stagnation der letzten siebenziger Jahre in der ganzen Welt einsetzende Rückgang der Geburten hat ungeachtet der nachfolgenden günstigen Konjunktur seine Beobachtungen nur zu stützen vermocht. Eingehende Untersuchungen haben sogar zur weiteren Wahrnehmung geführt, daß, obschon eine Einengung der Lebensverhältnisse meist von einer Verminderung der Geburten gefolgt ist, dennoch gehobenen Lebensverhältnissen an sich noch nicht eine Geburtensteigerung zu folgen pflegt. Und diese Erfahrungen finden in Julius Wolfs Anschauung von der Umbildung der psychologischen Struktur des Menschen ihre Erklärung. Entwickelt Wolf doch in diesem Zusammenhange die mit der zunehmenden Geldwirtschaft einsetzende Wandlung der sorglosen Menschen der naturalwirtschaftlichen Zeit zu nüchternen Rechenmenschen, deren Fortpflanzung sich immer mehr lediglich nach Gründen der Vernunft und Zweckmäßigkeit regelt.

Folgen wir einen Augenblick der preußischen Statistik, so sehen wir, daß hinsichtlich der Geburtenfrequenz der an erster Stelle stehenden Landwirtschaft stufenweise Industrie und Gewerbe, Handel und die Beamten folgen, daß also die Geburtenabnahme dem sinkenden Lebensrisiko parallel läuft. Und was hier von den Gruppen innerhalb eines einzigen Staates gilt, darf auch, wie jüngst z. B. Naumann hervorhob, in ähnlichem Sinne gewissermaßen auf ganze Gruppen von Staaten Anwendung finden, wie dies bei einer gruppenweisen Abgliederung der osteuropäischen, der mitteleuropäischen und französisch-angelsächsischen Staaten in die Erscheinung tritt. Während nämlich — gesamtdurchschnittlich gerechnet — die unbedenklich aufs Geratewohl steuernden Russen, Rumänen, Serben und Bulgaren noch 39—44 Geburten pro Tausend aufweisen, mindern sich diese für das Deutsche Reich, Österreich-Ungarn, Italien und Spanien schon auf 30—36, um schließlich bei den Franzosen, Belgiern, Engländern, Schweizern, Nordamerikanern und Australiern auf 20—26 pro Tausend der Bevölkerung herabzusinken. Ganz besonders aber ist es Frankreich, in dem uns, wenn wir es für sich allein betrachten, die Erscheinung der unaufhaltsam absteigenden Linie in der Bevölkerungsbewegung mit erschreckender Deutlichkeit vor die Augen tritt. Hatte Frankreich zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts noch eine — übrigens der heutigen in Deutschland fast gleichlaufende — Ziffer von gegen 31 Geburten zu verzeichnen, so ist diese seitdem immer mehr und zwar während der siebenziger Jahre des vorigen Jahrhunderts auf 26, dann 1909 auf 20 und augenblicklich auf unter 19 pro Tausend zurückgegangen. Und noch kürzlich hat in der Pariser Deputiertenkammer Josef Reinach als Vorsitzender der Militärkommission die Folgen des Geburtenrückganges dahin gekennzeichnet, daß Frankreich auf diese Weise 1908 um 48 und 1912 bereits um 94 Bataillone

gekürzt worden sei und daß es unter fortbestehenden Verhältnissen auf eine weitere Einbuße von ca. 110 Bataillonen im Jahre 1920 und ca. 154 Bataillonen im Jahre 1928 zu rechnen habe. Vestigia terrent! Entvölkerung bedeutet unter den heutigen Verhältnissen nicht nur Wehrfähigkeitsabnahme, sondern zugleich auch Verlust der Weltmachtstellung. Es wird darum an Deutschland sein, aus diesen Vorgängen Erfahrungen zu sammeln, um seiner eigenen Bevölkerungspolitik zielsicherere Wege zu bahnen. Und welche Wichtigkeit man auch von Seiten der Regierung dieser Frage bereits beimißt, beweist ein erst kürzlich in dieser Richtung ergangener Erlaß des preußischen Ministers des Innern.

Der oft verlautbarte Einwand, daß die Geburtenabnahme analog dem bei allen höher organisierten Wesen beobachteten Fruchtbarkeitsrückgang an sich eine natürliche Folgeerscheinung des Kulturfortschritts darstelle und gewissermaßen die Wohltat günstigerer Daseinsbedingungen für die hart ringenden Massen schaffe, kann uns staatsökonomisch nicht weiterhelfen. Heißt doch, die Ursache eines Schadens erkennen, gleichzeitig auch auf Wege und Mittel für deren Abstellung sinnen. Und solcher Mittel sind nicht wenige namhaft gemacht worden. Anthropologen und Biologen, Volkswirtschaftler und Ärzte, Politiker und Schriftsteller, sie alle haben der Sache ihr Interesse zugewandt. Wie aber das Problem selbst sich in zwiefacher Richtung, in die der numerischen und die der Qualitäts-Verschiebung bewegt, ist auch die Anzahl der empfohlenen Abwehrmaßregeln sowohl quantitativ als qualitativ gerichtet.

Laufen diese im allgemeinen auf die Forderung einer durchweg im Interesse der Bevölkerungszunahme arbeitenden Gesetzgebung hinaus, so gründen sie sich im besonderen auf Maßnahmen volkshygienischen, volkserzieherischen und volksfürsorgenden Charakters. Neben der Bekämpfung der ansteckenden Volkskrankheiten, unter denen übrigens die Tuberkulose unter dem Ausblick eines unlängst von Dr. Friedmann-Berlin gewonnenen spezifischen Heilmittels einer Einschränkung entgegensehen dürfte, ist es besonders die aufbauende Aktivhygiene, die sorgsamster Pflege bedürftig erscheint. Und diese Erkenntnis stammt nicht erst von heute. Galt doch schon den einstigen Hütern der Kalobiotik, den alten Griechen, als höchstes Ziel aller menschlichen Entwickelung die K a l o k a g a t h i a — ein harmonisch ausgebildeter, gesunder Körper. Erfahren wir z. B., daß die beständig steigende Zahl der Studierenden in Deutschland mit fast 26.000 im Jahre 1910 11 das Vierfache gegenüber der in gleicher Zeitspanne erfolgten Bevölkerungszunahme aufweist, so dürfte die Notwendigkeit der körperlichen Ertüchtigung für sich selbst sprechen. Und auch unsere geistig aufstrebende Frauenbewegung wird sich unter diesen Gesichtswinkel stellen müssen. Denn hat auch nach Feststellungen Pearsons die weibliche Durchschnittsgröße im Laufe der letzten 33 Jahre eine Steigerung von 5 cm. erfahren, so handelt es sich hier immer nur um Ergebnisse für England, dem Lande bevorzugter Körperkultur. Verzeichnen

doch weitere Untersuchungen gerade eine Abnahme der Körpergröße, so der männlichen Durchschnittsgröße in Europa um 6 mm. seit Anfang des letzten Jahrhunderts. Man wird mithin der Wirksamkeit des im Jahre 1911 gelegentlich der Internationalen Hygiene-Ausstellung in Dresden gegründeten Sonderausschusses für die Ertüchtigung des weiblichen Geschlechts nur mit Interesse entgegensehen, sowie den jetzt entstandenen Pfadfinderinnenvereinigungen und Jugendbünden mit ihren Wanderungen, Singsangzügen und Spielen im Freien, mit ihrem Gartenbau, Turnen und Schwimmen beste Erfolge wünschen dürfen. Andererseits wird auch die geistige und sittliche Biogenese der Jugend, die — mit Goethes Worten — ja immer von vorne anzufangen und die Epochen der Weltkultur als Individuum durchzumachen hat, durch eine Reihe von Maßnahmen eine günstige Beeinflussung finden können, so durch eine zweckdienliche Schulreform, Vertiefung der Volksbildung, Bekämpfung der Unsittlichkeit, Verlegung der Hochschulen in Kleinstädte, Vermehrung der Kleingarnisonen, Förderung einer naturgemäßen Lebensweise, Unterdrückung der pornographischen Literatur und besonders durch Verbreitung billiger guter Bücher. Wenn Bücher auch nicht gut oder schlecht machen, besser oder schlechter machen sie doch — sagt Jean Paul an einer Stelle seiner Schriften, und Rudolf v. Ihering hat seinen Gedankengang nur zu Ende geführt, wenn er in seinen „Vertraulichen Briefen" das Polizeiverbot gegenüber unreifem Obst und saurem Bier auch auf unreife Bücher erweitert wissen möchte. Und neben der Bewegung gegen die Schmutzliteratur ist es die wachsende Einsicht in die aufbauenden Eigenschaften einer naturgemäßen Lebensweise, die ihren Aktionsradius, so namentlich innerhalb zahlreicher kulturfördernder Vereinigungen, erfreulicher Weise immer weiter auszudehnen beginnt. Hat sich doch im Anschluß an die verschiedenen früheren, übrigens schon bei den Puritanern, ja ehemals schon bei den Römern, Spartanern und Athenern einsetzenden Lebensreformen noch in allerneuester Zeit neben der das alte chaldäische Erziehungssystem propagierenden Mazdaznan-Bewegung besonders auch die, eine Anzahl hervorragender Männer aller Weltgegenden zusammenschließende „Weltvereinigung zur Einigung der Völker" nebenher auch diesen Zielen zugewandt. Aller Hygiene, kulturellen Fürsorge und individuellen Ertüchtigung wird sich im Sinne der Bevölkerungsfrage aber vor allem die Förderung der Ehen und der Geburten selbst zu verbinden haben.

In unseren Tagen der blühenden Illegitimität der Liebe und der oft nüchtern-rationellen Ehegründung kann sich die Förderung der Ehen indessen nicht nur mit deren Vermehrung erschöpfen. Sie wird auch eine Verinnerlichung einschließen müssen. Freilich haben wir einst von einem Großen der Renaissance, dem Essayisten Montaigne, es hören müssen, daß Liebe und Ehe einander ausschlössen, ja die eheliche Geschlechtsliebe einen Inzest darstelle. Und die neueste, eben in Island geübte Eheform, derzufolge Mann und Weib lediglich auf Grund eines gerichtlich beglaubigten, nach Monaten wiederum

bereits kündbaren Kontraktes ehevollrechtlich zusammenleben, gibt uns ein Beispiel mehr für den unserer eigenen Zeit in diesem Sinne anhaftenden „essayistischen Zug". Liegt es in der Natur der Sache, daß die Unlust gegenüber der Last der Elternschaft in der Experimentalehe nur verstärkten Ausdruck finden kann, so wird es sich in unserer Frage demnach vor allem um die Hebung des ethischen Ansehens der Ehe, um die Vertiefung der Achtung vor Mutterschaft, keimendem Leben und Kinderreichtum handeln.

Den nun in diesem Betracht an erster Stelle geltend gemachten Forderungen, so denen der Überwachung der neumalthusianischen Disziplin und Literatur, sowie der Unterdrückung aller die Empfängnis und Geburt verhütenden Mittel hat sich mittlerweile eine ganze Reihe anderer zugesellt. Zu diesen gehören ein erhöhter Mutterschutz, Mutterschaftsversicherung, Prämiierung der tüchtigsten Mutter bezw. Still- und Kinderprämien, Ausbau des Kinderprivilegs in der Steuer- und Volksschulgesetzgebung, Wohnungsfürsorge bei kinderreichen Familien, erhöhte Fürsorge für die Neugeborenen, Gründung von Elternmuseen nach holländischem Muster, die die ganze Wissenschaft vom Kinde umfassen u. a. Und diesen schließen sich ferner Maßnahmen zur Förderung der Eheschließung an, wie z. B. die Bevorzugung der Verheirateten in mancherlei Weise, so bei Vergebung von Stipendien, Erteilung von Konzessionen, Besetzung von Stellen, bei Gehaltszulagen, Wohnungsgeldzuschüssen, Umzugsgebühren, und weiter die Bevorzugung der Ehemänner bei dem Wahlrechte, eine stärkere Besteuerung und schärfere Heranziehung der Junggesellen zu den Einquartierungslasten und dergl. mehr. Ja, auch Heiratsschulen, wie sie in belgischen Dörfern ins Leben getreten sind, beginnen sich bereits in den Dienst der guten Sache zu stellen, und zwar sind es die intelligentesten von den nachweislich über 10 Jahre lang eine gute Ehe führenden Frauen, die sich im Ehrenamte der Aufgabe dieses förderlichen Unterrichts widmen. Auch hat man einerseits mit Rücksicht auf die vielfachen, den Geburten abträglichen Spätehen eine Abgrenzung des Heiratsalters nach oben und andererseits im Interesse eines gesunden Nachwuchses die Einführung eines ärztlichen Gesundheitszeugnisses bei Eingehung der Ehe empfohlen. Ganz besonders aber ist es auch das wirtschaftliche Moment, das hier ernsteste Beachtung verdient. Ist der Bauernstand der Jungbrunnen, aus dem sich unsere Stadtbevölkerung immer wieder ergänzt, so wird es außer dem Mittelstandschutz auch einer landwirtschaftsfreundlichen Wirtschaftspolitik und nebenher der Ansiedelung von Landarbeitern, der genossenschaftlichen Organisation des Bauernstandes, der Wohlfahrtspflege und Förderung des Wohlbehagens auf dem Lande und dergl. mehr bedürfen. Man hat die Bäuerin nicht mit Unrecht als Mutter des Volkes bezeichnet, und dieser Ehrenname scheint an Berechtigung durch die Wahrnehmung zu gewinnen, daß städtische, besonders großstädtische Familien sich meist nur bis in die 3. oder 4. Generation fortzusetzen pflegen.

Wie sehr übrigens die Frage der Rassenaufzüchtung die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, beweisen unter anderem auch die Kongresse für Menschenverbesserung, die sich der Methodik und den Vererbungsregeln, den normalen, genialen, abnormen und kriminellen Anlagen, der Erforschung bestimmter Familien, der Soziologie, Züchtung und Regeneration widmen, sowie auch die Bestrebungen des Rassekongresses und die der Rassehygieniker und Eugeniker. Hatten sich die Verhandlungen der Eugeniker auf dem letzten Londoner Kongreß einerseits erstreckt auf die eheliche Fruchtbarkeit nach Beruf und sozialer Lage, die seelisch-körperliche und die wirtschaftliche Auslese, die Eugenik und den Militarismus, die Verhütung der erblichen Syphilis, die rassenhygienische Auslese, die Ursache der Minderwertigkeit der körperlichen und geistigen Eigenschaften der niederen sozialen Klassen, so war auch andererseits die Frage der Verhinderung der Erzeugung minderwertiger Individuen, sowie die der Ausmerzung der Minderwertigen selbst in den Vordergrund der Erörterung getreten. Eine Erklärung dafür, daß gerade in England das Interesse für das Problem der Eugenie so rege ist, mag in dem Umstande liegen, daß hier für die untüchtigen Mitglieder der Nation, also für Geisteskranke, Schwachsinnige, Verarmte, Alkoholiker und Verbrecher jährlich 35 Millionen Pfund St., mit anderen Worten beinahe 2 Millionen Mark täglich verausgabt werden. Geht nun eine der Grundforderungen der Eugenie dahin, daß der Mensch für alles, was er tut — in geschlechtlichen genau so, wie in allen anderen Dingen — verantwortlich ist, so gesellt sich dieser eine weitere in der Forderung der möglichsten Abstoßung aller irgend Untüchtigen bzw. der Verhinderung ihrer Fortpflanzung. Der Gang der Dinge aber zeigt, daß heute inferiore Kinder degenerierter und vernachlässigte Kinder ernährungsunfähiger Eltern von der Gesellschaft erhalten werden und demnach unfähige Eltern durch Befreiung von ihrer Verantwortung gleichsam bevorzugt, gute Eltern aber durch die Bürde der Mitunterhaltung der Untüchtigen belastet werden. Es dürfte somit die Anschauung von einer sich hier vorbereitenden Krisis um so weniger von der Hand zu weisen sein, als sich die Fruchtbarkeit der intellektuell und sozial wertvolleren Elemente der Nation gegenüber den minderwertigen bereits rückläufig bewegt, als aller wirtschaftliche und geistige Aufschwung einem unterwertigen Volke nicht standzuhalten vermag.

Wie einst Plato seinen Staat auf die soziale Auslese und Zuchtwahl und in unseren Tagen Nietzsche den „Garten der Ehe" in das Zeichen der Hinaufpflanzung stellte, so will auch die heutige Eugenik von gleichen Gesichtspunkten aus das Bevölkerungsproblem der Lösung zuführen. Nicht Panmixie, sondern Reinzucht mit weitestgehendem Ausschluß aller Unterwertigen von der Heirat und Fortpflanzung, — so ungefähr lautet im Sinne der völkischen Höherentwickelung der Bannerspruch der Eugeniker. Und ihre Anschauungen beginnen sich bereits nach der einen oder anderen Seite durchzusetzen. Wurde doch vor einiger Zeit aus der Schweiz und ebenso aus der Nordamerikanischen Union

die Nachricht gebracht, daß an Insassen dortiger Irrenanstalten ärztliche Eingriffe zur Ausschaltung der Fortpflanzungsfähigkeit unternommen worden seien. Mit Interesse wird man andererseits den Verhandlungen des letzten Chirurgenkongresses entnehmen, daß sich für die Behebung der weiblichen Unfruchtbarkeit, und zwar vermittelst Einsatzes eines fremden Ovariums, günstige Aussichten zu eröffnen scheinen, die freilich mit Rücksicht auf die Singularität der Fälle für unser Problem eine Bedeutung nicht gewinnen können. Anders schon dürfte es mit der Frage der künstlichen Befruchtung stehen, wie diese bei physiologisch nicht nachweisbarer Sterilität, also bei lediglicher Funktionsstörung, erfolgreiche Anwendung gefunden hat. Waren in der medizinischen Literatur künstliche Befruchtungsversuche bereits während der fünfziger und siebenziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, besonders von den Gynäkologen Girault und Sims bekannt geworden, so haben sich mittlerweile neue ihnen angereiht. Unter diesen sind es besonders die der Feder des Münchener Gynäkologen Döderlein entstammenden Berichte, die die Aufmerksamkeit augenblicklich auf sich gelenkt haben. Nicht daß ein Homunculus der Laboratoriumsretorte entstiegen wäre! Mit nichten. Diese zahlreichen, bei in jahrelanger kinderloser Ehe lebenden Frauen beobachteten Erfolge künstlicher Befruchtung laufen nicht so sehr auf ein künstliches Geschöpf an sich, als vielmehr auf ein im Wege eines künstlichen Hilfsverfahrens lediglich frei gewordenes menschliches Individuum hinaus. Handelt es sich nun hier um eine Nachwuchsförderung als solche, abseits aller irgend gearteter züchterischer Zwecke, so sind andererseits den zahlreichen, in das rein rassische Problem lenkenden Erwägungen und Programmen immer wieder neue mit mehr oder weniger Aussicht auf Verwirklichung gefolgt. Und wie akut das Rassenproblem besonders auch unter dem weiteren Gesichtswinkel der allgemeinen Rassenstatistik erscheint, lehrt ein Blick in das zwischen der farbigen und weißen Bevölkerung der Welt bestehende Zahlenverhältnis, demzufolge nach Putnam Weales Berechnungen den, einschließlich die Mischrassen, sich auf ca. 1139 Millionen beziffernden Farbigen nur 566 Millionen Weiße gegenüberstehen. Und die Frage kann an Wichtigkeit nur noch zunehmen durch die Feststellung, daß die Weißen im Gegensatz zu den Gelben und Braunen einerseits und den Schwarzen andererseits, welche sich in 60 bezw. 40 Jahren verdoppeln, erst in 80 Jahren die doppelte Höhe erreichen.

Ist man nun in dem Studium der Menschenkunde allmählich vom einzelnen Menschen zu großen Volksstämmen und ganzen Rassen fortgeschritten, so hat auch die Methode zur Feststellung des Wertmenschen eine Reihe von Stadien durchgemacht. Über Lavater, Gall, Gobineau, Woltmann, Kuhlenbeck und andere, die in dem Äußern bezw. der Schädelbildung gewisse Wertungsmomente fanden, über Franz Boas, der die Schädelform lediglich als eine Folge der geographischen Umgebung ansieht, sind wir zur Entdeckung Walchers gekommen, derzufolge die Schädelform keine Rasseneigentümlichkeit darzustellen

hätte, sondern nur das Ergebnis der, bei einer bevorzugten Rückenlage einerseits oder Seitenlage andererseits eintretenden Druckgewichtswirkung des Hirnes auf die noch weichen Schädelknochen des Säuglings wäre. In neuester Zeit ist es der Portraitmaler R. Burger-Villingen, der durch eine Erfindung den Weg beschritten hat, die Anthropologie gewissermaßen einer exakten Methode zuzuführen. Soll es ihm doch mit Hilfe eines, von ihm und Dr. Winter gemeinsam konstruierten Apparates, des Plastometers, gelungen sein, mittels bestimmter Schädel-, Gesichts- und Handmessungen sichere geistige, seelische und körperliche Qualitätsmerkmale zur rassischen Einwertung zu erhalten. Und zwar will Burger als Erkennungsmerkmale für die gute, aufbauende und die böse, zerstörende Natur folgenden Maßstab gefunden haben: „Man schätze die Entfernung zwischen den Augensternen und die zwischen Nasenansatz und Mundmitte ab. Erweist sich die Senkrechte länger als die Wagerechte, so ist bei dem betreffenden Menschen die aufbauende Seelenbeschaffenheit vorwiegend, umgekehrt die zerstörende. Erweisen sich beide Entfernungen als gleich, so ist dem Gemessenen eine unbestimmte, von stärkerer Seite leicht beeinflußbare Seelenbeschaffenheit eigen, die den verschiedenen Einwirkungen, bald der guten, bald der bösen Natur dienstbar wird u. s. w." Freilich wird man, so sehr diese der sozialen Anthropologie zugute kommende Methode an sich zu begrüßen wäre, noch weitere Ergebnisse abwarten müssen. Wie sehr indessen heute das sozialanthropologische Problem in weiteren Kreisen deutscher Zunge bereits Beachtung gefunden hat, beweisen die in letzterer Zeit unter diesem Gesichtspunkt entstandenen Vereinigungen, so der deutsche Bund der Regeneration, die Wiedergeburtsgemeinde und Landsiedelung „Heimland" in der Ostpriegnitz, die Wiener Erneuerungsgemeinde, der deutsche „Mittgardbund" u. a. mehr. Hat man doch sogar zur Ermöglichung einer beschleunigten germanischen Reinzucht einen finanziellen Zusammenschluß, eine sogenannte Teut-Stiftung, erwogen und mit deren Mitteln die Gewinnung von Goten aus Schweden, als angeblich reinstem Germanentyp, in Aussicht genommen. Und in diesem Zusammenhange muß eine neuere Nachricht erhöhtes Interesse gewinnen, derzufolge auch in Schweden ein Projekt rassischer Hochzüchtung eben die Öffentlichkeit beschäftigt und zwar in der Richtung der Heranziehung eines sogenannten „erblichkeitsbiologischen Adels". Dieser vom bekannten Rassehygieniker Lundborg ausgehende Vorschlag läuft in seinem wesentlichen Teile auf eine anfänglich pachtweise und später geschenkweise Begebung bäuerlicher Grundstücke an nachweislich gesunde und brave Bauernsöhne hinaus und zwar mit der Einschränkung, daß diese einer von Entartungserscheinungen freien Familie entstammen und mit einer die gleichen Bedingungen erfüllenden Frau verehelicht sind oder doch sich zu verehelichen versprechen. Und diese Bestimmungen erweitern sich noch in dem Maße, daß für den Fall befriedigender Resultate die Pensionierung des gealterten Gehöftbesitzers, sowie dessen Ablösung durch den bestgearteten seiner Söhne erfolgen soll.

Den hier von Lundborg zur Diskussion gestellten staatlichen „Zuchtstationen" haben sich in Deutschland noch weitere Projekte gesellt, von denen ganz besonders Dr. W. Hentschels Vorschläge kürzlich die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt haben. Bewegen sich diese einmal dahin, aus der Kreuzung von Individuen mit rein germanischen Merkmalen eine neue, der urgermanischen ähnliche langschädelige Kulturrasse heranzuziehen, so verdichten sie sich andererseits zu einem, dieser Idee dienstbar gemachten praktischen Institut, dem nach der sagenhaften Pflanzstätte des nordischen Menschen genannten Mittgardbunde. Hentschel geht von der Anschauung aus, daß mit hygienischen, sozialen, pädagogischen oder religiösen Mitteln allein der Rassenkraft nicht aufgeholfen werden könne, daß vielmehr eine scharfe Zeugungsauslese, die bevorzugte Fortpflanzung der Tüchtigsten, für diese Zwecke unentbehrlich sei. Und er weist hierbei auf die gewissermaßen ein Element züchterischer Praxis enthaltenden älteren Kulte als auf gleichzeitige Hochzeits- bezw. Gattenwahlfeste hin, bei denen, wie beispielsweise bei den thrakischen Sabazjosfeiern, den orgastischen Dionysskulten und bakchischen Tänzen, die Wahl und Paarung der Ausdauerndsten und Tüchtigsten im Sinne einer konstitutionellen Auslese erfolgte. Er erinnert weiter daran, daß alle Geschichtsprozesse aus einer Auslösung rassischer Energie ihre Entstehung genommen haben und daß, wie das gewappnete Rom einst vor den nackten nordischen Barbaren kapitulierte, sich aus der Vergangenheit her der germanische Typ als der kraftvollste, als der Träger der geschichtlichen Entwickelung gezeigt habe. Kurz — ihm bedeutet die Förderung gerade der germanischen Rasse und ihrer konstitutionellen Eigenschaften im Wege rassenökonomischer Maßregeln ein dringendes Erfordernis der Zeit. Und wie einst — der Legende nach — die Inder ihrem Zuchtgotte Wischnu an 16.000 Frauen, mit denen dieser allein an 180.000 Söhne zeugte, zuführten, so soll die Kinderzeugung auch heute, ähnlich Maupertuis' und Schopenhauers Ideen, nur von einem möglichst engen Kreis tüchtiger Männer abhängig gemacht werden. Und da ist es in diesem Zusammenhange interessant, den hierzu ermittelten rechnerischen Ergebnissen des Prager Philosophie-Professors von Ehrenfels zu folgen. Hat sich doch nach ihm, unbeschadet der weiteren Volksentwickelung, die Möglichkeit ergeben, bei monogamer Verfassung die Hälfte, bei polygyner aber sieben Achtel der zeugungsfähigen Personen von der Fortpflanzung gänzlich auszuschließen. Und ist es doch bei einschlägiger Zuchtmethode weiter möglich, ein Volk im Laufe einer Generation ungemindert auf eine konstitutionelle Höhe zu heben, auf der sich heute unter acht Personen nur eine befindet. Ja, soll sich doch unter diesen Verhältnissen in der gleichen Zeitspanne neben einer Zunahme der Gebär- und Stillfähigkeit der Frauen einerseits, zugleich eine Steigerung der Militärtauglichkeitsziffer andererseits, und diese sogar um 50 % mit aller Wahrscheinlichkeit erwarten lassen! Will nun hiernach — Hentschel zufolge — die lebenslängliche Einehe als ein zur rassischen Hochzucht untaugliches Mittel

erscheinen, so soll deren Zwecken am ehesten die sogenannte „Mittgardehe" entsprechen.

Diese stellt sich nach den Leitsätzen des Mittgardbundes als eine auf strenge eheliche Treue gegründete Einehe dar, und zwar ohne wirtschaftliche und geistige Lebensgemeinschaft, mit dem einzigen klar bewußten Ziele der Erzeugung eines möglichst hochwertigen Kindes. Mit dem Eintreten sicherer Mutterschaftsanzeichen indessen wieder gelöst, sucht die Mittgardehe, indem sie dem rassekräftigsten Teile der Männer durch eine Aufeinanderfolge vieler Ehen die Erzeugung vieler Kinder ermöglich, zugleich durch die Ausschließung der weniger tüchtigen Männer von der Fortpflanzung, die für die Erhaltung einer hochstehenden Konstitution notwendige Auslese zu erzielen.

Was nun die praktische Seite des Vorschlags anlangt, so soll der Mittgardgedanke in der Errichtung einer großer Anzahl rechtlich unter die Auslesebedingungen rassischer Hochzucht gestellter Siedelungen — den Mittgardgemeinden — zur Verwirklichung gelangen. Und zwar ist die erste derartige „Menschen-Pflanzung" als ländliche Siedelung nebst einer Anzahl kleinerer Einzelgärten gedacht, auf denen im Wege einer Auslese durch Sachverständige etwa 1000 Frauen und 100 Männer Unterkunft finden sollen. Liegt es nun im Wesen der Anlage, daß die Siedelungsgenossen unter Wegfall alles wechselseitigen Handels- und Geldverkehrs eine einzige große Familie bilden, so hat dies jedoch mit der Einschränkung zu gelten, daß die Frauen — etwa an der Seite einer älteren Verwandten — je eine Gartenwirtschaft zugewiesen erhalten, die Männer aber gemeinsam im Männerhofe ihr Heim finden. Der genössischen Gemeinsamkeit entspricht auch der Mittgardshaushalt, der lediglich auf den Genuß der selbst zu erarbeitenden Erträge des Landes gestellt und in seinen dort nicht gewinnbaren Gebrauchsgegenständen durch Verkauf der überschüssigen landwirtschaftlichen Erzeugnisse ergänzt werden soll. Die Mittgardehe selbst nun, die vor dem Ältestenrate eingegangen wird und in den getrennten Wohnungsverhältnissen der beiden sich Ehelichenden eine Änderung nicht eintreten läßt, ist nicht nur, wie schon erwähnt, als Zeitehe gedacht, sondern beschränkt auch der Mutter werdenden Frau, neben der bei nun wieder gelöster Ehe einsetzenden Pflicht der Kindesaufziehung, das Recht der neuen Eheschließung auf einen nicht früher als nach Ablauf von mindestens $2^1/_2$ Jahren fallenden Zeitpunkt.

Durchaus eigenartig ist auch die dort vorgesehene Art der Rechtsprechung, derzufolge aufsteigende Streitigkeiten der Männer durch Ehrengerichte und Säbelzweikampf, Streitigkeiten der Frauen durch erwählte Männer zum Austrag gelangen sollen. Und anders als sonst gestaltet sich auch die vorwiegend der körperlichen Ertüchtigung geltende Aufzucht der Mittgard-Kinder. Während die Mädchen, in geselliger Fühlung, im Haushalte der Mutter aufwachsen, ist es den schon früh den Säbel tragenden, in Hundertschaften vereinigten Knaben vorbehalten, bei Turnen und Heldengesängen, bei Wett-

und Waffenspielen in spartanischer Schlichtheit heranzureifen. Mit dem erreichten 16. Lebensjahre setzt indessen die Mittgarderziehung aus, und es winkt nun beiden Teilen, soweit sie nicht zur Begründung einer neuen Geschlechtsfolge ausersehen sind, die Entlassung in die bürgerliche Welt, der nun auch die Aufgabe ihrer geistigen Fortbildung zufällt.

Nicht nur, daß die Mittgardanhänger bei einem Betriebe von nur 300 solcher Siedelungen auf einen in die deutschen Kulturstätten lenkenden Zustrom von allein 100.000 konstitutiv hervorragenden Neumenschen rechnen, sie entnehmen diesen Erwägungen zugleich die Gewißheit der auf diesem Wege eintretenden Hochentwickelung des gesamten deutschen Volkslebens. Ja, sie sehen in diesem Zusammenhange künftig bereits ein öffentliches, zur Sammlung der züchterischen Erfahrung und Verwertung der biologischen und genealogischen Ergebnisse bestelltes Amt erstehen, das gegenüber der heutigen medizinischen Wissenschaft „vom sinkenden Menschen" die Grundlagen für eine neue Wissenschaft, die Wissenschaft „vom aufsteigenden Menschen", vorbereiten hilft. Und daß es ihnen mit ihren Bestrebungen ernst ist, das beweist der im August vorigen Jahres in Jena erfolgte Zusammenschluß von Frauen und Männern zu einer landwirtschaftlichen Betriebsgesellschaft „Mittgard", die den Erwerb und die Bewirtschaftung von Landgütern im Sinne des Mittgardprogramms bezweckt.

Soviel über diese eigenartige Bewegung. Stellt sie doch auch nur einen der in unseren Tagen so zahlreichen Versuche mehr dar, Lebensgemeinschaften auf irgend einer Gefühls- oder Verstandesbasis aufzurichten, ohne der Vertiefung unserer an sich heute gefährdeten Kulturwerte Rechnung zu tragen. Ob dorische oder äolische Schalmeienklänge Mittgard erfüllen, ob Genoveven oder Magdalenen seinen Gärten entwachsen werden, wer kann es sagen? Eins indessen erscheint unabwendbar: die beiden stärksten unserer Kulturelemente, das Familienleben und die sittliche Scham — sie fallen vor Mittgards Toren.

An dem von ihm selbst erfundenen Galgen endete einst Thurtell. Wird es unserer Kultur mit Mittgard anders gehen?

❀ ❀ ❀

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Kunstbrief aus Deutschland.

Von Bruno Goetz (Berlin).

Es ist eine seltsame Erscheinung: zu keiner Zeit ist mehr Kunst geschaffen worden als heutzutage, zu keiner Zeit ist sie aber auch im tiefsten wirkungsloser geblieben. Kein Echo antwortet. Das einzige Resultat ehrlichsten und ernstesten künstlerischen Schaffens ist: das Amüsement des Publikums. Das

Publikum läßt sich gerne kitzeln, auch durch das Tiefste, Grauenvollste; es vergießt gerne Tränen sentimentaler Rührung beim Größten und Erhabensten — kurz es amüsiert sich gerne. Tiefer gehende Wirkungen bleiben aus. Im besten Falle kann man die Menge heute noch berauschen. Das ist aber auch alles. Die Kunstwerke, die heute geschaffen werden, bedeuten keine Revolutionen mehr, greifen nicht mitgestaltend, umgestaltend in den Lauf der Dinge ein: die Schaffenden sind machtlos geworden.

Einst war das anders. Zwar hat es immer ein Publikum im schlimmen Sinne gegeben, und immer ist von den Führenden und Ringenden über seine Verständnislosigkeit, seine Rückständigkeit, seine Stumpfheit geklagt worden — und doch bestand ein mystischer geheimnisvoller Zusammenhang zwischen den Schaffenden und dem Volke: lebenspendende Wirkungen gingen aus, eins griff ins andere über, eins spielte ins andre hinein. Es gab eine Einheit des Volkes. Schaffende und Volk waren das Volk. Diese Einheit löst sich jetzt unaufhaltsam auf. Die Menge wird im innersten Kerne (trotz steigender äußerlicher Empfänglichkeit auch für ästhetische Werte) immer roher, immer unempfindlicher, immer materialistischer. Die Künstler verlieren ihrerseits immer mehr den Zusammenhang mit dem Leben der Allgemeinheit, werden immer weiter zurückgedrängt ins Vereinzeltsein, in ein Treibhausdasein. Der künstlerische Ausdruck wird immer subtiler, nuancenreicher, feinnerviger, auch seltsamer und wunderlicher. Aber nichts davon wirkt mehr nach außen. Die Künstler bleiben unter sich — allein mit ihren schönen, blassen, fremdartigen und gebrechlichen Gebilden, in denen sie ihr Leben zusammenfassen, — ein Leben, das im Lauf der Zeit notwendig spielerisch werden muß. Denn nur im Bilde haben sie das Leben. Nur im Bilde Religion. Nur im Bilde Ethik. Vom eigentlichen Leben sind sie heutzutage abgeschnitten: sie kennen nicht das Leben als Funktion.

In Stefan Georges Persönlichkeit, die so fern und abseits allem Getriebe, allem Leben steht, um in starre, kühle, eherne Formen hinüberzuretten, was ihm als Geheimnis seines Leibes, als Geheimnis seines Lebens, als Funktion verloren geht, prägt sich dieses Abgetrenntsein, diese Flucht in einen kleinen Kreis von Gleichgesinnten am stärksten aus: der Kreis um Stefan George ist, wenn nicht in Wirklichkeit, so doch dem Sinne nach, ein ästhetisches Kloster. Ein Klosterdasein ist nur krafterneuernd als Übergangsstation, als Erholung, als ein Aufatmen. Das Kloster aber als gewolltes letztes Ziel, als Sinn, bedeutet Verknöcherung, innere Verarmung oder egoistische Konzentration. Konzentration ist zwar zu allem schaffenden Tun notwendig — egoistisch wird sie aber, wenn sie zum Selbstgenuß führt. Und gerade die feiner, geistiger organisierten unter den Künstlern suchen heute ihre Zuflucht im Selbstgenuß: sie leben in tausend Spiegelungen, während alles ihnen unaufhaltsam entgleitet. Diese Spiegelungen lügen sie zum Leben um. Zwar haben wir alles Leben, streng genommen, nur als Spiegelung. Die Kunst der Ästheten will aber, wie ich schon in meiner Studie über die Futuristen ausgeführt habe, diese Urtat-

sache der Spiegelung in den geschliffenen Spiegeln ihrer Formen immer wieder nur neu widerspiegeln zu schmerzlich sinnendem, selbstzufriedenem Genuß — und meint damit eine Lösung gefunden zu haben: sie ist also eine Abschöpfung, kein Quell.

Und doch sind auch diejenigen, die nicht in dieser Verewigung der Spiegelei ihr Genüge finden, heute in Wirklichkeit ebenfalls zu einer Art Klosterdasein verdammt. Auch lebendigstes Mit-Leiden, tiefstes Verstehen, reinster Wille des Einzelnen richten nichts mehr aus. Die, welche das nicht wahrhaben wollen und vermeinen, eine tiefer gehende Wirkung ausüben zu können, leben in einem Irrtum, befinden sich in einer Sackgasse. Solch eine Sackgasse ist z. B. der Naturalismus, der den aufgelösten Zusammenhang zwischen Volk und Schaffenden wiederherstellen möchte. Trotz vieler lebendiger Einzelheiten ist ihm das nicht gelungen: es blieb bei einer Aneinanderreihung dieser Einzelheiten, deren Synthese mißglückt ist, denn sie ist mit den Mitteln des Naturalismus nicht zu erreichen, er bleibt seinem Wesen nach in Einzelheiten stecken; er konstatiert nur, er schafft keine neuen Werte. Wenn er über das Konstatieren hinausgeht, verliert er sich in nebelhafte Unklarheiten und triviale Allgemeinheiten: das ist die Tragik im Schaffen Gerhart Hauptmanns. Auch der Futurismus ist solch ein mißglückter Versuch, den Zugang zum Lebendigen zu ertrotzen. Es steckt ein echter, wahrhafter Nerv in einigen seiner Vertreter — sie bleiben aber ebenfalls in Einzelheiten stecken, sie lösen auf, wissen aber nicht weiter. Vollends im Irrtum befangen sind aber diejenigen, die durch ein Hinabsteigen auf das Niveau der Menge glauben, gestaltend und bestimmend eingreifen zu können. Zwar werden sie viel bejubelt, bewundert, gelesen, angeschaut und angehört — eine belebende Wirkung geht aber von ihnen nicht aus; im Gegenteil, sie werden eins mit der Menge, sie werden artlos wie die Menge, sie zerfallen innerlich, wie die Menge. Auch die großen Kunstschaffenden der Vergangenheit, die Meister, haben keinen Einfluß. Ihre „unbegreiflich hohen Werke, die herrlich sind wie am ersten Tag", dienen der Menge zum Genuß, zum Amüsement, zur Sensation, zur Zerstreuung. Diese Verhältnisse, über die mancher Edle, der das Beste will, sich hinwegzutäuschen sucht, oder die er nicht sieht, weil er seiner Natur nach sie nicht vermutet, werden von den kleineren, niedrigeren „Schaffenden" richtig durchschaut. Von dieser Schlauheit leben sie: sie münzen die hohen Werte der Kunst im besten Falle in versifizierte Gefühlchen, sanfte wirksame Stimmungen, hohl dröhnendes effektvolles Pathos um, im schlimmsten Fall in niedrige Sensation. Sie geben sich als religiöse Clowns. Sie erkennen das Wesen der Menge und handeln aus dieser Erkenntnis heraus ihrer Veranlagung gemäß, indem sie der Menge das bieten, was sie haben will. Nach außen hin gerieren sie sich wie von Lebensinbrunst und hohen Fragen verzehrte dämonische Naturen oder wie weltfremde Schwärmer oder wie stille versonnene Träumer. Sie hängen sich ein literarisches Mäntelchen um. Sie lügen sich in eine Pose hinein und leben

davon, daß diese Pose der Menge Sensationen verschafft. Der überwiegende Teil der heutigen Schriftsteller gehört zu diesen literarischen Falschmünzern. Sie sind ebenso eins mit dem Pöbel, wie diejenigen, die aus einem falsch verstandenen Idealismus heraus auf das Pöbelniveau hinabsteigen, in der trügerischen Hoffnung, im guten Sinne wirken zu können.

Hier und da tauchen jetzt in Deutschland Persönlichkeiten auf, denen eine wahrhaft innerliche, inbrünstige Religiosität eine bessere Einsicht in diese Vorgänge gegeben hat. Sie ahnen hinter alle dem Tieferes, sie erfühlen die Seele solchen Geschehens, sie wissen von Problemen, die für andere noch gar keine Probleme sind. Solch eine Persönlichkeit ist der Dichter Hermann Burte, dessen Roman „Wiltfeber" zu dem Bemerkenswertesten gehört, was in den letzten Jahren in Deutschland geschrieben worden ist.

Es gibt Bücher, die eine große Rolle im Leben eines Volkes zu spielen berufen sind, trotzdem solch eine Rolle in keinem Verhältnis zum literarischen, rein künstlerischen Werte dieser Bücher steht. Ein Leben ringt in ihnen nach Ausdruck, das wertvoller und lebendiger ist als dieser Ausdruck. Denn vor den letzten Dingen wird alles Ausdrückenwollen nur ein Stammeln, das uns ahnen machen kann, — nichts mehr. Über den Ausdrück hinaus müssen die Dinge in ihrem Kerne erfaßt werden. Dieser geahnte unausdrückbare Kern ist es, der solchen Büchern ihren Wert verleiht. Burtes „Wiltfeber" ist eins dieser Bücher.

Nicht im Rein-Künstlerischen liegt seine tiefe Bedeutsamkeit. Künstlerisch ist der Roman wie andere Romane auch: Gekonntes steht neben nur Gewolltem, Geformtes neben Ungestaltem, Reifes neben Belangloſem, Gelungenes neben Unerträglichem. Zum Gelungenen gehört zum Teil auch die Sprache, die häufig die Worte in ihrem Ursinn gebraucht und, ohne preziös zu werden, fast immer gewählt bleibt: die Worte sind ihm nicht Abstraktionen, sondern pochenden Blutes voll. An einigen Stellen des Buches erhebt sich der Dichter zu einer fast epischen Größe; das Kapitel vom Untergang des alten Bauernhofes zum Beispiel hat etwas von der Wucht und Breite alter Heldenlieder. Zu den toten, oft unerträglichen Partien des Buches gehört fast alles Erotische: es ist weder künstlerisch noch ethisch bewältigt worden, sondern reichlich konfuse „Literatur" geblieben — und nicht einmal immer geschmackvolle Literatur. In jedem Falle ist viel Verfehltes an dem Buche. Seine Bedeutsamkeit hat keinen literarischen, hat einen anderen tieferen Grund. Es ist etwas an diesem Werke, das es hoch hinaushebt über viele hundert Bücher, die formal viel reifer, ausgeglichener, formsicherer, geschmackvoller erscheinen mögen; eine Erkenntnis verdichtet sich in ihm zu Bildern und Gestalten, die an Tiefstes und Lebendigstes rührt. Diese Bilder und Gestalten sind, wie gesagt, nicht vollendete Kunst, — was ihnen aber zugrunde liegt, ihr geistiges Erdreich, offenbart sich in einer Problemstellung, die einzigartig dasteht.

Im „Wiltfeber" ist der Atem einer inneren Not aus innerem Reichtum zu spüren, — einer Not, die hier zum ersten Male klar erkannt zu sein

scheint. Etwa nur noch Frederik van Eeden und Volker berühren diese Dinge mit derselben Entschiedenheit aus derselben Not und derselben Erkenntnis heraus. Wo wir bei anderen auf eine Ahnung dieses Problems stoßen, finden wir eben meist nur Ahnungen.

Burte versucht im „Wiltfeber" die Wurzel der Resignation der Edlen bloßzulegen und tut es mit einer so großen und starken Inbrunst, einem so harten und heiligen Zorn, daß ihn diese Inbrunst und dieser Zorn sehend gemacht haben. Und was er mit offenen Augen geschaut hat, ist wertvoller und letzten Grundes lebendiger, als die silbernen Gespinste, absonderlichen Stickereien und kostbaren Gewirke der Sonderlinge und Ästheten. Der Gedankengang seines Buches ist folgender:

Ein junger Deutscher hat lange im Auslande gelebt, um zu reifen und um Kenntnisse zu sammeln, und kehrt nun nach Deutschland zurück. Was er suchte, hat er in den großen Städten der Heimat nicht gefunden, nun sucht er es in seiner engsten Heimat, im Dorf, wo er geboren worden ist. Er sucht sein Volk, dem er dienen will, in dessen Mitte es ihn zu wirken verlangt. Der Begriff „Volk" ist für ihn keine Abstraktion, sondern der Inbegriff alles Lebendigen, Gewachsenen, Gewordenen, Zukunftskräftigen. Volk ist für ihn der dunkle Urgrund aller Fülle, alles Lebens, auch alles geistigen höheren Lebens. Volk bedeutet für ihn das Ewig-Gebärende, immer wieder Neue, das heilig Gesunde: die Gemeinschaft des adeligen Menschen, des Schaffenden, mit den Seinen, für die er wirkt und schafft. Er muß nun die Erfahrung machen, daß diese Gemeinschaft, der alles Blühen früherer großer Epochen entsprang, fast vollkommen aufgehört hat zu sein. Nur die wenigsten aus dem Volke fühlen sie noch, — und diese wenigen werden von den andern scheel und mißtrauisch angesehen. Volk war für ihn, wo diese Gemeinschaft im Wirken sich kund tat; nun, wo diese Gemeinschaft sich löst, löst sich für Wiltfeber auch das Volk. Das Volk als Volk geht unter, die Art verdirbt und erlischt, das Eigene verwischt sich, das Gewachsene stirbt ab oder artet aus; in allen Dingen kündet sich die Herrschaft des artlosen, ungestalten, gleichgesinnten Pöbels an: das Volk verpöbelt. An tausend Kleinigkeiten ist das schon zu merken. Die Dinge, mit denen die Menschen sich früher umgaben, waren sinnvoll, das heißt schön und nützlich. Heute sind sie entweder nur nützlich, also häßlich — oder nur dekorativ, also sinnlos. Das Kunstgewerbe kann wenig dagegen tun, es ist machtlos gegen den Willen zur Mittelmäßigkeit. Ein jeder Gang durch die Straßen der Städte, eine jede Zeitung, die meisten Wohnungseinrichtungen machen einen oft erschrecken.

Die Reste von Erzeugnissen früheren blutvollen Lebens stehn nur noch vereinzelt zwischen den Not- und Luxuserzeugnissen des modernen Pöbels, der sich aus allen Ständen rekrutiert. Nun läßt sich das Bild, das die großen Städte uns bieten, nicht ohne weiteres als für das ganze Volk charakteristisch hinstellen. Das Merkwürdige ist aber, daß man dieselben Beobachtungen

überall machen kann, auch in Kleinstädten und Dörfern: wenn sie auch lange noch nicht so weit „fortgeschritten" sind, wie die ewig-zufriedenen „Bildungsphilister", — der Weg, den sie gehn, führt unbedingt zum selben Ziel. Auch in den Dörfern, wo man noch Volk und schaffendes Leben und dunkeln Urgrund zu finden können meinte, geht derselbe unaufhaltsame Verpöbelungsprozeß vor sich. Und nur noch wenige Kulturinseln gibt es bei uns, die noch nicht von der Fäulnis ergriffen sind. Auch in den Dörfern stirbt das Gefühl für das geheimnisvolle Leben der Dinge ab, auch dort wird alles immer mehr nur Gebrauchsgegenstand, nur nützlich und verliert seine lebendige Bedeutsamkeit und Schönheit. Auch dort kommt als Ersatz dafür dieselbe Art von seelenlosem Putz auf, die ein deutliches Anzeichen innerer Verrohung ist. Ähnliches kann man auf allen Gebieten beobachten.

Alle Bestrebungen, die nicht die Wurzel dieser Einzelerscheinungen angreifen, sind unfruchtbar und zeitigen nur das Gegenteil des Gewollten. Deshalb ist die adelige Artung, der geistige Adel, zunächst zur Untätigkeit verdammt. Denn die Verpöbelung läßt sich nicht aufhalten—in keiner Weise und von keiner Seite her. Weil es ein Fäulnisprozeß ist, der hier vor sich geht, nützt keine Anstrengung noch so genialer Einzelpersönlichkeiten auf Teilgebieten des Lebens. Weder in der Kunst noch in der Politik, weder in der Philosophie noch im sozialen Wirken noch in der Wissenschaft ist einer genialen Einzelkraft mehr die Möglichkeit gegeben, regenerierende, heilende, gestaltende und lebenformende Wirkungen auszuüben. Das Tempo des Verfalls ist ein schnelleres — die Anstrengungen der Einzelnen, die ihn aufhalten wollen, können ihn nicht einholen.

Die inneren Zusammenhänge, die religiöse Gemeinschaft des Volkes hat sich gelockert, je mehr die Religion nach außen hin zu Dogmen und Formeln erstarrte. In diesen Dogmen und Formeln ist neben ihren ewigen Werten auch unendlich viel Totes, Fremdes, im tiefsten Sinne Religionsfeindliches, Äußerliches und Unwertiges kristallisiert. Gerade sie haben nicht zur religiösen Belebung, sondern zur Auflösung des religiösen Gefühls beigetragen — und damit zur Auflösung der andern unbewußten metaphysischen Bande des Volkes. Die Volkseinheit ist eine äußerliche geworden — eine geschäftliche und politische. Die innerliche Einheit geht von Tag zu Tag immer mehr verloren. Es ist nun kein Zweifel, daß diese Auflösung der früher gebundenen Kräfte einen gewaltigen Aufschwung des wirtschaftlichen und politischen Lebens zur Folge hat: das Individuum fühlt sich mehr auf sich selbst gestellt, die alten Bande und Hemmungen religiös-ethischer Art werden nicht mehr empfunden, alles ist aufs Egoistische, Wirtschaftliche, Politische gerichtet; das Verantwortlichkeitsgefühl für das Ganze stumpft beim Einzelnen immer mehr ab. Dieser egoistisch-utilitaristische Zusammenschluß entfesselt zunächst ungeahnte persönliche Energien, durch deren Wirken sich der sogenannte Fortschritt erklären läßt, — in diesem Sinne ist auch der Pöbel produktiv — die inneren Quellen aber versiegen.

Daß dieser durch die Verpöbelung des Volkes bedingte Aufschwung möglich war, wäre nur ein neuer Beweis dafür.

Allerdings wird sich dieser Ausblick nur dem tiefer sehenden Auge erschließen. Der oberflächliche Blick wird vielleicht das Entgegengesetzte wahrnehmen: wird nur ein Blühen sehen, wo zu gleicher Zeit auch ein Verblühen ist, wird nur Freiheit sehen, wo noch tiefere Knechtschaft droht, wird Fortschritt sehen, wo alles sich zerlegt, wird Kultur sehen, wo individuelle Barbarei herrscht. Nietzsche definiert einmal Kultur als „Einheit des Stiles in allen Lebensäußerungen eines Volkes". Die äußerliche politische Einheit wird die innere Einheit des Stiles nicht aus sich gebären können; an deren Stelle triumphiert ein absoluter Pseudoindividualismus. Dieser Pseudoindividualismus bedeutet nicht das Streben nach dem organischen Wachsen der Persönlichkeiten, nach ihrem Sich-Auswirken in innerer Gemeinschaft (und nur in solch einer Gemeinschaft können große Persönlichkeiten dienend herrschen), sondern die Ermöglichung der Willkür jedes Einzelnen — natürlich nur, soweit er keinen anderen stört. Keiner will dienen. Alle wollen in ihrem egoistischen Kreise Herren sein und kennen nichts Überpersönliches mehr, als die durch die äußere Einheit garantierte relative Ungestörtheit des Profitsuchens. Jedenfalls geht die Lebenstendenz der Gesamtheit nach dieser Richtung. Alle anderen Werte, ästhetische, religiöse, ethische, wissenschaftliche werden zu Stimmungs- und Lustwerten der Einzelnen, die verfeinerte Nerven haben, herabgedrückt. Weil dieser Lebensrichtung scheinbar der Sieg beschieden ist, sehen die in sie Verstrickten nur ein Blühen. Aber auch die Florentiner zur Zeit Savonarolas sahen ein Blühn, einen Aufschwung ohne Gleichen, eine Zukunft voller Glanz und Macht; und doch hat nicht die Renaissance Recht behalten, sondern ihr Richter Savonarola. Auch die Renaissance war (nur in anderer Form) der Triumph des fesselosen egoistischen Individualismus, der einerseits ungeheure Kräfte freimachte und barock-gewaltige Taten ermöglichte, im Innern aber die metaphysischen Bande der Gemeinschaft durchschnitt, die tieferen Quellen des Lebens verschüttete, — und deshalb in sich selbst zusammenbrach. Natürlich stimmt dieser Vergleich nicht in allen Punkten, er illustriert nur das, was vorhin von unserer Zeit gesagt worden ist, deren Tendenz dahin geht, die Willkür jedes Einzelnen, soweit sie nicht dem Geschäfte aller schadet, zum Prinzip zu erheben. Die Willkür jedes Einzelnen aber führt zur Herrschaft aller, ist die Herrschaft keines Einzigen: das Wirken der genialen Persönlichkeit wird unmöglich gemacht.

Scheinbar widersprechen die noch äußerlich gewaltig dastehenden Mächte und Kräfte diesen nivellierenden Tendenzen. Aber während das Volk sich zum Pöbel umwandelte, wandelte sich das Herrschen in eine bloße Herrschergeste. Es ist keiner da, der zu befehlen verstünde. Darum gehorcht auch keiner. Diejenigen, denen es gegeben ist, einen Einblick in diese Probleme zu haben, schieben meist bald dieser, bald jener Richtung, bald dieser, bald jener Partei, bald dieser, bald jener Form des staatlichen und sozialen Lebens die Schuld

dafür in die Schuhe. Es wird aber dabei vergessen, daß alle diese Parteien und Richtungen nur Erscheinungsformen einer und derselben wesenhaften Urerscheinung sein können, daß sie nur die verschiedenartigen Symptome eines und desselben Prozesses sind. Dieser Prozeß selbst ist wie eine Naturerscheinung: schon im Sommer bereitet sich der Herbst vor, schon im Herbst der Winter. Niemand wird es ändern können. Auch hat niemand Schuld daran, — oder alle. Doch das ist eine metaphysische Frage, deren Erörterung nicht hierher gehört.

Aus alledem ergibt sich das Unnütze, wenn auch Tragische und Heroische der Kämpfe des Einzelnen auf Einzelgebieten gegen diesen Entwickelungsgang. Wer sich zum Untergange reif fühlt, mag tragisch untergehn. Sein Untergang wird schön sein, — aber keinem geholfen haben. Wer tiefer sieht, weiß, daß der Winter niemals ein Ende ist. Das ist der Sinn der Weihnachtsfeier: mitten im Winter, in tiefster Nacht, wird das Licht geboren. Auch im „Wiltfeber" wird auf dieses Neue Licht wie auf eine beseligende Ahnung hingewiesen, wenn vom „Reinen Krist" gesprochen wird. Dem blüht das Neue Leben nicht auf, der sich an das alte klammert: er kann nur untergehn, wie die Herrscher der alten Welt, oder Pöbel werden, wie das Volk. Wer sich aber rein und bereit erhält, wer sich nicht zwingen läßt von der Fäulnis und vom Zergehn, aus dem wird es strahlen. Doch das ist ein Geheimnis, über das sich nicht reden läßt.

Wiltfeber geht unter, weil er das Ende seines Volkes nicht ertragen kann.

❀ ❀ ❀

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

„Kulturbestrebungen des estnischen Volkes".

Von Arnold Hasselblatt (Dorpat).

In unsrer vielbewegten baltischen Vergangenheit hat es seit der „Aufsegelung" Alt-Livlands wohl kaum eine Zeitspanne gegeben, die tiefer in das innere Leben unserer Heimat eingegriffen und die ganze innere Struktur des Landes wesentlicher umgestaltet hätte, als das letzte Drittel des verflossenen 19. Jahrhunderts. Die Bedeutung dieser so nahe hinter uns liegenden Epoche wird von den jetzt Lebenden bei weitem noch nicht voll erfaßt, — dieser Epoche des Niederbruches unseres provinziellen Eigenlebens auf wichtigen Gebieten, in Schule, Gericht und Verwaltung, und dieser Epoche der Zersetzung des alten Gefühls der Heimatzusammengehörigkeit, der nationalen Zergliederung unserer Bevölkerung, des Eindringens einer zahlreichen russischen Beamtengesellschaft und des sozialen und wirtschaftlichen Emporkommens der Esten und Letten. Kommenden Generationen wird dieser Zeitabschnitt noch oft ein Gegenstand interessierter Forschungen sein, und immer wieder wird man auf die

zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts als auf den Ausgangspunkt bedeutsamer Entwickelungsreihen zurückkommen, um sich darüber klar zu werden, wie es denn alles gekommen ist. Vor allem wird man von estnischer Seite mit heißem Herzen sich immer wieder dieser Zeit zuwenden, denn in sie fällt das Werden des estnischen Nationalismus, sie ist die Sturm- und Drang-Periode der estnischen nationalen Bewegung.

In diese bedeutsame Zeit führt uns nun mitten hinein ein deutsch geschriebenes Buch „Kulturbestrebungen des estnischen Volkes während eines Menschenalters (1869—1900) — Erinnerungen von Heinrich Rosenthal.*) Es ist der erste Versuch einer zusammenfassenden Darstellung der Anfänge der estnischen nationalen Bewegung, und er erscheint um so wertvoller, als er einen Mann zum Verfasser hat, der seinen äußeren Lebensverhältnissen nach zu der Aufgabe, die er sich gestellt hat, für gut qualifiziert gelten könnte — ein Mann estnischer Herkunft, der aber selbst als seine Muttersprache die deutsche Sprache angibt, mit deutscher Schul- und Dorpater Universitätsbildung, von seinen Studentenjahren an vielfach aktiv beteiligt an einer Reihe estnisch-nationaler Unternehmungen und als reifer Mann von Reval aus dem weiteren Gange der heimischen Dinge mit Teilnahme folgend und vielfach mit ihnen in Fühlung bleibend. Vollends uns baltischen Deutschen müßte ein solches Buch willkommen erscheinen, da unser Wissen über jene Zeit äußerst lückenhaft ist und wir doch nach dem ganzen Wesen der Dinge Erörterungen über die hier berührten Dinge gar nicht aus dem Wege gehen können.

Der Verfasser des Buches, Heinrich Rosenthal, wurde am 25. Juni 1846 als Sohn des zünftigen Schneidermeisters Gotthard Rosenthal in Dorpat geboren; obwohl seine Eltern estnischer Herkunft waren, war die häusliche Sprache in der Familie die deutsche. Er besuchte in Dorpat zuerst die Kreisschule, dann das Gymnasium und bezog im Jahre 1865 die Universität Dorpat zum Studium der Medizin, das er im Jahre 1871 mit dem Grade eines Arztes absolvierte. Als Student hielt er sich beim Eintritt in die Universität zur Korporation „Fraternitas Rigensis", trat jedoch nach 4 Semestern aus der Korporation aus. Im Jahre 1871 wurde er zum Ordinator am Marine-Hospital in Kronstadt ernannt und 1873 nach Reval als Marinearzt übergeführt, wo er noch gegenwärtig als Wirkl. Staatsrat im Staatsdienste steht. Als Student nahm er seit 1869 eifrigen Anteil an den estnischen Unternehmungen und trat insbesondere zum Hause des Redakteurs J. W. Jannsen in nähere Beziehungen; er vermählte sich in der Folge mit Eugenie Jannsen, der Tochter des Redakteurs.

In seinen Lebenserinnerungen behandelt er die Zeit von 1869—1900 in 5 Abschnitten. Einem einleitenden Kapitel folgt als 2. Abschnitt das erste allgemeine estnische Sängerfest vom Jahre 1869. Dem reiht sich als wert-

*) Reval 1912, Verlag von Cordes u. Schenk. 374 Seiten.

vollster Teil des Buches der 3. Abschnitt an mit den Gründungen nach der „Jubiläumsfeier" — den landwirtschaftlichen Vereinen, den Anfängen eines estnischen Theaters, der ersten estnischen studentischen Vereinigung, dem estnischen literarischen Verein und der Alexanderschule. Aus dem 4. Abschnitt, „Die weitere Entwickelung des Volkslebens", ist besonders das Kapitel über den Verein studierender Esten hervorzuheben. Ein letztes Kapitel bilden dann „Schlußbemerkungen und Rückblicke". — Beigegeben ist eine ziemlich ausführliche Inhaltsangabe, die jedoch ein Namen- und Sachregister, wie es für die Benutzbarkeit dieses Buches unerläßlich gewesen wäre, in keiner Weise zu ersetzen vermag.

Wir baltischen Deutschen sind ja, wie es anders garnicht sein konnte, nur mehr Zuschauer der hier geschilderten Vorgänge gewesen, — und zwar je länger, um so mehr in die bloße Zuschauerrolle gedrängt; nun wird uns von einem Mitakteur in dem Drama der estnischen nationalen Bewegung zum ersten Male in darstellender Form auch ein Einblick hinter die Kulissen gewährt. Auf Grundlage des persönlich Durchlebten und des, aus einem recht reichen privaten zeitgeschichtlichen Material geschöpften Erkennens wird hier der deutsche Leser eingeführt in die Anfänge der verschiedenartigen Gestaltungen und Gestaltungsversuche, welche die nationale Bewegung seit dem Ende der 60-er Jahre hervorbrachte, vielfach in Vorgänge, für die bisher jede Quelle fehlte und auf welche nur Berichte über persönliche Erlebnisse ein Licht zu werfen vermögen. Darin beruht der Hauptwert des Rosenthalschen Buches. Es steht viel darin — viel Neues und viel Wissenswertes. Sodann ist diesem Buche ein Wert auch nicht abzusprechen hinsichtlich der übersichtlichen und geschickten Gruppierung der vorgeführten Erscheinungen. Die einzelnen Entwickelungsvorgänge sind recht gut mit dem Ganzen der Bewegung in Zusammenhang gebracht und dabei für sich in übersichtlicher Zusammenfassung meist recht anschaulich zur Darstellung gelangt; sehr erwünscht sind dabei die genauen chronologischen Angaben.

Und doch wird jeder historisch geschulte und mit dem heimatlichen Entwickelungsgange vertraute deutsche Leser das Buch mit bitterer Enttäuschung und nicht zurückzudämmendem Unwillen aus der Hand legen.

In seinem Vorwort verheißt der Verfasser „eine leidenschaftslose Darstellung und schlichte, wahrheitsgetreue Schilderung der Ereignisse" und empfiehlt dann das Werk „besonders *seinen deutschen Heimatsgenossen*." Er fährt dann fort: „Allerdings werden sich die deutschen Leser vom nationalen Chauvinismus emanzipieren müssen. Die Schrift erheischt eine objektive Beurteilung. Wenn in derselben die politischen Fehler, die von Seiten der Deutschen begangen worden sind, nachgewiesen werden, so ist das nicht aus Parteileidenschaft, aus Haß oder nationaler Verblendung geschehen, sondern *mit aufrichtigem Bedauern, aus Liebe zur Heimat* und zur Ehre der Wahrheit."

Was der Verfasser hier verheißt, finden wir in seinem Buche nicht bestätigt. Er hat es nicht vermocht, aus der nationalen Parteischablone herauszurücken und von einer höheren Warte aus in „Liebe zur Heimat" ein richtiges Augenmaß für die Geschehnisse zu gewinnen.

Freilich — das Rosenthalsche Buch atmet nicht Haß wider die Deutschen etwa in dem Sinne, wie er von einem C. R. Jakobson ausströmte; aber es atmet Mißgunst wider die Deutschen. Es ist ein ungerechtes Buch. Anerkennung in einigen Einzelheiten — so namentlich im Schlußkapitel speziell hinsichtlich des 1. estnischen Gesangfestes — wird den Deutschen ja freilich nicht gänzlich vorenthalten; unverkennbar aber wird ihnen viel lieber mit Tadel und Vorwürfen aufgetrumpft — nicht selten mit beweislosen Behauptungen. Dazu kommt dann eine durch und durch unhistorische Betrachtungsweise; sobald der Verfasser sich auf geschichtliches und politisches Werten und Würdigen einläßt, ist er estnischer Nationalist mit den bekannten festgewurzelten Voreingenommenheiten.

Durch die im Vorwort verheißene „leidenschaftslose Darstellung" darf man sich eben nicht zur Annahme verleiten lassen, daß hier eine unparteiische Darlegung der zeitgeschichtlichen Vorgänge gegeben wird. Der Verfasser ist keiner von den Ultras, keiner von den Radikalen, aber ebenso wenig ein Parteiloser. Er steht vielmehr mit beiden Füßen in einem Parteilager, und zwar zuerst im Jannsenschen Kreise und dann in der Hurt'schen Partei. So rückt er denn auch seinen Schwiegervater Joh. Wold. Jannsen stark in den Vordergrund der Geschehnisse. Er ist ihm „für die Esten der Vater des Volkstums" (S. 5). „Sein Hauptverdienst besteht in der Erweckung des Volksbewußtseins und des Nationalitätsgefühls. Er ganz allein hat diesen Gedanken zur Geltung gebracht. Er erhob das Bauernvolk zu einem Estenvolk" . . . (S. 49—50). Neben ihm spricht er seinem Freunde Jakob Hurt und etwas bedingt seinem Nicht-Freunde Karl Robert Jakobson eine grundlegende Bedeutung für die kulturelle Hebung des estnischen Volkes zu. Dr. Robert Fählmann und Dr. Friedrich Kreutzwald sind ihm bloß „die Vorgänger Hurt's" (S. 15). Was von deutschen Predigern in früherer Zeit und innerhalb der Gelehrten Estnischen Gesellschaft für die estnische Sprache und estnische Mythologie, was von einem Ferdinand Wiedemann, dem wissenschaftlichen Begründer der estnischen Sprache, Pastor Eduard Ahrens zu Kusal, dem Begründer der neuen estnischen Orthographie, und anderen Deutschen auf diesem Gebiete geleistet worden ist, wird nur ganz im Vorübergehen gestreift oder garnicht berührt. Meines Erachtens hat Kreutzwald mit dem von der Gelehrten Estnischen Gesellschaft herausgegebenen „Kalewipoeg" auf literarischem Gebiet viel Nachhaltigeres und für das estnische nationale Emporkommen Grundlegenderes geschaffen, als Hurt; es wäre wohl richtiger, Hurt als Nachfolger von Kreutzwald, wie diesen als Vorgänger von Hurt zu bezeichnen.

Eine recht zutreffende Charakteristik des in der Tat um sein Volk sehr

verdienten J. W. Jannsen, des eigentlichen Schöpfers der estnischen Journalistik, des Begründers des „Wanemuine"-Vereins und des Urhebers des 1. estnischen Gesangfestes findet sich auf Seite 50 des Buches. Es heißt dort:

> „Er wird von seinen Volksgenossen der Gegenwart vielfach verkannt, weil er ihrer Ansicht nach nicht radikal genug vorgegangen und vom deutschen Einfluß zu sehr abhängig gewesen sei. Dem gegenüber kann ich aus voller Ueberzeugung behaupten, daß nur seine feine, besonnene, aber doch reale und zielbewußte Politik die Entwickelung des estnischen Volkslebens ermöglicht und Bedingungen geschaffen hat, unter welchen sie gedeihen konnte. Nationaler Chauvinismus hätte nichts erreicht, sondern ein klägliches Ende gefunden. Davon war Jannsen glücklicherweise frei ... Jannsen hatte nur das Wohl seines Volkes im Auge und war niemand feindlich gesinnt. Kampf und Streit waren ihm verhaßt ..."

Das war es gerade, was Jannsen von den übrigen führenden Esten unterschied, daß er den Deutschen nicht feindlich gesinnt war, daß er ohne Kampf und Streit gegen die Deutschen die Esten aufwärts führen wollte. Das war es auch, was dem ersten großen estnischen Gesangfeste vom Jahre 1869 sein Gepräge gab. Es war — wenigstens im Stadium der Vorbereitung — als ein heimatliches Dankfest unter Teilnahme von Deutschen und Esten gedacht, wie es denn damals überhaupt noch garnicht so scharf abgegrenzte nationale Scheidelinien gab. Ein Deutscher, Konsistorialrat A. H. Willigerode, ist Präsident des Festkomitees, viele Deutsche gehören dazu, Vertreter des Landes, der Stadt und der Universität nehmen daran teil, die deutschen Familien öffnen gastfreundlich ihre Häuser den estnischen Sänger-Gästen, die „Ressource" überläßt ihr Sommerlokal für das Fest, der Handwerker-Verein fördert es in wirksamster Weise. Es war hier auf deutscher Seite gewiß viel naive Illusion dabei, aber auch viel aufrichtige „Liebe zur Heimat", von welcher der Verfasser in seinem Vorwort, nicht aber, wozu er doch wohl hätte Gelegenheit finden können, in seinem das Fest schildernden Kapitel „Die nationale Jubiläumsfeier" spricht.

Dagegen finden wir manche nicht geschmackvolle nationalistische Bemerkung in seinem Bericht eingestreut. Am 18. Juni, am ersten Festtage, scharen sich die nahezu 800 Sänger, die estnischen und deutschen Festgenossen und Tausende von estnischen und deutschen Zuhörern zu Dankgebet und Gottesdienst bei der Domruine zusammen. Seiner Stimmung hierbei gibt nun der Verfasser in folgender Betrachtung Ausdruck: „Am Fuße der einst so ehrwürdigen Domkirche Dorpats fand, vom schönsten Wetter begünstigt, der solenne Festgottesdienst zur Erinnerung an die Aufhebung der Leibeigenschaft des estnischen Volkes statt, welches gerade von den Domherren und Ordensrittern vor Jahrhunderten geknechtet worden war." — Ob der Verfasser diesen Satz aus seinem „lebhaften Erinnerungsvermögen" oder aus Aufzeichnungen geschöpft oder aus seiner jetzigen Stimmung in die Rück-

erinnerung an das vor 44 Jahren Erlebte hineingelegt hat, läßt sich schwer abschätzen. Gewiß mag es unter jenen Tausenden vor der Domruine auch Esten gegeben haben, die auf solche Zwingburg-Gedanken gerieten; aber in die Gesamtstimmung passen sie fraglos nicht, auch der alte J. W. Jannsen würde schwerlich so geschrieben haben, und in den Mund eines Mannes, der in der Vorrede seines Buches sich besonders an seine deutschen Heimatgenossen wendet und an die gemeinsame „Liebe zur Heimat" appelliert, sollten sie, wie mir scheint, auch nicht gehören.

Nicht ganz schön ist auch folgender Passus über die Ordnung des Festzuges:

> „Den Schluß bildete, auf speziellen Wunsch Willigerodes, der Chor von St. Marien in Dorpat, dessen Dirigent er selbst war ... Als Kuriosum, das der historischen Überlieferung würdig ist, muß erwähnt werden, daß die Fahne des zuletzt genannten Chores die Farben des norddeutschen Bundes, welche erst drei Jahre vorher bei Gründung desselben deklariert worden waren, — schwarz, weiß, rot — aufwies, daß der Dirigentenstab, den Willigerode führte, in diesen Farben gestrichen war und daß er selbst ein schwarz-weiß-rotes Farbenband über der Weste trug. Der Kirchenchor einer estnischen Gemeinde erschien somit in ostentativer Weise mit seinem Dirigenten auf dem Jubiläumsfest des estnischen Volkes in der seit 1½ hundert Jahren zu Rußland gehörigen Kreis- und Universitäts-Stadt Dorpat in den Farben des norddeutschen Bundes. Der Grund für die Wahl dieser Farben entzieht sich meiner Beurteilung."

Allem Anschein nach wäre es dem Konsistorialrat Willigerode, der mit jünglingsfreudiger Schwärmerei seine beste Kraft dem estnischen Gesangfest widmete und ohne den es ganz sicherlich nicht zustande gekommen wäre, nicht ganz gut gegangen, wenn im Jahre 1869 der nachmalige Historiograph dieses Festes Polizeimeister der Kreis- und Universitäts-Stadt Dorpat gewesen wäre.— Was die Sache selbst betrifft, so kann hier nach dem Bericht der „N. Dörpt. Ztg." (Dp. 1869 Nr. 140) festgestellt werden, daß bei den einzelnen Gesangchören in ihren Schleifen und Fahnen die verschiedensten Phantasie-Farbenzusammenstellungen vertreten waren. Da wird von einer „rotblaugelbweißen" Schleife als der „Dörptschen" gesprochen und weiter heißt es: „Grün-rot-weiß (Livland) und schwarz-rot-weiß oder rot-weiß-schwarz oder weiß-schwarz-rot (Dörptsche Bauerntracht) waren die meistvertretenen Farben." — Also die Willigerodeschen Farben sollten die Dörptsche Bauerntracht repräsentieren und nicht den „Norddeutschen Bund"!

Das erste estnische Gesangfest in Dorpat verlief in voller Harmonie, ohne die nationalen Gegensätze schärfer zum Ausdruck gebracht zu haben. „Es war," sagt Rosenthal, „jene reine, ungetrübte, harmlose Freude, welche Schiller „eine Tochter aus Elysium" nennt." — Seine Nachwirkung für die estnische nationale Bewegung war jedoch eine ungeahnt starke und erregende: wie in dem Rosenthalschen Buche gut und systematisch ausgeführt wird, stehen alle in der nächsten Zeit ins Werk gesetzten wichtigen Unternehmungen und Ver-

einigungen zur Förderung der estnischen Kultur in unmittelbarem Zusammenhange mit diesem Fest. Aber es bildete zugleich auch den Boden zur nationalen Differenzierung sowie zur Differenzierung der Strömungen innerhalb des estnischen Volkes, indem hier an der Spitze der „Unzufriedenen", die in dem unter Führung der deutschen Pastoren begangenen Gesangfest eine „Verherrlichung der Deutschen" erblicken wollten, schon C. R. Jakobson sich bemerkbar machte. Seltsamerweise haben übrigens von allen estnischen Unternehmungen gerade die Gesangfeste, die doch, wie man hätte meinen sollen, eine besonders exklusiv-nationale Färbung mit der Zeit hätten annehmen müssen, ihren anfänglichen Charakter des Zusammengehens mit den Deutschen sich gewahrt: zu allen späteren Gesangfesten sind in die Festkomitees auch Deutsche in größerer Zahl erbeten worden, speziell auch zum letzten Gesangfest in Dorpat im Jahre 1894, wo nach dem schärferen Einsetzen der Russifizierung und nach dem kläglichen Bankerott der radikalen Jakobsonschen Richtung und dem Zusammenbruch der meisten Schöpfungen der ersten Zeit — der Boden zu einer Annäherung zwischen Esten und Deutschen wieder gegeben war.

*

Vielfach haftet den Rosenthalschen Schilderungen von Leuten und Dingen ein selbstisch-nationaler, ein glorifizierender und superlativischer Zug an, der nicht sympathisch berührt. Mit Beiworten wie „tadellos", „eminent", „unerreicht", „vollendet", „meisterhaft" ꝛc. wird in Bezug auf Esten und Estnisches ziemlich verschwenderisch umgegangen. Man vergleiche z. B. die Rosenthalschen Charakterisierungen („tadellos", „majestätisch", „grandios" ꝛc.) der in der Tat überraschend guten Leistungen der Sänger auf dem 1. estnischen Gesangfest mit dem, was J. W. Jannsen in seinem „Eesti Post." und der begeisterte Fest-Präsident A. H. Willigerode in der „N. Dörpt. Ztg." darüber schreibt. Von dem musikalisch gelungenen 1. Konzert schreibt Jannsen („Eesti Post." Nr. 98): „Mehr oder weniger wurden alle Lieder tapfer und besser, als man es nach der kurzen Vorbereitung hätte hoffen können, gesungen"; und in der sehr wohlwollenden Festbesprechung der „N. Dörpt. Ztg." heißt es hierüber: „Alle Piècen wurden durchaus — selbstverständlich relativ — gut gesungen."

Im übrigen ist ja dem Verfasser der Lebenserinnerungen zu gute zu halten, wenn nun nach 40 und mehr Jahren viele Jugenderlebnisse und Jugenderscheinungen ihm in ein lichtes Rosenrot getaucht erscheinen und wenn ihm manches großartiger im Goldglanz der Erinnerung fortlebt, als es tatsächlich wohl war. Aber es ist eben nicht objektive Darstellung, die wir so erhalten. Beispielsweise finden wir für die Begründung der St. Petri-Gemeinde in Dorpat erwähnt, daß sie „auf Jannsens Initiative" sich zusammengeschlossen habe, und hierauf wird Einiges über den noch heute in voller Rüstigkeit hier wirkenden Pastor Wilh. Eisenschmidt berichtet. Aber des am meisten um diese Neugründung verdienten Mannes, des weil. Justizbürgermeisters B. Kupffer,

wird mit keiner Silbe gedacht, und natürlich bleibt der starke Anteil, den auch die deutsche Bevölkerung Dorpats an der Erbauung der Kirche ꝛc. genommen hat, gleichfalls unerwähnt. — Um Mißverständnissen vorzubeugen, mag hier auch verzeichnet sein, daß der Dorpater estnische landwirtschaftliche Verein zwar gewiß, namentlich in der ersten Zeit, Anregung gebracht, im allgemeinen aber im ganzen vorigen Jahrhundert eine recht kümmerliche, einflußlose Existenz gefristet hat. Die eigentliche „hohe Schule" gerade auch unserer bäuerlichen Landwirte waren im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts durchaus die großen August-Ausstellungen des Livländischen Vereins. Erst seit etwa einem Jahrzehnt haben die Ausstellungen des Dorpater estnischen landw. Vereins unter der Leitung Tönissons größere Bedeutung erlangt.

Auch an unzuverlässigen Angaben und Ungenauigkeiten fehlt es nicht ganz. Sehr zweifelhaft erscheint die Angabe darüber, wie dem Verfasser des Buches die Aufnahme ins Gymnasium 1856 verweigert worden sein soll. Er schreibt (S. 17): „Ein widriges Geschick wollte, daß gerade damals gemäß einer vom Kurator Bradke (so und nicht „Bradtke" wird der Name geschrieben) getroffenen Verfügung Kindern aus bürgerlichem Stande die Aufnahme ins Gymnasium verweigert werden sollte. Se. hoh. Exzellenz der wirkl. Geheimrat Senator Bradke hatte einen Sohn, der, etwas jünger als ich, zum Eintritt ins Gymnasium vorbereitet wurde. Um zu verhindern, daß sein Sohn mit Kindern bürgerlichen Geblüts in einer Klasse unterrichtet werde, hatte er diese Anordnung erlassen". — Wie es mit dieser Anordnung bestellt war, habe ich nicht nachprüfen können; tatsächlich aber hat der in Rede stehende Sohn des Kurators, Friedrich v. Bradke, bei seinem Eintritt in die Schule, mehrere „Bürgerliche" zu Klassenkameraden gehabt, wie Edmund Jensen aus Dorpat, Friedrich Henning aus Estland, Gustav Königsmann aus Dorpat, Heinrich Sturm aus Dorpat u. s. w.; mit allen diesen trat er, wie das „Schüler-Album des Dorpatschen Gymnasiums" ausweist, in die Vorschule des Gymnasiums ein und ging dann in die Parallel-Septima mit ihnen über. Die Wasserscheu vor „Kindern bürgerlichen Geblüts" kann darnach schwerlich so groß gewesen sein, wie sie hier dargestellt ist. Diese ganze Erklärung ist um so unverständlicher, als der Sohn des damaligen Kurators ja garnicht ins Gymnasium, sondern eben in die Parallelklassen eintreten sollte und tatsächlich eingetreten ist.

Nicht einwandfrei ist auch die Art, wie der Verfasser über seine Nicht-Aufnahme in die Korporation „Fraternitas Rigensis" berichtet. Er erzählt, wie er beim Eintritt in die Universität zwischen den einzelnen Korporationen wählte. „Ich entschied mich für die „Rigensis" in der Voraussetzung, dort liberalere Gesinnungen vorzufinden. Leider sah ich mich in meiner Annahme getäuscht und trat daher nach 4 Semestern aus" (S. 20). Und etwas weiter heißt es: „Denn die Standesunterschiede hatten eine noch viel größere Bedeutung als gegenwärtig". — Das wirft ein falsches Licht auf jene Zeit. Gerade

während der Studienzeit Rosenthals waren der Küstersſohn Guſtav Treffner und der Schuhmachersſohn Edwin Johanſon ſehr beliebte Landsleute der „Fraternitas Rigensis“, und auch Hugo Treffner, der nachmalige bekannte eſtniſche Führer und Zeitgenoſſe Rosenthals, war einige Zeit Farbenträger der „Frat. Rig.“. Rosenthal ſelbſt berichtet, daß ſein Vetter Leonhard Thomſon Farbenträger der „Curonia“ war, der nachmals ſo bekannte Paſtor Hurt, Sohn eines Dorfſchullehrers, war Farbenträger der „Livonia“ u. ſ. w. Es gab zu jener Zeit keine Korporation, in der ſich nicht auch Söhne von Handwerkern ꝛc. durchgeſetzt hätten, wie denn auch eſtniſche oder ruſſiſche Herkunft durchaus kein Hindernis zur Erlangung der Farben bildete.

Im Einzelnen ſeien nebenbei einige Flüchtigkeiten und Fehler, die mir aufgeſtoßen ſind, hier zurechtgeſtellt. Der zweimal als „Fr. Hoerſchelmann“ erwähnte weil. Profeſſor der Theologie hieß nicht etwa Franz oder Friedrich, wie man nach dieſer Abkürzung annehmen ſollte, ſondern Ferdinand. Guſtav und Hugo Treffner waren nicht Söhne des Küſters von Kamby (S. 107), ſondern des Küſters zu Kannapäh; Karl Johannſon war nicht Sohn des Arrendators von Lugden (S. 114), ſondern des Küſters von Rüggen. — Auf Seite 70 berichtet der Verfaſſer ſeltſamer Weiſe, daß es am 2. Konzerttage des 1. Geſangfeſtes erſt bei der Rückkehr des Feſtzuges vom Konzertplatz zu regnen angefangen habe, während für den äußeren Verlauf dieſes Konzerts doch gerade der ſtrömende Regen, unter dem es abgehalten werden mußte, und die Tapferkeit, mit der das geduldig ausharrende Publikum und die Sänger und der Dirigent mit ihren klitſchnaſſen Notenvorlagen unter freiem Himmel die Ungunſt des Wetters überwanden, ſ. Z. das Ereignis des Tages bildete; darum auch mußte das Programm der Reden gekürzt werden, und anfangs war ſehr ernſtlich davon die Rede, wegen des Regens das ganze Konzert zu verſchieben. Darin ſtimmen die Feſtberichte der „N. Dörpt. Z.“ und des „Eesti Post.“ durchaus überein.

Irrtümlich iſt endlich die Angabe (S. 276), wonach Se. Kaiſ. Hoh. der Großfürſt Wladimir Alexandrowitſch bei ſeinem Beſuch in Dorpat im Juni 1886 ſeine programmatiſche Rede über die durchzuführende Ruſſifizierung der Oſtſeeprovinzen in der Aula der Univerſität gehalten haben ſoll; dieſe Worte wurden tatſächlich vor dem Diner im Graf Manteuffelſchen Hauſe am Großen Markt geſprochen. Es iſt auch nicht korrekt über den Inhalt jener Rede vom Verfaſſer referiert worden: Se. Kaiſ. Hoheit hat nicht, wie dort angegeben iſt, als Willen des Monarchen nur verkündet, „daß in allen Lehranſtalten der baltiſchen Provinzen, von den niedrigſten bis zu den höchſten, inkl. die Univerſität, als Unterrichtsſprache die ruſſiſche einzuführen ſei“, ſondern er hat, ohne eine derartige ſpezielle Erwähnung der ruſſiſchen Unterrichtsſprache, im allgemeinen die Notwendigkeit der „Vereinigung der baltiſchen Grenzmark mit unſerem teuren Vaterlande“ und deren „engere Annäherung an die ruſſiſche Fami-

lie" betont. „Gebe Gott, daß Sie sich möglichst rasch und dauernd in die große russische Familie hineinfügen."

*

Solche einzelne Verfehlungen wider die Zuverlässigkeit der Berichterstattung treten aber völlig in den Schatten gegenüber der einseitigen Beleuchtung, in welche das große Ganze der Geschichte unserer Heimat und die Zeitverhältnisse in dem Rosenthalschen Buche gerückt werden.

Typisch dafür, wie lückenhaft und ungerecht die Vergangenheit und die Schilderung der allgemeinen Zustände behandelt wird, ist der Rückblick auf S. 21 u. ff. In der Schilderung der bäuerlichen Zustände vor dem 1. Sängerfest heißt es (S. 29) zum Beispiel:

> „Nur wenige Wirte hatten Einzelhöfe inne, die abgesondert von den Dörfern belegen waren. Die Wohnhäuser bestanden aus zwei Teilen, von denen der eine die Riege und der andere den allgemeinen Aufenthaltsraum für die gesamte Familie und das Gesinde bildete. Der letztere war, noch während meiner Kindheit, ohne Fenster und ohne Schornstein. Das Tageslicht mußte durch die geöffnete Tür eindringen und der Rauch seinen Ausgang durch dieselbe finden. Im Winter saßen die Bewohner im von Rauch erfüllten Raume und fanden Beleuchtung bei ihren Arbeiten durch einen brennenden Kienspahn. In solcher Atmosphäre wurden die langen Wintertage, die der Leistung der Spinnerei gewidmet waren, verbracht. Trotz dieses elenden Zustandes wurden die alten Volkslieder und Märchen nicht vergessen".

Grau in Grau! Man kann die Sache auch anders, sehr anders ansehen — dafür besitzen wir einen gewiß auch von Hrn. Rosenthal als nicht estenfeindlich — anerkannten klassischen Zeugen in Dr. Michael Weske. Dieser hielt auf Grund von ihm angestellter genauerer Erhebungen im Jahre 1876 in der Gelehrten Estnischen Gesellschaft einen Vortrag über den „Kulturfortschritt im Leben der Esten". Es ist ganz interessant, einige dieser Daten in Erinnerung zu bringen. Dr. Weske berichtet unter anderem:

Die ersten Fenster mit Glasscheiben kamen in einigen Gebieten bereits vor **60** Jahren (also im Jahre **1816**, noch vor Aufhebung der Leibeigenschaft) auf, in anderen aber erst vor 30 Jahren (1846, dem Geburtsjahre Hrn. Rosenthals). Gegenwärtig (1876) existiert nach meinen Erkundigungen keine Wohnung eines Gesindewirtes, deren Fenster ohne Scheiben wären; schon vor 10 Jahren mögen nur wenige solcher Bauerhöfe zu finden gewesen sein. — Schornsteine für ihre Wohnhäuser begannen unsere Bauern schon vor 55 Jahren (1821) zu errichten; hiermit ist es aber nur langsam vorwärts gegangen. Die große Mehrzahl wohnt aber in rauchfreien, warmen Kammern. — Etwa um das Jahr 1856 begannen unsere Bauern sich ausländische Pflüge anzuschaffen, ebenso eiserne Eggen. Eisenbeschlagene Wagen wurden in einigen Gebieten schon vor 55 Jahren (1821) gebraucht, in anderen erst vor 25 Jahren. In den wohlhabendsten Landes-

teilen fährt man schon auf Federwagen mit eisernen Achsen. — Zu Ende des vorigen und im Anfang dieses Jahrhunderts hatten die estnischen Gesinde zahlreiche, verhältnismäßig gut gepflegte Obstgärten. Jetzt sind sie in den meisten Gebieten selten geworden, doch ist das Interesse für Obstzucht neuerdings wieder erwacht. 1873—75 wurden aus Dorpat mehr als 1000 Obstbäume Bauern verkauft. Auf Veranlassung der Ökonomischen Sozietät zu Dorpat ist im Jahre 1864 auf dem Gute Jensel eine Baumschule angelegt, die ausschließlich Bauern zuerst — zu 15 Kop., jetzt zu 30 Kop. pro Stück Obstbäume verkauft. — Seit 10—12 Jahren (also um 1865) haben die Bauern Petroleum statt des Kienspans zu brennen begonnen. — Neuerdings brauchen die estnischen Bauern auch schon Nähmaschinen. Die Dorpater Firmen haben bereits (1876) etwa 600 Nähmaschinen den Bauern verkauft. — Zum Schluß wird noch eine Reihe von Fällen angeführt, wie Gutsherren den kulturellen Fortschritt unter den Bauern förderten; so schenkte um das Jahr 1835 Herr v. Bock zu Kersel jedem seiner Gesindewirte Eisen zu 4 Rädern und ließ sie vom Hofschmied beschlagen; ebenso ließ um dieselbe Zeit Herr v. Roth-Pölks die Schlitten aller seiner Gesindewirte mit Eisen beschlagen; Herr E. v. Wulf verwandte 500—1200 Rbl. jährlich zur Entwässerung der Bauerländereien, dotierte 9 Dorfschulen mit Land und baute alle Schulhäuser auf.

So die Mitteilungen Dr. Weskes. Beiläufig bemerkt, ist es sehr schade, daß Erhebungen dieser Art nicht fortgesetzt worden sind, wie Weske selbst es wollte. Vielleicht findet sich noch eine geeignete Kraft dafür; es liegt auf der Hand, wie überaus wichtig derartige Erhebungen für die Feststellung des jeweiligen Kulturzustandes sind. Sie würden auch, wie jetzt die Dr. Weske'schen Ermittelungen es tun, ein überzeugend richtiges Gegenbild zu etwaigen erneuten Bildern von purstem Elend an die Hand geben.

Der Verfasser des Buches ergeht sich ja allerdings nicht in „starken Ausdrücken" wider die Deutschen und hält sich, wie gesagt, fern von dem Tone der Hetzschriften bekannten Musters; aber die Tendenz, den Deutschen die Schuld an allem estnischen Ungemach aufzubürden und sie, trotz gelegentlicher Anerkennung, als die eigentlich und allein Schuldigen vor dem Richterstuhl der Geschichte, wie sie dem Verfasser vorschwebt, erscheinen zu lassen, zieht sich wie ein roter Faden durch das Buch. Er stellt ja nicht in Abrede, daß außer beim ersten und auch bei den folgenden estnischen Sängerfesten Deutsche mitgeholfen haben, daß auch die verschiedensten sonstigen estnischen Unternehmungen — so das estnische landwirtschaftliche Blatt „Pöllumees", der erste estnische landwirtschaftliche Verein, der „Eesti Kirj. Selts" usw. — teilweise Förderung von deutscher Seite erfahren haben; aber der gelegentlichen Registrierung solcher Tatsachen folgt nicht etwa eine Anerkennung, sondern zumeist eine Beschwerde, daß nicht mehr geschehen sei. Es ist direkt als eine Ungerechtigkeit zu bezeichnen, wenn er den Deutschen und insbesondere den

deutschen Predigern einen Vorwurf daraus schmiedet, daß sie an dem „Eesti Kirj. Selts" sich nicht stärker beteiligt hätten, nachdem dieser doch unter C. R. Jakobsons Einfluß den Beschluß gefaßt hatte, daß nur ein Este Präses des Vereins werden könne, somit die Deutschen von vornherein in den Hintergrund gerückt hatte und dem Ganzen eine durchaus nationalistische Spitze gegeben war. Dieser Vorwurf ist um so unbilliger, als die Deutschen in der „Gelehrten Estnischen Gesellschaft" bereits ein Institut besaßen, wo sie estnische Literatur und Sprache zu fördern durchaus Gelegenheit hatten. Es ist weiter als eine ungerechte Zumutung zurückzuweisen, daß den Deutschen ernstlich ein Vorwurf daraus gemacht wird, daß sie der Alexanderschul-Bestrebung kühl oder feindselig gegenübergestanden haben, wo doch der unbefangene Beurteiler im voraus erkennen konnte, in welche Bahnen dieses auf ein „vorläufiges" Programm hin zu gründende Unternehmen und die Agitation dafür einlenken würden. Kann man es den einsichtigen Deutschen denn wirklich verargen, wenn sie ahnten, wohin das Ganze führen mußte — nämlich unter die Herrschaft deutschfeindlicher „Spitzführer der kritiklosen Massen" (S. 139) und der berüchtigten Hilfskomitees, die sich „als Organe des souveränen Volkswillens" (S. 192) aufspielten?! Und dennoch macht der Verfasser den Pastoren Revals noch im Jahre 1880, wo doch der Stern C. R. Jakobsons schon hoch am estnischen Himmel stand und den Hurt'schen Einfluß ganz zu überstrahlen drohte, einen Vorwurf daraus, daß sie bei einem Bazar für diese von nationalistisch-demokratischen Bestrebungen durchwühlte Alexanderschule nicht mitmachten!

Was alles seit der zweiten Hälfte der 70-er Jahren von estnischer Seite gegenüber den Deutschen verfehlt worden, wird im Rosenthalschen Buche einfach mit Schweigen übergangen. Dagegen wird dem baltischen Deutschtum vorgehalten, daß es nicht der Aufforderung zum Zusammenarbeiten mit den Esten und Letten nach dem Programm der von Harry Jannsen 1882 erst in Reval, dann in Riga herausgegebenen „Heimat" gefolgt ist. Was dabei herausgekommen wäre, wenn die baltischen Standschaften der Führung Harry Jannsens gefolgt wären, ist jetzt nachträglich schwer zu entscheiden; wahrscheinlich wohl wäre bald genug eine Rückschwenkung zu einer ähnlichen Politik erfolgt, wie sie einige Jahre später auch Herr Harry Jannsen mit veränderter Front als Mitarbeiter an der Hornemann-Seraphimschen „Düna-Ztg." zu fördern suchte. Unter allen Umständen aber muß man es als Ungerechtigkeit empfinden, daß der Vf. so ohne weiteres eine blanke Schuld an dem Nichtzustandekommen der gewünschten „natürlichen Harmonie unserer Verhältnisse" den Deutschen aufhalst. War doch damals der allerdings bald darauf mit dem Tode abgegangene, unversöhnliche Deutschenhasser C. R. Jakobson der siegreiche Führer der estnischen nationalen Bewegung, nachdem er die estnische Girondisten-Partei Pastor Hurt's völlig bei Seite geschoben hatte, und der eigentliche Held des estnischen Volkes, und brach doch in der estnischen öffentlichen Meinung

damals die Herrschaft einer „Sakala" und später des nicht minder demokratischen „Walgus", des sozialistischen „Wirulane" ꝛc. durch! Und weiß denn der Vf. so gar nichts von den im Lande aufgetauchten Proklamationen, von der bedrohlichen Gärung im Volke, vom Flammenschein, welcher infolge der Brandstiftungen auf den Gütern den heimatlichen Abendhimmel rötete, von dem am 1. Dezember 1881 begangenen Attentat auf Pastor v. Holst zu Kannapäh u. s. w., u. s. w.? All' das sollte doch wohl genügen, um die seitens der Deutschen einmütig erfolgte Zurückweisung des gerade damals ihnen zugemuteten Entgegenkommens wenn auch nicht zu billigen, so doch — nun sagen wir — für halbwegs erklärlich zu finden? Von all den estnischen Ausschreitungen jener Art und jener Zeit haben wir in dem Rosenthalschen Buche nur eine erwähnt gefunden — das im Jahre 1878 von einem Anhänger der „Sakala" auf J. W. Jannsen ausgeführte, glücklicherweise fehlgeschlagene Schieß-Attentat. Warum ist alles Übrige verschwiegen? Und hat ein Autor, der solches verschweigt, noch das Recht, im Vorwort zu seinem Buch zu schreiben:

> „Die Schrift erheischt eine objektive Beurteilung. Wenn in derselben die politischen Fehler, die von Seiten der Deutschen begangen worden sind, nachgewiesen werden, so ist das nicht aus Parteileidenschaft, aus Haß oder nationaler Verblendung geschehen, sondern mit aufrichtigem Bedauern, aus Liebe zur Heimat und zur Ehre der Wahrheit."

Ich muß gestehen, ich habe vergeblich in dem Rosenthalschen Buche nach einem wirklich überzeugenden Ausdruck des hier betonten „aufrichtigen Bedauerns" gesucht, wenn der Verfasser auf Schattenseiten bei den Deutschen zu sprechen kommt; er hätte seinen guten Willen am leichtesten bekunden können, wenn er sich nur ein wenig bemüht hätte, diese oder jene lichtere Seite in „Liebe zur Heimat" hervorzukehren. Er hätte beispielsweise den Anteil der Ritterschaften an der Aufhebung der Leibeigenschaft — nie und nimmer wäre eine solche erfolgt, wenn nicht wenigstens eine starke Minorität in den Landtagen dafür gewesen wäre — hervorheben, er hätte der großen, von ihm mit keiner Silbe erwähnten Fölckersamschen Agrar-Reform und des schwierigen Werkes der Streulegung und Arrondierung der Gesinde gerecht werden, er hätte bei einigem guten Willen wohl auch für die livländische Volksschule etwas wärmere Töne finden können. Das unzulängliche Bild, das uns das Rosenthalsche Buch von dieser Schöpfung in unserer Heimat bietet, sei wenigstens durch einige Striche ergänzt, die wir der 1876 erschienenen kleinen Schrift „Die Volksschule in Livland" von F. Hollmann, Seminardirektor in Dorpat, entlehnen.

Es gab im Jahre 1874 in Livland 117 Parochialschulen und 918 Gemeindeschulen, von denen sehr viele von den Gütern mit Land dotiert und sonst gefördert waren. Insgesamt wurde in Livland in 1035 Schulen von 1137 Lehrern die lutherische Schuljugend des flachen Landes unterrichtet. Die Parochialschulen wurden von 3608 Kindern besucht, die Gemeindeschulen von

37,794 Schulkindern. Regelmäßigen Schulunterricht empfingen mithin in sämtlichen Schulen 41,402 Kinder beiderlei Geschlechts. Dazu kamen noch 25,436 „Repetitionsschüler" (d. h. Kinder, die vom 14. Lebensjahr bis zur Konfirmation an bestimmten Tagen oder in bestimmten Wochen zur Repetition des Erlernten in die Schule kommen mußten); endlich genossen unter Kontrolle der lutherischen Schulverwaltung 55,499 Kinder häuslichen Unterricht. Von allen in Livland vorhandenen 126,956 Kindern schulpflichtigen Alters vom 8. Lebensjahre an bis zur Konfirmation waren nur 4619 der Schulkontrolle entzogen. — Das ist unseren Ritterschaften und unserer lutherischen Pastorenschaft zu danken gewesen. Hollmann sagt (S. 28): „Die Livländische Ritterschaft hat aus eigener Initiative für die livländische Volksschule an Geld und Arbeit Opfer gebracht, wie sie vielleicht in ganz Europa nur noch für die Schwesterprovinzen Estland und Kurland registriert werden können". Jedenfalls sind die Esten in dieser Beziehung besser gestellt gewesen, als irgend ein anderer Volksbestandteil im Russischen Reich, zumal in den Gemeindeschulen damals ohne jede sprachlichen Nebenzwecke ganz allein in der estnischen Muttersprache gelehrt und gelernt wurde. Es ist doch — und das läßt das Rosenthalsche Buch kaum erraten — ein gut Stück Arbeit hier im Lande von Deutschen „aus Liebe zur Heimat" und auch für die Esten getan worden.

(Schluß folgt).

❀ ❀ ❀

Das Recht auf Sühne.

Ein Erlebnis.

Von M. Willkomm-Schneider [Benvenuto Sartorius] (Jena).

In jenem Jahre fiel bei uns in Rußland Ostern außergewöhnlich spät. Die Newa war eisfrei, in weitem Umkreis des Residenz keine Spur mehr von Schnee, der Erdboden in den Anlagen und auf den Inseln bunt von Frühlingsblumen. In unsern nördlichen Breiten ist man an „weiße Ostern" gewöhnt, — diesmal aber zog im Gefolge des Frühlingsfestes auch der Lenz ins Land, ein echt nordischer, sich überhastender, sieghaft vorwärts drängender Lenz, der in toller Verschwenderlaune mit einem Male sein ganzes Füllhorn ausschüttete und täglich neue Blütenwunder hervorzauberte.

Mit sehnsüchtigen, lufthungrigen Augen hockte die Jugend auf den Schulbänken, jeden Feiertag, der ihr die Türe ins Freie öffnete, mit Ungeduld erwartend.

Mitten in die Syringenblüte hinein, wie ein Gottesgeschenk, fiel Himmelfahrt. Die Kinder bestürmten uns, den Tag zu einem Ausflug aufs Land auszunutzen. Mit einer Spazierfahrt auf die Inseln oder der hergebrachten Ausfahrt nach Lesnoy*) erklärten sie sich nicht zufrieden.

*) Ein Vorort St. Petersburgs, wo sich die Forstakademie befindet.

Allerlei Vorschläge wurden laut . . . irgend einer — vielleicht bin ich es selbst gewesen — nannte Sseſtrorezk.

Sseſtrorezk war dazumal noch nicht der elegante, leicht erreichbare Kurort. In der Petersburger Gesellschaft kannte man es kaum dem Namen nach. Das einzig Bemerkenswerte des kleinen, am finnischen Grenzflüßchen Syſterbäck gelegnen Fleckens, war die der Krone gehörige Pulverfabrik, deren ungemütliche Nähe der Grund sein mochte, weshalb der so günstig gelegene, gegen die Nordostwinde geschützte Strandort als Sommerfrische nicht inbetracht kam. Noch gab es keine Strandbahn, überhaupt keine bequeme direkte Verbindung von der Residenz dahin.

Die Schwierigkeiten, die sich der Ausführung des geplanten Ausflugs entgegenstellten, machten ihn indes der Jugend nur noch verlockender. Solch eine Fahrt ins Blaue hinein, bei der man mit allerlei Abenteuern, zumindest mit der Möglichkeit, irgendwo auf halbem Wege nicht weiter befördert zu werden, rechnen mußte — konnte es etwas Schöneres geben?!

Zuletzt wurde noch ein Besuch bei Akulina Michailowna in die Wagschale geworfen. Hatte sie nicht jedes Mal, wenn sie das Geld für ihre Ware einstrich und sich zum Fortgehen rüstete, unter hundert Beteuerungen ihrer Ergebenheit und Unwürdigkeit, gebeten: die jungen Herrschaften sollten doch endlich einmal nach Sseſtrorezk kommen und ihr Höfchen aufsuchen, das Meer sehen und den gesegneten Strand, der sich ohne Unterbrechung bis weit nach Finnland hineinzöge, noch über Terrijoki hinaus — keinen Begriff mache man sich davon in der Stadt. Wie auf weichem Samt liefe man darüber hin, kein Steinchen ritzte die Sohlen — lauter feiner Sand, wie gesiebt. . . Solch einen Strand gab es auf der ganzen Welt nicht wieder, nach Akulinas Behauptung.

Man mußte doch sehen, ob der Alten etwas zugestoßen sei, daß sie sich wochenlang nicht hatte blicken lassen, oder ob Kränkungen von seiten der Dienerschaft sie veranlaßten, unsre Kundschaft aufzugeben.

Dies Argument gab den Ausschlag.

Akulina Michailowna war der Typus einer russischen Matuschka*), eine dicke gemütliche Bäuerin aus Sseſtrorezk, die uns den Winter hindurch jeden Sonnabend mit Butter, Sahne und Quark versorgte, — wenn die Osterzeit nahte und ihre Hühner zu legen begannen, auch mit Eiern von staunenswerter Größe und tiefbräunlicher Färbung: das Entzücken der Kinder. Vor Palmsonntag brachte sie ihnen knospende Weidenzweige mit silberwolligen Kätzchen bedeckt, wie man sie auch nur annähernd so schön auf der ganzen Werba**) nicht zu kaufen bekam.

Am Karfreitag war sie zum letzten Male mit ihrer Ware erschienen. Die ob des Ausbleibens ihrer alten Freundin bekümmerten Kinder stellten die Vermutung auf, daß die Köchin sie unfreundlich abgefertigt habe. Diese war nicht gut auf die herumziehenden Händler zu sprechen, „die nur die Dielen beschmutzen und ehrliche Dienstboten um ihre sauer verdienten Groschen bringen“. .***), aber als die Kinder mit Fragen auf sie einstürmten, bekreuzigte sie sich und versicherte, daß Akulina eine Ausnahme mache und garnicht „zu

*) Matrone.

**) Palmenmarkt vor Ostern, nach den zu Palmsonntag geweihten Weidenzweigen (Werba) genannt.

***) In Petersburg erhält die Köchin in jeder Handlung, in der sie Einkäufe macht, 5 %.

denen zähle". Habe sie ihr nicht noch bei ihrem letzten Kommen zwei Pfund vom besten Kaffee*) als Ostergeschenk mitgebracht?

Ich muß gestehen, auch ich vermißte die Alte, deren ganze Erscheinung die breite Behaglichkeit russischen Dorflebens atmete. Ich freute mich jedes Mal, wenn ich sie in unsrer Küche traf, in ihrer steifwattierten kurztailligen Faltenschoßjacke, das freundliche rotwangige Gesicht von einem großen dunklen Wolltuch umrahmt. Die an einem Krummholz über ihre Schultern hängenden Holzbütten, worin sie ihre Ware zur Stadt brachte, pflegte sie an der Tür abzustellen und, nachdem sie sich vor dem in der Ecke hängenden Heiligenbild bekreuzigt, ein halbes Stündchen auszuruhen. Unsre Leute rückten ihr dienstfertig einen Holzschemel an den Herd und schenkten ihr Tee ein, und während sie aus der, in der hocherhobenen Hand balancierten Unterschale den heißen Trank schlürfte und ein Stück bunten Fastenzucker dazu „aufbiß", abwechselnd über die dampfende Fläche blasend und in kleinen Schlucken trinkend, erzählte sie allerlei Dorfneuigkeiten. Da die zum Korrider führende Küchentür bei uns, dank der Nachlässigkeit des Dienstleute, fast immer offen stand, war ich ungesehen häufig Zuhörer. Die unsern einfachen Russen eigne halbreflektierende Art des Erzählens hat für mich etwas überaus Fesselndes, beinah Fascinierendes. Es fallen dabei häufig so scharfe Streiflichter auf das Denken und Empfinden unsrer Bauern, in psychologische Tiefen hineinleuchtend, die jedem, der die russische Volksseele nicht kennt, ein Rätsel bleiben... ein Rätsel, zu welchem dem Westeuropäer der Schlüssel fehlt.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Auf den Rat landeskundiger Freunde benutzten wir die finnische Eisenbahn bis Bjelooſtrow, wo der russischen Zollabfertigung wegen eine größere Anzahl von Beamten stationiert sind und wir hoffen durften, Fahrgelegenheit an der Bahn zu finden. Nach einem, auf der Station eingenommenen Gabelfrühstück verteilten wir uns, so gut es ging, auf zwei der primitiven, von kurzbeinigen stichelhaarigen Pferdchen gezogenen Einspänner. Diese kleinen finnischen Pferdchen sind eine ausdauernde Rasse und schrecken vor keiner Schwierigkeit zurück. Wie auf glatter Chaussee trabten sie auf den, von tiefen Löchern und herumliegenden Steinen bedeckten, ausgefahrenen Waldwegen hin.

Die in den Wäldern zusammengewehten Schneemassen waren trotz des warmen Frühjahrs noch nicht völlig geschmolzen; hie und da leuchteten im Waldgrunde noch Spuren von Schnee, zwischen denen die, wie in kleine Pelzröckchen gehüllten, silberhaarigen und violetten Küchenschellen hervorlugten. Wo der schmelzende Schnee Pfützen und Rinnsale gebildet, protzten goldgelbe Wucherblumen und starkduftender fleischroter Sumpfporsch; dazwischen lagen, wie aus lichtgrünen Federn zusammengeweht, Inselchen von sprossendem Schachtelhalm .... Zuweilen stob ein Flug Haselhühner schwirrend vor uns auf, Krickenten zogen mit scharfem Schrei über unsern Köpfen hin, und hochbeinige Brackvögel stelzten über den Weg. Das alles erfaßten unsre Augen wie im Flug, da wir unsre ganze Aufmerksamkeit darauf richten mußten, bei der holprigen Fahrt, mit der verglichen das Passieren eines Knüppeldammes eine angenehme Art der Fortbewegung war, nicht aus unsern leichten, auf zwei hohen Rädern liegenden Karren geschleudert zu werden.

— — — — — — — — — — — — — — — —

*) Die Dienstboten sind in Rußland darauf angewiesen, ihren eignen Kaffee und Tee zu haben.

Lang gezogene, vom Winde verwehte Harmonikaklänge durchzitterten die Luft und kündeten die Nähe einer Ortschaft. Der Wald trat zurück, am Horizonte zeigte sich der bewegte Spiegel des Meeres. Eine Schar junger Leute in Festtagsgewand zog singend die Straße entlang. Die Mädchen, zu drei und vier untergefaßt, trugen grellfarbige großgemusterte Sarafans, darunter die weißen faltigen Hemden mit den am Ellenbogen abschließenden bauschigen Ärmeln, und das Gesicht fest umrahmende geblümte seidene Kopftücher in leuchtenden Farben, die Burschen das rote russische Hemd über den, in gefalteten Schaftstiefeln steckenden weiten Pumphosen. Voran zog der Harmonikaspieler; die Mütze auf dem Hinterkopf, weit in den Nacken gerückt, spielte er im Gehen die sich in monotoner Ruhelosigkeit des Zweivierteltakts bewegende Kamarinskaja, die von der Begleitung in abgerissenen Strophen mitgesungen wurde.

Als der Trupp an uns vorübergegangen war, ließ ich unsern Karren halten und fragte einen der Nachzügler nach dem Höfchen Akulina Michailownas. Er glotzte uns, ohne zu antworten, mit weitaufgerissenen Augen an. Da in diesem Grenzdistrikt die Bevölkerung gemischt ist, wiederholte ich meine Frage finnisch, doch ohne Erfolg.

Als der Fuhrmann gleichmütig auf sein Pferdchen einhieb und die Karren sich langsam wieder in Bewegung setzten, schien der Gefragte sich besonnen zu haben und deutete mit dem Arm die Richtung, die wir einhalten sollten, an. Wir bemerkten, daß er nach kurzem Überlegen umkehrte und uns mit lang ausholenden Schritten folgte.

Vor den Türen der vereinzelt unter den hohen Strandkiefern liegenden Hütten sonnten sich die Alten, kauten Sonnenblumenkerne und hatten ein wachsames Auge auf die kleinen Kinder, die im Sande zwischen Hühnern und Ferkeln spielten. Vereinzelte Trupps Halbwüchsiger, stets um einen, die Ziehharmonika spielenden Mushik geschart, kreuzten von Zeit zu Zeit unsern Weg. Sobald sie mit dem uns folgenden Bauern zusammenstießen, gab es einen kurzen Aufenthalt. Er schien ihnen etwas mitzuteilen ... Die Harmonika verstummte ... Die Köpfe wandten sich zurück und blickten uns nach, die Trupps lösten sich auf und schlossen sich zum großen Teil dem Manne an. Je weiter wir durch den von Festbummlern belebten Ort fuhren, um so zahlreicher ward unser Gefolge, sodaß wir froh waren, als wir in die Umfriedigung des etwas abseits der Straße in den Dünen liegenden Gehöfts einlenkten.

Auf einem Unterbau von unbehauenen Granitblöcken erhob sich das einstöckige Holzhaus, dessen lang gestrecktes Schindeldach die Ställe für das Vieh, sowie die Wohnräume der Familie bedeckte. Ein kleiner Vorbau bildete eine Art Veranda, zu der eine hölzerne Stiege hinaufführte. An einem, über derselben vorspringenden Querbalken hing ein weitbauchiger Krug, das landesübliche Waschgefäß, aus dem sich beim leisesten Anstoß ein dünner Wasserstrahl in die untergehaltenen Hände ergießt und so, bei sparsamstem Wasserverbrauch, ein bequemes Waschen ermöglicht. Man darf nicht vergessen, daß jeder russische Bauer sich Sonnabends in der Badstube einer gründlichen Reinigung unterzieht.

Das Gehöft, welches den Eindruck der Wohlhabenheit machte, lag still, wie eingeschlafen, im Sonnenschein. Unser Gefolge war vor der Umzäunung stehen geblieben, offenbar gespannt auf den Empfang des herrschaftlichen Besuchs von seiten der Wirte.

An den Scheiben des niedrigen Fensters neben der Eingangstür erschien der Kopf eines Mannes. Ein paar Minuten später wurde die Tür aufgestoßen,

ein hochgewachsener Muschik, dem man den gedienten Soldaten ansah, trat auf den Altan. Als wir ihn nach Akulina Michailowna fragten, ertönte aus dem Innern der Hütte ein Schrei und gleich darauf erschien sie selbst in dem Rahmen der offnen Tür, stieg schwerfällig die Stufen herab und kam auf uns zu, gefolgt von dem verdrossen zu Boden blickenden Muschik, dem sie halblaut einen Befehl gab, worauf er die Kinder aus dem Karren hob und uns beim Aussteigen behilflich war.

Unter den Zuschauern machte sich eine Bewegung bemerkbar... sie drängten sich näher heran. Akulina Michailowna wandte den Kopf und maß die Neugierigen mit einem Blick, vor dem sie zurückwichen. Langsam bröckelte einer nach dem andern von der lebenden Mauer ab, bis auf die letzten, die jenseit einer dichtverwachsenen Hecke kauerten und verstohlen durchlugten, bis sie sich, scheue Blicke auf die ernste Frau werfend, davon trollten.

Wir sahen uns betreten an. Auch die Kinder, die unterwegs nicht müde geworden, sich den Empfang bei der alten Milchfrau auszumalen, zeigten betroffene Mienen und drängten sich dichter an uns.

Die vor uns stehende, in ein dunkles Tuch gehüllte Frau, mit dem gramvollen Blick der tiefliegenden Augen, dem von unzähligen Fältchen durchfurchten schlaffen Gesicht, hatte nichts gemein mit der gutmütigen, immer zu Scherzen aufgelegten Akulina, die unter wortreichen Entschuldigungen und Beteuerung ihrer Untertänigkeit, breitspurig ihre faltigen Röcke ordnend, so behäbig und selbstzufrieden in unsrer Küche saß und nicht müde ward die Fragen der sich zu ihr herandrängenden Kinder zu beantworten. Ihr ganzes Wesen hatte etwas Gedrücktes, Unsichres. Sie suchte offenbar nach Worten, uns geziemend zu begrüßen, und schämte sich dabei ihrer Schwerfälligkeit.

Sie tat mir leid. Ich versuchte ihr über das Peinigende der Situation hinwegzuhelfen, indem ich sie in gewohnter Weise begrüßte und ihr mitteilte, die Kinder hätten uns keine Ruhe gelassen, sie, Akulina, habe ihnen soviel von den Herrlichkeiten des Strandes von Ssestrorezk erzählt, daß sie sich mit eignen Augen davon überzeugen wollten.

„Ihr könnt gleich zum Meere hin laufen", wandte ich mich an die Kinder, „Ihr seht es ja zwischen den Stämmen der Bäume durchschimmern..."

„Es ist doch keine Gefahr dabei?" fragte ich, mich wieder der Bäuerin zuwendend.

Diese schien wie aus einem dumpfen Traum zu erwachen. „Gefahr..? ach nein, Ew. Wohlgeboren . . . aber die Kinderchen sind vielleicht ermüdet von der weiten Fahrt, wollen sich zuvor etwas ausruhen in der Hütte, ein Gläschen Milch trinken? . . . Weißbrot könnte die Schwiegertochter von der Nachbarin holen. Sie haben heute alle frisches Weißbrot gebacken im Dorfe. Hätte ich gewußt, was für ein Besuch in meine armselige Hütte eintreten werde, ich hätte es nicht unterlassen, selbst zu backen" . . . sie überstürzte sich im Sprechen, als wolle sie allen Fragen von unsrer Seite zuvorkommen.

Ich gab den Kindern einen Wink, die sich die gewährte Freiheit zunutze machten und davonstoben.

„Nikita!" rief die Bäuerin dem in Unterhaltung mit den Fuhrleuten begriffenen Sohn zu „geh den jungen Herrschaften nach, daß sie nicht zu Schaden kommen."

Der Angerufene streifte mit einem zur Seite schielenden Blick die Mutter und uns . . .

Er zögerte . . .

„Geh!“ wiederholte sie kurz — und scheu zusammenfahrend wandte er uns stumm den Rücken und verschwand zwischen den Bäumen.

Die Blicke der Mutter folgten ihm. Mit einem tiefen Atemzug, der fast wie ein langgezogener Seufzer klang, richtete sich ihre gebeugte Gestalt auf, als schüttle sie eine drückende Last ab, und ein Schimmer der gewohnten breitspurigen Freundlichkeit erhellte ihre Züge, als sie uns mit den, dem niedern russischen Volke eignen, förmlichen Redensarten aufforderte, in die Hütte einzutreten. — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Vor dem, fast die Hälfte der hinteren Zimmerwand einnehmenden russischen Ofen saß auf einem weißgescheuerten Holzschemel ein junges Weib und stillte ein Kind. Zwei Jungen von etwa drei und vier Jahren spielten auf dem Estrich mit bunten Tonkugeln. Bei unserm Eintritt erhob sich die Stillende und legte das an ihrer Brust eingeschlummerte Kind in die vom mittleren Tragbalken herabhängende Wiege. Dann verneigte sie sich, unsern Gruß erwidernd, so tief, daß ihre Stirn beinah den Fußboden berührte, nahm den kleineren der sich ängstlich in die Falten ihres Rocks verkriechenden Knaben auf den Arm, — der ältere umklammerte, angstvolle Blicke auf uns werfend, ihre andre Hand — und verließ, ohne ein Wort zu sprechen, mit beiden das Zimmer.

„Sie sind so scheu geworden, die armen Kleinen“, entschuldigte die Großmutter, als die Tür hinter der Davongehenden ins Schloß fiel, „ihr Geschrei würde die Herrschaften belästigen.“

Sie seufzte, wischte mit dem Zipfel ihrer großen schwarzen Schürze über ein paar Holzstühle und nötigte uns zum Niedersitzen. Sie selbst blieb mit schlaff herunterhängenden Armen vor uns stehen, als gehe sie mit sich zu Rate . . . und abermals tief aufseufzend, begann sie stockend: „Ew. Gnaden müssen entschuldigen, daß es garnicht nach Feiertag bei uns aussieht, heute, zur Himmelfahrt unsres Herrn —“ sich tief verneigend, bekreuzigte sie sich dreimal — „aber das große Unglück . . . um Vergebung Ew. Gnaden, daß ich davon spreche . . . es ist, als ob die Seele weit weg wäre . . . als ob gar kein Sinn in alledem sei, was die Menschen tun — —“

„Was ist Euch zugestoßen, Akulina Michailowna?“ fragte ich, da sie verstummte, „von welchem Unglück redet Ihr?“

Sie schien den Sinn meiner Frage nicht erfaßt zu haben . . . „Das große Unglück . . .“ wiederholte sie tonlos, „Ew. Gnaden werden ja davon gehört haben . . . es steht ja gedruckt zu lesen in der Nowoje Wremja*) hat uns der Priester Iwan Iwanowitsch gesagt . . . . Die Heiligen haben mich bestraft für meine Sünden . . .“ sie bekreuzte sich abermals, fast leidenschaftlich.

„Kommt zu Euch, Akulina Michailowna,“ redete ich auf sie ein, „setzt Euch und erleichtert Euch die Seele, Mütterchen!“

Die Bäuerin blickte unschlüssig nach der Tür, hinter welcher die Schwiegertochter mit den Kindern verschwunden war, dann sagte sie zögernd: „Mag es immerhin sein . . . aber Ew. Gnaden werden entschuldigen, wenn ich Alte ins Schwatzen gerate . . . Keinem Menschen habe ich mich anvertraut — wie versiegelt waren meine Lippen bis zu dieser Stunde — — Die Worte werden mir vom Munde fließen, wie das Blut aus einer kaum verharschten Wunde, von der man den Schorf abreißt — — —“

*) In St. Petersburg erscheinende große russische Zeitung.

Sie setzte sich auf den Schemel, wo vorhin des stillende Weib gesessen, und, den schweren Oberkörper hin und herwiegend, begann sie:

„Der Priester sagt, die Heiligen hätten mir das Kreuz geschickt, um mich für meinen Hochmut zu bestrafen. — Er mag Recht haben, Ew. Gnaden — ja, ich war stolz darauf, wie alles so sichtlich gedieh unter meiner Hand und der Wohlstand zunahm in der Hütte, seit mein Mann damals in der Betrunkenheit in das Eisloch geriet und versank — Gott wolle sich seiner armen Seele erbarmen! . .“ schaltete sie, sich bekreuzigend, ein — „Die Söhne wuchsen mir zur Hilfe heran . . . eine Stütze für die alten Tage — zwei blühende Söhne, Ew. Gnaden,“ sie ächzte leise, „stark wie die jungen Fichtenstämme . . . Vor fünf Jahren mußte der Nikita sich beim Militär stellen — auf das große Panzerschiff kam er, das nach China bestimmt war — unsre jungen Leute kommen alle zur Marine — der Älteste war durch den Tod des Vaters militärfrei — Erbarmung, Ew. Gnaden, was soll eine arme Witwe anfangen ohne Manneshilfe?! . . So blieb der Ilja bei mir . . Aber vereinsamt fühlte er sich, so allein mit mir in der Hütte. Die Langeweile überkam ihn — die Sehnsucht —“

„Mutter, ich werde die Nastja heiraten,“ sagte er mir eines Tages — es war kaum ein viertel Jahr verstrichen, seit wir allein in der Hütte hausten.“

„Heirate, mein Sohn,“ sagte ich ihm, „aber warum grade die Nastja? Dies leichfertige verliebte Ding, das allen Männern schöne Augen macht? . . Dem Nikita, deinem Bruder, hat sie's auch angetan. Es ist mir ganz recht, daß er auf dem Schiff seine sieben Jahre abdienen muß — aus den Augen, aus dem Sinn, sagt das Sprichwort . . . Iljuschka mein Sohn, sage ich, es tut nicht gut, sich von alten Bräuchen loszusagen! Laß deine Mutter sich die Schwiegertochter wählen unter den heiratsfähigen Mädchen im Dorf . . . Aber meine Zunge redete in den Wind. Unvernünftig ist die Jugend, — wenn die Mutter abredet, so ist's grade, als ob jemand in glimmende Kohlen bläst, daß sie nur heller aufflammen — —“

Es war, als habe es ihm die Nastja angetan mit einem Zauber, daß er nicht von ihr loskönne. Jede Nacht ist er zu ihr geschlichen — und als dann der Andrjuscha geboren wurde und die Nastja nach Petersburg gehen und sich als Amme verdingen wollte, da vermochte ich's nicht, den Gram des Sohnes anzusehen und gab meinen Segen zu der Heirat . . .“

Sie seufzte, sich abermals bekreuzigend, tief auf.

Eine Zeitlang war es ganz still im Zimmer... nur das Rauschen des Meeres drang dumpf durch die geschlossenen Fensterscheiben, an denen die Fliegen summten, und irgendwo tönte das leise Weinen einer Kinderstimme...

Die Bäuerin fuhr sich mit dem Handrücken über die Augen, als gälte es, etwas zu verscheuchen, dann gab sie der vor ihr hängenden Wiege einen gelinden Anstoß, und während sie das weinende Kind wieder einwiegte, fuhr sie, wie zu sich selbst sprechend, fort:

„Ich hatte der Nastja Unrecht getan. Sie war dem Ilja eine gute Frau und mir eine gehorsame Tochter. Mit ihr schien Glück und Frohsinn in der Hütte eingekehrt zu sein. Die Enkelchen wurden geboren und wuchsen heran, zu meiner Freude. In der Butterwoche*) kam das dritte zur Welt und erhielt den Namen Nikita. Das Taufmahl sollte nachträglich zu Ostern gehalten werden, wenn Nikita, den sie zum Taufvater**) gebeten, auf Urlaub heimkam.

*) Butterwoche: die Woche vor den großen Fasten.
**) Pate.

Das Schiff hatte schon die Rückfahrt angetreten, schrieb er, und sollte noch vor Ostern im Hafen von Kronstadt einlaufen —"

Sie machte wieder eine Pause und lauschte auf die Atemzüge des schlummernden Kindes. Als sie den Arm, mit dem sie die Wiege in Schwung erhalten, in den Schoß sinken ließ, schien sie völlig in sich zusammenzufallen.

Düster vor sich hinstarrend, begann sie von neuem zu sprechen. „Ja, so war es ... Sonnabend vor dem heiligen Osterfeste traf er hier ein, der Nikita. Er war männlicher geworden im Dienst, von der Seeluft gebräunt, und die Matrosenjacke stand ihm gut zu Gesicht. Gewachsen dünkte er uns allen; als er in die Hütte trat, mußte er sich bücken, um nicht am Türbogen anzustoßen. Sonst war er noch ganz der Alte. Nur in die Augen war etwas Fremdes gekommen, so etwas Flackerndes, Unstetes — bei Zigeunern, Ew. Wohlgeboren, habe ich solch einen Blick gesehen, die nicht wissen, wo sie hingehören, keine Heimat haben. auf der Welt, und bei kranken Tieren, wenn sie sich vor den Menschen verkriechen. — Nun, er war ja auch ein Heimatloser, mein Nikita — fünf Jahre auf dem Meere — erbarmen sie sich!.. Auch um den Mund hatte er einen schlaffen, müden Zug, der meinem Mutterherzen weh tat — ich sah daraus, daß er sich auf's Branntweintrinken gelegt hatte — — aber wozu klagen über Dinge, die sich nicht ändern lassen? Es war nicht seine Schuld, lag ihm im Blut vom Vater und Großvater her. Man muß sich die Augen nicht verbinden, sie sind alle so, unsre russischen Mushiks, können dem Branntwein nicht widerstehen — er ist der Starke, zwingt sie alle...

An dem Nachmittag aber war er ganz nüchtern, mein Nikita; hatte die Leidenswoche streng gefastet, wie es sich für einen rechtgläubigen Christen geziemt, keinen Fisch gegessen, keinen Tropfen Branntwein an die Lippen gebracht.

Wir hatten uns gesputet, die Hütte schmuck zu machen, bevor er kam. Kulitschi*) und Pascha**) mit großen Papierrosen verziert, die ich auf der Werba in Petersburg gekauft, standen auf dem Tisch. Nastja hatte Eierchen gefärbt, die Fingerspitzen waren ihr noch gerötet. Der Schwager bemerkte es und neckte sie, als sie ihm zur Bewillkommnung die Hand reichte. Da stieg ihr die Röte ins Gesicht und ihre Augen wichen den seinen aus. Sie reichte ihm seinen Taufsohn, er küßte ihn, legte ihn in die Wiege zurück und ein goldnes Zehnrubelstück als Taufgeschenk auf die Decke. Dann hob er die beiden andern Neffen auf die Knie und packte die Gastgeschenke aus, die er mitgebracht von der Reise.

Die Sonne, die schon im Untergehen war, schien durch die Fensterchen; unter der offnen Matrosenjacke glänzte seine Brust mit dem eingeätzten russischen Doppeladler wie rotes Kupfer. Als wir darauf hinsahen, meinte er lachend: „Das haben wir uns alle machen lassen, die ganze Mannschaft — aber ich habe noch was Apartes! —" er streifte den linken Ärmel auf: ein großes N. von einer Schlange umringelt, war auf dem Arme eingeritzt. — Nun, das mochte er sich wohl zur Erinnerung an die fremden Länder, wo er mit dem Schiff hingekommen, haben machen lassen, — so dachte ich. In seinen Augen aber glimmte ein böses Licht auf, wie er es der Schwägerin zeigte und sie fragte, ob es ihr gefalle. Sie gab ihm keine Antwort, sondern trat, ihm den Rücken wendend, ans Fenster, um die vom Rauch angelaufnen Scheiben zu putzen. Ich sah aber, daß ihre Hand dabei zitterte . . .

---

*) Osterbrot.
**) Aus Quark gemachte Osterspeise.

„Geschieht Dir recht, mein Täubchen!" dachte ich bei mir. „Warum hast Du ihm das Blut vergiftet, dem unreifen Knaben, mit deinen sündhaften Augen!"

— Gott möge mir gnädig sein und mir meine Sünde vergeben, aber das waren meine Gedanken — voller Selbstgerechtigkeit und Hochmut; darum hat mich der Herr gestraft an dem, was der Stolz meiner Seele war, an meinen Söhnen — —

Wie die Dunkelheit hereinbrach und die Kinder schliefen, machten wir uns fertig zum Kirchgang.

Obgleich wir unter den Ersten waren, die beim Gotteshause anlangten, gingen wir doch nicht hinein, sondern setzten uns vor das geöffnete Portal auf die Stufen, denn die Luft drin ist schwer von den Weihrauchwolken, die vor dem Allerheiligsten aufsteigen, und von all' den Wachskerzen, die im Laufe der Fastenzeit von den Angehörigen der Verstorbnen vor den Heiligenbildern aufgestellt werden.

Die Stufen der zur Kirche hinaufführenden Treppe waren dicht besetzt, und viele der Unsern, die nicht mehr Platz gefunden, saßen an der Straße entlang zu beiden Seiten. Vor jedem standen auf weißgedecktem Brett Kulitsch, Pascha und Eierchen aufgebaut, daß der Priester auf seinem Rundgang um die Kirche sie weihe . . . Die Mitternachtsstunde nahte, die mitgenommnen Kerzen werden angezündet und das Herz weitet sich in der Brust in Erwartung des Auferstehungswunders . . . Dann fangen die Glocken an zu läuten, alle mit einem Male: die große, dumpf dröhnende, und die hellen Kinderstimmen der kleinen — als ob Gottvater selbst mit seinen Engelscharen der gläubigen Christenheit die frohe Osterbotschaft verkünde: Christ ist erstanden!

Der Priester, die Monstranz in den hocherhobnen Händen, tritt aus dem Allerheiligsten, gefolgt von den Diakonen und den Sängern, schreitet die Stufen herab . . . Alle bekreuzigen sich und sinken auf die Knie . . . und, nach beiden Seiten den Segen spendend, weiht er die Osterspeise —

Wir aber erheben uns von den Knien, fallen uns in die Arme und küssen uns: „Christ ist erstanden! . ." „Er ist wahrhaftig auferstanden!" *) — — Alles ist wie hingeschmolzen — kein Unterschied mehr in der ganzen rechtgläubigen Christenheit! Wenn der elendste Bettler unserm Väterchen dem Zaren beim Verlassen der Kirche zuruft: „Christ ist erstanden!" küßt ihn der Erhabne, zu dem er sonst nicht wagen darf seine niedrigen Augen zu erheben, mit dem Bruderkuß: „Er ist wahrhaftig auferstanden!"

Alle diese Gedanken bewegen meine Seele auf dem Heimwege, während ich zwischen meinen stattlichen Söhnen dahinschreite, als die Gesegnete. Vor uns, unter den Mädchen, Nastja im neuen Sarafan, die Bernsteinketten um den Hals, die ihr der Schwager als Gastgeschenk gebracht. So jung sieht sie aus, selbst noch wie ein Mädchen, als habe sie nicht drei Kinder geboren, von denen jedes der Mutter ein Stück Jugend kostet.

Im Hause zündet Ilja die Lampe an über dem weißgedeckten Ostertisch. Nastja hatte den Schinken aus dem Ofen gezogen und in die Mitte gestellt, der Brotteig, in dem er gebacken, lag braun und fettglänzend zu beiden Seiten — Tambow'scher Schinken **) von zwanzig Pfund, Ew. Gnaden, ich hatte ihn selbst ausgesucht auf dem Heumarkt ***) beim Händler. Wurst und

*) Russischer Ostergruß.

**) Das Gouvernement Tambow versorgt ganz Rußland zu Ostern mit Schinken, der auf keinem russischen Ostertisch fehlen darf.

***) Zentralmarkt für Lebensmittel in St. Petersburg.

Sülze, Pascha und Kulitschi und das Körbchen mit den gesegneten Eiern standen daneben, wie es sich gehört. Ilja trug den Branntwein herzu und die Gläser, denn — erbarmen Sie sich, Ew. Gnaden, — ein Gläschen muß man schon trinken. Der Magen ist geschwächt nach dem langen Fasten und verträgt die Fleischkost nicht mehr.

Ich war müde geworden von dem langen Tagewerk, und beim zweiten Gläschen waren mir die Augen zugefallen. Habe wohl ein Stündchen oder zwei geschlafen, denn wie ich, durch laute Stimmen aufgeweckt, von meinem Sitz auffahre, scheint schon die Morgensonne in die Scheiben. Mir war noch wirr im Kopfe, ich begriff nicht, was um mich vorging — nur, daß sich die Männer zankten und sich böse, gemeine Worte zuriefen, und daß Nastja die Kinder beschwichtigte, die, von dem Lärm aus dem Schlaf gerissen, zu weinen angefangen.

Nikita stand mit geballten Fäusten vor dem Bruder. Ich sah gleich, daß er betrunken war — die Augen blutunterlaufen und das Gesicht braunrot. Gut, denke ich, daß der Tisch zwischen ihnen ist — denn der Älteste war auch nicht mehr ganz nüchtern. Er war sonst kein Trinker, der Ilja, trank selten mal ein Gläschen, aber nach der Fastenzeit, da ist der Mensch geschwächt, Ew. Gnaden, ein paar Gläschen werfen ihn um.

Also ich bemerkte, wie er sich mit beiden Armen schwer auf den Tisch stützte, als sei er nicht mehr sicher auf den Füßen. Er versuchte, hinter dem Tische vorzukommen, um die Hände frei zu kriegen — auch weil der andre ihn höhnte, daß er sich vor ihm in Sicherheit gebracht — das sähe ihm grad ähnlich, dem heimtückischen Schleicher, „der guten Christen ihr Eigentum abspenstig mache und sich als Herren aufspiele, solch ein Verfluchter — —!"

Ich wollte dazwischen treten und die Streitenden beschwichtigen, aber die Knie versagten mir den Dienst und die Zunge war mir wie gelähmt.

Die Nastja aber war bei den letzten Worten des Schwagers aufgefahren, als habe eine Schlange sie gestochen, und stand, wie aus der Erde gewachsen, plötzlich dicht vor dem Fluchenden . . .

„O Du hergelaufner Urlauber," kreischte sie, „schämst Du dich nicht, den heiligen Osterfrieden zu brechen, Hund von einem Säufer?! Bist Du nicht aufgenommen worden wie der verlorne Sohn? Haben wir Dich etwa gefragt bei der Heimkehr, was Du mit Deiner freien Zeit gemacht in den fünf Jahren, seit Du zur See gegangen? Man weiß ja, wie die Matrosen es treiben in den Hafenstädten mit liederlichen Weibsbildern!" — sie spie verächtlich aus — „und nun Du Dich vollgesoffen, begeiferst Du die Schwelle, über die Dein sündiger Fuß kaum erst geschritten, und Deine Familie! Was wirfst Du dem Iljuschka vor, das er sich erschlichen habe? Ist er nicht der Älteste? Als guter Sohn hat er gehandelt an der Mutter, gearbeitet für sie und die Familie, daß das Anwesen nicht zurückgekommen ist, obgleich zwei Fäuste fehlen bei der Arbeit — wenn ich auch bemüht war, das Meinige zu leisten —"

Nikita hatte sich ihr zugekehrt. „Eh Du Scheinheilige!" stieß er zwischen den zusammengepreßten Zähnen hervor. „Was er sich erschlichen hat, der Verfluchte?! Schämst Du Dich nicht, so zu fragen, Natter?! Hat er vielleicht nicht gewußt, daß Du mir nachgelaufen bist den ganzen Sommer? Dich mir an den Hals geworfen hast, damals, bevor ich auf's Schiff kam? Daß Du mein Eigentum warst, zu mir gehörtest, wie die Seele zum Leib?! Gib mir den Weg frei, sage ich! oder ich dreh' dir das Genick um, Gottverfluchte!!"

Er spie ihr ins Gesicht und hob die Faust gegen sie — — kreideweiß wich sie ihm aus.

Ihr Mann, dem es inzwischen gelungen war, sich hinter dem Tisch vorzuarbeiten, deckte sie mit seinem Leibe und versetzte dem Bruder einen Faustschlag ins Gesicht, daß der zurücktaumelte . . .

„Söhne! Kinderchen! um Christi willen!!" kreischte ich auf. Aber das Unglück war nicht mehr zu hindern.

Laut aufheulend, wie ein gestochener Stier, warf sich der Geschlagene mit seiner ganzen Wucht auf den Bruder, in sinnloser Wut auf ihn einschlagend. Der, noch schwankend und unsicher auf den Füßen, hielt dem Anprall nicht stand — wie ein Stück Salz schlug er hin und blieb regungslos liegen.

Der Anblick brachte den sinnlos Betrunkenen zu sich. Die Röte auf seinem Gesicht verflog und er griff sich an den Hals, als würge ihn etwas — — Dann trat er mit wankenden Schritten auf mich zu und stürzte vor mir auf die Knie: „Mutter, verfluche mich! ich hab' ihn erschlagen!" —

Ich wollt's nicht glauben — dachte, er rede irre — es konnte ja nicht sein —!" ein krampfhaftes Schluchzen erstickte ihre Worte, — „Steh auf, Nikuschka!" sage ich, „hilf ihm auf die Beine! Gott wird barmherzig sein! — Er hat einen schweren Fall getan, da sind ihm die Sinne geschwunden. —"

Er schüttelte den Kopf. . . Ohne ein Wort zu erwidern, hob er seine rechte Hand zu mir empor. . . Ich taumelte zurück, als hätte ich einen Stich ins Herz erhalten. — — Einen eisernen Schlagring trug er am Mittelfinger, wie ihn die Matrosen bei sich führen zur Selbsthilfe gegen verdächtiges Gesindel, das sich an entlegnen Stellen im Hafen herumtreibt, wo sich die Polizei nicht hintraut.

Nastja war bei ihrem Manne niedergekniet, hielt seinen Kopf auf ihrem Schoß und drückte ein nasses Tuch auf seine Stirn. . .

Wie ein paar Stunden darauf der Isprawnik*) kam mit dem Feldscher, war er schon steif. — —"

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Erzählende schwieg, und ihr Kopf sank tief auf die Brust. Totenstille herrschte im Zimmer, nur die Fliegen summten an den Dachbalken und umschwirrten das Kind, das sich unruhig in der Wiege bewegte.

Das lastende Schweigen wurde unerträglich.

„Die Polizei hat Euren Sohn bald freigelassen," bemerkte ich.

„Den Nikita?" sie wandte mir ihr Gesicht zu, es war ganz verstört, die Augen hatten einen wilden, beinahe irren Ausdruck. „Sie konnten ihm nichts anhaben, hatten kein Recht an ihn! Ich hab' für ihn geschworen — auf die Leiche meines Sohnes hab' ich einen Eid abgelegt, daß er verunglückt ist, mein Iljuscha, ausgeglitten im Rausch und mit der Stirn hingeschlagen, an die eiserne Ofentür . . . ja, verunglückt ist er" . . . wiederholte sie murmelnd. Der grausige Blick in ihren Augen erlosch, sie wurden leer und stumpf.

„Und Euer Sohn selbst, hat sein Gewissen ihn nicht dazu getrieben, sich zu der Tat zu bekennen?"

„Der Sohn wird die Mutter nicht Lügen strafen" — sagte sie mit schwerer Betonung. „Beide wären wir verloren, verschickt nach Sibirien — der Mörder und die Meineidige" . . . sie starrte finster vor sich hin.

*) Landrichter.

„Aber warum habt Ihr das getan, Mütterchen? Eure Seele belastet mit dem falschen Schwur? Hättet Ihr die Wahrheit gesprochen, das Gericht hätte Milderungsgründe gelten lassen. Totschlag in der Betrunkenheit — das wird bei uns in Rußland nicht streng bestraft."

„Milderungsgründe?!" wiederholte sie höhnisch, „ja, nachdem sie ihn ein Jahr oder länger im Untersuchungsgefängnis behalten! . . . man weiß ja, wie es geht! So mancher wird vergessen und Jahre vergehen, bis man ihm den Prozeß macht. Zuviele sind ihrer, die darauf warten, daß man ihnen Geld in die Hand drückt, vom untersten Türschließer bis hinauf zum Richter, damit die Untersuchung nicht verschleppt wird. . . Und dann? . . . ein paar Jährchen in Sibirien würde er doch bekommen haben. Schon daß er einen Schlagring mit sich führte, ist gegen das Gesetz. Ich bin nur ein einfaches, unwissendes Weib, aber ich weiß, daß es keinen Ausweg gab, ich mußte die Todsünde auf meine Seele nehmen, damit sie," sie deutete nach der Wiege, „die Unschuldigen, nicht geschädigt würden. Wer sollte für die armen Waisenkinderchen arbeiten, wenn der Nikita verschickt wurde? Wie soll ich Alte, die dem Grabe zuwankt, die Enkelchen erziehen, das Gütchen bewirtschaften, daß ihnen die Heimat erhalten bleibt? — Das Unglück hat meine Kraft gebrochen. . . Die Nastja hat es noch ärger gepackt. In ein Nervenfieber ist sie verfallen, denselbigen Tag, als man ihren Mann zu Grabe trug — den Verstand hat's ihr beinah gekostet — noch jetzt ist sie nicht ganz bei sich. Aber auch wenn sie wieder zu Kräften kommt — Weiber allein zwingen die Arbeit nicht.

Denken Ew. Gnaden doch nicht, daß Nikita der Strafe entgeht! Sehen Sie ihn nur an, wie schwer er daran trägt. Ihm wär's leichter, wenn er seine Schuld abbüßen könnte bei Zwangsarbeit in den Bergwerken! Jede Minute seines Daseins ist eine Buße, die ihm die Heiligen durch den Mund der Mutter auferlegen. Wenn er die Kinderchen ansieht, die unschuldigen Kleinen, die er zu Waisen gemacht, die Nastja, wegen der er zum Mörder geworden am eigenen Bruder und die dahinsicht an Seele und Leib — wenn sein Auge auf die Mutter fällt, die ihre beiden Söhne als verloren beweinen muß durch seine Schuld! — — Und nun so aneinander gebunden sein — Wochen — Monate — ein ganzes Leben lang — —" sie schauderte in sich zusammen, „eine schwere Sühne, die Gott auferlegt — für den Meineid. Der Herr erbarme sich meiner und lasse mich's nicht entgelten in der Ewigkeit" . . . sie bekreuzte sich inbrünstig, „Wachskerzen opfere ich der gebenedeiten Gottesmutter jeden Sonn- und Feiertag. Sie weiß, wie mein Mutterherz zerrissen ist, sie wird Fürsprache einlegen vor dem Richterstuhl ihres Sohnes. — — "

Sie trat an's Fenster und blickte verloren in die durch die Baumwipfel schimmernde lichte Himmelsbläue, während ihre Lippen, wie in brünstigem Gebet, sich unhörbar bewegten und die zitternde Hand wiederholt das Zeichen des Kreuzes machte. . .

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Helle, lachende Stimmen klangen vom Hofe herauf. Unsere Kinder waren vom Strande zurückgekehrt und spielten mit Akulinas Enkelchen, deren Zutrauen sie durch Süßigkeiten gewonnen.

Die Alte blickte hinaus. Der starre Schmerz in ihren Zügen löste sich.

„Die Kinderchen!" sagte sie wehmütig, ihre Stimme zu Festigkeit zwingend, „sie haben sich's nicht vermutet, so ungastlich aufgenommen zu werden bei der alten Akulina. . . Nun, sie sind jung, vergessen schnell — werden auch

die alte Milchfrau bald vergessen haben – — — Wiedersehen werden sie mich schwerlich.

Ich vermag es nicht mehr, unter die Leute zu gehen, mir ist, als müßten sie alle mit Fingern auf mich weisen: Seht die alte Närrin, die der Herr gestraft hat für ihren Hochmut! . .

Eine Nachbarin hat sich erboten, meine Ware mit nach Petersburg zu nehmen — kann sein, sie übervorteilt mich — der Mensch fällt leicht in Versuchung — nun, Gott mit ihr!"

— — — — — — — — — — — — — — — —

Wir drückten ihr zum Abschied stumm die Hand.

Im Hofe bei den Fuhrleuten stand Nikita. Ein scheuer Blick aus seinen zu Boden gesenkten Augen streifte uns und die Mutter, die auf der obersten Stufe des kleinen Altans stehen geblieben war. Die Schwiegertochter kam nicht mehr zum Vorschein. Sie sei in den Stall gegangen, die Kühe zu melken, sagten die Kinder.

Auf der Heimfahrt hatten sie hunderterlei zu erzählen von ihren Erlebnissen am Strande, kramten Muscheln und von den Fluten glattpolierte Steine aus, mit denen sie sich die Taschen vollgepfropft hatten. Mit keinem Wort gedachten sie der alten Milchfrau, der unser Besuch gegolten.

Auch späterhin kam die Rede nicht mehr auf die Alte, der sie so manche gemütliche Stunde verdankten. Sie hatte Recht gehabt: Kinder vergessen schnell — —

Und nicht nur Kinder —!

— — — — — — — — — — — — — — — —

Im bunten Wechsel folgten sich die Jahre.

Der kleine weltvergessene Strandort hatte sich, dank einem großartigen Aktienunternehmen, zu einem Kurort ersten Ranges entwickelt, der selbst die weitgehendsten Anforderungen der verwöhnten Petersburger Gesellschaft befriedigte, die Zentrale winterlichen Sports, zur Sommerzeit ein hochelegantes Seebad, wo unsre ersten Künstler konzertierten und dramatische Abendunterhaltungen veranstalteten.

Auch wir waren häufig in Sfestrorezk, meist in größerer, frohgelaunter Gesellschaft — ohne daß je die Erinnerung aufgetaucht wäre an jenen ersten Besuch und das tragische Ereignis, das sich hier, unter dem Dache eines Bauernhauses, abgespielt. —

Durch einen Zufall ist es mir wieder ins Gedächtnis gerufen worden.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Ein mir befreundeter Arzt war im vergangenen Frühjahr Geschworener beim hiesigen Friedensgericht. Da um die Osterzeit der Feiertage wegen die Gerichtsverhandlungen vertagt werden, hatte sich eine Reihe von Prozessen angehäuft, die alle in möglichst kurzer Zeit erledigt werden sollten Meist handelte es sich um höchst langweilige, alltägliche Vorkommnisse: geringfügige Diebstähle, um derentwillen ein armer Teufel wochenlang im Untersuchungsgefängnis gesessen, — Bestechungsaffären im großen Stil, in welche die höchsten Beamtenkreise mit hineingezogen wurden, und die, wie bei uns zu Lande vorauszusehen, mit Freisprechung sämtlicher Angeklagten endeten. Alles in allem ein einziger Fall, der sein Interesse wach gerufen:

Ein Bauer aus dem Sfestrorezkischen Kreise hatte sich freiwillig dem Gericht gestellt mit einer schweren Selbstbeschuldigung. Er behauptet, vor fünfzehn Jahren seinen Bruder, gegen den er heimlich einen Haß im Herzen getragen, im Streit erschlagen zu haben.

Abgesehen davon, daß die Sache beinah verjährt ist, läßt sich mit seinem Geständnis juridisch nichts anfangen, da er seine Aussage durch nichts beweisen kann. Die beiden einzigen Zeugen, die bei der Sache zugegen waren, die Frau des verstorbnen Bruders und die Mutter — sind nicht mehr am Leben. Die letztere, seit Jahren geistig umnachtet, ist am Ostersonntag in hohem Alter gestorben. So ist es dem Kläger nicht möglich, die vom Gericht verlangten Zeugen beizubringen. Außer ihm leben auf dem Anwesen noch drei junge Burschen, die Söhne des Verstorbnen, die aber beim Tode des Vaters, der, wie das einige Stunden danach aufgenommne Polizeiprotokoll besagt, durch einen unglücklichen Fall herbeigeführt worden, noch ganz klein waren und keinerlei Erinnerung an das Ereignis haben.

Die Verhandlungen waren in psychologischer Hinsicht äußerst interessant. Das sonderbare Wesen, das der Mann zur Schau trug, die Hartnäckigkeit, mit der er auf seiner Forderung, verurteilt zu werden, bestand, die sich bis zu leidenschaftlicher Anklage und Drohungen gegen die Vertreter des Gerichts steigerte, deutete auf eine geistige Abnormität, was auch von den als Sachverständige zu den Verhandlungen zugezognen Psychiatern bestätigt wurde.

Eine Erinnerung leuchtete blitzartig in mir auf.

„Wie hieß der Mann?" fragte ich hastig.

„Nikita Semeonitsch" —

„Und wie kommt es, daß er so lange Zeit nach dem Verbrechen verstreichen ließ, bevor er sich dem Gericht stellte?"

„Das ist ja eben der psychologisch so ungeheuer wichtige Punkt," versetzte eifrig der Gefragte. „Er gibt an, jahrelang unter dem strengen Verbot der Mutter, welche die Arbeitskraft des Sohnes nicht missen wollte, geschwiegen zu haben, obgleich das furchtbare Geheimnis des Brudermords ihn Tag und Nacht verfolgte. Nun sei am Ostersonntag die Mutter gestorben. Sie, die Jahre hindurch in einem Dämmerzustand gelebt, sei in der letzten Stunde wieder zu klarem Bewußtsein gekommen und habe ihn des Gelöbnisses, das ihn zu schweigen verpflichtet, entbunden, ja, ihn sogar einen Eid schwören lassen, daß er bekennen und seine Tat sühnen wolle, damit er der ewigen Verdammnis entgehe und auch ihre Seele nach dem Tode Ruhe finde.

Das alles klingt sehr wenig wahrscheinlich. Wir haben unter unsern Bauern häufig Fälle von Melancholie. Derartige Kranke pflegen sich in den Zeiten seelischer Depression mit den furchtbarsten Selbstbeschuldigungen zu quälen. Mir scheint der Fall geradezu typisch für einen Melancholiker zu sein. Zunächst starke erbliche Belastung: Vater und Großvater durch übermäßigen Alkoholgenuß geistig minderwertig, die Mutter Anwandlungen von tiefer Schwermut unterworfen. Er selbst hat sich, wie die Nachbarn im Verhör ausgesagt, schon als junger Mensch durch ein exzentrisches, ausschweifendes Wesen bemerkbar gemacht. Da ihm das Leben auf dem Dorfe zuwider war, hatte er beschlossen, ganz bei der Marine zu bleiben, wo er seine Militärjahre abdiente. Da stirbt der ältere Bruder. Auf ein Bittgesuch der Mutter vom Dienst entlassen, sieht er seine Zukunftspläne durchkreuzt und sich gezwungen, die Bewirtschaftung des Gütchens zu übernehmen. — Man hat ihm angemerkt, daß er diese Pflicht, der er sich nicht entziehen konnte, als eine schwere Last empfand. Im Hause die kränkliche Schwägerin, die allmählich einer zehrenden Krankheit erlegen, die stumpfsinnige Mutter, die gleichwohl in allem gefragt sein wollte als rechtmäßige Besitzerin des Anwesens, dazu schwere wirtschaftliche Sorgen durch die in unsern nördlichen Gouvernements

so häufigen Notstandsjahre — das alles hat auf den so wenig Widerstandskraft besitzenden Geist des Mannes gedrückt. Als er den Tod der Mutter angemeldet, sei er ganz verwandelt gewesen, wie von einem schweren Druck erlöst. Er, der, seit er die Matrosenjacke ausgezogen, ein menschenscheues, in sich gekehrtes Wesen gezeigt, wurde gesprächig und zugänglich, nun er sich als selbständiger Besitzer des Anwesens fühlen durfte. Beim Begräbnis der Mutter trug er eine gradezu unnatürliche Lustigkeit zur Schau und führte allerlei verworrene Reden, obgleich er nur ein paar Gläschen Branntwein getrunken zu ihrem Gedächtnis, wie es das Herkommen erheischt.

Im Dorfe munkelte man ja schon längst, daß es nicht ganz richtig mit seinem Verstande sei, das habe sich nun augenfällig erwiesen.

Diese Aussagen der Dorfbewohner ergänzten das Gutachten der medizinischen Sachverständigen. Der Mann ist daraufhin entlassen und aus Mangel an Beweisen freigesprochen worden.

„Und wie nahm er die Freisprechung auf?"

„Er gebärdete sich wie ein Verzweifelter, sodaß die Ärzte einen Tobsuchtsanfall befürchteten. „Ich habe meine Schnld eingestanden, Ihr habt nicht das Recht, meine unsterbliche Seele der Verdammnis zu überantworten!" schrie er auf. „Die Mutter hat auf dem Totenbett gesagt: Bekenne, Nikita, hat sie gesagt, daß auch Du teilhabest an der Auferstehung." Das Kreuz, auf das ich's ihr geschworen, habe ich ihr an die Lippen gedrückt, auf daß sie es küsse . . . die Hände waren ihr schon erstorben . . „Christ ist erstanden! Er ist wahrhaftig auferstanden!" kaum hörbar ist das Bekenntnis über ihre erkaltenden Lippen gekommen, und ihre brechenden Augen haben mir in die Seele geleuchtet."

„Und man hat ihn trotzdem freigesprochen?!" fragte ich erschüttert.

Der Freund zuckte die Achseln: „Die Beweise fehlten, die Geschwornen konnten es nicht mit ihrem Gewissen vereinbaren, den Mann schuldig zu sprechen."

„So hat man ihn einer Irrenanstalt überwiesen?"

„Unsre staatlichen Anstalten haben keinen Überfluß an verfügbaren Zellen. Menschen, die an Wahnvorstellungen leiden, sonst aber harmlos und nicht gemeingefährlich sind, läßt man einfach laufen."

„Was mag aus dem Unglücklichen geworden sein?!" — — murmelte ich, unbewußt laut denkend.

„Er hat eine Pilgerschaft zum heiligen Grabe angetreten, barfuß und unbedeckten Hauptes, wie die im Kirchenbann Stehenden. Möglich, daß er, durch die damit verbundene physische Anstrengung von seinen selbstquälerischen Wahnvorstellungen abgezogen wird und, gesetzt daß er die beschwerliche Wanderung übersteht und sein Ziel erreicht, an der heiligen Stätte die ersehnte Ruhe findet."

❀ ❀ ❀

Nachdruck verboten.

Lebende Dichtung.

Von Lou Andreas-Salomé (Göttingen).

Was die Schauspielkunst so eingreifend von den übrigen Künsten unterscheidet, ist ein Doppeltes: erstens, daß das Material, welches sie bearbeitet (in den übrigen Künsten von außen her entnommen), mit der Person des

Künstlers selbst zusammenfällt; dann, daß der Inhalt des Darzustellenden dafür von außen her fertig einer zweiten Kunst entlehnt wird. Hierdurch erscheint die Schauspielkunst als die ursprünglichste, unmittelbarste, geradezu als die Urkunst, aller Künste Beginn noch ungeschieden einbeziehend in sich; Zweck und Mittel, Geist und Leib noch in eins fassend, beide in gleichem Rausch willig zu dem, worauf der künstlerische Grundimpuls geht: der ewigen Verwandlung der Dinge. Wiederum aber ist sie gebunden an den Charakter des um so Mittelbareren, Abgeleiteteren; etwa wie thierischen Lebewesen keine Rohstoffe mehr, sondern nur bereits organisch verarbeitete zur Erhaltung ihres Daseins dienen können, so ist sie angewiesen auf Nahrung aus zweiter Hand: während jede andere Kunst sich gerade daran zu bewähren hätte, inwieweit sie den Rohstoff des Unbelebten zum Lebensatem zu erwecken weiß. Wohl könnte ein Schauspieler sein eigener Dichter sein; doch würde er in solchem Fall zwei getrennte Kunstarten in sich vereinigen. Denn beide Punkte bedingen einander aufs strengste: die Distanz, die jeder anderen Kunst zu ihrem Material gewährt ist und die zu überwinden eben ihre Kunstleistung ausmacht, wird in der Schauspielkunst ersetzt durch die ursprüngliche Distanz zu ihren Inhalten. An einem der beiden Punkte muß ein solcher Spielraum gegeben sein, als Voraussetzung des Schaffens überhaupt, das doch nichts ist als ein Entladen, ein Herausstellen dessen, was den Künstler schöpferisch bedrängt. Nur weil der Schauspieler seinem Darstellungszweck gegenüber etwas von der Freiheit behält, die den anderen Künstlern in ihren Darstellungsmitteln gesichert ist, vermag er in dem, was er zu verkörpern hat, sich produktiv zu betätigen: sich künstlerisch ganz dran zu geben, nur, weil er gleichzeitig darüber steht. In diesem Sinn beantwortet sich die alte, nicht nur von Backfischen wiederholte Frage, ob er, im Idealfall, seine Rolle wirklich „lebe" oder nicht. Denn er „lebt" sie so ganz, mit Haut und Haar, nur dadurch, daß er an ihr, als an dem ihm hingehaltenen Fremdstoff, Kunst zum Ausdruck bringt: sie „spielt". Und wiederum: völlig in sie verwandelt, fast nur ihr Werkzeug noch, ja, groß allein in dem Maße solcher passiven Verwandlungsfähigkeit, formt er daran doch nichts als das Unwandelbare seines Selbst, die all dies heimlich schaffende Seele.

Der ganze Vorgang ist deshalb um so deutlicher, je größer der Schauspieler ist. Je restloser er sich umsetzt in eine Gestalt, desto eher verrät sich an ihr das, was er über sie hinaus, was er an sich selber ist. Die Dicke der Maske, der Vermummung wird zu immer lebendigerer Form, wird immer mehr Hülle und Enthüllung in Einem, die zuletzt, wie hinter einem durchsichtigen Schleier, die Persönlichkeit mitabzeichnet, ihre Umrisse und ihr Größenmaß. Deshalb sind auf dem Höhepunkt aller Schauspielkunst, dem äußersten erreichbaren, Wirkungen denkbar, die fast schon die Kunstform sprengen, fast nur noch vom nackten Leben auszugehen scheinen: so etwa, als träte Blut durch zu dünne Haut. Man kann es kaum erwähnen, ohne auf das Beispiel

hinzuweisen, das dafür, in den Augen vieler, die Duse giebt. Die intime Gewalt, womit sie ihre Rolle hinter sich läßt, fast aus dem Dienst der Dichtung tritt, will gewissermaßen noch anderes übermitteln als Kunstgaben, will etwas über diese hinaus in Blick und Geberde geheimnisvoll beredt machen, etwas wie letzte Zeichen und Symbole des Lebens selbst Aus dem Grunde faßt es sich wesentlich in Augenblicken, in Momentbildern gleichsam zusammen und liegt ihr ganz ersichtlich weniger als an der wertvollsten Dichtung daran, daß diese (mitunter gerade durch allerlei Lücken) willkommene Vorwände für solche Selbstdarstellung bietet. Hiermit ist allerdings die spitzeste Spitze dessen schon erreicht, von wo einen einzigen Schritt weiter die Kunst sich abstürzen müßte in ihr Gegenteil und wo auch die Duse deshalb nur für Momente sich aufhalten, sich halten, nicht aber „ein Kunstwerk lang" im Gleichgewicht ruhen kann. Denn in Wahrheit bleibt es doch nur das (wenn auch nur noch lose übergeworfene) Gewand der Dichtung, und seis ein halb niedergleitender Mantel, der solche nackteste Seelenentblößung daran hindert, Leben schlechthin zu sein und damit, in dessen höchstem Ausdruck, zugleich seine letzte Profanation. Ist doch, als Lebensäußerung, die Intimität der Seele ihrem Wesen nach Unabsichtlichkeit, Abkehr vom Zuschauertum, da, wo sie des Sehens am Würdigsten ist, eins mit der vornehmen Selbstverschwendung, die das eigene Tun so wenig bespiegelt, wie beim Wohltun die linke Hand wissen soll von der rechten. So daß das Schönste der Seelen überall auf Erden das unsichtbarste Leben lebt, es sei denn, eben dieses habe ein Gott sich erschaffen, um es allein zu betrachten. Auf die Bühne gestellt, um zu wirken, müßte es erscheinen wie verjagt aus sich selbst, ein Widerspruch, Krankheit. Es ist seltsam, daß beim Duse-Fall gar nicht bemerkt wird, wie nah er in der Tat an diesem Krankhaften hinstreift. Man fragt sich doch unwillkürlich, ob das Leidensvolle, in der äußeren und inneren Physiognomie der Duse so vorwaltend und für das meiste, was sie darstellt, maßgebend, nicht eine so tiefe Wurzel in ihr habe, daß es im bloß Gesunden, in der Kunst als solcher, oder aber innerhalb der Lebenswirklichkeit sich überhaupt nicht ertragen lasse und zur Betäubung nur gelange durch Übersteigerung beider. Folgerichtig überspannt das äußerst Kunstvolle sich darin nicht minder als das einfach Lebensvolle, da, in den Grenzen der gegebenen einzelnen Bühnendichtung, so selbständig hinausdrängende Selbstwiedergaben über ihren Rahmen weggreifen, als ein Mehr an Spiel, also, vom Bilde lösbar, fast wie eine Arabeskenkunst von rein dekorativen Linien isolirt betrachtet werden können. Damit rückt sogar, kraft der Berührung der Extreme, der Antipode dieser ganzen Entwickelungreihe ihr hier wieder nah: das bloße Virtuosentum des mehr oder weniger persönlichkeitlos gewordenen Künstlers. Der einseitige Alleskönner in der Selbstverwandlung, der willig in jede Rollenhaut kriechende, jedes Lachen lachende, jedes Weinen weinende, der nicht leicht der Gefahr entgeht, die ganze Welt nur um den Preis auszusprechen, daß er sich aus ihr nicht mehr zu sich selber zurückfindet.

Man könnte sagen, diesen beiden Seiten der Schauspielkunst, müssen sie auch vereint bleiben und einander bedingen, entsprächen zwei Arten von Theater. Eine, die insbesondere das Seelendrama zur Wirkung bringt, und eine andere, der es sich am bunten, breiten Weltgeschehen verkörpert. Im ersten Fall der Bühnenraum sozusagen nur ein Sichtbarmachen des Inneren, die vier Wände, die Heimlichkeit der Kammer, herumgestellt um jene Vorgänge, wie sie dem heutigen Menschen zu den eigentlichen geworden sind: vor sich gehend halb hinter den Kulissen, ja, hinter den Worten noch, weil auch die Worte selbst schon Verständigungmittel sind aus den vergangenen Zeiten eines viel stärker nach außen geworfenen Daseins. Die Dramen der anderen Art haben dafür ihren natürlichen Stand in der Fülle der Wirklichkeit draußen, zwingen die Bühne, sich auszudehnen zum Abbild der Städte und Gärten, der Weiten und Wälder, des Übersonnten oder des Sturmumtosten, zum Schauplatz für laute Dinge, außergewöhnliche Handlungen und noch für jegliches Treiben der Phantasie. Damit geben sie Spielraum einem Zusammenwirken aller illusionenbildenden Mittel und Kräfte, rufen sie aus dem Bereich aller Künste mit ans Werk. Zwar läßt sich einwenden, daß ein Zuviel davon des Zuschauers Aufmerksamkeit vom Geiste der Dichtung selbst ablenke; doch unzweifelhaft haben ehemals schon ein paar aufgemalte Türen oder Bäume den Blick nicht weniger auf sich gezogen, als es heute die überraschendsten Neuerungen zu tun vermögen. Wo es sich so sehr um bloße Gewöhnung, um Übergang, handelt, kann das Erstrebenswerteste nur sein, das Publikum zur richtigen Anpassung an jede Darstellungweise zu erziehen, von der simpelsten bis zur raffiniertesten, von der realistischesten bis zur stilisiertesten, damit, gleichviel welche Methode heute oder morgen siege, man unbehindert die Probe auf sie machen könne. An der Stelle, wo zwei Künste walten, die des Dichters und die des Schauspielers, wo sie zu gemeinsamem Tun aufeinanderstoßen, geht es in keinem Fall ohne Risse und Konzessionen ab; gerade deshalb nicht, weil sie einander keine äußerliche Zutat bedeuten, wie etwa einem Buch die Illustration oder einem Bilde sein Textanhang, sondern innerlich von einander abhängig sind. Immer bleibt zwischen ihnen gleichsam der eine tote Anschlußpunkt zwischen zwei schöpferischen Angelegenheiten; ein Gebiet für rein vermittelnde Verarbeitung, für Erfahrung, Bildung, Geschmack, Verstand, ohne daß dadurch die Grundschwierigkeit berührt würde. Es sei denn, der besondere Fall träte ein, daß eben hier, durch eine eigentümliche Kombination von Begabungen, die sich ja gerade an dieser Stelle kreuzen und reiben, selbst ein schöpferisches Vermögen erwüchse: wie es im Fall Reinhardt vorliegt. Daß der tote Punkt des Zusammenstoßes gewissermaßen zum Ausgangspunkt einer neuen Konzeption würde, aus dem Doppeleindruck etwas so Einheitliches, ursprünglich Gegebenes, daß sich daraus das Kunstwerk in ungebrochener Ganzheit neu gliedert. Dichterische und bühnenkünstlerische Fähigkeiten, beide, doch gegründet auf ihre Wechelbeziehung: auf ein drittes Moment, das der Totalwirkung, des Schauens. Das Zuschauen,

das Empfangende, Genießende, darin mitaufgenommen in die Aktivität des Schaffenden selbst; daneben wiederum dessen empfangendes Verhalten dem jeweilig vorliegenden Dichterwerke gegenüber nichts als die Kehrseite selbsttätigen Neuschaffens, eines ursprünglichen Träumens und Bestimmens der Dinge. Sein Tun ein dem dichterischen analoger Vorgang, wobei das Werk aus den Worten drängt nach seiner weiteren, zweiten Gestaltung in Menschen und Dingen. Alles in allem: ein Brudertum des Dichters, eins, dessen Wille es herrisch liebt, sich im poetisch sprödesten Stoff, dem der lebendigen Wirklichkeit selber, auszudrücken. Und deshalb etwas so Seltenes: weil zwei so große Gegensätze wie die, woraus nachdichtende Passivität und willensstarkes Feldherentalent hervorgehen, Medium sozusagen und Organisator, sich darin zu vollkommenem Gleichgewicht einen müssen.

Naturgemäß unterliegt ein so ganz individuelles Schaffen, das im üblichen Verlauf der Dinge gar nicht vorgesehen, gar nicht abgestempelt ist, auch verschiedenen Auslegungen. Von Fall zu Fall ein anderes, ein immer Neues, ist es nicht da, um sich mit der Starrheit eines Programmes durchzusetzen, sondern nur durch die Beweglichkeit persönlicher Eingebung. So begegnet es jedesmal wieder der Sympathie oder dem Unwillen der Leute, genau wie das dem Werk des Dichters zu geschehen pflegt. Kampflos wie dieses, infolge seiner poetischen Inanspruchnahme, außerhalb des eigentlichen Methoden- und Theorienkampfes, den es in keinem Punkt überflüssig macht, nur ergänzt, muß es sich zu seinen eigenen Versuchen und Wagnissen die Freiheit wahren. Um so mehr, als man sich unter einer solchen Sonderbegabung kaum einen Prinzipienmenschen vorzustellen haben wird, dem vor allem daran liegt, auf festgesetztem Strich Tadelloses herauszubringen; eher einen Träumer-Egoisten, der, tief aus dem Quellenden seiner Lust, Traum auf Traum, Arbeit auf Arbeit setzt: weder sich beirren lassend, weil einmal etwas fehlschlägt, noch auf Regeln eingeschworen durch das, was sich ihm erfüllt. Im Umkreis seiner Schaffensart dürfte nur eins nirgends sich finden: das Mechanische, Äußerliche einer Auffassung, das Mosaikwerk zusammengetragener Einzelheiten, die Kälte erklügelter Wirkung. Wäre doch für dieses allein kein Raum in der Frische der Laune, der Fülle der Stimmung, die aus solcher Arbeit, fast wie wenn sie ein Fest sei, noch auch alle an ihr Mitarbeitenden zwingend, mitreißend sich übertragen muß, als das Zeichen, unter dem sie siegen.

Denn dieselbe schöpferische Auffassung, die den tiefsten Gehalt eines Dichterwerkes in die ganze Breite des Bühnenmäßigen hinüberdichtet, erbaut ihn sich nicht minder ursprünglich vom Schauspieler aus. Sie faßt die zu schaffende Gestalt als eine, die er aus der Tiefe seines Selbst holt, erfaßt sie an der gemeinsamen Wurzel des Künstlerischen mit dem Allerpersönlichsten in ihm, ihn damit eben so hindernd an einem Herrschen auf Kosten der Dichtung wie ihn heraushebend aus dem Charakter des bloß dienenden Werkzeughaften. Unter den beiden erwähnten Arten von Bühne, von denen die eine

den Dramen des Welttreibens gilt und die andere dem stilleren Geschehen der Seele, bringt die zweite dies verstärkt zum Ausdruck, wie es im „Kammerspielhaus" versucht worden ist. Es bedeutet daher nicht nur den Versuch, ein Theater kleiner, intimer zu gestalten, um leichter Stimmung zu machen oder realistische Treue walten lassen zu können. Der Schauspieler auf ihr, so viel schwächer maskiert, so viel näher am Zuschauer, hat an der scheinbaren naturalistischen Erleichterung zugleich die immer schwerere, immer vertieftere Aufgabe vor sich: der gewohnten Distanz und Verhüllung entrissen, eine fremde Seele dadurch bekleiden zu sollen, daß er die seine entblößt, sie hinzeigt wie sein Antlitz, auf dem jedem wahrnehmbar die Wellen des Blutes kommen und gehen. Das veraltete ehemalige Vorurteil gegen den Schauspielerberuf (daß der Mensch selbst sich verstelle, Schein darstelle) wendet sich hiermit zu einer schönen Bedeutung um: eben insofern und insoweit der Bühnenkünstler mit sich selber sein Werk nährt und baut, statt mit dem an sich toten, gleichgiltigen Material der anderen Künste, erhält seine Kunst Beziehungen zu seiner inneren Wahrhaftigkeit und Persönlichkeit, die über die der anderen Künstler noch hinausreichen. In diesem Sinne könnte eine Erziehung zu den erlesensten Aufgaben der Bühnenkunst geradezu zu einem Heranziehen von Persönlichkeit werden. Der Schauspielkunst ist es durch ihr Verhältnis zum Leben leicht ermöglicht, ins Gewöhnliche fallen oder ins Gemeine abgleiten zu können; aber auf der anderen Seite berührt sie sich durch ihre Lebensnähe mit den zartesten ethischen, fast religiösen Zusammenhängen, so daß das Bühnenhaus als eine Stätte künstlerischen Genusses innere Erlebnisse umfassen kann, die es dem alten tempelhaften Bau nicht ganz fern stehen lassen, wo einst, dem Ursprung aller Kunst nach, diese noch nicht für den Zuschauer ausgeübt wurde, sondern für den Gott. Was eine veraltete Ästhetik doktrinär dem Drama, „um seiner objektiven Lebendigkeit willen" zuschrieb, „die höchste Kunstform": das erscheint geheimnisvoll verknüpft mit solchem Menschendienst an der Kunst. Als ob das die Form sei, die sich dem Dichter aus ihm allein deshalb nicht vollendet, weil sich in ihr zwei lebendige Seelen begegnen wollen auf dem einen zitternden Punkt, wo aus der Kunst das Leben wird und aus dem Leben schon Kunstwerk. Als ob von Urzeiten her, von jenem Beginn, da Verkleidung vielleicht die erste der menschlichen Künste, die Zauberei war, das Leben der Kunst bis in ihr Bühnenwerk nachgegangen sei, um es zu krönen. Als ob erstes und letztes sich zu einen strebten, um der Kunst noch einmal zurückzuschenken, was an ihrem Anfang stand und worin sie sich geheimnisvoll vollendet: den lebendigen Menschen.

Deutschland und Rußland.

(1862—1912.)

Von Michael Wassiljewitsch Stanislawski (St. Petersburg).

VI.

Nach den Zeitungsberichten sollen in der Petersburger und der Moskauer Universität je 8—10,000 Studenten immatrikuliert sein. In der am stärksten frequentierten deutschen Universität, der Berliner, gibt es etwa dieselbe Zahl. Aber aus der Gesamtzahl der deutschen akademischen Bürger haben ungefähr 80% die Möglichkeit, ihren Studien abzuliegen, ohne von der Sorge um das tägliche Brot geplagt zu werden. Die restierenden 20% erhalten Stipendien oder Unterstützungen von Kommunen und verschiedenen Institutionen, jedoch niemals in Form eines die Würde des Studenten erniedrigenden Almosens. In ganz Deutschland würde man vergeblich nach Anzeigen über Wohltätigkeits-Konzerte zum Besten unbemittelter Studenten suchen. Diese Art von Bettelei, die in Rußland ganz ungeheure Dimensionen angenommen hat und zur öffentlichen Kalamität geworden ist, kennt man jenseit der russischen Grenzpfähle absolut nicht.

Wenn der permanente Klageruf der russischen Presse über angebliche deutsche Invasion und damit verbundene friedliche Eroberung aller Handels- und Erwerbszweige hin und wieder bis nach Deutschland dringt, so hat man dort für solche Klagen nur ein ironisches Lächeln. Wer hindert denn, so fragen die Deutschen, die russischen Bürgersöhne — Handwerker zu werden, wer verbietet ihnen Geschäfte auf den Hauptstraßen der beiden Metropolen und anderer großen Städte zu eröffnen? Warum ziehen es die jungen russischen Leute vor, statt sich andern bürgerlichen Berufsarten zu widmen, jahrzehntelang brotlosen, unfruchtbaren Studien, für die viele nicht die geringste Befähigung aufweisen, obzuliegen? Nur aus dem einzigen Grunde tun sie es, weil der Weg zu den herrschaftlichen Reihen, wo es nicht mal immer satt zu essen gibt, durch die Lehrsäle der Gymnasien und Universitäten führt.

Unsere „erzdemokratische" Gesellschaft nimmt niemanden in ihre Mitte auf, der nicht auf „herrschaftliche Art" seinen Lebensunterhalt erwirbt. Von diesem Gesichtspunkt ausgehend, haben in letzter Zeit auch die Söhne der Moskauer Gold- und Pfeffersäcke einen unwiderstehlichen Drang zum Universitätsstudium bekundet. Mit dem „Diplom" versehen treten sie nominell in den Staatsdienst und erhalten dank ihren ausgezeichneten Verbindungen Titel und Orden; auch erwerben sie dadurch das Recht, bei festlichen Gelegenheiten eine schöne Uniform anzulegen, wodurch sie von den echten Herrschaften kaum zu unterscheiden sind. — Wenn die Chefs großer Weltfirmen, wie Mendelssohn in Berlin, dem juristischen Studium obliegen und die Universität absolvieren, so sind sie dazu genötigt, denn ohne umfassende wissenschaftliche

Bildung wären sie außer stande, solche umfangreiche Handelsunternehmungen zu leiten. In Deutschland und in Europa überhaupt kann man als ungebildeter Bauer keine Millionen erwerben. Mit der elementaren Betrügerei, wie sie bei uns noch kräftig floriert, kommt man dort nicht weit. In den deutschen Industrie- und Handelsunternehmungen sind neben ganz enormen, nach vielen Milliarden zählenden Geldwerten auch die entsprechend großen Geisteskapitalien angelegt. Die Zinsen von dieser Gesamtsumme reichen außer zur Deckung der eigenen Bedürfnisse auch noch für einen außerordentlich großen Export aus. Bei aller demokratischen Gesinnung leugnen die Deutschen auf keinem Gebiet die Bedeutung der selbsttätig sich bildenden Aristokratie, die, entsprechend ihrem innersten Wesen, nur als Herrschaft der Allerbesten resp. Allerfähigsten zu verstehen ist. Kunst, Wissenschaft, Politik, Literatur entstanden und fanden ihre Weiterentwickelung auf aristokratischer Grundlage, dieser ihnen ganz spezifisch anhaftenden Abstammung werden sie stets eingedenk bleiben müssen, wenn sie nicht verkümmern wollen. In Deutschland begreift man das recht gut, und niemand schreit dort nach Demokratisierung obengenannter Gebiete des intellektuellen Schaffens. Weit entfernt sind auch die Deutschen von einer Verwechslung der Begriffe „Popularisierung" und „Demokratisierung" der Künste und Wissenschaften, sie haben es längst begriffen, daß die Popularisierung einer in die Volksschichten tiefer und nachhaltiger eindringenden Ehrung rein aristokratischer Kundgebungen des menschlichen Genius gleichkommt, während die sogenannte Demokratisierung nur zur Folge haben kann, daß all die herrlichen Errungenschaften exklusiven Geistes zum Handwerk degradiert werden. Von Volksuniversitäten und Volkskonservatorien weiß man in Deutschland nichts, wird man auch wohl schwerlich etwas wissen wollen. Schon die bloße Benennung widerspricht, der Meinung der Deutschen nach, jeglicher Vernunft und Logik. Die Universitäten und Konservatorien sind doch so wie so für niemand anderes, als für das eigene Volk bestimmt. Es fragt sich nur, was man in Rußland und Deutschland unter Volk versteht. Bei uns wurde von alters her unter dem Namen Volk nur die analphabete Bauernmasse verstanden. Jetzt ist es Mode geworden, die Arbeiter und alles in den Großstädten nistende Proletariat gleichfalls mit dem Ehrennamen Volk zu bezeichnen. Ob nun grade diese letztere Gruppe unter unseren ehrenwerten Mitbürgern so sehnsüchtiges Verlangen nach Universitäten und Konservatorien bekundet, konnte ich nicht in Erfahrung bringen.

Im Gegensatz zu der öffentlichen Stimmung, wie sie noch vor 30 Jahren teilweise in Deutschland sich bemerkbar machte, vermißte ich zu meiner freudigen Überraschung bei meinem letzten Aufenthalt jegliche Spur von Mißgunst oder Neid gegenüber andern Nationen, sowie herausforderndes, oder, wie der frühere technische Ausdruck lautete, schneidiges Benehmen und pharisäische Selbstüberhebung bei Beurteilung außerdeutscher Verhältnisse. Statt dessen begegnete ich überall bescheidenem, zuvorkommendem Benehmen,

objektiver, zurückhaltender Beurteilung und einer auffallenden Gleichgiltigkeit für politische Fragen. Bei der Kritik eigener innerer Verhältnisse trat eine gutmütig ironische Stimmung zu Tage. Diese psychologische Metamorphose scheint sich auch, zu meiner aufrichtigen Bewunderung, auf die militärischen Kreise erstreckt zu haben. In den gegenwärtigen preußisch-deutschen Offizieren erkennt man gar nicht die früher recht hochmütig und nicht selten auch provokatorisch auftretenden Repräsentanten der „Kriegerkaste". Die offen zur Schau getragene Prätension auf eine besondere Bevorzugung gegenüber der Zivilbevölkerung, die Forderung ausnahmsweiser Achtungsbezeugungen von seiten nichtmilitärischer Personen, gaben zu manchen unliebsamen Kollisionen Anlaß. Alles dies scheint, soweit es sich von außen beurteilen läßt, bis auf den letzten Rest verschwunden zu sein. Die Offiziere ohne Unterschied des Ranges geben sich überaus einfach und zwanglos und bekunden nicht die geringste Prätension auf irgend welchen Vorzug. So sah ich einmal auf dem Tramway einen Artillerie-Hauptmann neben einem Unteroffizier stehen, wobei letzterer gemächlich seine Zigarre rauchte. In früherer Zeit wäre wohl ein ähnliches idyllisches Beisammensein nicht gut möglich gewesen!

Analog einem Menschen, der sich nicht bloß zur vollen körperlichen und geistigen Reife entwickelt, sondern auch Fett angesetzt hat, erscheint Deutschland im Vergleich zu früher weit ruhiger, bedächtiger und phlegmatischer geworden zu sein. Bei der Behandlung auswärtiger politischer Fragen, sowie bei Verfolgung seiner vitalsten Interessen bekundet es auffallende Vorsicht und Selbstbeherrschung. Falsch wäre es, die Behauptung aufzustellen, daß die Deutschen eine prinzipielle Abneigung gegen jegliches aktive Vorgehen seitens der Reichregierung in Fragen der auswärtigen Politik hegten. Die wahre Stimmung des Volks ist zwar allen kriegerischen Unternehmungen von vorn herein abhold, hegt jedoch durchaus keine Furcht vor einem eventuellen Zusammenstoß. Unruhe und Befürchtung erweckt nur die Möglichkeit, wegen fremder Angelegenheit und aus Gründen, die den Interessen Deutschlands fernliegen, in einen Krieg verwickelt zu werden. Schon längst sieht man den Dreibund und die Freundschaft mit Österreich-Ungarn mit scheelen Augen an. Seit anderthalb Jahrzehnten zieht die Donaumonarchie den sichtbarsten Vorteil aus dem Bündnis mit Deutschland. Im Fall allgemeiner europäischer Verwickelungen werden wir die Österreicher — so kalkulieren die Reichsdeutschen — herausreißen müssen, nicht sie uns! Österreich-Ungarn steht vor einer Menge noch ungelöster politisch-historischer Fragen, die Deutschland weder direkt noch indirekt tangieren. Weder das Schicksal Galiziens noch Ungarns mit seinen südslawischen Provinzen flößen dem deutschen Reich irgend welche Besorgnis ein. Nur die rein deutschen Kronländer des buntscheckigen Kaiserstaats liegen ihm gewissermaßen am Herzen, aber ihnen droht auch von keiner Seite eine Gefahr. Was das Verhältnis zu Rußland anbetrifft, so heben die Deutschen mit Recht die Tatsache hervor, daß der

über ein Jahrhundert währende Friede zwischen beiden Mächten deutlich genug von dem Nichtvorhandensein eines Streitobjekts und dem Fehlen jeglichen ernsten Grundes zu Zerwürfnissen zeugt. Bei aller Achtung vor der Kunst deutscher und russischer Diplomatie läßt sich ein derart andauernd friedliches Beisammenleben nicht allein durch die Gewandtheit und den guten Willen der die Geschicke beider Länder leitenden Männer erklären. Es müssen noch andere, wesentlich schwerer ins Gewicht fallende Bedingungen gewesen sein, die solche stabile Verhältnisse ermöglichten. Von diesem Gesichtspunkt ausgehend hegt man in Deutschland auch die feste Hoffnung, daß das zweite Säkulum ebenso friedlich und ohne ernstliche Störung des nachbarlichen Einvernehmens verlaufen wird.

Von der Ruhe und Leidenschaftslosigkeit, mit der man in Deutschland den ernstesten politischen Ereignissen, falls sie nur nicht deutsche Interessen tangieren, entgegensieht, habe ich mich eingehend überzeugen können in den Tagen, wo man stündlich den Ausbruch des Balkankriegs erwarten konnte. In dieser kritischen Zeit befand ich mich einige Tage im Berlin. Nach der erfolgten Kriegserklärung seitens Montenegros an die Türkei bildete das analoge Vorgehen der drei übrigen Balkanstaaten nur eine Frage von wenig Stunden. Trotz dieser überaus gespannten politischen Situation interessierten sich die Berliner Einwohner nur für zwei Fragen: für die „Fleischkrise", verbunden mit der bevorstehenden Erleichterung russischer Einfuhr, und für den italienischen Tenor Caruso. Die Kolporteure und fliegenden Zeitungshändler konnten sich heiser schreien mit ihrem Angebot der allerneusten Depeschen vom Kriegsschauplatz auf der Balkanhalbinsel, — das Publikum ging meist achtlos an ihnen vorbei und wartete geduldig auf das Erscheinen der Abendblätter, um das Neuste bezüglich der Fleischkrise und des Auftretens von Caruso im Königl. Opernhaus zu erfahren. Der Erfolg des italienischen Sängers war gewaltig groß. In wenigen Stunden waren die Billets zu sämtlichen 6 Vorstellungen, in denen Caruso auftreten sollte, total vergriffen. Abends konnte man um keinen Preis ein Billet erlangen. In der Fleischteuerungsfrage stellten sich die davon getroffenen Bevölkerungsklassen mehr auf den Rechtsboden, als auf einen ökonomischen Standpunkt; man beklagte sich nämlich darüber, daß die Agrarier von der Regierung ungebührlich bevorzugt würden. In Wirklichkeit gab es nirgends einen fühlbaren Fleischmangel. In demselben Berlin, wo es beinahe zu ernstlichen Unruhen wegen der Fleischteuerung gekommen wäre, konnte man recht gut und reichlich zu Mittag speisen, und zahlte doch nur $^2/_3$ des Preises, den man in Petersburg und Moskau zu zahlen gewohnt war.

Man darf das gegenwärtige Deutschland mit dem vor 1870 weder vergleichen noch gar verwechseln. Wenn man das täte, verfiele man in einen noch größeren Irrtum, als wenn man das Russische Reich vor dem Krimkriege mit dem Rußland von 1913 vergleichen wollte. Die Ideen der Vater-

landsliebe, des nationalen Stolzes und Ehrgefühls, der politischen und geistigen Unabhängigkeit wurden von der deutschen Dichtung, schon lange vor dem Erscheinen Napoleons, in allen Tonarten verherrlicht und besungen, aber diese in unvergängliche poetische Form gekleideten idealen Begriffe hatten nicht Zeit gefunden, den Deutschen in Fleisch und Blut überzugehen. Heute jedoch sind sie dem Volke gleichsam mit goldenen Lettern ins Herz gegraben. Wem es vergönnt war, in den ewig denkwürdigen Juli-Tagen des Jahres 1870 Zeuge der Volksbegeisterung zu sein, die Deutschland mit elementarer, garnicht zu beschreibender Gewalt ergriff, als die Kriegserklärung durch das napoleonische Frankreich erfolgte, der wird diese Ereignisse stets zu den unvergeßlichsten seines Lebens zählen. An dem historischen 19-ten Juli hatte ich zufällig ein Studentenbillet zur „Tell"-Vorstellung im Leipziger Stadttheater in der Tasche. In der Titelrolle gastierte der bekannte Heldendarsteller vom Wiener Hofburg-Theater, Dr. August Förster. Als der treffliche Darsteller gleich im ersten Akt die markanten Worte zu sagen hatte: „Es kann der Frömmste nicht im Frieden bleiben, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt", erhob sich, nachdem das letzte Wort kaum verhallt war, ein orkanartiger, die Grundfesten des Hauses erschütternder Beifallssturm im Hause. Als in der Rütli-Szene der greise Darsteller des Landammanns Ithel Reding, der Schauspieler Saalbach, mit vor Erregung zitternder Stimme die feierlichen Worte sprach: „Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern, in keiner Not uns trennen und Gefahr", da dachte ich wahrhaftig, daß das vor 1½ Jahren erst erbaute schöne neue Stadttheater einstürzte. Vorübergehende hörten das wilde Toben und Brausen im Innern des gewaltigen Gebäudes und stürzten in den Zuschauerraum, um zu erfahren, was denn vorgefallen sei. Von einer Fortsetzung der Rütliszene konnte für die Dauer einer Viertelstunde absolut keine Rede sein. Es wurde das Orchester gerufen, und die Zuschauer mit sämtlichen Darstellern auf der Bühne sangen stehend mehrere mal die „Wacht am Rhein". Die gleichen enthusiastischen Kundgebungen wiederholten sich bei der Sterbeszene des Freiherrn von Attinghausen, den der Schauspieler Stürmer gab; als er bei atemloser Stille im Saal die Worte wiederholte: „Seid einig, einig, einig", erhob sich das Publikum von seinen Sitzen und mehrere Stimmen riefen: „Wir schwören es!" Den meisten Anwesenden standen Tränen in den Augen... Seit diesen unauslöschlich in meiner Erinnerung fortlebenden Tagen sind fast 43 Jahre verflossen und ich schließe mich der Meinung derer an, die schon damals behaupteten, daß eine derartig enthusiastische Erhebung und eine gleich starke begeisterte Opferwilligkeit, wie sie das deutsche Volk 1870 bekundete, nur höchstens alle 50 Jahre einmal möglich sei. Diese Frist neigt sich jetzt ihrem Ende zu, und wenn schon damals der prophetische Ausspruch eines zufällig im Theater anwesenden russischen Publizisten, den jetzt schon längst der Rasen deckt, zur Wahrheit wurde, daß nämlich eine Nation, die von

solcher Vaterlandsliebe und Opferfreudigkeit durchglüht sei, notwendig siegen müsse, so können auch in Zukunft diese Worte tatsächlich sich erfüllen, allerdings nur in dem Fall, daß, wie im Jahre 1870, die Ehre und Unabhängigkeit Deutschlands den Einsatz des Kampfes bilden. Zur Verteidiguug fremder Interessen werden die Deutschen, trotz aller Verträge, sich schwerlich mißbrauchen lassen. Auch sind die Bündnisse wohl kaum zu dem Zweck abgeschlossen, um anmaßenden Prätensionen anderer Mächte Vorschub zu leisten. Zudem ist die deutsche Reichsregierung mit den Traditionen der früheren Politik Bismarcks immerhin noch eng genug verwachsen, um nicht die moralisch auf ihr lastende Verantwortung voll und ganz zu würdigen; eine Verantwortung, die schon der geniale römische Dichter in den lapidaren Satz zusammengefaßt hat: „Quidquid delirant reges, plectuntur Achivi."

❀ ❀ ❀

Ziegelskoppel.

Ein Nachruf.

Von Emil Thomson (St. Petersburg).

„— — wohin mich auch trug aufwogend die Welle des Lebens,
Zog mich ein dunkles Gefühl sehnend nach dir doch zurück,
Wo ich dem goldenen Licht zuerst entgegengelächelt,
Wo mir die Träne zuerst blühende Wangen genetzt.
Immer werd ich nach dir mich sehnen mit kindlicher Neigung,
Reval am finnischen Golf, wo mich die Mutter gebar."

Ich weiß es ja schon lange und hab mich hineingefunden, daß ich diese liebste aller Städte niemals wiedersehen werde, aber der einzige Besitz, den ich je erworben habe, liegt an seiner Schwelle, liegt am Lustplatz der Natur, von dem Paul Fleming begeistert singt, in Ziegelskoppel, wo uns die Zauberpracht der Mauern und Türme im Glanze der sinkenden Sonne berückend, betörend vor Augen steht, — wo die heiligen Töne der Totenglocke von St. Olai ergreifend, erschütternd herüberklingen. Doch dann sagte man mir und nachher stands in der Zeitung, — da mußt ichs schon glauben! — daß dieser Ort, „der allewege als eine Zierde und ein Kleinod dieser Stadt regardiret worden," jetzt eine Fabrikniederlassung von erstem Range darstelle, daß Werften, Docks, Arbeiterkolonien und Werkstätten von der Koppelschen Spitze sich längs dem Ufer der Habersschen Bucht bis Schwarzenbeck hinzögen und Lärm und Gestampf und Getöse ruhelos schalle, wo früher „die unendliche Ruhe der Toten in unser Herz einzog". Doch um Gott! daß nur niemand glaube, dieser letzte so ganz unzeitgemäße Satz sei einer mittelalternden Zeitung entnommen, — von Ernst Kühnert*) hab ich ihn, und der darf sich wohl heraus-

*) E. Kühnert: Künstlerstreifzüge durch Reval. (1909.)

nehmen, den Vorwurf der Rückständigkeit in manchen Fällen zu wagen und herauszufordern, — den halt ich für fähig, den großen Schmerz zu verstehen, wenn es in einem Briefe heißt: „Wo wir im Moor und Sumpf Beeren und Pilze suchten, dampfen jetzt Hochöfen und Fabrikschlote, der Wald ist abgeholzt, die Heuschläge und Felder sind vernichtet, über die Weiden, über den Gutshof pfeift und rasselt die Eisenbahn; — wie lange wird der Kirchhofsfrieden gelten?" —

Also auch das muß noch ausgekostet werden. — So hab ich Koppel doch nie gesehn und nie zu sehen geträumt; ich habs gesehn im Sonnenbrand und in der Winterkälte, im Stümwehen und im Schlackwetter, im keimenden Frühling und im sterbenden Herbste; habs gesehen im strahlenden Mondlicht und in stürmender Nacht und im gepeitschten Gewitterregen — so hab ichs nie gesehn und wohl mir, daß ichs so nie mehr sehen kann! Doch ich weiß, wie es geworden ist, und das ist mehr fast, als sich ertragen läßt.

Wie war das damals befreiend, schon wenn Seywangs Allee erreicht war: weit hinten verhallte der Lärm der Straßen, — nun kam noch ein Mensch entgegen, dann noch einer, — dann wards still umher, und in der einsamen, tiefgefurchten Schlittenspur stapfst du mühsam weiter. Rechts laufen die Birken der Allee, alte vertraute Bekannte, in eilendem Sturmschritt vorüber und mit ihnen die großen Findlingsblöcke, wie seit lange bekannte Meilenzeiger; dahinter aber dehnt sich das riesige Schneetuch, das den Blaubeerenmorast deckt, bis weit zum Kirchhof von Fischermai, — und dann weiter noch die unermeßliche Fläche der Reede von Reval bis hinten zu den verschneiten Höhen von Wiems und Brigitten; — links aber erstrahlen in demselben Brillantfeuer die Millionen und aber Millionen Schneekristalle, die Morast und Weidegrund verhüllen, der mit scharfer dunkler Linie endlich von der Baltischporter Straße begrenzt wird und von dem dunklen Fichtenwalde vor Schwarzenbeck. Und dann tut sich zum Koppelschen Friedhofe hin die Fernsicht auf die Habersche Bucht auf und dahinter türmt sich, strahlend im Sonntagsfrieden, der Höhenzug von Liberty bis Kakkomäggi auf, der hier den Gesichtskreis abschneidet.

Nun ist die Höhe da, die Grenze von Ziegelskoppel, und in sanfter Neigung senkt sich der Boden, dem die Straße sich anschmiegt, zu den Ellerngehölzen, die den Friedhof umgeben, — und in steilerem Abfall zu den baumlosen Luchten vor den Öden der beiden Karlsö. Blendend in keuscher Reinheit liegt das bräutliche Linnen vor uns, das das Erdreich umschließt; Schweigen, tiefes, tiefes Schweigen ringsum. Kein Menschenlaut! — Doch dort, wo sich rechts die ganze Halbinsel mit scharfer Wendung ins Meer hinausstreckt, erhebt sich nun aus dem Uferwald eine schwarze, lebendige Wolke mit mißtönendem Krächzen gen Himmel und senkt sich rasch wie eine Prelldecke, die ungezogene Knabenhand regiert, wieder in die Wipfel, um sofort von neuem empor zu steigen und wieder zu fallen. Wie finstre, unwirsche Gedanken, die den Kopf umnebeln und die Sinne verdüstern, flattern die unheimlichen Trauervögel mit wehem, zagem, zornigem Gelärme durch die Lüfte.

Es ist nicht fremd, nicht unbekannt, was sie schreien, und sie verlangen und erlangen Gehör, da alles sonst schweigt: bald klingts wie Spott, wie ätzender Hohn, was sie krächzen, nun wie Haß und gellende Rache, nun wieder wie hülflose Verzweiflung, meist wie flehendes, drohendes Bitten um das tägliche Brot. Das sind die Proletarier unter den Vögeln, — Achtung oder Furcht vor ihnen, was wollt ihr lieber haben? Es ist erschreckend, wie sie uns unsere eignen Gefühle in maßlosester Erregung erkennen lassen. Habt ihr je einen Rabenvater gesehn, dem seine Brut zerstört, seine Kinder geraubt sind? Habt ihr in dieses fiebernde, wahnwitzig flackernde Auge gesehn, das keine Rücksicht auf sich, keine Todesfurcht mehr kennt? Versucht diese Sprache zu verstehn, vielleicht, vielleicht erlernt ihr dabei auch die Sprache der Menschen.

Vielleicht,— aber da gibts zuerst noch viel Verstimmung, viel Mißachtung in sich selbst zu besiegen. Das haben mich diese Raben in Koppel in langen Jahren gelehrt, gerade die in den Sümpfen des Uferwaldes. Habt ihr beachtet, wie sie sich die schlechteste Vorstadtwohnung aussuchen? Starkästige Bäume wie Eichen und Linden wählen sie nie, — Birken, so schwank sie sind, nur, wenn nichts billigeres zu haben ist. Aber wo der Sumpf es schwer möglich macht, heranzukommen, — wo brüchiges, leicht absterbendes Geäste, wie am Ellernbaum, das Klettern des Raubzeuges erschwert, da ist das Armenviertel der Landschaft, das sie bewohnen. In diese Falle lockten auch mich diese klugen Vögel, als ich einmal, übel beraten, mit zwei anderen ihre Nester ausnehmen ging: für solche Roheit ist der sonnige, wonnige Vorfrühling die richtige Zeit, wo die Blattknospen noch kaum erkennbar, das abgestorbene Holz nicht zu unterscheiden ist. Hoch im Wipfel der alten Eller war ich, dem Nest nahe, da brachen der Ast, auf dem ich stand, und der Ast, an dem ich mich hielt, und in sausendem Rasen schmetterte ich nieder. Daß ich den Hals nicht brach, wie ich verdiente, sparte der Sumpf mir, in den ich tauchte. Die Raben in dem Rabennest sind aber kreuzfidel gewest.

Natürlich hab ich damals davon nicht weiter gesprochen, es hat auch niemand, — meine Mutter war tot, — Veranlassung gefunden, nachzufragen, warum meine Kleider so aussahen, wie sie aussahen. Zu Fuß kam ich daheim an, und daß der Sturz mir geschadet hätte, hat mir niemand gesagt. Hat ja auch niemand etwas davon gewußt. Die beiden andern, die einzigen Zeugen, sind tot, ich lebe noch.

Ja, dieses Koppel hab ich wohl kennen gelernt!

Doch die schwarzen Vögel haben mirs heut angetan, ich wollte von ganz was anderem reden. Nur versteh ich die Verwandtschaft der behandelten Verhältnisse jetzt besser: das dank ich den Raben. — Es ist ein demokratischer Zug, den der Winter unverkennbar trägt, die Jahreszeit, die unbestritten ihnen gehört, und der insbesondre auf dem Kirchhofe zutage tritt: er macht keinen Unterschied zwischen Arm und Reich, zwischen Vornehm und Gering, er deckt alles mit derselben edeln Schlichtheit zu, und je feiner und auserkore-

ner der Stoff einer Denktafel ist, um so unerbittlicher sprengt der Frost am Steine, nagt der schmelzende Schnee am Gefüge des Males. Den Einzelnen läßt er nicht zu seinem Rechte kommen, und will einer dem Gestorbenen ein Liebes antun, im Winter kann er das nicht. Die Bäume und Büsche des Sommers vermögen allein dem bescheidenen Grabplatz so viel heimlichen Liebreiz, soviel hoheitsvolle Würde zu geben, daß der Friedhof einer der traulichsten, einer der weihevollsten Orte wird. Allerdings macht der Winter es leichter, diesen Frieden herzustellen, nach dem wir verlangen und uns sehnen. „Denn ein Begräbnis sollte wohl billig ein feiner stiller Ort sein", sagt Martin Luther, „wohin man mit Andacht gehen und stehen könnte, um dort den Tod, das jüngste Gericht und die Auferstehung zu betrachten und zu beten. So müßte dieser Ort eine Ehren-, ja fast eine heilige Stätte sein, so daß einer mit aller Ehrfurcht darauf wandeln könnte." Ich weiß nun allerdings nicht, ob alle, die nach Koppel hinaus kommen, mit derselben Ehrfurcht den Kirchhof betreten, wie Martin Luther, habe doch selbst vergnügte Gesellschaften, so Männlein wie Fräulein, mit Freßkörben und Bierflaschen und mit viel Gekakel und Geschnatter den kürzeren Weg zum Landhaus am Strande quer über den Kirchhof einschlagen sehn, und unrecht wär es ohne Frage, wenn Sogestimmte die gleiche Handlung dem Werftarbeiter zum Vorwurfe machten, weil er eben ein Werftarbeiter ist, — aber mir graut vor dem Gedanken, daß es in Koppel eben so weit kommen könnte, wie es auf dem estnischen Friedhof in Fischermai schon gekommen ist. Luther, — er redet hier von dem Beispiele des städtischen Kirchhofes in Wittenberg, — meint, daß die groß gezüchtete Gleichgültigkeit in Dingen von so ernster Natur, wie die Heilighaltung des Begräbnisses, zur Vergröberung und Verrohung des sittlichen Empfindens führen müsse: wenn man täglich, ja Tag und Nacht über den Kirchhof laufe und laufen müsse, ja, dann geschähe bald auf ihm allerlei, geschähen auch solche Dinge, die nicht zu sagen wären. „Dadurch wird dann die Andacht und Ehrfurcht, die den Begräbnissen gebührt, ganz und gar zunichte. Jedermann hält nicht mehr davon, als wenn er über einen Schindanger liefe, so daß der Türke den Ort nicht so in Unehren halten könnte, wie wir es tun. Und man sollte doch daselbst lauter Andacht schöpfen, den Tod und die Auferstehung bedenken und die Heiligen, die da liegen, schonen. Aber wie kann man das in einem öffentlichen Ort, über den jedermann laufen muß und der vor jedermanns Tür offen steht? Wenn je der Begräbnisort in Ehren stehen soll, so wollt ich lieber in der Elbe oder im Walde liegen. Aber wenn das Begräbnis draußen an einem abgesonderten stillen Ort, wo niemand durch-, noch darüberhinliefe, läge, so wär es gar geistlich, ehrenvoll und heilig anzusehen und könnte auch so hergerichtet werden, daß er die, die darauf gehen wollen, zur Andacht reizte."

Und soll es nun so werden, daß auch hier der Totengräber gestünde, nachts wage er sich nicht auf den Kirchhof! Nicht aus Furcht vor Gespenstern, auf seinem Kirchhof geb es solche nicht; aber seines Leibes Leben woll er sich

wahren, — und das sei dort nachts in der bösesten Gefahr, denn wer die Kreuze der Gräber aus böser Lust zertrümmere, wie sollte der gegen einen schlichten Mann die Hand nicht aufheben? Seit der Kirchhof von Fabriken umkränzt sei, seh es bös aus! — Wird auch in Koppel der Totengräber diese trübe Lehre schöpfen? Verzeiht, mir geht die Erinnerung wieder in Zeiten zurück, die vielleicht schon längst ihr Recht verloren haben. Auf der Olaiseite hab ich in der Wohnung des Totengräbers zum letzten Mal im Leben den ehrbaren Brauch des baltischen Bürgerhauses gesehn: sauber wie ein Küchenbrett war die ungestrichene Diele gescheuert und mit blendend weißem Sand in vornehmer Sparsamkeit bestreut. Es war ja die gute Stube, wo die trauernden Hinterbliebenen vorsprachen; da setzte die ehrbare Hausfrau bei geziemendem Gespräch eine Tasse Kaffee vor, — nicht in die Kneipe gings damals zu Grog und Grammophon. — Auch Sitte und Brauch sinken ins Grab.

Leise steigt hier das Land zum Höhenzuge der Halbinsel an, denn der Hauptweg ist es garnicht, der zum Kirchhof und weiter ins Fischerdorf und zu den Landhäusern führt; — der Hauptweg biegt rechts ab und führt durch eine verschlossene Pforte, die das Vieh abhalten soll, bergan am Gutshofe vorbei und durch eine zweite verschlossene Pforte hinaus in den Wald. Es war keine beträchtliche Landwirtschaft, die hier betrieben wurde, nichts fiel für den Menschen ab, alles galt dem lieben Vieh und seinem Wohlsein, das von den sieben Fleischern, die damals die Weide gepachtet hatten, offenbar nur aus Freundschaft und Hochherzigkeit so gepflegt wurde. Wiesenwachs, Heuschlag und Kleefeld und Erbshafer wurden gebaut, Korn kam nicht vor, aber es war doch umher ein freundliches Bild emsiger menschlicher Arbeit. Hier war ich wie zu Hause, und namentlich wenn im Herbste der Erbshafer auf den Kleereitern aufgeschobert war, saß ich darunter, bulsterte mir die trockenen Schoten aus und machte sie den rechtmäßigen Eigentümern abwendig. Der Verwalter, ein alter freundlicher Mann aus dem XVIII. Jahrhundert, wurde von mir als Onkel verehrt, und manches Wissen erfuhr ich, das er anderen vorenthielt. Er war ein Sonntagskind und hatte eine gesegnete Hand, so daß ihm vieles gelang, was anderen nicht gerät: so fand er einmal auf dem Felde ein Stück Wolkenbruch, wie Gallert sah es aus! Er packt' es in die Tasche, um es zu Hause näher zu untersuchen, doch es zerging ihm darin und er mußte nur den nassen Rock an die Sonne hängen. So ging sein Wissen der Nachwelt verloren. Vergeblich hab ich in alle Furchen und Haine geguckt, — mir ist das nie vorgekommen; dazu muß man eben besonders beanlagt sein.

Alles, wovon ich bisher geredet habe, liegt noch auf der Wurzel, mit der die Halbinsel im Festlande sitzt, — erst jetzt treten wir in den „Lustgarten der Natur." An seine Pforte war eine, — nun sagen wir, eine Trinkanstalt hingesetzt worden, und sie, denk ich, — ich weiß es nicht! — wird uns erhalten bleiben als rühmliches Zeugnis, als ehrendes Beispiel, daß die früheren Zeiten nicht besser gewesen sind, als die zukünftigen sein werden. Oder werden sie

andere, bessere sein? Wird dieses häßliche Gebäude, an dem der Fluch der Jahrzehnte klebt, erhalten bleiben, während das Kleinod des Landes vergraben wird?

Allerdings, — eine Werft dort zu bauen hat keinen Sinn.

Wir aber, wenn wir uns mit Stolz und Rührung des verschollenen Glückes erinnern, wollen uns bescheiden erinnern, daß für einen andern noch nicht Wonne und Glück zu sein braucht, was es uns ist. Gestehen wir es uns doch, was dem Platze fehlt! Wo sind seine Blumen? — Keine, keine ist da und kann keine da sein! Wir sind doch auf Weideland; so eine Kuh, so ein Pferd kümmert sich nicht nur nicht um den gelehrtesten lateinischen Namen der Blume, sondern fragt auch nicht nach Schönheit und Liebreiz, sondern frißt alles, was gut schmeckt und satt macht. Und so ist es durch Jahrzehnte, durch Jahrhunderte gegangen. Städtisches Weideland ist Ziegelskoppel immer gewesen, — daher auch sein Name. Saat hat hier nie eine Blume getragen. — Und wie ists mit Baumschlag und Buschwerk? Schlecht ists! Nadelholz findet ihr vereinzelt auf dem Kirchhofe. Auf der Halbinsel fehlt die Hoheit der Fichte, die bürgerliche Kraft der Kiefer, kaum eines trotzigen Wacholders kann ich mich entsinnen. Junges Birken- und Erlenvolk verspricht ja für die Zukunft das Schönste, aber jeder Erzug fehlt. Nur bärtige Ellerngreise treten vorsichtig den Abhang zum Meere hinab, waten in den Sümpfen. Adel fehlt ihm, Ordnung und Kraft. Man wird den einzelnen gern gelten lassen, das Gesamtbild aber wirkt nicht erfreulich. Herrliche Linden, wundervolle Eichen stehen hier und da verstreut versteckt im Walde. Wohl ihnen, wenn sie es bleiben, wenn nicht ihr Ruf jemand herausfordert, ein Herostratesrühmchen zu suchen. Dann kauft er sich Tatkraft, für 10 Kop. ein Schnapsglas voll, — ihr wißt schon, wo, — dann lodert die Opferflamme der Roheit einst um den heiligen Stamm, der hundert Jahre, ein kraftvolles Zeugnis lebendiger Vergangenheit, übertrotzt hat und vor dem kommenden Jahrhundert nicht bangt. Und jetzt sinkt er vor der trunkenen Laune eines Halbwüchslings in Asche, in Nichts, wie die große Eiche in Koppel, von der uns Sophie Dehio erzählt.

Doch sind Blume und Busch und Baum denn nötig, um die Gegend zu dem zu machen, was wir schön nennen? Kanns nicht die Macht der Bodengestaltung allein? — Was Kaukasus? was Pyrenäen? Sind nicht die vergletscherten Küsten Ost-Grönlands von überwältigendem Eindruck? Kann sich Naumann doch nicht erinnern, je einen schöneren Anblick genossen zu haben, als den in der Sandwüste der Sahara?

Immer weiter entfernt sich der Vergleich vom Wirklichen, von der Tatsache. Was hat mit dem allen Ziegelskoppel zu tun! Wo wäre denn hier das Majestätische in der Natur? In kurzen Terrassen steigt das Land von der Revalschen Reede zu mäßiger Höhe, in gefälliger Neigung lehnt sichs zur Habersschen Bucht wieder hinab. Da ist nichts Außergewöhnliches, nichts

erinnert ans Berner Oberland, nichts an die Sächsische, nicht einmal an die Livländische Schweiz, kaum mit Rocca al mare nebenan läßt sichs vergleichen!

Wenn also nichts da ist, was das Auge fesselt und rührt, ach ich verstehe dann: der Zaubersang der Vögel lockt und hält den verstaubten Städter, er ist ihm der unersetzliche Genuß, vor dessen Verlust ihm jetzt graut, wo andere mißtönende Werkgeräusche sich an die Stelle drängen wollen!

— Nichts von alldem! Hört ihr das hundertstimmige Krächzen aus dem Uferwalde? Wißt ihr nicht, daß die Eier der Singvögel des Rabengezüchtes liebste Nahrung sind? Wie soll die Paarung stattfinden, wenn jeder Lockruf vor Tagesgrauen schon, im tiefen Schummer des Spätabends noch überschrien und übertönt wird? wie soll eine Brut heranwachsen, wo jede Hecke vernichtet wird? Nein, Leben findet ihr hier nicht, — Leben, wie ihr es sucht, findet ihr auf dem Kirchhofe; hier im Wald ist es totenstill. —

So, also, so siehts mit der Schönheit aus, deren Verlust beklagt wird, als schlössen sich des Paradieses Pforten. Was bleibt euch denn noch zu beklagen?

Recht ist der Ausdruck: die Pforten des Paradieses schließen sich. Was noch zu beklagen bleibe? Lautet die Frage nicht richtiger und kürzer: Was bleibt uns jetzt? Grammophon, nicht wahr? und Kinematographentheater! Ist denn wirklich alle Freude und Wonne in jenen Dingen beschlossen, die ich vorhin verneint habe? Schien nicht früher die Sonne, leuchtete nicht der Tag über uns, ruhte nicht über uns der unendliche Himmel, strahlte uns nicht hier eine heilige Nacht? Fühlten wir die Freiheit der Luft nicht, die uns umwehte, weihten uns Sturm und Gewitter und Stüm nicht zu kraftvollem, trotzigem Wollen? — Und kann das in Zukunft noch so sein? — Die Poesie des Alltags, die uns das Leben heiligt, geht uns verloren. Das Gras vor unseren Füßen, der Zweig zu unseren Häupten, rede die unwiderleglichen Worte, daß das Unscheinbare und Schlichte, das immer da ist und überall, des Lebens erstes Erfordernis bleibt. — Um euch saht ihr in Ziegelskoppel Pferd und Rind. — „Wie gemein!" sagt jemand. — Tut die Augen nur auf: habt ihr sie so schon gesehn? Ach ja, nun fällts euch ein: im Bilde, bei Böhle, bei Potter und sonst. — Damals machtet ihr o! und ach! — tatet ihr das nur, weil im Buche steht, diese Bilder seien wunderschön? Macht die Augen auf: hier stehen Böhles Pferde vor euch, hier Potters Rinder, hier die ganze geknechtete Kreatur, die einmal, einmal doch! Freiheit verkosten darf! — „Aber diese hier sind nicht schön!" widersprecht ihr. — Nein, sie sind wie wir selbst, wenn wir endlich des Tages Werk und Gesellschaft entflohen sind. Können wir sie darum schelten? hören wir uns selbst gerne schelten, wenn wir uns für andere müde und krank gearbeitet haben, wie Meuniers Grubenpferd?

Drunten aber rauscht das Meer ans Gestade, in immer gleichmäßigen Wogen, in immer wechselnden Wellen, wie ein ewiger homerischer Sang. Ja, das ist schön, unendlich schön! — und ergreifend, überwältigend, wie des

Meeres Sang ist auch sein Bild, das uns umschließt. — Es ist bei Nagasaki und Kapstadt dasselbe, wie bei Ziegelskoppel, meint ihr. Nein, es ist nicht dasselbe, selbst der Mond, der uns scheint, der Spiegelschwabe hat ganz recht, ist nicht derselbe, der in Memmingen vom Himmel guckt, das Land gibt ihnen einen unfaßbaren Charakter. Meer und Windeshauch und Beleuchtung — ist des Menschen Geist in seiner unmeßbaren Unendlichkeit begreiflicher als sie! und doch schmiegt er sich dem einzelnen unlösbar an und formt sich nach ihm. Und so tuts auch jede andere Naturerscheinung, — sie gehört zu dem Orte, dem sie entstammt und läßt sich von ihm nicht trennen. Die Schönheit der Odyssee ging Goethe erst auf den Wellen des Mittelmeers auf und an der Küste der Nordsee deklamierte Herder begeistert Ossians Lieder. — Auch Koppels Krähen werden bald nicht mehr sein, — mir tuts leid. Scheucht dem Manne seine schwarzen Gedanken von hinnen, glücklicher werdet ihr ihn dadurch nicht machen, sie kehren wieder. Vertreiben könnt ihr sie nicht, sagt Luther, sorgt nur, daß sie keine Nester auf euren Häupten bauen. Und klug sind sie, diese Vögel; der Vater der Götter ließ sich all seine Weisheit von ihnen zuraunen.

Andere aber werden noch stolz darauf sein wollen, daß sie das Land von seiner Plage erlösen. Sind die Wolken, die sie an ihrer Stelle auffliegen lassen, weniger schwarz? Die Sonne verliert ihren Schein, der Tag sein Licht, der Schnee seinen Glanz, das Wasser seine Klarheit, Bäume und Gras ihr Grün, und an die Stelle des warnenden, drohenden Rabengekrächzes ist Sausen und Rasseln und Pfeifen getreten; da denk ich oft an des Heidedichters Hermann Löns Gedicht vom Bohrturm. Kennt ihr es? Ein gutes Gedicht! — Vielleicht findet auch ihr darin, was euch lieb ist:

Es steht ein schwarzes Gespenst im Moor,
Das ragt über Büsche und Bäume hervor.
Es steht da groß und steif und stumm,
Sieht lauernd sich im Kreise um.

Im Rosenrot prangt das Heideland:
Ich ziehe Dir an ein schwarzes Gewand.
Es liegt das Dorf so still und klein:
Dich mach ich groß und laut und gemein!
Der Bauer schafft im goldenen Feld:
Ich nehme dein Land und gebe dir Geld.
Des Hafers goldene Rispen wehn:
Hier sollen schwarze Häuser stehn.
Es blitzt der Bach im Sonnenschein;
Bald wirst du schwarz und schmutzig sein.
Es rauscht der Wald so froh und stolz:
Dich fälle ich zu Grubenholz.

Die Flamme loht, die Kette klirrt,
Es ziſcht der Dampf, der Ruß, der ſchwirrt;
Der Meißel frißt ſich in den Sand.
Der ſchwarze Tod geht durch das Land.

Da ſieht man doch gleich die Gehäſſigkeit der ungerechten Verdächtigung: in Ziegelskoppel wird gar kein Bohrturm gebaut!

Freilich, freilich; einen Bohrturm baut man dort nicht.

❀ ❀ ❀

Der Volksgeſang in den ſchwäbiſchen Kolonien Transkaukaſiens.*)

Iſt Freund und Heimat noch ſo ferne,
Sag: wer verläßt dich nie? —
Es ſind die ſchönen Heimatlieder
Und ihre Melodie.
O. Klooß.

Wenn es wahr iſt, daß ſich Seele und Charakter eines Volkes im Volksliede am innigſten ausſpricht, ſo iſt es auch wahr, daß unſere Koloniſten noch die echteſten Deutſchen ſind, mag auch ſonſt über ſie geſagt werden, was da wolle; denn es gibt (wohl auch in Deutſchland) wenige Gegenden, wo das Volkslied mehr geſungen wird, als in unſeren kaukaſiſchen Kolonien. Es begleitet den Koloniſten von der Wiege bis zum Grabe. Es iſt gleichſam der „treue Eckart", den Mutter Germania ihren Kindern in den fremden Kaukaſus mitgegeben als einen Hort, der dafür bürgt, daß ſie ihr nicht verloren gehen. Denn „ſolang der Heimat Lieder hier von deutſcher Zunge klingen, ſo lang wird echtes deutſches Blut in unſern Adern rinnen" ſingt O. Klooß im „Lied der Deutſchen im Kaukaſus", und das iſt nicht eine bloß dichteriſche Redensart, ſondern es iſt Wahrheit und Wirklichkeit. Davon wird man überzeugt, wenn man tiefer über das Weſen des Volksliedes nachdenkt.

Viele Volkslieder ſind uralt, hunderte, ja vielleicht tauſend Jahre. Man darf nun aber nicht ihren Wert in ihrem Alter ſuchen und ſagen: weil ſie ſo alt ſind, darum ſind ſie ſo wertvoll und ſo beliebt; wie etwa eine alte Münze, die, wenngleich ihr eigentlicher Geldwert keine 5 Kopeken beträgt, doch mit vielen Rubeln bezahlt wird, wenn ſie vielleicht aus der Zeit Alexanders des Großen oder der Perſerkriege ſtammt. Bei einem alten Volksliede iſt es umgekehrt: ſein Alter liegt in ſeinem Wert, oder genauer geſagt: weil es ein ſo echtes, wertvolles Lied iſt, darum hat es ein ſo hohes Alter erreicht, iſt durch all die Jahrhunderte nicht untergegangen, d. h. nicht vergeſſen worden, ſon-

*) Aus dem „Deutſchen Kalender für den Kaukaſus auf das Jahr 1913", herausgeg. von der Redaktion der „Kaukaſiſchen Poſt".

dern immer frisch und lebendig geblieben, immer und immer wieder gesungen worden. Als es gedichtet wurde, sind gewiß noch viele andere Lieder gleichzeitig entstanden; sie alle sind vom deutschen Volke unterwegs liegen gelassen worden, das eine früher, das andere später, wie ein Kind allerlei Flittertand liegen läßt, nachdem es eine Zeitlang mit ihm gespielt hat. Nur von seinem echten Liede hat sich das deutsche Volk nicht trennen mögen, wohin es auch verschlagen wurde.

Denn das echte Volkslied gehört eben mit zum eigensten Wesen eines Volkes, von dem es, so lange es noch ein Eigenleben hat, so wenig lassen kann wie von seiner Muttersprache. Ja, wie die Sprache das allgemeine Mittel ist, durch das ein Volk sein eigentümliches Gedankenleben mitteilt, so ist das Lied gleichsam die verfeinerte, zartere, über alles Gemeine geadelte Herzenssprache, durch die es seine tiefsten Seelenregungen, seine innigsten, zartesten Gemütsstimmungen, seine eigentümlichsten Gefühle ausspricht. Ein Volk, das kein Volkslied hätte, würde damit zeigen, daß ihm dieses edlere Innenleben fehlt, wie einem verschnittenen oder künstlichen Wein die lebendige Blume und der feine ausgeprägte Charakter, also gerade das, was ihn als Wein adelt, oder wie einer Papierblume, die eben gar keine Blume ist, der Duft und der zarte Schmelz der Farbe.

Freuen wir uns darum, daß das feinduftende Naturblümlein des deutschen Volksliedes in unseren Kolonien in höchster Blüte steht, trotz des fremden Klimas und der fremden Sonne und trotz wiederholter ungünstiger Witterungsverhältnisse. Denn an Strömungen, die dem Volksliede feindlich waren, und an Versuchen, sein Ansehen zu schmälern und seine Verbreitung einzudämmen, hat es bei uns auch nicht gefehlt. In einer Kolonie erinnern sich die älteren Leute noch aus ihrer Jugendzeit, wie man einmal glaubte, der Antichrist müsse jetzt kommen, weil der Lehrer in der Schule das Liedchen einübte: „Kuckuck, Kuckuck, ruft's aus dem Wald. Lasset uns singen, tanzen und springen" u. s. w.; und in einer anderen, als vom Sängerchor das Lied gesungen wurde: „Es geht bei gedämpftem Trommelklang". Auch ich kenne eine Zeit, wo abends von den Gassenbuben fromme Psalmen und weinerlich-heilige, methodistisch-englische Melodien gesungen wurden, weil sonst der Straßengesang vom Pfarr- und Schulzenamt verpönt war. Nur damals konnten in unseren Kolonien Liedersammlungen eine Verbreitung finden, wie die von Ernst Gebhardt, von deren Inhalt man einen Begriff bekommt, wenn man einige seiner „Perlenchöre" mit dem Original zusammenstellt:

Gottes Rat beim Scheiden.

Im Original.	Bei Gebhardt.
1. Es ist bestimmt in Gottes Rat, Daß man vom Liebsten, das man hat, Muß scheiden.	1. Es ist bestimmt in Gottes Rat, Daß man vom Liebsten, das man hat, Muß scheiden.

Wie wohl doch nichts im Lauf der Welt
Dem Herzen, ach, so sauer fällt,
Als Scheiden!

2. So dir geschenkt ein Knöspsein was,
So tut es in ein Wasserglas;
Doch wisse:
Blüht morgen dir ein Röslein auf,
Es welkt wohl schon die Nacht darauf,
Das wisse!

3. Und hat dir Gott ein Lieb beschert,
Und hältst du sie recht innig wert,
Die Deine,
Es wird nur wenig Zeit wohl sein,
Da läßt sie dich sogar allein,
Dann weine!

4. Nun mußt du mich auch recht verstehn:
Wenn Freunde auseinander gehn,
So sagen sie auf Wiedersehn!
Auf Wiedersehn!

Wie wohl doch nichts im Lauf der Welt
Dem Herzen, ach, so sauer fällt,
Als Scheiden!

2. Vertrau auf Gott, gib alles dran,
Es führet dich ja himmelan
Sein Wille.
Drum, wär es auch dein bester Freund
Um den dein Herze heute weint,
Sei stille!

3. Sinkt alles Irdsche hin in Staub,
Begehrt der Tod den Leib zum Raub,
Sei fröhlich!
Hast du nur Jesum zum Gewinn,
So bist du jetzt und immerhin
Doch selig!

4. Nun wirst du mich erst (!) recht verstehn;
Wenn Christen auseinander gehn
So sagen sie: „Auf Wiedersehn;
Wenn hier nicht, doch in Zions Höhn!"
Auf Wiedersehn in Zions Höhn.

Abschied vom Wald.

Im Original (Eichendorff). Bei Gebhardt.

1. Wer hat dich, du schöner Wald,
Aufgebaut so hoch da droben?
Wohl den Meister will ich loben,
So lang noch mein Stimm' erschallt.
Lebe wohl, du schöner Wald!

2. Tief die Welt verworren schallt;
Oben einsam Rehe grasen,
Und wir ziehen fort und blasen,
Daß es tausendfach verhallt.
Lebe wohl, du schöner Wald!

3. Was wir still gelobt im Wald,
Wollens draußen ehrlich halten,
Ewig bleiben treu die Alten,
Bis das letzte Lied verhallt.
Schirm dich Gott, du schöner Wald!

2. Was wir brünstig, jung und alt,
Hier dem Herren still versprochen,
Dabei bleib' es ungebrochen,
Gottes Kraft gibt uns den Halt.
Lebe wohl, du jung und alt!

3. Wo dein Fuß auf Erden wallt,
Über dir der Herr regieret,
Der die Seinen treulich führet
Und zur Ruhe bringet bald.
Lebe wohl, der Herr kommt bald!

Auf die Melodie: „Es geht bei gedämpftem Trommelklang" — singt er ein Lied vom verlorenen Sohn, das wieder eine Verhunzung des bekannten

Voglschen Gedichtes ist, dessen Anfang lautet: „Ein Wanderbursch mit dem Stab in der Hand."

In solchen Zeiten pflanzte sich das Naturblümchen des Volksliedes nur draußen in der Wildnis fort, unter Jägern und Gassenbuben und in den Häusern der Niedrigen, sowie in den Zusammenkünften der Lehrjungen und Strickmädchen an Winterabenden. Ihnen ist es zu verdanken, daß ein so großer Reichtum von echten Volksliedern bis auf uns gekommen ist, wie denn überhaupt unser duftiges Blümlein, dem Maiglöckchen gleich, in freier Naturluft am besten gedeiht. Heute ist sein Ansehen allgemein bei jung und alt, hoch und niedrig, und ich glaube, in allen Kolonien. Dazu haben gute Liederbücher, wie die von Heim (Volksgesänge), Erk (Frische Lieder und Gesänge), Weber u. a. und die Pflege des Volksliedes in Schule und Gesangvereinen nicht wenig beigetragen. Zwar gibt es auch jetzt noch Leute, die über ein Lied, wie etwa „Muß i denn, muß i denn zum Städtele naus", als über einen Gassenhauer die Nase rümpfen, doch nach Gesinnungsgenossen sehen sie sich dann meist vergeblich in der Gesellschaft um.

Die Zahl der in den Kolonien gesungenen Lieder, auch solcher, die in keinem Buche zu finden sind, ist geradezu erstaunlich. Ein Fremder kann sich davon überzeugen, wenn er nur einmal eine Hochzeit oder eine größere Jagd oder einen allgemeinen Ausflug in den Wald oder ins Feld mitmacht, ja es genügt dazu ein Gang an einem Frühlingssonntag ins Freie, wo sich die Jugend belustigt, oder durchs Dorf an einem Herbstabend, wenn auf den Balkonen das Welschkorn ausgezogen wird. Da quellen die Lieder unaufhörlich wie die Wasserbrunnen. Es gibt Frauen (beim Heften der Weinreben kommen sie hie und da zusammen), aber auch Männer, deren Liederreichtum unerschöpflich ist. Oft sind es gerade die materiell weniger Bemittelten, aber ihr Reichtum an wirklichem Lebensinhalt wiegt den der gefühlstoten Geldleute gewiß weit auf.

Was wird nun auf den Kolonien gesungen? Ja, wer das so geschwind sagen könnte! Alles Mögliche wird gesungen, Geistliches und Weltliches, Lustiges und Trauriges, nur — nichts Unanständiges. Das darf man dreist behaupten. Eine vollständige Sammlung würde die edelsten Perlen des deutschen Volksliedes enthalten, dazwischen würde freilich auch viel Mittelmäßiges vorkommen, das sein Bürgerrecht jedoch durch seine Melodien behauptet; endlich würden auch einige Lieder dabei sein, die transkaukasischen Erdgeruch an sich tragen, da sie in den Kolonien entstanden sind. Eins der letzteren will ich hierher setzen, ohne mir über seinen Wert ein Urteil zu erlauben; ich will nur bemerken, daß es wohl auf allen Kolonien das Lieblingslied der Rekruten ist.

1. Warum ist denn die Falschheit
So groß in der Welt,
Daß alle junge Burschen
Müssen ziehen ins Feld!

2. Nach Tiflis marſchieren
Und ſich laſſen viſitieren,
Ob ſie taugen, ob ſie taugen,
Ob ſie taugen fürs Feld.

3. Der Hauptmann ſteht draußen,
Schaut ſeine Leute an:
„Seid nur luſtig, ſeid nur fröhlich,
Greift nur herzhaft drauf an!“

4. Zu meinem Vater, zu meiner Mutter,
Zu meiner Schweſter, zu meinem Bruder,
Und zu allen meinen Freunden
Muß ich ſagen ade.
Darum tut mir der Abſchied
Aus der Heimat ſo weh.

❀ ❀ ❀

Nachdruck nur mit Quellenangabe geſtattet.

Die drei Temperamente.

Von Ph. Cornies. (Roſenort in Taurien.)

Drei Stare ſaßen auf hohem Dach,
Ganz oben auf roſtiger Fahne,
Sie ſchauten hernieder und pfiffen gemach,
Es waren drei nette Kumpane.

Der erſte ſprach: „Wohlauf zum Flug,
Es gilt ein Neuland zu roden;
Zum Lande der Sehnſucht mit ſtarkem Zug
Reißt's mich vom heimiſchen Boden.

Und bricht das Verderben in unſ're Reih'n
Ich bleibe treu der Parole!
Der dritte Star ſoll verloren ſein:
Ich halte den Flug zum Pole!“

Der zweite ſprach: „O Jemine!
Iſt das ein Land zum Erbarmen!
Bald rieſelnder Regen, bald Märzenſchnee,
Wer ſchafft uns Futter, uns Armen?

Ich fliege zurück, ich halts nicht aus,
Zu teuer iſt mir mein Leben;
Abſcheuliches Land voll Sturm und Graus,
Ich will dich nimmer erſtreben!“

Der dritte ſprach: „Man ruhig Blut,
Was ſchwätzt ihr von Pol und Süden?
Man bleibe im Lande und nähre ſich gut,
Das nenn' ich ein Leben in Frieden!

Mich ſchert nicht die tolle, verwegene Tat,
Ich trau nicht dem ſchmeichelnden Wahne,
Ich ſtelle mir ſelber das Poſtulat:
Bleib ruhig auf deiner Fahne!

Und schwenkt sie nach Süden, ich schwenke mit,
Schau ruhig dem Nordwind entgegen,
Ein bißchen Schnupfen schadet mir nit,
Ich bin darum nicht verlegen.

Und schwenkt sie nach Norden und bringt mir Glück,
So putz ich mir Mantel und Kragen,
Ich werfe den Kopf in den Nacken zurück
Und pfeife so recht mit Behagen.

So leb' ich als Muster von einem Star
Im Kreise von Kind und Kegel,
Und wandele treulich von Jahr zu Jahr
Nach dieser goldenen Regel!"



Bücherbesprechungen.

1.

Theophile von Bodisco, Im Hause des alten Freiherrn. Roman. 1913. S. Fischer. Berlin. 287 S. Preis geb. 3 Rbl.

Theophile von Bodisco ist als Schriftstellerin in Abhandlungen und Skizzen (in letzteren unter dem Namen Magda Kaarsen) hervorgetreten. Nun legt sie ihre erste große Dichtung der Öffentlichkeit vor. Denn diesen Namen verdient ihr Roman, er zeigt die künstlerische Entwickelung, die seine Verfasserin durchgemacht. Hier sind nicht bloß einzelne feine Beobachtungen und Zeichnungen, wie in den Skizzen, hier rundet sich alles zu einem größeren Lebensbilde, wie es ein Roman verlangt. Und nicht zu einem Allerweltsbilde, dessen Umrisse so wenig scharf sind, daß es überall und nirgends spielen kann. Hier entrollt sich wirklich ein Stück baltischen Lebens, wir fühlen uns tatsächlich auf einen estländischen Herrensitz versetzt. Der liebevolle alte Freiherr von echter Vornehmheit, Klotilde, die sich nach hartem Kampfe eine schöne Seelenruhe und ein stilles Wirken für andere errungen, der geistreiche, zart empfindende Charles ohne rechtes Lebenszentrum, die tiefe, verschlossene, opferfähige Cäcilie, der gutmütig-feinfühlige Horst und wie sie alle heißen: wir erkennen in ihnen, wenn auch nicht immer ganz ausgesprochen, den baltischen Typus, wir glauben es ihnen, daß sie auf ein estländisches Gut gehören oder gehören können. Freilich ist es kein Durchschnittsgut. Wer sich, ohne das baltische Gutsleben zu kennen, aus diesem Buche ein allgemeines Bild machen wollte, würde von der Wirklichkeit schwer enttäuscht werden. Es ist eine Seelenkultur, wie sie gewiß nur selten erreicht wird, wie sie aber doch unter unseren Verhältnissen gedeihen kann. Diese Menschen sind so feinhörig, sie leben in einer so zarten und dünnen Luft, ihr Interesse ist so sehr einer höheren Sphäre, der Literatur, Musik, der Seelenpflege zugewandt, daß sie schon deshalb nicht als typisch baltisch im gewöhnlichen Sinne des Wortes gelten können. Und doch: die eine Seite baltischen Herrenlebens ist hier getroffen, die Seite, die der Verfasserin gelegen hat. Über die andere Seite dieses Lebens gleitet sie völlig hinweg. Auch im Hause des alten Freiherrn mag bisweilen ein halb-

deutscher Verwalter von Torgen, Pferdemärkten, Viehfutter und Prozessen mit zahlungsunlustigen Pächtern geredet haben, auch in dieses Haus mag die Sorge um die schwierigen Beziehungen zu einer undeutschen Landbevölkerung hineingeragt haben, auch in diese Höhenluft mag der Geruch von Schmierstiefeln und gedüngten Feldern hineingedrungen sein: aber wir erfahren von alledem nichts, so gut wie nichts. Die Dichterin setzt die Grundlagen einer höheren Existenz voraus, sie schildert sie nicht. So fehlt denn ihrem Buche allerdings jener Erdgeruch, wie er zu einem vollständigen Gemälde baltischen Herrenlebens gehört. Aber Lokalkolorit hat der Roman trotzdem. Auch die reichsdeutsche Wirtschafterin, die im Buche vorkommt, auch die Russin, die eine so bedeutsame Rolle spielt, tragen, zum Teil schon als Kontrastfiguren, dazu bei, die geschilderte Gesellschaft als eine baltische hinzustellen.

Auf die Fabel des Romans soll hier natürlich nicht eingegangen werden. Es ist seltsam, wie noch immer so viele Kritiker sich gemüßigt sehen, ihrem Dichter die Erzählung vorwegzunehmen. Von dem spannenden Gange der Handlung soll hier nichts verraten werden. Und obgleich es der Verfasserin mehr auf die Gestalten als auf die Handlung ankommt, so muß doch gerade die Sorgfalt, mit der sie die Handlung aufgebaut hat, anerkannt werden. Schnell sind wir drin, sehen uns bald in die Verwickelung eingeführt und beobachten fast bis zum Schluß ein schönes Anschwellen. Auch dienen einige dunkle Töne am Ende dazu, vor einem konventionellen Abschluß zu bewahren.

Es ist heute Mode, ein Buch, das man lobt, durch Vergleiche herauszustreichen. Sehr gefährlich. Wie leicht kann gerade durch solche Blicklenkung auf berühmte Dichter das kleinere Talent in den Schatten gestellt werden. Uns Balten liegt es aber doch nahe, bei einen neuen baltischen Roman an Pantenius zu denken. Und da ist es uns denn gerade wichtig, neben seine kräftigen Bilder mit Betonung der durabeln Seiten baltischen Lebens nun die Bodiscosche Schilderung feinsten Seelenumgangs zu stellen. Mancher würde sich vielleicht in diese Schilderung noch einige kräftigere Töne hineinwünschen, ein anderer statt der zarten Federzeichnung ein Freskogemälde verlangen. Lassen wir aber das Meistern! Freuen wir uns dessen, daß die Dichterin gerade das geboten hat, was sie zu bieten imstande war. Dadurch hat ihr Buch jene Echtheit und innere Wahrheit gewonnen, die wirkliche Teilnahme abnötigen. Man spürt aus diesen Zeilen den frischen Hauch eigenen Erlebnisses. Und viele Erinnerungen an lebendige Menschen mögen hier verarbeitet sein.

Endlich noch ein Wort über die Sprache und den Dialog in diesem Buche. Sie haben ein eigenartiges Gepräge. Das auffällig Baltische ist fast stets vermieden, und das paßt wohl zu der vergeistigten Sphäre, in der diese Gestalten leben. Die Unterhaltungen bewegen sich meist auf einem höheren Niveau und geben dem Leser manch geistreichen Gedanken, manch tiefes Problem auf den Weg. Doch vermeidet es die Verfasserin, ihre Gestalten bloß als Dolmetscher eigner Reflexionen zu behandeln. Sie reden ihren individuellen Stil. Anders die junge Generation als die alte, und die Kinder wieder anders. Schlicht und wahr nimmt es sich aus, wie neben dem gelehrten Witt und dem klug spintisierenden Charles der alte Freiherr sich ausdrückt, wenn er in der Tischrede an seinem Geburtstage sagt: „Wenn ich heute vor euch stehe, muß ich wieder für die Treue danken. Sie erscheint mir als etwas Hohes, und ich möchte, wie unser Freund, einen naturwissenschaftlichen Vergleich ziehen und sagen: daß sie wie die Gravitation ist, ohne die nichts im Weltall zu denken ist. So soll sie unser Leben zusammenhalten. Darum

bitte ich euch alle, nehmt als Erinnerung an diese Stunde die Bitte eines alten Freundes entgegen: haltet die Treue hoch, zu allem, wozu ihr in ein Verhältnis gesetzt seid. Arbeitet sie aus in euch, die Treue für Heimat und Leben, die Treue zu Gott."

Und mit diesen Worten des alten Freiherrn wollen wir hier schließen und unsere Leser bitten, das Buch selbst zur Hand zu nehmen.

Riga. Erich v. Schrenck.

2.

Frances Külpe: Kinder der Liebe; die Geschichte einer Familie. München. Georg Müller. 1913. Preis geb. M. 5.—

Der neue Roman von Frances Külpe ist im gewissen Sinne eine Fortsetzung des vorigen: „Doppelseele". Während es sich dort darum handelte, zu zeigen, wie eine unrastige, auf der einen Seite träumerische und grüblerische, auf der andern Seite leidenschaftliche, eigenwillige und trotzige Natur nach mühevollem Ringen sich harmonisch ausgleicht, kommt es der Verfasserin hier darauf an, festzustellen, welche Früchte dieser heiße und siegreiche seelische Kampf schließlich zeitigte. Heinz Stürmer — auch der Name des Haupthelden ist geblieben — hat sich als Oberverwalter der Güter eines Großfürsten eine achtbare Lebensstellung erworben. In dieser ländlichen Stille durchlebt er in Gemeinschaft mit jener Frau, die ihn seine Harmonie finden ließ, in der — wie er selbst sagt — „Rausch und Traum eins geworden" sind, ein wundersames Familienidyll. Nicht nur auf die Ehegatten erstreckt es sich, sondern auf alle Personen, die in dem Hause des Verwalters wohnen oder in näheren Beziehungen zu ihm stehen: auf die russische Studentin Janina, die der gute Geist des Hauses ist und die wegen ihrer Aufopferungsfähigkeit und Hilfbereitschaft im Dorfe „die Heilige" genannt wird, auf Stürmers Halbbruder Iwan, der mit hündischer Treue an seinem Bruder hängt, weil dieser ihn aus seiner, durch die Schande der Geburt verursachten Niedergeschlagenheit aufrüttelte und zum Bewußtsein seines Menschentums brachte, auf den alten jüdischen Uhrmacher, dessen Neffe mit Hilfe der Frau Stürmer, die selbst einmal Künstlerin gewesen war, die Möglichkeit erhielt, sich zum Sänger auszubilden; es scheint fast, als wären alle diese, mit so feinem Empfinden ausgerüsteten Menschen Mitglieder einer kleinen stillen Gemeinde, die durch ein unsichtbares, unendlich zartes und fein gewobenes Band — nennen wir es Liebe im höchsten Sinne des Wortes — zusammengehalten würden. Sie sind alle „Kinder der Liebe". Kein Wunder, daß Iwan Gurin, nachdem er selbst an diesem Idyll teilgenommen hat, sich wieder nach ihm zurücksehnt, sein philologisches Studium aufgibt und den Beruf eines Volksschullehrers ergreift, um nur in der nächsten Nähe dieser Menschen leben zu können. „Bei Kindern der Liebe zu weilen", begründet er seinen Entschluß dem Bruder gegenüber, „mit ihnen in ihrem Sinn zu wirken, unseren armen verwahrlosten Kindern des Volkes zu nützen, ist das nicht ein Ziel so hoch und schön, daß es das bischen philologische Gelehrsamkeit aufwiegt?"

Der einzige Störenfried in diesem Idyll ist der kleine Heino. Nicht etwa, weil er minder edle Eigenschaften als die anderen besitzt, sondern, im Gegenteil, weil ihm die Natur ein noch sensibleres Gemüt beschert hat. In ihm wiederholt sich das Schicksal des Vaters: die gleiche Unrast, die gleiche Heißblütigkeit und Leidenschaft, das gleiche Verträumtsein. Aber alles äußert sich bei ihm in gesteigertem Maße. Auch ihm haftet der Makel einer unehelichen

Geburt an — er ist das Pfand einer früheren Neigung Stürmers, aber er vermag nicht, wie Iwan, darüber hinwegzukommen. In seinem leidenschaftlichen Gemüt löst sich die Erkenntniß dieser Tatsache in einer erschütterden Tragödie aus. Heino kennt nur eins in der Welt — seine Mutter, die in Wirklichkeit nicht seine Mutter ist. Sie liebt er mit einer ungestümen, verzehrenden, kaum mehr kindlichen Liebe. Als sie selbst einen Sohn gebiert und naturgemäß ihr Gefühl nun ihrem eignen Fleisch und Blut gehört, beginnt Heinos Tragödie. Abneigung erfaßt ihn gegen den jüngeren Bruder und gleichzeitig quält ihn der Gedanke an den Verlust der Liebe seiner Mutter. Den Höhepunkt erreichen diese Qualen bei der Entdeckung, daß er eigentlich gar keinen Anspruch auf diese Mutterliebe erheben darf. Von dem jüngeren Bruder verlangt er Gewißheit, Bestätigung der furchtbaren Wahrheit. Dieser verweigert sie ihm. Da will Heino das Geständnis von ihm erzwingen. Er fährt ihn auf einem schwankenden Boot in die Mitte des Flusses und beginnt durch Hin- und Herschaukeln des Bootes den Bruder zu ängstigen, um auf diese Weise ihn zum Sprechen zu bewegen. Und schon geschieht das Unabänderliche — der kleine Erik fällt über Bord und versinkt in den Fluten.

Mit dem Tode Eriks wäre der Roman eigentlich zu Ende. Das Idyll ist zerstört; das tragische Ereignis hat einen Mißklang in diese Harmonie so vieler Seelen hineingebracht, einen Mißklang, der sich nicht mehr ausgleichen läßt. Aber die Verfasserin gibt sich damit nicht zufrieden. Wie sie diese Menschen in ihrem Glück geschildert hat, so will sie sie nun auch auf ihrem Leidenswege begleiten. Und hier offenbaren sie sich genau als dieselben edlen, gemütstiefen Menschen. Am schwersten hat Heino unter der Bürde seiner Schuld zu tragen. Kein Vorwurf trifft ihn seitens der Eltern, keine Verminderung ihrer Liebe erschwert ihm sein Schicksal, und doch vergehen Jahre, bis er die furchtbare Erinnerung verwindet.

Daß die tragische, tief ergreifende Kindergestalt des kleinen Heino am tiefsten aus der Seele der Dichterin erwachsen ist, spürt man auf jeder Seite des Romans. Wenn sich im einzelnen auch manchmal Bedenken erheben gegen die allzugroße Frühreife dieses Knaben, die zuweilen sich nicht ganz mit der Wahrscheinlichkeit deckt, so wird man doch der subtilen Ausmalung der Gestalt die größte Bewunderung zollen müssen. Schon einmal hat die Külpe in der Schilderung eines heranwachsenden Jungen ihre Darstellungskunst glänzend bekundet — das geschah bei dem kleinen Peter Wanderer im „Schmerzenssohn" —, hier zeigt sie diese Kunst in vollendeter Meisterschaft. Und nicht auf Heino allein trifft dieses Urteil zu; es hat auch Geltung für die übrigen Gestalten des Buches. Selbst die interimistisch auftretenden Personen sind mit wenigen Strichen scharf und lebendig charakterisiert. Wenn die Külpe bisher noch im Aufstieg war, so darf man angesichts ihres letzten Werkes getrost behaupten: jetzt hat sie die Höhe erklommen.

Leipzig. Dr. Valerian Tornius.

3.

Jahrbuch für bildende Kunst in den Ostseeprovinzen. Herausgeg. vom Architektenverein in Riga. 6. Jahrgang. Riga. 1913. Preis 5 Rbl.

Das diesjährige, vom Rigaschen Architektenverein herausgegebene Jahrbuch für bildende Kunst in den Ostseeprovinzen leitet ein äußerst interessant geschriebener, mit gut gewählten und in der Mehrzahl gut reproduzierten Illustrationen ausgestatteter Artikel über „Alt-Rigasche Höfchen"

ein, aus der Feder des Architekten Heinz Pirang. Unaufhaltsam dehnt sich Riga über seine ehemalige Begrenzung hinaus; wo einst Gärten und kleine Sommersiedlungen den Städter „ins Grüne" lockten, streben jetzt riesige Mietskasernen „mit hohen Brandmauern, Minimal-Lichthöfen und Prachtfassaden" empor. Das „Höfchen", seit dem 17. Jahrhundert bis in die siebenziger Jahre des 19. Jahrhunderts hinein der Sommersitz des wohlhabenden Rigaschen Bürgers, mit den lauschigen Häuschen und dem wohlgepflegten Garten dazu, es ist fast verschwunden; nur vereinzelt hat sich hier und da eine dieser idyllischen Stätten erhalten, um die sich so manche liebe Erinnerung an das Leben der Vorfahren schlingt. Es war ein Verdienst Pirangs, den Spuren dieser Kleinkunst nachzugehen und im Bilde das festzuhalten, was unter dem vernichtenden Andrang der modernen Großstadt bald zum Mythus geworden sein wird. Außer einer Anzahl von zeichnerischen und Lichtbildaufnahmen ist der Artikel mit zwei reizenden Aquarellen geschmückt, die Hermann Huhn beigesteuert hat. Huhn ist von Beruf Lehrer einer strengen Wissenschaft, aber Mutter Natur hat ihm zugleich ein schönes künstlerisches Können mit auf den Weg gegeben, das sich in den beiden Beigaben aufs beste dokumentiert.

Mit den Reproduktionen nach farbigen Gemälden ist man nicht immer glücklich; das beweist auch dieses Heft. Bilder namentlich, die völlig auf ihre Farbenwirkung berechnet sind, erscheinen in der Reproduktion grau und schal und lassen den Eindruck des Originals nicht ahnen. Das hätte bei der Auswahl mehr berücksichtigt sein sollen. Anerkennenswert sind die Dreifarbendrucke. Jan Rosenthals farbig reproduzierte, etwas sehr robuste „Eva" schätzen wir zwar nicht zu seinen besten Leistungen dieser Art, aber wir erhalten einen guten Gesamteindruck des Originals, wenn auch dessen feines Silbergrau in der Wiedergabe entschieden verloren hat. Sehr gut erscheint dagegen die farbige Wiedergabe von Otto v. Kursell's „Adam und Eva", eines Bildes, das zugleich in seiner künstlerischen Auffassung des Vorganges von Bedeutung ist. Auch die übrigen Reproduktionen nach Handzeichnungen v. Kursell's sind zu loben. Gut wiedergegeben ist auch Rosenthals „Ostermorgen" — Christus erscheint den Frauen. — Der Rest von gegen zwanzig Illustrationen verteilt sich auf neun Künstlerinnen und fünf Künstler.

Sehr reichhaltig ist die Abteilung „Architektur" durch die Veröffentlichung einer Anzahl der neuesten Wettbewerbe, und interessant ist es dabei den rapiden Wechsel in den architektonischen Ausdrucksformen, des Stils, wie man im allgemeinen sagt, zu beobachten. Unsere hastende Zeit kennt die Stetigkeit der Entwicklung nicht mehr; nur ein Jagen nach Neuem, Originellem durchdringt, wie alles Leben, auch die Kunst, um schließlich erschöpft den verlorenen Faden beim „Alten" wieder anzuknüpfen. So sehen wir auch hier, wie neben der Losung „Los von den historischen Stilen! — los vom Ornament!" — und neben dem Warenhausstil, die Neigung zum Klassizismus, vorläufig zum Empire, wieder auftaucht. Hie Messel — hie Schultze-Naumburg. Und selbst der alte liebe Schinkelsche Hellenismus lugt schon wieder herfür! — Das erinnert mich lebhaft an ein launiges Tafellied zu einem Berliner Schinkelfest, das den Stilwechsel seit 1870 geißelt:

— — — — — —

Und wie lang' wird's währen,
Kommst auch Du zu Ehren,
Unseres heut'gen Festes Schutzpatron

— — — — — — — —

Aus der Bodenkiste
Hol' ich deine Büste
Und bekränze sie mit frischem Grün;
Wieder geht mein Sehnen
Nur zu den Hellenen usw.

Von dem, was baltische Kunst auf dem Gebiete der Skulptur geleistet hat, erzählen uns zwölf Illustrationen. Bezeichnend ist, daß, wie in der Malerei, auch hier die Frauenarbeit überwiegt. Sehr beachtenswerte Arbeiten sieht man von Konstance v. Wetter-Rosenthal und Agi Jürgens.

Unter den in der letzten Zeit zur Ausführung gekommenen Bauten, die wir veröffentlicht finden, sind mehrere hübsche Landhäuser bemerkenswert.

Der Raumkunst und dem Kunstgewerbe ist nur ein verhältnismäßig sehr geringer Raum zugewiesen. Auch sind Arbeiten auf diesem Gebiete, die ein höheres Interesse beanspruchen könnten, nicht vorhanden.

Der 6. Jahrgang des Jahrbuchs reiht sich seinen Vorgängern würdig an. Auch als Leistung einer einheimischen Druckerei und Kunstanstalt kann er vor jeder Kritik bestehen. Es seien ihm noch viele Nachfolger gewünscht!

Riga. Dr. W. Neumann.

4.

Aus vergangenen Tagen. Der „Altlivländischen Erinnerungen" neue Folge, herausgegeben von Fr. Bienemann. Reval 1913. Verlag von Franz Kluge. 275 Seiten 8°. Preis geb. Rbl. 2.50.

Der Erfolg, den der eifrige baltische Sammler und Historiker Fr. Bienemann um die Weihnachtszeit des Jahres 1911 mit seinen „Altlivländischen Erinnerungen" erzielte, hat den Herausgeber zur Zusammenstellung der nun vorliegenden „neuen Folge" veranlaßt. Auch dieses Buch wird zu den vielen Lesern des ersten Teiles sicherlich zahlreiche neue gewinnen. Denn einmal ist der historische Sinn unter den Deutschbalten bekanntlich recht entwickelt und äußert sich um so reger, wenn der rein sachliche Inhalt durch die Hineinbeziehung von persönlich, gesellschaftlich und familiengeschichtlich interessanten Kapiteln aus einer Zeit gewürzt wird, die uns z. T. durch die mündlichen Schilderungen älterer Zeitgenossen des vielgelobten baltischen „Stillebens", z. T. auch in ihren letzten Ausklängen gar persönlich bekannt ist. Zum anderen ist es psychologisch ja recht verständlich, wenn unter dem Druck der Politik der „Angliederung" der Ostseeprovinzen und des immer drohenderen Anwachsens der Konkurrenz der indigenen Bevölkerung auch in weiteren Kreisen der deutschbaltischen Gesellschaft die Blicke zurückschweifen in die „gute alte Zeit" zu Anfang und um die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Die Erinnerung an jene Tage, da die deutsche Vorherrschaft noch eine unbestrittene Selbstverständlichkeit war und dementsprechend der Genuß und nicht der Kampf des Lebens im Vordergrunde stand, wird stets das Herz eines jeden mit der Heimat verwachsenen Deutschbalten erwärmen. So fesselt also die Bienemannsche Sammlung in doppelter Hinsicht, — als kulturhistorischer Beitrag zur jüngsten Geschichte der Ostseeprovinzen und als wehmütiges Gedenkblatt vergangener Sonnentage. Bienemann hat seinen Stoff diesmal Quellen entnommen, die nicht jedermann mehr zugänglich sind, nämlich alten Jahrgängen der „Nordischen Rundschau" (von 1884), des „Rigaer Tageblatt" (von 1889), der „St. Petersburger Zeitung" (1891 und 1902), der „Baltischen Monatsschrift" (Bd. XXXIII, XXXIV und 1907) und der „Düna-

Zeitung" (von 1902). Die erste Schilderung „Ein Sommerritt durch Livland" entstammt der Feder Alexander v. Rennenkampffs, des Freundes Wilhelm v. Humboldts: der Vf. weiß recht fesselnd — der Redaktionsstift Bienemanns hat einige Längen ausgemerzt — seinen Ritt aus Riga auf das Familiengut Schloß Helmet mit den mancherlei Stationen bei gastfreien Bekannten und Verwandten darzustellen. Die zweite Schilderung ruft uns Land und Leute „aus dem Estland der vierziger Jahre" ins Gedächtnis, namentlich die patriarchalisch einfachen Verhältnisse unter den Bauern; ihr Verfasser ist W. F. Eichhorn. In die „gute alte Zeit" des baltischen Edelhofs, Pastorats und Doktorats führt uns die nun folgende Darstellung eines unbekannten Schreibers, die aus dem „Rig. Tgbl." herübergenommen ist. In diesem Kapitel ist die Atmosphäre des sorglosen Friedens, des ungetrübten Glücks am häuslichen Herd im allgemeinen zwar durchaus gelungen festgehalten; dennoch reizen gerade diese Erinnerungsblätter — sie bilden den längsten Abschnitt der vorliegenden Sammlnng — leicht zum Widerspruch. Der Grund liegt darin, daß der Vf. mit etwas garzuviel Entzücken vom Lebensidyll unserer Großväter und Väter spricht, wobei immer wieder der Verflachung und Idealosigkeit der Generation von heute gedacht wird. Der Leser wird, meine ich, im Grunde gegen des Memoirenschreibers eigene Absicht zu einer gewissen Skepsis veranlaßt. Denn war in der „guten alten Zeit" bei uns wirklich alles rosa und ist in der bösen Gegenwart unsere Gesellschaft wirklich so gemütsroh und gottverlassen, wie er zu glauben scheint? Sehr lesenswert sind die in Abschnitt IV abgedruckten „Jagdbilder aus dem alten Livland", — nach Bienemanns Vermutung von Julius Eckardt: hier weht uns würziger Heimatsodem erfrischend entgegen und die mancherlei Jägertypen sind lebensvoll geschaut. Dasselbe gilt von den sehr gelungenen „Erinnerungen an Alt-Neubad um das Jahr 1850" und den vortrefflichen Stavenhagenschen „Reminiscenzen aus kurländischer Vergangenheit". Sie rufen die Erinnerung an manche früher in weiten Kreisen populäre Persönlichkeit, sei es aus Dorpats Universität oder Liv- und Kurlands Adel, wieder wach. Die gesellschaftlichen Zustände in der Anfangszeit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts mit ihrem kaum weniger gemütlichen Zuschnitt und der Fülle ihrer Prachtgestalten beleuchten die Kapitel VII. VIII und IX. Das erstere von ihnen stammt vermutlich ebenfalls von Julius Eckardt, dessen geistvoller Stil und den Kern der Erscheinungen erfassende Darlegung sich sofort verraten. Der gleiche Vorzug zeichnet den Tagebuchauszug aus den 40-er bis 60-er Jahren und das Schlußkapitel „Um die Mitte des Jahrhunderts" aus, letzteres wiederum von Eckardt. Diese beiden bilden nach dem subjektiven Geschmack des Referenten den gehaltreichsten Teil des ganzen Buches. Denn sie beschränken sich nicht auf die Betrachtung der Momente allein, die „damals" das Leben als so freundliche Gewohnheit erscheinen ließen, wollen den Leser nicht lediglich wehmütig stimmen über das Vergangensein dessen, was nicht wiederkehrt, sondern bemühen sich auch, aus den früheren Zeitläuften die Gegenwart zu verstehen. Das aber ist für uns das Wichtigste. Schließlich bemißt sich der Wert eines jeden Buches nach dem inneren Gewinn, den es zu vermitteln vermag. Lösten die von Bienemann gesammelten Reminiscenzen lediglich eine gewisse Sentimentalität darüber aus, daß Alt-Livlands Sonne keine Schäferidyllen mehr bescheint, so verdiente es nicht mehr als das Epitheton „ganz nett"; unsere zeitgenössiche Generation aber, die vielen harten Notwendigkeiten des Lebens immerhin noch recht ratlos gegenübersteht, muß Kraft und Mark aus dem Gedenken der Väterzeit gewinnen können. In diesem

Sinne verlangt das Bienemannsche Buch kritische — also nicht zu jugendliche—Leser, die sich zu sagen vermögen, daß nicht die äußeren heutigen Verhältnisse allein, sondern auch wir, unsere zu sehr auf das Idyll eingestellten Lebensgewohnheiten schuld sind an vielen Unstimmigkeiten der Gegenwart und daß auch die Lebenden Recht haben!

Reval. Adolf v. Keußler.

5.

Dr. phil. Walter Rothes: Russisches und Polnisches, Reisebilder und Kulturstudien. Mit 1 Titelbild und 27 Abbildungen im Text. 1912. Regensburg und Rom, Druck und Verlag von Friedrich Pustet. VIII+175 Seiten. Preis M. 1.—.

Das Rothes'sche Büchlein bildet eigentlich nur durch die Tatsache seiner Existenz eine Vermehrung des Büchermarktes. Es will „Reisebilder" und „Kulturstudien" bieten, steckt sich also ein recht anspruchvolles Ziel. Reisebilder? Sie sind allenfalls vorhanden. Kulturstudien? Wir haben keine in dem Opus finden können. Denn alles das, was der Vf. als Kulturstudien aufgefaßt sehen möchte, trägt den Stempel der Oberflächlichkeit und Unorientiertheit. Ein paar Beispiele. Dr. Rothes erklärt unter anderem: „Waschwasser und Seife sind in Rußland, nicht nur bei den Juden, sondern auch in sogenannten „ersten" Gesellschaftsklassen sehr seltene, wenig gebrauchte Artikel." — „An eine andere, zuerst unangenehm auffallende Tatsache (in Moskau), nämlich die, daß die Mehrzahl aller russischen Gesichter pockennarbig ist, gewöhnt man sich allmählich." — „Weihwasser kennt die russische Kirche nicht." Und so weiter. Wer Rußland so wenig kennt, daß er zu Behauptungen der zitierten Art kommt, sollte das Schreiben oder wenigstens die Veröffentlichung von Reise- und Kulturbildern aus dem Reich, in dem wir wohnen, lieber unterlassen. Dasselbe Urteil muß auch über des Verfassers Auslassungen hinsichtlich der russischen Kunst gefällt werden: wir finden dort kaum mehr als landläufige Gemeinplätze, wie man sie aus dem Munde von Ausländern hört, die nach einem Aufenthalt von einigen Tagen, bestenfalls Wochen in Rußland mit ihren Ansichten über die Heimat des „Wutki" fertig sind. Auch von den Reisebildern aus Petersburg, Moskau und Kijew läßt sich nicht sagen, daß sie mehr oder wenigstens in einem anderen Licht bieten, als was im Bädeker oder Meyer enthalten wäre, nur daß diese Reisebücher systematischer und zuverlässiger sind. Man fragt sich daher unwillkürlich, wem zum Nutzen der Vf. das sonst ganz gefällig ausgestattete Büchlein glaubt geschrieben zu haben? — Besser und entschieden mehr in die Tiefe gehend ist der Polen und polnische Kultur betreffende Teil der Edition. Als ehemaliger Dozent an der Kgl. Akademie zu Posen hat der Vf. ja auch reichlich Gelegenheit gehabt, polnisches Wesen unmittelbar zu studieren.

Reval. Adolf v. Keußler.

Herren- und Damen-Konfektion
fertig und nach Maß.
Ges. H. Zuckermann & Ko.
Riga, **Kalkstr. 5.**
Bestellungen werden innerhalb 24 Stunden ausgeführt.

Eine Kraftquelle
ist der konzentrierte pasteurisierte kurländische
Malzextrakt
von **C. W. Rutt. Billiger als jeder andere Malzextrakt, fast 3 mal billiger als Biomalz.** Eine energetische Kraftquelle, ein Energiereservoir erster Ordnung. Die Neutralisierung der schädlichen Harnsäure, die wichtige Verbrennung im Körper, die Alkaleszens des Blutes, die Blutbildung und die Nervenernährung, die Neuschaffung gesunden Stoffes und verjüngender Kraft, das alles ist die Wirkung von Malzextrakt.
Malzextrakt schafft keine Korpulenz,
sondern nur diejenige Fülle gesunden markigen Fleischansatzes, die normaler Weise und individuell zu erreichen ist. Er ist leichtest verdaulich, wohlschmeckend, natürlich, rein und frei von Alkohol, Essenzen, Salicyl, Zucker, Glyzerin und dergl. Eine Kur mit Malzextrakt ist eine Auffrischungs- und Verjüngungskur. Malzextrakt schafft Fleisch und Blut! Er ist ein berufener „Lebenssaft" für Frauen, Mädchen, Kinder und Kranke. Preis pro Pfund 35 Kop. 10 Pfund inkl. Blechdose R. 3.30.
Versandhaus H. Sööte, Riga, Alexanderstr. 13. Tel. № 54-62.

Herren- und Damen-Garderoben-Geschäft
A. LUKASCHEWITZ & Ko.
RIGA, Grosse Königstrasse Nr. 8. — Telephon Nr. 35-28.
Elegante und schnelle Ausführung.
Grosse Auswahl von in- und ausländischen Stoffen.

Engl. Magazin **J. Redlich, Riga.**



Englische Fussbälle

sowie

sämtliches Zubehör für das Fußball-Spiel.

Tennis-Schläger

erstklassiger Firmen.

Illustrierter Sport-Katalog zu gefl. Verfügung.

1-е заочные кулинарные курсы.

Полный курсъ лекцій для самообученія „СКРОМНЫЙ и ПОСТНЫЙ СТОЛЪ“ около 1000 рецептовъ кушаній, напитковъ, печенья, компотовъ, вареній, сладкихъ блюдъ, пироговъ и др., слишкомъ 300 стр. убористаго шрифта. Цѣна съ пересылк. наложеннымъ плат. 2 руб. 60 коп.

НАСТАВЛЕНІЕ какъ правильно вести домашнее хозяйство и приготовлять экономическіе вкусные и питательные обѣды съ приложеніемъ разрѣзки мяса и украшенія стола и блюдъ около 100 стр. съ рисунками. Цѣна 1 руб. 20 коп. Обѣ книги вмѣстѣ 3 р. 35 к., (можно марками). Съ заказами обращаться исключительно къ Я. К. ПЕТЕРСУ, С.-Петербургъ, Петерб. стор., Большой просп. № 56.

ПО УДЕШЕВЛЕННОЙ ЦѢНѢ!

ВРЕМЕННО РАСПРОДАЕТСЯ

Вмѣсто 10 руб. за 4 руб. 50 коп.; въ роскошн. золотомъ тиснен. переплетѣ 7 руб. 50 коп.

15 ТОМОВЪ ПОЛНАГО СОБРАНІЯ около **5.000** стран. большого формата. **СОЧИНЕНІЙ**

Гюи де-Мопассана.

Имя Гюи де-Мопассана гремитъ славою не только среди соотечественниковъ, но и среди всего міра. Достаточно указать отзывы И. С. Тургенева и Льва Толстого, чтобы судить о томъ высокомъ положеніи, какое Гюи де-Мопассанъ занялъ въ исторіи всемірной литературы. Памятникъ, воздвигнут. ему въ Парижѣ, краснорѣч. говоритъ о симпатіяхъ французской націи. Его произведенія разошлись разновременно болѣе 300 изданій въ сотняхъ тысячъ экземплярахъ и переведены на языки всѣхъ народовъ. Сочиненія его особенно большой интересъ предѣтавляютъ теперь, когда такъ много говорятъ О ПОЛОВЫХЪ ОТНОШЕНІЯХЪ МУЖЧИНЪ и ЖЕНЩИНЪ. Въ его романахъ читатель найдетъ разрѣшеніе этого вопроса въ изображеніи правдивой дѣйствительности Книги высылаются наложеннымъ платежемъ: пересылка за счетъ покупателя по почтовому тарифу, упаковка безплатно.

Задатокъ въ размѣрѣ **2 р. 50 к.** прошу выслать, можно марками почтовыми или гербовыми, безъ сего заказы не высылаются.

Единственный складъ для всей Россіи: С.-Петербургъ, Петерб. Сторона, Большой пр. 5—61, Я. К. ПЕТЕРСЪ.

AUTOMOBIL-CENTRALE RIGA

A. von Kuhlberg

Georgenstraße 2.

Abteilung I.:

Automobile,

Abteilung II.:

Elektrische Anlagen

jeder Art.

ПОЛЬЗУЙТЕСЬ СЛУЧАЕМЪ.

Поступили въ продажу по удешевленной цѣнѣ 3 большихъ тома около 800 страницъ убористаго текста.

ПОСМЕРТНЫЯ ХУДОЖЕСТВЕННЫЯ ПРОИЗВЕДЕНІЯ

ГЕНІАЛЬНАГО ПИСАТЕЛЯ

Л. Н. ТОЛСТОГО.

Высылаемъ съ пересылкой наложеннымъ платежомъ вмѣсто 3 р. 50 к. за 2 р. 50 к. или по полученіи всей стоимости, можно марками, заказы выполняетъ единственный складъ для всей Россіи:

С.-Петербургъ, Петербурск. стор., Большой пр., № 56-1. Я. К. ПЕТЕРСЪ.

Die Petroleum-Mandelseife

„Victoria"

welche aus besten Fetten zubereitet und keine schädlichen Substanzen enthält, wird zum Waschen der Wäsche ohne zu kochen als Desinfektionsmittel bestens empfohlen.

Ges. Victoria, Minsk, Gouvernementsstadt.

Georg Seemel, Riga,

Theater-Boulevard 7,
vis-à-vis d. Stadttheater.
Telephon 32-92.

:: **Damen-Confection und Pelzhandlung.** ::

Въ настоящій моментъ кровавыхъ событій въ **Турціи** и на **Балканахъ** нѣтъ болѣе популярной и занимательной книги для чтенія, полной невѣроятныхъ любовныхъ и политическихъ интригъ и разоблаченій жизни мусульманскаго Востока, столкнувшагося съ цивилизаціей Запада, какъ сенсаціоннѣйшій романъ

„ТУРЕЦКІЙ СУЛТАНЪ“

ИЛИ

„ТАЙНЫ КОНСТАНТИНОПОЛЬСКАГО ДВОРА“

популярнѣйшаго въ Европѣ романиста-историка

ГЕОРГА БОРНА.

Свыше 1.000 страницъ убористой печати большого формата на роскошной бумагѣ.

Въ виду ограниченнаго количества остающихся экземпляровъ этой занимательнѣйшей книги, предлагаемъ поспѣшить съ заказами на книгу, которая высылается **немедленно** по полученіи **3 руб.** (съ упаковк. и пересылкою) или налож. платежомъ при задаткѣ въ **1 руб.** (можно почтов. и гербов. марками), безъ чего заказы не выполняются.

Всю корреспонденцію: денежную, заказную и простую надлежитъ адресовать:

С.-Петербургъ. Петерб. Стор., Большой просп.
№ 56 А. Я. К. ПЕТЕРСУ.

Reklame-Institut u. Zeichen-Bureau J. J. Liebermann, Riga, Elisabethstr. 22. Tel. 81-81.
Anfertigung von Bauplänen, sowie für Villen und andere Gebäude. Maschinenzeichnungen. Pläne für Feldmessungen und elektr. Beleuchtungen. Künstl. Anfertigung von Porträt-Vergrößerungen, Plakaten, Clichés und modernen Dekorationen.

40 ДНЕЙ
!!! БЕЗПЛАТНО !!!

Если Вы въ теченіе 40 дней не выучитесь свободно говорить, читать и писать по нѣмецки, французски, англійски и латински по нашимъ самоучителямъ, составлен. по новѣйшему методу (всѣ другіе — реклама), **ДЕНЬГИ ВОЗВРАЩАЕМЪ ОБРАТНО.** Цѣна самоучителя одного языка съ перес. налож. плат. 1 р. 10 к., 2-хъ — 1 р 90 к., 3-хъ — 2 р. 80 к., 4-хъ — 3 р. 65 к. Заказы исполн. един. складъ для всей Россіи: **С.-Петербургъ,** Петерб. стор. Большой пр. 56., **Я. К. ПЕТЕРСЪ.**



F. Stadler, Riga, Telephon 5917. Kl. Königstr. 17
Photographische Apparate und Bedarfsartikel, Projektionsartikel, Lichtbilder-Serien.
Kataloge kostenlos.



zoll- und portofrei ins Haus geliefert direkt aus der Schweiz

Kleider von 9 R. 50 K. an. **Blousen** von 3 R. 85 K. an.

Bebe- u. Kinderkleider
von 4 R. 45 K. an.

Beste Schweizer-Stickerei auf Batist, Voile, Tüll, Crepon, Marquisette, Wolle und den modernsten Seidenstoffen.

Verlangen Sie heute noch
Muster und Pariser-Modebilder gratis.

Wir verkaufen unsere Stickereien unkonfektioniert, dagegen liefern wir die Schnittmuster für jedes Modell in jeder beliebigen Grösse, auf Bestellung.

Schweizer & Ko.
Luzern T 20 (Schweiz).

Hämorrhoiden können schnell, ohne Berufsstörung, **unter Garantie** geheilt werden. Senden Sie Krankheitsbericht an **A. K. Richter, Feodossia.** 5. M.

Schwer erziehbare Kinder, sowie Kinder, die durch Krankheit oder aus andern Ursachen in ihrer Entwicklung und ihren Fortschritten zurückgeblieben sind, oder den Anforderungen der Schule nicht genügen, finden in meinem Hause Aufnahme. Es soll ihnen durch genau angemessene, streng beobachtete hygienische Lebensweise, entwickelnden, individuellen Unterricht und sorgfältige Erziehung in völlig veränderter Umgebung ein neuer Anstoß zu gedeihlicher Entwicklung gegeben werden.

Kinder, die ausschließlich in ihren Schulleistungen zurückgeblieben sind, — sogenannte schwache Schüler, können als Externe für den größten Teil des Tages aufgenommen und durch intensiven, individuellen Unterricht rascher gefördert werden.

Auch Schüler, die hier am Ort öffentliche Anstalten besuchen, werden als Pensionäre aufgenommen, stehen aber in der von der Schule nicht beanspruchten Zeit als Glieder des Hauses ausschließlich unter dessen Einfluß, werden in ihren Schularbeiten beaufsichtigt, und, wenn nötig, in schwächeren Fächern gefördert. Die Umgangs- und Unterrichtssprache ist Deutsch.

Der Preis für Pensionäre beträgt im Schuljahr 700 Rbl., für Tagesschüler je nach dem Klassenprogramm nicht unter 50 Rbl. monatlich. Der Preis für wohnende Zöglinge, die auch den ganzen Unterricht im Hause genießen, wird nach den Erfordernissen vereinbart, kann aber nicht unter 80 Rbl. monatlich, — beim Kursus der Vorklassen und der I. Schulklasse, — nicht unter 90 Rbl. von der III. Schulklasse ab, festgesetzt werden.

Mein Heim befindet sich in **St. Petersburg,** Wass. Ostr., am Großen Prosp. Nr. 44, Wohn. 1, — vom 15. Mai an für die Sommermonate am estländ. Strande, auf dem Gute Türsell in der Nähe von Sillamäggi. Frau Inspektor **K. Thomson.**

Buchdr. der „Revalschen Zeitung", Reval. — Verantwortlicher Redakteur: **Hans J. Eggers.**

FR. WIEGAND'S

Naphthamaschinen „RUSS“

sind innerhalb **2** Jahren über **300** Stück mit ca. **6000** PS in Betrieb genommen

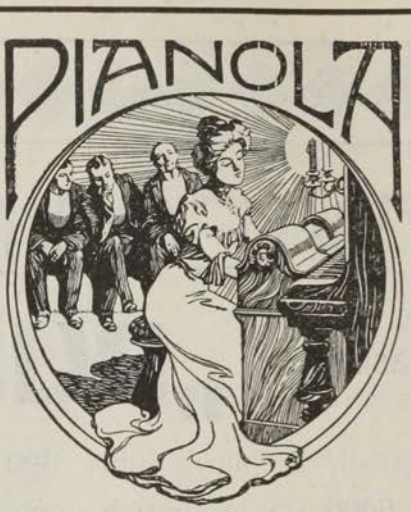
MASCHINENFABRIK
FR. WIEGAND



REVAL

1910 St. Petersburg **goldene Staats-Medaille**
1910 Jekaterinoslaw **große goldene Medaille**
1911 Reval **goldene Medaille**
1912 Baku **große goldene Staats-Medaille**
1912 Reval **goldene Medaille**
1912 Rostow am Don **große goldene Medaille**

Außer diesen **15 erste Preise.**



Das PIANOLA

gibt jedermann die Fähigkeit, sofort und fehlerlos Klavier zu spielen und ein Repertoir von über 16000 Kompositionen zu beherrschen. Durch

das PIANOLA

ist es möglich, die mühseligen Studien der Klaviertechnik zu überbrücken. Man kann sich ein Urteil nur dann bilden, wenn man

das PIANOLA

gehört hat.

65-tönig Rbl. **650.—**. 88-tönig Rbl. **850.—**.

Vorführung unverbindlich.

Alleinvertreter für Russland

JUL. HEINR. ZIMMERMANN.

RIGA, Scheunenstrasse 15.